

Die Ortenau

Zeitschrift
des Historischen Vereins für Mittelbaden

89. Jahresband 2009



OFFENBURG/BADEN
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

Die Ortenau

89. Jahresband 2009

Die Ortenau

Zeitschrift
des Historischen Vereins für Mittelbaden

89. Jahresband 2009



Redaktion
Dr. Martin Ruch

OFFENBURG/BADEN
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

www.historischer-verein-mittelbaden.de

ISSN 0342-1503

Für den Druck dieses Jahrbuches haben das Regierungspräsidium Freiburg und der Ortenaukreis Zuschüsse gewährt.

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem, umweltfreundlichem Papier.

Redaktionsschluss 1. April

Verlag Historischer Verein für Mittelbaden e.V.

Gesamtherstellung: VVA Konkordia GmbH, 76534 Baden-Baden

Nachdruck und photomechanische Wiedergabe nur mit Genehmigung des Vereins und der Verfasser

Inhaltsverzeichnis

Jahresversammlung 2009	2
Grußwort zur Hauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden	9
Sportgeschichte	
Editorial	10
Gerhard Finkbeiner (†) Der Europameister der Sportholzfäller kommt aus dem Schuttertal Stefan Eble vom Katzweilerhof in Schuttertal-Michelbronn	11
Peter Schwörer Treppauf, bergauf und rückwärts auf Rekordjagd Thomas Dold aus Steinach: Weltrekordhalter in Außenseiter-Sportarten	19
Eckhart Ibach Ringgen um Erfolg Martin Knosp – eine beispiellose Ringerkarriere	35
Cornelius Gorka Kurt Spitzmüller Sportler und Politiker aus dem „schnellsten Dorf der Welt“	41
Gertrude Siefke Die Ortenauer Hochspringerin Ellen Mundinger	55
Martin Frenk Albert Hauser Eine – fast – vergessene Radrennsportlegende aus dem Ried	65
Manfred Merker Turnlehrer Baumann Großherzoglich-badischer Schulsport in Offenburg anno 1840	81
Christel Seidensticker Von der Badelust am Schutterstrand	103
Gernot Kreuz Vom Schwimm-Unterricht vor 150 Jahren	113
Ingrid Hahn Vereinsleben in Willstätt – dem Dorf an der Kinzig	115
Martin Ruch Jüdische Sportjugend in Offenburg nach 1933	143

Günther Zeeb	
Geschichte des Handballsports in Kehl	151
Martin Furtwängler	
Nicht nur Champagner und Wettfieber	
Zum sportlichen Aspekt der Galopprennen in Baden-Baden	161
Andreas Klotz	
100 Jahre Verein für Bewegungsspiele Bühl	177
Cornelius Gorka	
Landesturnfeste in Mittelbaden	185
Eckhart Ibach	
Vater der schnellen Beine	
Helmut Häfele – eine beispiellose Trainerkarriere	217
Cornelius Gorka	
Geschichte des ehemaligen Offenburger Kinzigstadions	223
Reinhard Schemel	
Entwicklung der Turnvereine in Offenburg	229
Uwe Schellinger	
Das kleine „Wunder von Friesenheim“	
Fußballgeschichte und Dorfgeschichte 1953 bis 1963	237
Martin Walter	
Früher Motorsport in der Ortenau: Das Ruhestein-Bergrennen	
1946 war die erste deutsche Rennveranstaltung nach dem	
Zweiten Weltkrieg	267
Freie Beiträge	
Konrad Krimm	
Steinbach, das Stadtrechtsprivileg von 1258 und die Markgrafen	
von Baden	275
Constanze Albecker-Gänser	
Ein „Bestseller“ im 16. Jahrhundert	
Francesco Petrarca	
Von der Artzney bayder Glück des guten und widerwärtigen	287
Manfred Merker	
Der Froschmäusekrieg, ein seltener venezianischer Wiegendruck	
(1486) in der Historischen Bücherei Offenburg	295
Walter E. Schäfer	
Ein rätselhafter Kupferstich zur Schlacht bei Willstätt im Jahre 1675	321

Hans-R. Fluck „... gleich als ob sie lauter Atheisten wären ...“ Beziehungen zwischen den Fischern von Kehl und der Straßburger Fischerzunft im 17./18. Jahrhundert	331
Andreas Gößner Friedrich Wilhelm Hermann (1859–1943) Ein Lebensbild zum 150. Geburtstag von Offenburgs erstem Oberbürgermeister	345
Johannes Werner Die guten Schwestern Aufstieg und Niedergang der Frauenorden in der Ortenau	361
Franz Hahn Die Krankenpflegeschule der Kongregation der Franziskanerinnen vom Göttlichen Herzen Jesu Gengenbach	371
Martin Ruch Major Karl Plagge, ein „Gerechter unter den Völkern“, und Alfons von Deschwanden (Offenburg): „Sie waren für uns ein leuchtender Stern in der Dunkelheit!“	383
Uwe Schellinger Der vergessene Fotograf: Wolf Schmucl Borowitzky aus Nordrach (1892–1940)	391
Wolfgang M. Gall Gescheitert oder erfolgreich? Die Entnazifizierung der Stadtverwaltung Offenburg 1945–1947	397
Wolfgang M. Gall Oskar Wiegert – Vom Ortsgruppenleiter zum Dorfschullehrer	423
Leonhard Tomczyk Gutacher Impressionen von Gertel Hagemann	435
Heinz Nienhaus Historische Gutachtäler Doppelhäuser	443
Heinz Nienhaus Spurensuche in Bad Rippoldsau	455
Ulrich Coenen Das Haus des Gastes in Bühlertal Eine Festhalle der Architekten Heinz Gaiser und Bruno Feigenbutz ..	469
Andre Gutmann Straßenname und Straßenverlauf – Zum Wegenetz der Offenburger Altstadt zwischen dem 14. und frühen 19. Jahrhundert	475

Landrat Frank Scherer Bericht über das Kreisgeschehen 2008	503
Junge Autoren	
Kilian Derdau Die Kapelle „Maria-Hilf“ in Hinterohlsbach	513
Claudia Albers Athletenverein Zell am Harmersbach	529
Forum	535
2009: 100 Jahre „Badische Heimat“; Ruch: Israelitische Standesbücher aus Baden und Württemberg; Ruch: Zug der Erinnerung; Ruch: Gottlieb Konrad Pfeffel zum 200. Todestag (1. Mai 2009); Grimmelshausen-Kongreß 2010; Les Amis du Vieux Strasbourg – Freunde Alt-Straßburgs; Ruchs: Ölberg-Meister	
Neue Literatur	543
Kleine Geschichte der Schwäbischen Alb / Kleine Geschichte der Evangelischen Kirche in Württemberg / Kleine Geschichte der Länder Baden und Württemberg, 1918 – 1945 / Kleine Geschichte der Ein- und Auswanderung in Baden-Württemberg / Kleine Geschichte der Stadt Basel (Ruch); Bihrer / Kälble / Krieg: Adel und Königtum im mittelalterlichen Schwaben (Ruch); Breitkopf: Frauenalb (Ruch); Hansjakob: Aus den Ferien (Ruch); Rapp: Jüdisches Kulturgut / Stein: Lebendiges und untergegangenes jüdisches Brauchtum (Ruch); Werner: Würmersheim (Ruch); Grimmelshausen: Simplicianische Jahreskalender (Ruch); Simpliciana XXX (Ruch); Kühlmann: Grimmelshausen (Ruch); Smolinsky: Geschichte der Erzdiözese Freiburg, Bd.1 (Ruch); Geroldsecker Land, Bd. 51 (Kreutz); Schindling / Taddey: 1806 – Souveränität für Baden und Württemberg (Gorka); Landesarchiv Baden-Württemberg: Vorderösterreichische Regierung und Kammer 1753-1805 (Gorka); Gartner / Uhl: Beiträge zur Geschichte der Windecker und ihrer Burgen (Hall); Wöhrle: Leo Wohleb. Eine politische Biografie (Gall); Maier: Mundart Appenweier (Ruch); Klöster, Kirchen, Kapellen des Renchtals (Ruch); Schwarzmaier: Stauffer (Ruch); Hildenbrand: Haslach (Ruch).	
Historischer Verein für Mittelbaden: Nachrichten	555
Jahrestagung 2008 (Gorka) Prof. Kruse, 80 Jahre (Edgar Bassler) Franz Breig Bürgermedaille Zell (Ruch) Gerhard Finkbeiner Nachruf (Krämer) Ehrenbürgerschaft für Manfred Hildenbrand (Kaufmann)	
Berichte der Mitgliedergruppen	563
Berichte der Fachgruppen	592
Der Historische Verein für Mittelbaden e.V.	600
Redaktionsrichtlinien	606



Grußwort der Stadt Rheinau

Im Namen der Stadt Rheinau begrüße ich alle Teilnehmer der Jahreshauptversammlung 2009 des Historischen Vereins Mittelbaden e.V. ganz herzlich in der Stadthalle in Rheinau.

Ziel eines die Geschichte erhaltenden Vereins ist es, der Bevölkerung einen vielfältigen Zugang zur Vergangenheit zu vermitteln. Wenn also ein Historischer Verein im Jahre 2009 einen aktuellen Jahresband verfasst, trifft die Ahnenzeit auf die Gegenwart, konservativ auf modern. Das Jahrbuch „Die Ortenau“ ist eine sich ständig erweiternde Chronik des kulturellen Erbes in Mittelbaden. Es bringt uns die Geschichte näher, aus der wir alle kommen. Es ist deshalb wichtig, an das Frühere erinnert zu werden und es für unsere Nachfahren zu bewahren. Allen an diesem Werk Beteiligten sei ein herzlicher Dank ausgesprochen.

Aus gegebenem Anlass sei mir auch an der Stelle erlaubt, der Ortsgruppe Rheinau, stellvertretend für viele langjährig aktive Ortsvereine, zu ihrem 25-jährigen Bestehen zu gratulieren. Wir freuen uns über das große, ehrenamtliche Engagement. Unsere Heimatforscher leisten einen wichtigen Beitrag zur Erhaltung der Geschichte unserer Stadt.

„Wer in der Zukunft leben will, muss in der Vergangenheit blättern.“ Diesem Zitat von André Malraux möchte ich folgen. Mit Freude werde ich die Geschichten der Ortenau auch in dieser Publikation durchstöbern und Brücken zur heutigen Zeit schlagen.

Ich wünsche allen Tagungsteilnehmern und Gästen einen angenehmen Aufenthalt in unserer Stadt sowie einen erfolgreichen Verlauf der Veranstaltung.

Michael Welsche
Bürgermeister der Stadt Rheinau

Sportgeschichte in der Ortenau

Langsam modern sie vor sich hin, die Reste der Waldlaufpfade aus den 1960er Jahren mit ihren Übungsstationen: Hölzer zum Wuchten, zum Drüberspringen, zum Balancieren. Anfangs blendend neu und modern und als Trend in aller Munde – später bröckelnd und morsch, schließlich überwachsene Pfade durch undurchdringliche Dschungelwelten. Wie kostspielig war ihre Anlage einst gewesen, wie hatte man um Sponsoren kämpfen müssen, bis sich dann meist die örtliche Sparkasse der Sportförderung im Namen der öffentlichen Gesundheit angenommen hat.

Wir erleben es unentwegt: Jeder Trendsport hat seine Zeit und sein Publikum. Heute ziehen stöckebewehrt und mit schwingenden Armbewegungen Vertreter beider Geschlechter und meist im Alter über 30 beim Walking, gar Nordic-Walking durch die Landschaft. Die jüngeren dagegen rasen ohne Klingel auf ihren teuren Mountainbikes durch den Wald, wo sie zum Schrecken der traditionellen Wanderer (es gibt sie noch und zunehmend mehr) auch auf verlassenem Pfad urplötzlich auftauchen.

Wandern – Waldlauf – Walking. Der ständige Wandel ist ein signifikantes Phänomen im Sport und er geht nicht nur von der Leibesertüchtigung zum Fitnessstudio. Diesem Wandel, wie er sich anhand von Beispielen in der Ortenau präsentiert, ist dieses Jahrbuch des Historischen Vereins auf der Spur.

Die Redaktion

Der Europameister der Sportholzfäller kommt aus dem Schuttertal

Stefan Eble vom Katzweilerhof in Schuttertal-Michelbronn ist ein Top-Athlet

Gerhard Finkbeiner (†)

Nach vier Wettkämpfen in Langschlag/Niederösterreich, in Pfannenstiel am Zürichsee/Schweiz und am Eichberg in Schuttertal hat Stefan Eble am 3. August 2008 im letzten Wettkampf in den französischen Alpen, in Hery sur Ugine, den Titel des Eurojack-Europameisters der Sportholzfäller geholt.

Der Schuttertälner hatte zwar keinen der vier Wettkämpfe für sich entscheiden können, er war jedoch der Beständigste unter den Athleten und platzierte sich immer im Vorfeld. In der Endabrechnung lag Stefan Eble nicht nur fünf Zähler vor dem Schweizer Stephan Hübscher, er hatte es außerdem geschafft, die Siegesserie der Schweizer zu beenden.

Seit 2003 wird die Eurojack-Europameisterschaft¹ der Sportholzfäller ausgetragen. Stefan Eble war von Anfang an dabei und kam immer unter die besten fünf; in den Jahren 2005 und 2007 belegte der Zimmermann aus dem Michelbronn jeweils den dritten Platz. Der Titel jedoch war fest in Schweizer Hand. Die ersten drei Meisterschaften gewann Thomas Gerber, in den vergangenen beiden Jahren holte Hermann Schönbächler den Siegerpokal. Nun ist erstmals ein Deutscher, ein Schuttertälner, Europameister im Holzwettkampfsport.

Sportholzfäller sind Hochleistungssportler

Der Eurojack-Sport ist die spektakulärste Form, die der Lumberjack in Europa zu bieten hat. Lumberjack, eine um 1900 in Kanada ins Leben gerufene Sportart in Holzfällercamps, entwickelte sich in den letzten Jahren in Europa zum echten Hochleistungssport.

Als der Ringersport-Verein (RSV) Schuttertal 1979 die „Internationalen Schwarzwälder Holzfällermeisterschaften“ in Schuttertal begründete, waren es ausschließlich Waldarbeiter und Landwirte mit Waldbesitz, die sich zum Wettbewerb meldeten. Sie kamen vorwiegend aus dem Schwarzwald, vereinzelt aus dem Elsass und der Schweiz.

In den ersten Jahren waren die Meisterschaften noch kein leistungsbe-tonter Wettbewerb, mehr eine unterhaltsame, sportliche Hobbyveranstaltung für Zuschauer und Akteure.

Inzwischen hat sich die Sportart professionalisiert. Das beginnt bei den



Stefan Eble auf dem „Springboard“ in Aktion

Foto: Axel Dach



Zum Wettbewerb gehört auch das Durchschroten eines 27 Zentimeter starken Pappeholzstammes
Foto: Axel Dach

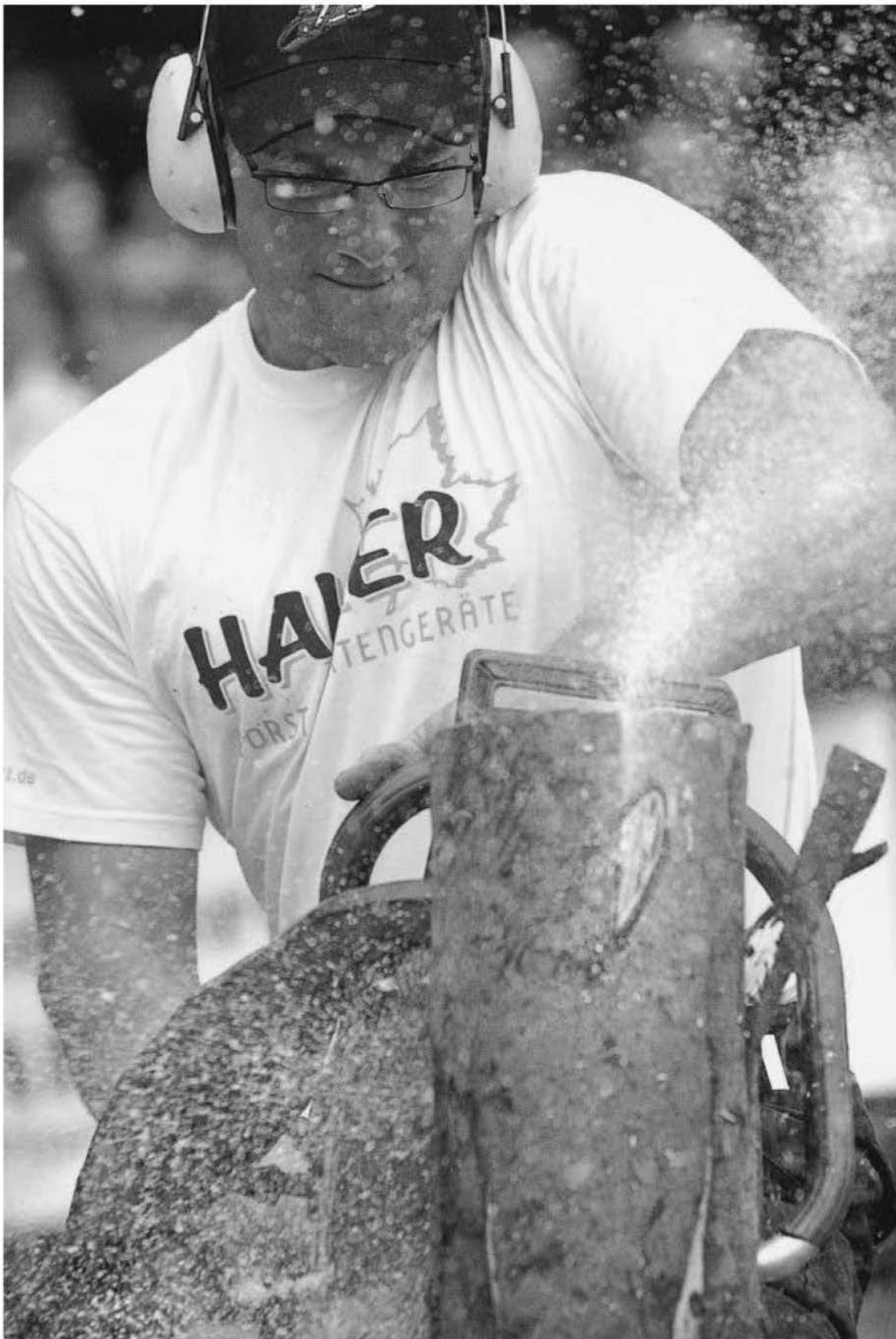
Werkzeugen. Mit der handelsüblichen Axt oder Säge, wie sie bei der täglichen Waldarbeit Verwendung finden, tritt heute kein Teilnehmer mehr an. Die Äxte, Ketten- und Handsägen sind Spezialanfertigungen. Die besten Zugsägen und Äxte kommen jedoch nicht aus Deutschland, sondern aus Kanada und Neuseeland.

„Kraft entscheidet, Präzision gewinnt“

Vorbei sind die Zeiten, als die tägliche Waldarbeit die beste Vorbereitung für den Holzfäller-Wettbewerb war. Ohne ganzjähriges Training geht heute nichts mehr.

Stefan Eble hat sich deshalb ein eigenes Trainingscamp geschaffen, auf dem er sich mit seinen Teamkollegen auf die Saison vorbereitet. Berge von Abfallholz, die die Sägen und Äxte von Baumstämmen übrig gelassen haben, markieren das Trainingsgelände oberhalb des elterlichen Hofguts.

Außer regelmäßigem Lauftraining ist Kraft, Technik und Ausdauer Voraussetzung, um die kraftvollen, getunten Motorsägen und die präzisen Axtschläge zu beherrschen. „Kraft entscheidet, Präzision gewinnt“, so hat es der Weltmeister der Jahre 2005 bis 2007, Jason Wynard aus Neuseeland, das



Stefan Eble beim Europameisterschaftsfinale im Eurojack

Foto: Axel Dach

Vorbild von Stefan Eble, auf den Punkt gebracht. Sportliche Geschicklichkeit, Körperbeherrschung und hohes technisches Können sind unabdingbar, um zehn bis zwölf Wettkämpfe im Jahr erfolgreich zu überstehen und um letztendlich vielleicht einmal Europameister im Sportholzfällen zu werden.

Sägen, schroten, klettern, entasten ...

Acht Disziplinen gibt es bei den jährlich stattfindenden Schwarzwälder Holzfäller-Meisterschaften, ebenso beim Europa-Meisterschaftsfinale im Eurojack. Zu absolvieren sind folgende Disziplinen:

Liegend Schroten

(Ein 30 Zentimeter starkes Stück Pappel- oder Weichlaubholz ist mit der Axt durchzuschroten.)

Einmann-Zugsäge

(Von einem 40 Zentimeter dicken Pappel- oder Weichlaubholzstück muss mit einer manuellen Säge eine 3 Zentimeter dicke Holzscheibe abgesägt werden.)

Motorsäge – fliegende Scheiben

(Ein Stück Weichholz mit einem Durchmesser zwischen 16 und 18 Zentimeter steht frei auf dem Boden. Davon sind 20 „fliegende“ Scheiben abzusägen.)

Motorsäge – Scheiben stapeln

(Von einem 18 Zentimeter dicken Stamm Weichholz müssen 15 ganze Scheiben abgesägt werden. Die Holzscheiben müssen aufeinander liegen bleiben.)

Klettern

(Die Teilnehmer müssen so schnell wie möglich einen 10 Meter hohen Baumstamm erklettern und eine am Stammende befestigte Glocke zum Anschlag bringen.)

Axtwerfen

(Der Werfer muss eine Zielscheibe in etwa 6 Meter Entfernung mit der Axt treffen. Die Axt muss mit einer Schneide und dem Stiel im Holz stecken bleiben.)

Entasten

(Stilisierte Äste sind an einem präparierten Baumstamm mit der Motorsäge in einer gewissen Reihenfolge abzusägen.)

Springboard

(Der Wettkämpfer hat an einem 1,70 Meter hohen Baumstamm mit der Axt eine Kerbe zu schlagen, in welche ein Trittbrett, das sogenannte Springboard, eingesteckt wird. Auf diesem Brett stehend muss der Teilnehmer den 27 Zentimeter dicken Baumstamm mit der Axt durchtrennen.)

Als Zuschauer ist man immer wieder fasziniert, welche hochkonzentrierten Einsatz die einzelnen Disziplinen erfordern! Der Wechsel zwischen Kraft, Gewandtheit und Erfahrung macht diesen Sport überaus reizvoll. Und es ist ein Männersport, der das Kind im Manne nicht vergisst. Dem Beherrschen von PS steht Technik und Tüfteln entgegen, denn jeder Teilnehmer präpariert seine Kettensäge auf eigene Weise. Und dank des Wettkletterns kommt auch der Spieltrieb nicht zu kurz. Die Königsdisziplin ist jedoch zweifellos das Springboarden!

Schuttertal, Weltrekord-Ort im „Springboarden“

Das Springboarden kommt wie alle Eurojack-Disziplinen aus dem realen Holzfällerleben und hat seinen Ursprung in den Wäldern Kanadas und den Staaten der nordamerikanischen Westküste, in Kalifornien, Oregon und Washington. Die gewaltigen jahrhundertalten Baumriesen (spruce, red cedar, douglas fir, hemlock, pine) mit oft mehreren Metern Durchmesser wurden zur Zeit des Holzbooms um 1900 noch ausschließlich mit Zugsäge und Axt gefällt. Um eine waagrechte Stand- und Arbeitsfläche oberhalb des meist mächtigen Wurzelstocks zu schaffen, erfanden die Holzfäller das sogenannte „springboard“. „Fallers make undercut on big trees, working on springboards in square notches to get into softer wood above spread-out base“, so beschreibt es Ralph W. Andrews in seinem Buch „Timer – Toil an Trouble in the big Woods“.²

Die Schwerarbeit von einst ist heute eine spektakuläre Sport-Disziplin außerhalb des Eurojack-Wettbewerbs, die darin besteht, die Spitze eines möglichst hohen Baumes zu kappen. Dazu arbeitet sich der Sport-Holzfäller mittels zweier Springboards am Stamm empor. Die Trittbretter sind circa 1,50 Meter lang und an einem Ende mit Eisen verstärkt. Der Holzfäller schlägt mit der Axt eine Kerbe in den Stamm, verkantet darin sein Springboard und hat nun eine Standfläche zum Arbeiten; das zweite Springboard kommt in die nächsthöher gesetzte Kerbe. So arbeitet sich der Holzfäller Meter um Meter, Kerbe um Kerbe, Brett um Brett den Baumstamm umrundend empor. Bei den 27. Internationalen Schwarzwälder Holzfällermeisterschaften im Jahr 2006 schaffte der Franzose Gilles Giguet mit 40 Höhenmetern einen Weltrekord. Auf dem Weg zur Spitze musste der Zimmermann aus den französischen Alpen 33 Kerben in die 40 Meter hohe Douglasie schlagen. Nach 49 Minuten und 400 Axtschlägen hatte er das



*Die gewaltigen, jahrhundertealten Baumriesen in den Wäldern Kanadas und der nordamerikanischen Westküste ließen sich einst nur mit Hilfe des Springboards fällen.
Repro: Axel Dach*

Stammende erreicht. Eine grandiose Leistung – und ein Weltrekord, der wohl so schnell nicht „fallen“ wird.

Ziel ist, den Europameister-Titel zu verteidigen

Natürlich möchte Stefan Eble seinen Titel 2009 verteidigen. Der Schuttertälner ist dann gerade einmal 26 Jahre alt, für den Holzfällersport also noch im jugendlichen Alter. Denn die Höchstleistungen in dieser Sportart werden erfahrungsgemäß erst im Alter von 30 bis 40 Jahren erbracht. Stefan Eble hat also die Zukunft noch vor sich.

Ob der Zimmermann aus dem Michelbronn jedoch einmal Weltmeister wird? Vielleicht sogar ein Vollprofi? Sein Geld mit Axt und Säge zu verdienen, ist gegenwärtig in Europa nicht möglich. In Europa hat der Holzfällersport noch nicht die Bedeutung wie in den USA, Kanada und Neuseeland. In diesen Ländern sind die Holzfäller-Wettbewerbe schon seit vielen Jahren sehr populär und hoch dotiert. Vorläufig strebt Stefan Eble in seinem Sport zwar nach Professionalität, jedoch das Dasein als Vollprofi kann er sich im Augenblick noch nicht vorstellen. Warten wir also ab, was die Zukunft bringt!

Anmerkungen

- 1 Der Verein führt den Namen „Eurojack-Verein zur Förderung des europäischen Holzfällersports“ und wird als Dachverband der europäischen Eurojack-Landesvereine geführt. Der Verein hat seinen Sitz in Österreich, in 3921 Langschlag, Bahnhofstraße 195. Ziel des Vereins ist die Förderung des Körpersports der europäischen Forstwettkämpfer.
- 2 Ralph W. Andrews, *Timer – Toil and Trouble in the Big Woods*, Published bei Schiffer Publishing Ltd., 4880 Lower Valley Road, Atglen, PA 19310, 1968

Treppauf, bergauf und rückwärts auf Rekordjagd

Thomas Dold aus Steinach:
Weltrekordhalter in Außenseiter-Sportarten

Peter Schwörer



Thomas Dold bei den Vorbereitungen zum Lauftraining auf Steinachs Hausberg Kreuzbühl. Im Hintergrund Steinach; vorne links Wohngebiet Kraftzig

Die Listen des 24-jährigen Laufwunders aus Steinach sind beachtlich lang, auf denen seine Erfolge, Siege und Rekorde im Treppenlaufen, Rückwärtslaufen und Berglauf aufgeführt sind, zumal diese erst mit dem Jahre 2002 beginnen. Damals gewann Thomas Dold erstmals eine Bronzemedaille in der deutschen Junioren-Berglauf-Mannschaft in Innsbruck und sicherte sich den zweiten Platz in der A-Jugend beim Frankfurter Marathonlauf mit 3:01:56 Stunden. Dabei fing sein junges Leben ganz unspektakulär am 10. September 1984 im Wolfacher Kreiskrankenhaus an.¹ Mit seinen Eltern und zwei älteren Schwestern wuchs er im Elternhaus in der Kraftzig, nördlich unterhalb des Steinacher Hausbergs Kreuzbühl gelegen, in Steinach auf. Seine Grundschulzeit verbrachte er in der Georg-Schöner-Schule Steinach, bevor er auf die Realschule des Heinrich-Hansjakob-Bildungszentrums in Haslach wechselte, dort mit der Mittleren Reife abschloss und am Wirtschaftsgymnasium der Kaufmännischen Schulen in Hausach sein Abitur machte.

Aus Interesse am Sport hatte er im Alter von sechs Jahren wie die meisten sportbegeisterten Jungen mit dem Fußballspielen beim örtlichen Sportverein Steinach begonnen. Insgesamt spielte er elf Jahre lang (ab 1990 bis 2001) in den Jugendmannschaften mit. Wahrscheinlich wäre auch seine Sportler-Laufbahn in dieser Sportart weitergegangen, wenn da nicht sein Cousin Markus Halter gewesen wäre und ihn im Jahre 2000 dazu überredet hätte, mit ihm den einen oder anderen Trainingslauf mitzulaufen. Bald darauf fuhr er auch schon zu Wettkämpfen mit, besah sich die neue leichtathletische Sportart etwas genauer und fand besonderen Gefallen daran, sodass er bereits im April 2001 im Nachbarort Biberach über die Strecke von zehn Kilometern die 40-Minuten-Marke unterbot und in 39:35 Minuten über die Ziellinie sprintete, obwohl er unterwegs noch seine Schürsenkel neu binden musste.² Zwar boten die fast ebenen Dämme beiderseits der Kinzig sehr viel Möglichkeiten, die Ausdauer beim Laufen flussaufwärts und flussabwärts zu trainieren und die Zeiten zu verbessern; die gewisse Monotonie der immer gleichen Umgebung brachte ihn jedoch auf den Gedanken, seinen Trainingsraum in die bergige Umgebung der ehemals kleinsten Freien Reichsstadt Zell a.H. zu verlegen. Als dort 2002 die Deutschen Berglaufmeisterschaften ausgetragen wurden, war seine Teilnahme eigentlich von Anfang an klar. Ein hervorragender dritter Platz in seiner Altersklasse brachte ihm für September 2002 das Ticket zur Berglauf-Weltmeisterschaft in Innsbruck ein, wo er mit dem deutschen Junioren-Team die Bronzemedaille gewann.³ 2003 setzte er sich zweimal an die Spitze: beim Deutschen Leichtathletikverband (DLV) belegte er den ersten Platz in der Berglauf-Rangliste in der Junioren-Klasse⁴ und siegte beim Kupferberg-Lauf in Schapbach.⁵ Das Jahr 2003 ist zugleich der Wechsel in eine völlig andere Sportart: ins Rückwärts-Laufen.

Der erste Start brachte schon ein tolles Ergebnis: in nur 4:07 Minuten wurde er nicht nur neuer Deutscher Meister im Rückwärtslauf, sondern ließ auch die Konkurrenz aus Frankreich und Italien in neuer europäischer Bestzeit über die Distanz von 1000 Metern hinter sich.⁶ Eine Steigerung seiner Qualifikation war dann schließlich sein erster Weltrekord im Rückwärtslaufen über 1000 Meter in einer Zeit von 3:36 Minuten, den er in Messkirch aufstellte.⁷ Aber das Jahr 2003 ist noch lange nicht zu Ende, in welchem der Steinacher mit einer neuen Außenseiter-Sportart auffiel und sich auf Anhieb einen Namen machte. Premiere dazu war der Treppenlauf über 779 Stufen auf den Wiener Donauturm (im November 2003). Mit 3:54 Minuten gewann Thomas Dold in seiner Altersklasse und belegte im Gesamtklassement den sechsten Platz.⁸ Thomas Dold stellte fest: „*Mit dem steilsten Berg – der Treppe – komme ich bestens klar!*“⁹ Ab diesem Zeitpunkt fühlte er sich in diesen drei Sportarten heimisch und siegessicher.

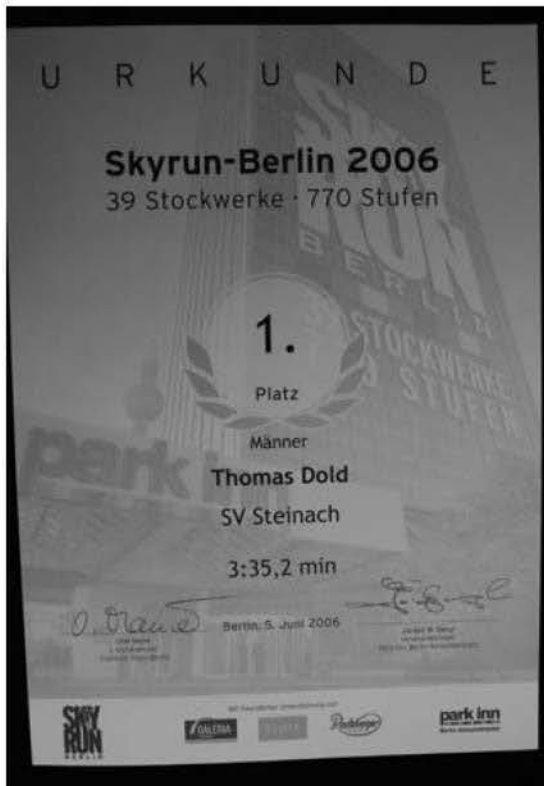
Seine Siegerliste für das Jahr 2004 kann sich sehen lassen:¹⁰ Erster Platz im Uptown Run Up in München und bei den Deutschen Meisterschaften

Der Rückwärtsläufer als Titel

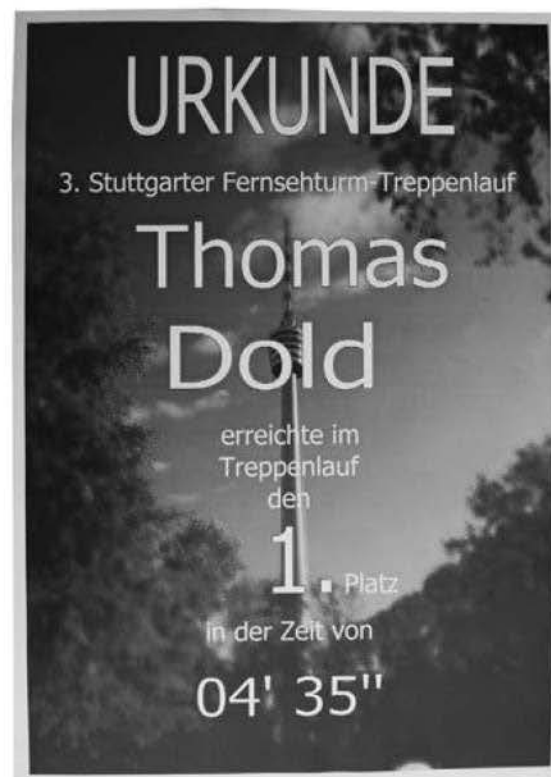
im Rückwärtslauf. Zweiter Platz im Donauturm-Treppenlauf in Wien. Drei Weltrekorde: im Rückwärtslauf über 800-Meter (2:40,0 Minuten); über 1500-Meter (5:55 Minuten) und über eine Meile (= 1609 m) in 5:46,56 Minuten.

Mächtig Auftrieb gaben natürlich seine drei Weltrekorde, die Thomas Dold im Jahre 2005 um zwei weitere ergänzen konnte: im 3000-Meter Rückwärtslauf (11:32 Minuten) und über 400-Meter Rückwärtslauf in 1:09,56 Minuten.¹¹ Außerdem fasste er den Entschluss, nun endlich auch beim Empire State Building Run Up in New York (1576 Stufen; 320 Höhenmeter) als Steinacher mitzumischen, wo er einen hervorragenden zweiten Platz erreichte. Ein dritter Platz beim Donauturm-Treppenlauf in Wien und ein vierter Platz beim Taipei 101 Run Up waren ihm ebenfalls sicher und bezeugen seine zwischenzeitlich hervorragende Trainingsarbeit gerade in dieser Außenseiter-Sportart.¹² Dabei sind die Trainingsmöglichkeiten für den Treppenlauf in deutschen Hochhäusern äußerst beschränkt, denn nur wenige davon stehen für diesen Zweck den Sportlern offen. Manches Mal musste sich Thomas Dold in Treppenhäuser von Wohnblocks und Hochhäuser schleichen, um sein Training „illegal“ absolvieren zu können.¹³ Und ohne Training geht nichts, denn Dolds Spezialität ist es dabei, immer zwei Stufen auf einmal zu nehmen, um überhaupt diese hervorragenden Zeiten zu erreichen.

Seine Startnummer A003 im Taipei 101 Run Up



Urkunde über seinen Sieg beim Skyrun-Berlin 2006



Urkunde über seinen Sieg beim 3. Stuttgarter Fernsehturm-Treppenlauf 2006

Für den Studenten der Wirtschaftswissenschaften bahnte sich mit dem Jahr 2006 ein sehr erfolgreiches Sieges- und Rekordjahr an. Bis auf einen zweiten Platz beim Taipei 101 Run Up auf Taiwan sind alles andere nur erste Plätze und zwei weitere Weltrekorde. Die neue und lange Liste zeigt seine Läufer-Qualität: Erster Platz im Empire State Building Run Up, beim Wiener Donauturm Run Up, beim SkyRun in Berlin, auf den Fernsehturm in Stuttgart, beim Ramada-Tower-Run in Basel, beim Halbmarathon in Offenburg, beim Brandenkopf-Berglauf (Senioren-WM) in Zell a.H., bei der WM im 3000-m-Rückwärtslauf in Rotkreuz/Schweiz und bei der WM im 400-m-Rückwärtslauf am gleichen Ort. Zwei neue Weltrekorde über 1500-m-Rückwärtslauf (5:24 Minuten) und über 3000-m-Rückwärtslauf (11:25,85 Minuten).¹⁴

Nach diesen spektakulären Erfolgen war es nicht verwunderlich, dass sich die Presse zunehmend dieses Laufwunders aus dem Kinzigital annahm und in zahllosen Schlagzeilen und Berichten die vordersten Plätze und Weltrekorde vorstellte und schilderte. So lesen wir u. a. „Thomas Dold gehört zur Elite der Treppenflitzer“.¹⁵ In der Pressemitteilung der Universität, an der Dold Wirtschaftswissenschaften studiert, stand: „Als jüngster Sieger aller Zeiten hat Dold sich im Empire State Building einen besonderen Platz in der Hall of Frame der Treppenläufer erobert“.¹⁶ So überrascht es auch

nicht, wenn es in der Stuttgarter Zeitung heißt: „Ein Stuttgarter erstürmt New York. Dold ist einer der schnellsten Treppenläufer der Welt. Der Stuttgarter gilt als einer der Topläufer in dieser Sportart.“¹⁷ Dieser Sieg in New York mit nur 180 zugelassenen Teilnehmern von 1400 abgewiesenen Bewerbern war der ganz große Durchbruch.¹⁸ Auch die Basler Zeitung kennt den Drang Dolds nach weiteren Siegen und schreibt: „Dold ist nicht zu stoppen“.¹⁹ Dass der Steinacher inzwischen auch die kleinen Tricks kennt, um an seine Ziele zu kommen, ist ganz natürlich: „*Wenn du schnell durch den Flaschenhals willst, musst du der erste Tropfen sein!*“²⁰ Eine beachtliche Selbsteinschätzung weiß die Mittelbadische Presse wiederzugeben: „*Niederlagen hatte ich noch nicht. Als Sportler habe ich gelernt, nie aufzugeben und immer mein Bestes zu geben.*“²¹

Allerdings fordern solche Rekordläufe auch bei Dold ihren Tribut. Am Ende der Hetzjagd auf den Donauturm in Wien wird dem Steinacher Treppenläufer eine Sauerstoffmaske aufgedrückt, weil er sich, nachdem er die letzten 13 Stufen auf allen Vieren hochgekrabbelt war, minutenlang nicht mehr erholte. Auf Taipeis 101 Tower standen Rettungskräfte parat, um ihm Infusionen zu geben. Dold rollte sich nach dem Zielband zur Seite und ließ sich wegtragen. Innerhalb von nur zehn Minuten aber hatte er sich von den Strapazen wieder erholt.²² Am Ende des Jahres 2006 erfährt man interessante Details aus der Strategie des Weltklasse-Treppenläufers: „*Denken spielt eine wichtige Rolle. Die Treppe zwingt dir Rhythmus und Geschwindigkeit auf*“, sagt Thomas Dold. Zwei Stufen nimmt er mit einem einzigen Schritt, seine Geschwindigkeit (drei Stufen pro Sekunde) versucht er möglichst gleich zu halten. „*Wenn ich zu langsam bin, laufe ich gegen jede Stufe einzeln, lauf' ich schneller, verwandelt sich die Treppe in eine große schiefe Ebene.*“ Sehr schief, nämlich 45 Grad. Das Einteilen der Kräfte hat nur am Anfang mit Intelligenz zu tun. Wer zu schnell angeht, hat schon verloren. „*Wenn du zehn Stockwerke vor dem Ziel fertig bist, kannst du nicht mehr gewinnen*“, sagt Dold.²³

Im Jahre 2007 ist es für Dold besonders erfreulich, dass er zum zweiten Mal in New York beim Empire State Building Run Up gewinnt, sodass die „Bunte“ als Titel wählt: „Bei Dold geht's also aufwärts und rückwärts vorwärts!“²⁴ Der bekannte Fernsehmoderator Frank Elstner rief den Steinacher im Februar 2007 ins Studio, wo er in der Sendung „Menschen der Woche“ Rede und Antwort zu seinen exotischen Sportarten stand. Dold reagierte verblüfft, als Elstner zu erkennen gab, dass er als junger Pfadfinder regelmäßig in Welschensteinach gezeltet habe. „*Der kannte meine Laufstrecke aus dem Effeff – den Sodhof, die Kambacher Hütte, die Höhenhäuser, den Fehrenbacher Hof ...*“²⁵

In seiner 2007er-Ergebnisliste lesen wir: Erster Platz beim Empire State Building Run Up in New York, beim Donauturm Run Up in Wien beim



Frank Elstner und Thomas Dold siegessicher auf einer Treppe des Fernsehstudios (2007)

SkyRun in Berlin und beim Treppenlauf auf den Stuttgarter Fernsehturm. Zweiter Platz beim Taipei 101 Run Up in Taipei und beim Ramada Tower-run Basel.²⁶

Bei solchen Leistungserfolgen blieb nicht aus, dass sich jetzt sogar die Sportmedizin für das „Versuchsobjekt Retro-Runner Thomas Dold“ interessierte. Mitarbeiter der Universität Freiburg statteten seine Laufbeine und Laufschuhe mit Sensoren aus, eine Highspeedkamera filmte alles: das Ergebnis belegte, dass die Bewegungsabläufe beim Rückwärtslauf fast identisch mit denen eines Vorwärtsläufers sind; sportmedizinisch schon fast sensationell!²⁷

Die Gegenüberstellung einiger Weltrekorde rückwärts/vorwärts zeigt die beachtliche Leistung der Rückwärtsläufer:

100 Meter	12,7 Sek. / 9,7 Sek.
200 Meter	32,8 Sek. / 19,32 Sek.
1000 Meter	3:32,35 Min. / 2:11,96 Min.
5000 Meter	21:50,5 Min. / 12:37,35 Min. ²⁸

Am 13. Juli 2007 trat Thomas Dold in der NDR-Talk-Show bei Jörg Pilawa auf und gewann die Sympathie der Zuschauer durch sein ungekünsteltes und erfrischendes Auftreten.²⁹ Seine Fernsehauftritte bei Frank Elstner und Barbara Schöneberger haben ihn schließlich in ganz Deutschland bekannt gemacht. Die benachbarten Lauf-Veranstalter im Kinzigtal rechnen



Thomas Dold vor dem imposanten Taipei 101 auf Taiwan. Auf diese Plattform wird er hinaufrennen

es Thomas Dold aus Steinach jedes Mal hoch an, wenn der sympathische Athlet auch den kleineren Vereinen die Treue hält. So setzte der Steinacher Spitzenläufer dem zehnten Silvesterlauf in Schwaibach ein sportliches Glanzlicht auf mit seinem Sieg über 10 km in hervorragenden 32:48 Minuten.³⁰ Auf der Bestenliste kann man den Steinacher in zwei Kategorien finden: über die Distanz fünf Kilometer mit 15:52 Minuten (Sieg in Ötigheim) an erster Stelle und ebenso über zehn Kilometer mit 32:24,4 Minuten (Allmendlauf in Teningen).

Welche Siege und Rekorde wird die Laufsaison 2008 für den Steinacher Weltrekordler bringen? Dieses Jahr kann bis jetzt als das mit den besten Ergebnissen bezeichnet werden: zwei neue Weltrekorde in den Sparte Rückwärtslauf und bei den übrigen Wettbewerben lauter erste Plätze einschließlich der Aufstellung drei neuer Streckenrekorde! Während in der Ortenau Fastnacht gefeiert wird, gewinnt Thomas Dold am Fasnachtdienstag (05.02.2008) erwartungsgemäß zum dritten Mal beim Empire State Building Run Up, sodass das „Offenburger Tageblatt“ unter dem Titel „Thomas Dold ist erneut König von Manhattan“ über dessen grandiosen Sieg berichten kann.³¹ Nur 19 Tage später sprintet er das Mailänder Pirelli-Hochhaus (107 Meter/710 Stufen) in 3:30 Minuten hinauf, gewinnt und unterbietet den vom fünffachen Berglauf-Weltmeister Mario de Gasperi gehaltenen Rekord um vierzehn Sekunden!³² Quasi zur Erholung wetzt Dold mit einer Fernsehreporterin in der SAT1-Sendung „Weck-Up“ die 200 Meter im Main-Tower hoch. Für ihn ist dieser Turm immer die wichtigste Trainingsstunde vor großen Treppenläufen.



Der weltbeste Treppenläufer Dold so richtig in seinem „Element“, dem engen Treppenhaus eines Wolkenkratzers



Geschafft – als Sieger auf dem Taipei 101 in 390 m Höhe (15.06.2008)

Der Mai ist mit drei wichtigen und für Dold siegreichen Treppenläufen als strapaziös anzusehen. So ist der Sieg beim dritten Berliner „SkyRun“ der zweite Hat-Trick nach seinem großartigen Erfolg in New York. Er war erneut nicht zu stoppen, rannte in 3:14,2 Minuten der Konkurrenz davon und unterbot dazu noch seinen eigenen Streckenrekord, *„Mein verdienter Lohn für das anstrengende Training, das für solche Erfolge nötig ist“*.³³ Nach seinem Stuttgarter Fernsehturm-Lauf (am 22.05.2008) gab Thomas Dold in einem Interview eine kurze Begründung über seine Entwicklung zum Treppenläufer: *„Ich komme aus Steinach im Kinzigtal; da hat man als Läufer nur zwei Möglichkeiten: Entweder man rennt im Tal oder auf die Berge. Ich habe mich für die Berge entschieden. Und weil der steilste Berg nun mal die Treppe ist, wurde aus dem Bergläufer nach und nach ein Treppenläufer“*.³⁴ Beim Treppenlauf über 900 Stufen und 52 Etagen auf das Granhotel „Bali“ im spanischen Benidorm/Costa Blanca kämpfte der Steinacher *„wenns sein muss mit Ellbogen“* und gegen die sonstigen Tricks der anderen Läufer. Immerhin 17 Sekunden Vorsprung gaben ihm dann doch genügend Freiraum bei diesem Lauf.³⁵ Nur noch wenige Tage trennten ihn da von seinem nächsten großen Ziel, das sich Dold für 2008 gesetzt hatte: der Sieg beim Taipei 101 Run Up. Und sein Traum wurde wahr: Dolds Name stand sogar auf den Titelseiten der taiwanesischen Zeitungen!

*Der Name des Taipei 101 Run
Up-Siegers Thomas Dold in einer
Zeitung Taiwans*



Nur acht Tage vorher hatte Thomas Dold seinen größten öffentlichen Auftritt: Neben dem TV-Koch Jamie Oliver, dem TV-Moderator Günther Jauch, dem Comedy Star Anke Engelke hatte er die Ehre, mit dem All-round-Show-Talent Thomas Gottschalk auf der Bank bei „Wetten, dass ...?“ zu sitzen. Fast zehn Millionen Zuschauer wurden dabei gezählt: ein Höhepunkt seiner bisherigen Karriere.³⁶ Nervosität? War bei ihm nirgends zu bemerken, gelassen und sympathisch meisterte er seinen TV-Auftritt. Auch hierfür trifft voll zu, wie ihn die Acher-Rench-Zeitung zitiert: „Dold sagte, dass er solche Höchstleistungen nur mit äußerster Disziplin und Ausdauer, konsequentem Training, mentaler Stärke und Beherrschung des eigenen Körpers erreiche“.³⁷

Das Jahr 2009 kann aus Gründen des Redaktionsschlusses „nur“ mit drei Ereignissen aufwarten, bei denen Thomas Dold als „Laufwunder“ siegreich gewesen ist. Beim traditionellen Dreikönigs-Lauf über zehn Kilometer vorwärts wurde der Steinacher Sportler in Großweier erwartungsgemäß mit 33:15 Minuten Erster.³⁸ Dieser Lauf war bei fünf Grad minus allerdings sehr anspruchsvoll, zumal die Strecke streckenweise recht glatt war. Danach hieß es gut zu trainieren, denn New York stand am dritten Februar auf dem Terminkalender. Klar war, dass er wieder ganz vorne mitmischen wollte, am besten als Sieger. Da New York für ihn beinahe schon Routine ist und er sich inzwischen dort ganz gut auskennt, kann er sich voll auf den Treppenlauf aufs Empire State Building konzentrieren. Er war sich bewusst, dass beim Start sein voller Körpereinsatz gefragt war, denn 100 Läufer „wollen durch eine ganz normale Tür ins Treppenhaus“.³⁹ Obwohl er unterwegs zur Spitze ab der 36. Etage einige Probleme hatte, die vorher gestarteten Frauen zu überholen, war seine Bahn frei zum Ziel hin: die Plattform auf der 86. Etage. Niemand mehr kann seinen vierten Sieg in Folge gefährden: eine ganze Sekunde schneller als 2008 und 22 Sekunden vor Marco de Gasperi (Italien) rennt er in Siegerpose nach 10:07 Minuten über die Ziellinie. Nur wenige Tage später steht der Basler Treppenlauf am 21. Februar an. Die Teilnahme in Basel endete für



Fast im Ziel auf dem Empire State Building in New York (Vierter Sieg in Folge mit 10:07 Minuten)

Thomas Dold mit dem zweiten Platz in 2:42,0 Minuten und nur 0,9 Sekunden Differenz zum Erstplatzierten Gabriel Lombriser aus der Schweiz (2:41,1 Minuten). Im Vergleich zu 2007 konnte Dold den Vorsprung Lombrisers von 2 Sekunden auf nur noch 0,9 Sekunden drücken. Dieses Jahr spielt jedoch dieser Towerrunning Basel als Premiere für die Treppenlaufserie „Run2Sky Europe“ für die Teilnehmer eine ganz besondere Rolle. Mit 10000 Euro Preisgeld ist Run2Sky Europe die höchst dotierte Treppenlauf-Serie weltweit. Der Erstplatzierte bei den Männern erhält 3000 Euro Preisgeld, während die Siegerin bei den Frauen 2000 Euro Prämie erhält. Der Steinacher Thomas Dold hat mit seinen bisherigen außergewöhnlichen Erfolgen, seinen Siegen und Rekorden sehr gute Chancen, bei den Ersten zu sein und seine sportlichen Leistungen an vorderster Stelle unter Beweis zu stellen.

Die kleine Zäsur am Ende der Höhepunkte in der sportlichen Karriere des Steinacher Laufwunders gibt nun Gelegenheit, sich mit der Person Thomas Dold etwas näher zu befassen, um einen Eindruck über einen noch jungen Athleten zu gewinnen, der in der ersten Reihe mitmischet. Gelegenheit dazu boten einige Aussagen von Menschen, die sich um ein Interview oder eine Fernseh- oder Radiosendung mit ihm bemühten. Gerade in den letzten beiden Jahren 2008/09 steigerte sich der Bekanntheitsgrad Dolds enorm; die Termine bei Hörfunkanstalten beliefen sich im Januar und Fe-



Reporter umringen den weltbesten Treppenzläufer nach seinem vierten Sieg auf dem Empire State Building

bruar 2009 auf weit mehr als ein Dutzend Radio-Interviews.⁴⁰ Auch die letzten Fernsehsendungen, in denen Thomas Dold Gast im Studio oder auf der Bühne war, zeigten einen Menschen, der sich in diesem Bereich erstaunlich locker, schlagfertig und von einer sympathischen Seite präsentierte. Als er am 8. November 2008 bei „Wetten, dass ...?“, wo Thomas Gottschalk im Rahmen seiner größten TV-Show nur ganz ausgefallene Wetten zum Zuge kommen lässt und nur wenige Menschen ihr außergewöhnliches Talent und Können zeigen können, seine Außenwette äußerst knapp gegen den Leipziger Fassadenkletterer René Grabis verlor, meinte er ganz atemlos, dass er aber *„unterwegs keinen Kaffee getrunken habe“*.⁴¹ Im November 2008 machte Thomas Dold mit Moderator Ross Anthony im Rahmen einer RTL-Show einen unvergesslichen Treppenlauf im Herzen Manhattans, um bald danach in Singapur als Lohn den phantastischen Ausblick vom Heliport über die asiatische Metropole zu genießen. Quasi zur Abwechslung trainierte Dold *„viel lieber in kurzer Hose und T-Shirt als mit einem halben Kleiderschrank am Körper“* auf der dunklen Lavaerde Teneriffas.⁴² Als Frank Elstner von den außergewöhnlichen sportlichen Höchstleistungen Dolds erfahren hatte, war für Elstner klar: *„Thomas muss in meine Sendung ‚Menschen der Woche‘ kommen! Auf dem Taipei 101 war er der Schnellste. Und in ‚Menschen der Woche‘ war er der Lebendigste und Unterhaltsamste. Seine frische, dynamische Art begeister-*



Lauftraining auf Teneriffa

te meine Zuschauer und mich gleichermaßen und machte ihn zu einem wunderbaren Talk-Gast“.⁴³ Keine Geringere als Barbara Schöneberger, ihres Zeichens Moderatorin der NDR-Talkshow, bedankte sich, dass Thomas „ein großartiger Gast“ ihrer zweiten Sendung war. Durch „sein lockeres Gespräch am Anfang der Sendung“ fing die Show auch deshalb so gut an, weil sich alle dann gleich gut vorstellen konnten, was Thomas „da leistet“ und „von seiner Leistung fasziniert waren“.⁴⁴ Der bekannte ARD-Korrespondent in New York, Ulrich Adrian, schrieb dem Steinacher: „Das Interview war professionell, witzig und sehr unterhaltsam, eine richtig erfreuliche Ausnahme und sehr selten! Hat großen Spaß gemacht!“⁴⁵ Selbst für spaßige Shows ist Thomas Dold zu gewinnen. Baden-Württembergs lustigste Morgenshow fand riesigen Spaß daran, mit ihm in der Show die 17 Stockwerke des Millennium-Hotels im SI-Centrum schneller auf der Treppe hochzukommen als Ostermann faul im Aufzug. Dold „war spontan, lustig und seine Power hatte uns alle angesteckt.“⁴⁶ Dass es Thomas Dold sehr gut versteht, andere zu motivieren, bestätigte die Reporterin Barbara Lindemann von SAT1-Weck-Up: „Bei Thomas gelten keine Ausreden, er schafft es tatsächlich, mich für die letzten Stockwerke zu motivieren. Und ich hole alles aus mir heraus. Auf der Plattform angekommen, bin ich überwältigt von der schönen Aussicht und dem überragendem Gefühl, diese Herausforderung gemeistert zu haben. Das Erlebnis war unvergesslich.“⁴⁷ Zu guter Letzt schreibt Bianca Seipp als Moderatorin bei Radio Regenbogen: „Es ist wirklich selten, dass man mit einem Interviewpartner so viel Spaß hat! Und eigentlich war alles witzig und informativ.“⁴⁸



Meistens der Lohn für einen Treppenlauf-Sieg – eine herrliche Aussicht aus luftiger Höhe. Im Hintergrund das Empire State Building in New York

Nach diesen Eindrücken bleibt noch etwas Raum, auf einige Besonderheiten aus dem Alltag von Thomas Dold einzugehen. Da sportliche Tätigkeiten oft je nach Sportart eine spezielle Ernährung benötigen, ist man bei Thomas Dold erstaunt zu erfahren, dass sein Lieblingsessen „viel Nudeln“ sind. Überhaupt isst er keine spezielle Läuferkost, sondern einfach „ein bisschen anders, als manche vermuten: nämlich das Doppelte“, womit er seinen Energiebedarf auf seine Weise regelt und löst! Er gibt auch zu, manchmal etwas Ungesundes zu essen, wenn er darauf einfach Lust hat!⁴⁹ Anders als die meisten Sportler, die sich mit isotonischen Getränken leistungsmäßig auf der Höhe halten, zieht der Steinacher eine schlichte Apfelschorle vor, was seiner Überzeugung und Erfahrung nach die notwendige Mineralienzufuhr sichert.

Um seine weltweite Teilnahme an sportlichen Wettbewerben durchführen zu können, sind natürlich gewisse finanzielle Mittel vonnöten. Thomas Dold hat dies mittels einiger Sponsoren auf seine Weise arrangiert, während er auf der anderen Seite Chef seiner eigenen Firma ist, deren Ziel das erfolgreiche Marketing ist, für ihn als Wirtschaftswissenschaftsstudent eigentlich kein zu großes Problem. Dies ist bei seinen Reisen um die ganze Welt zu den höchsten Wolkenkratzern dieser Erde jedoch nötig, da ein Treppenläufer von den Einkünften anderer Sportarten-Rekordinhaber, allein durch deren Werbeverträge, vorerst nur träumen kann. Es dauert einfach viel zu lange, bis solche „Außenseiter-Sportarten“, von denen Dold allein schon drei mit seinen Rekorden hochkarätig besetzt und sich auch schon weltweit einen bedeutenden Namen in namhaften Presseorganen ge-



Treppenläufer Thomas Dold mit seiner Sieges-Trophäe 2009. Er will weiter „hoch hinaus mit Treppenlauf“

macht hat, sich für den Sportler überhaupt rentieren und auszahlen. Was leider fehlt, ist das große Medienecho. Das Problem: In dieser Gesellschaft geht den Rückwärtsläufern der Glamourfaktor eindeutig ab.⁵⁰ Selbst in Steinach sieht man den jungen hochkarätigen Leistungssportler und Rekordinhaber nur selten beim Training. Er rennt meistens außerhalb des Kinzigtaldorfes oder im Raum Stuttgart, in weit entfernten Wolkenkratzern und in großen Metropolen. Falls man ihn einmal zufällig sieht, ist er wegen seines rasanten Tempos schnell aus dem Gesichtsfeld verschwunden. Aber höchste Anerkennung hat er verdient mit seiner erfolgreichen Jagd nach Rekorden und „die Heimatgemeinde Steinach ist stolz auf den Treppenläufer“, wie man im Gästebuch vom 04.02.2009 nach seinem vierten Sieg in New York lesen kann.⁵¹

Immerhin ist jetzt Thomas Dold nach dem Rosenpfarrer Georg Schöner (1864 bis 1941) bereits der zweite Steinacher, der in Amerika aufhorchen lässt: Schöner (ab 1915 anerkannter und renommierter Rosenzüchter in den USA) wegen seiner botanischen Erfolge in der Pflanzen- und Rosenzüchtung,⁵² Thomas Dold fast 95 Jahre später wegen seiner hochkarätigen Treppenlauf-Siege beim Empire State Building Run Up zum vierten Mal in Folge!

Warten wir Steinacher, Kinzigtäler und Ortenauer voller Spannung darauf, was Thomas Dold im Treppenlauf noch bewegen kann und wann er demnächst wieder für Schlagzeilen sorgen wird, womöglich bei einem Run Up auf das fast fertiggestellte Burj Dubai, mit voraussichtlich 818 Metern nun das höchste Gebäude der Welt. Dann nämlich geht es weiter, frei nach dem Motto: *Hoch hinaus mit Treppenlauf!*

Anhang: Rückwärts-Weltrekorde von Thomas Dold als Übersicht

Strecke	Zeit	Wettkampf-Ort
400 Meter	1:09,56 Minuten	Utrecht/Niederlande am 17.06.2005
800 Meter	2:40 Minuten	Gengenbach 2004
4 x 100-Meter-Staffel	1:06,96 Minuten	Rotkreuz/Schweiz am 10.06.2006
1000 Meter	4:07 Minuten	Augsburg am 01.03.2003
1000 Meter	3:36,27 Minuten	Meßkirch am 13.07.2003
1000 Meter	3:35 Minuten	Augsburg am 21.02.2004
1000 Meter	3:32,35 Minuten	Augsburg am 18.07.2004
1000 Meter	3:20,09 Minuten	Nussloch am 13.07.2008
1 Kilometer	3:20 Minuten	Trier am 31.12.2008 *
1500 Meter	5:24 Minuten	Gengenbach am 07.05.2006
1 Meile	5:46,59 Minuten	Meßkirch am 18.07.2004
3000 Meter	11:32,9 Minuten	Gengenbach am 14.05.2005
3000 Meter	11:25,85 Minuten	Gengenbach am 13.09.2006

Quelle: IRR- RetroRunning.de / das Portal für Rückwärtsläufer /

© 2009 auf <http://www.recordholders.org>

* Thomas Dold (Interview mit Verfasser am 15.03.2009)

Anmerkungen

- 1 Geburtsurkunde vom 18.09.1984
- 2 Homepage (HP) von Thomas Dold (www.thomasdold.com) / Stand: 08.01.2009 / Presse / Eine Frage.
- 3 HP (08.01.09) – Presse / Eine Frage.
- 4 HP, a.a.O., – Presse / Eine Frage.
- 5 HP, a.a.O., – Presse / Eine Frage.
- 6 HP, a.a.O., – Biografie / Erfolge.
- 7 HP, a.a.O., – Biografie / Erfolge.
- 8 HP, a.a.O., – Biografie / Erfolge.
- 9 HP, a.a.O., – Biografie / Erfolge.
- 10 HP, a.a.O., – Biografie / Erfolge.
- 11 HP, a.a.O., – Biografie / Erfolge.
- 12 HP, a.a.O., – Biografie / Erfolge.
- 13 Vigo (AOK-Zeitschrift von Baden-Württemberg), Nr. 5/2006, S. 22.
- 14 HP, a.a.O., – Biografie / Erfolge.
- 15 Südwestpresse vom 17.12.2005.
- 16 Universität Hohenheim / Referat Presse- und Öffentlichkeitsarbeit vom 10.02.2006.
- 17 Stuttgarter Zeitung vom 09.02.2006.
- 18 Stadtkalender des Stuttgarter Wochenblattes vom 06.–12.06.2006 (Porträt der Woche).
- 19 Basler Zeitung vom 28.02.2006.
- 20 Offenburger Tageblatt (OT) vom 10.02.2006.
- 21 Mittelbadische Presse vom 03.03.2006 (Wir bewegen was).
- 22 Stuttgarter Zeitung Nr. 135 vom 14.06.2006.

- 23 „Sonntag aktuell“ – Sport – Nr. 53 vom 31.12.2006.
- 24 Die BUNTE, Nr. 8/2007, S. 14.
- 25 OT vom 13.02.2007.
- 26 HP, a.a.O., – Biografie / Erfolge.
- 27 Vigo, Nr.5/2006.
- 28 Schwäbische Zeitung Nr. 184 vom 11.08.2007.
- 29 TV14-Programm vom 13.07.2007 / OT vom 13.07.2007.
- 30 OT vom 02.01.2008.
- 31 OT vom 07.02.2008.
- 32 OT vom 24.02.2008.
- 33 OT vom 14.05.2008 / Urkunde vom 12.05.2008.
- 34 S-Press (Stuttgarter Nachrichten) vom 02.06.2008.
- 35 OT – Lokalsport – vom 20.05.2008.
- 36 Die Welt (Aus aller Welt) vom 08.11.2008, S. 32.
- 37 Acher-Rench-Zeitung vom 09.12.2008.
- 38 OT vom 08.01.2009.
- 39 OT vom 05.02.2009.
- 40 HP, a.a.O., – Presse.
- 41 HP, a.a.O., – Presse / Videos.
- 42 HP, a.a.O., – Presse / Trainingslager Teneriffa; 14.12.2008.
- 43 HP, a.a.O., – Presse / Frank Elstner, Moderator und Entertainer.
- 44 HP, a.a.O., – Presse / Barbara Schöneberger.
- 45 HP, a.a.O., – Presse / Adrian Ulrich, ARD-Korrespondent in New York.
- 46 HP, a.a.O., – Presse / Ostermann und Dani.
- 47 HP, a.a.O., – Presse / Barbara Lindemann, SAT1-Reporterin.
- 48 HP, a.a.O., – Presse / Bianca Seipp, Radio Regenbogen.
- 49 HP, a.a.O., – Thomas live.
- 50 Frankfurter Umschau, „Einwurf: Falsch rum“, vom 02.01.2009.
- 51 HP, a.a.O., – Gästebuch.
- 52 Chronik von Steinach, 1989, S. 305 ff.

Ringen um Erfolg

Martin Knosp – eine beispiellose Ringerkarriere

Eckhart Ibach

Ringen ist ohne Zweifel eine der ältesten Kampfsportarten. Ausgehend von den klassischen Mittelmeer- und früheuropäischen Bauernkulturen des Nordens, genossen erfolgreiche Kämpfer hohes Ansehen, dienten sie doch als geschickte Krieger und Taktiker zu Leitbildern für die Jugend.

Ringen war bereits im Jahre 708 vor unserer Zeitrechnung olympische Disziplin. Von den alten Ägyptern, Griechen – Platon und Pythagoras waren aktive Ringkämpfer – bis zu den Römern und sogar den Rittern im Mittelalter wurde Ringen betrieben.

Auch Homer äußerte sich zum Ringwettkampf und wies ihm folgende Attribute zu: Kraft und Ausdauer – Gewandtheit – Geschick und Klugheit.

In der Antike war mit der Stadt Kroton eines der ersten Sportleistungszentren entstanden, das damals mit Milon einen der herausragenden Olympioniken hervorbrachte. Milon, ein Schüler des berühmten Philosophen und Mathematikers Pythagoras, errang bereits als Vierzehnjähriger, 540 v. Chr. in Olympia den Sieg im Knabenringkampf und war später noch sechsmal bei Olympischen Spielen erfolgreich. Seine Erfolge waren im Wesent-





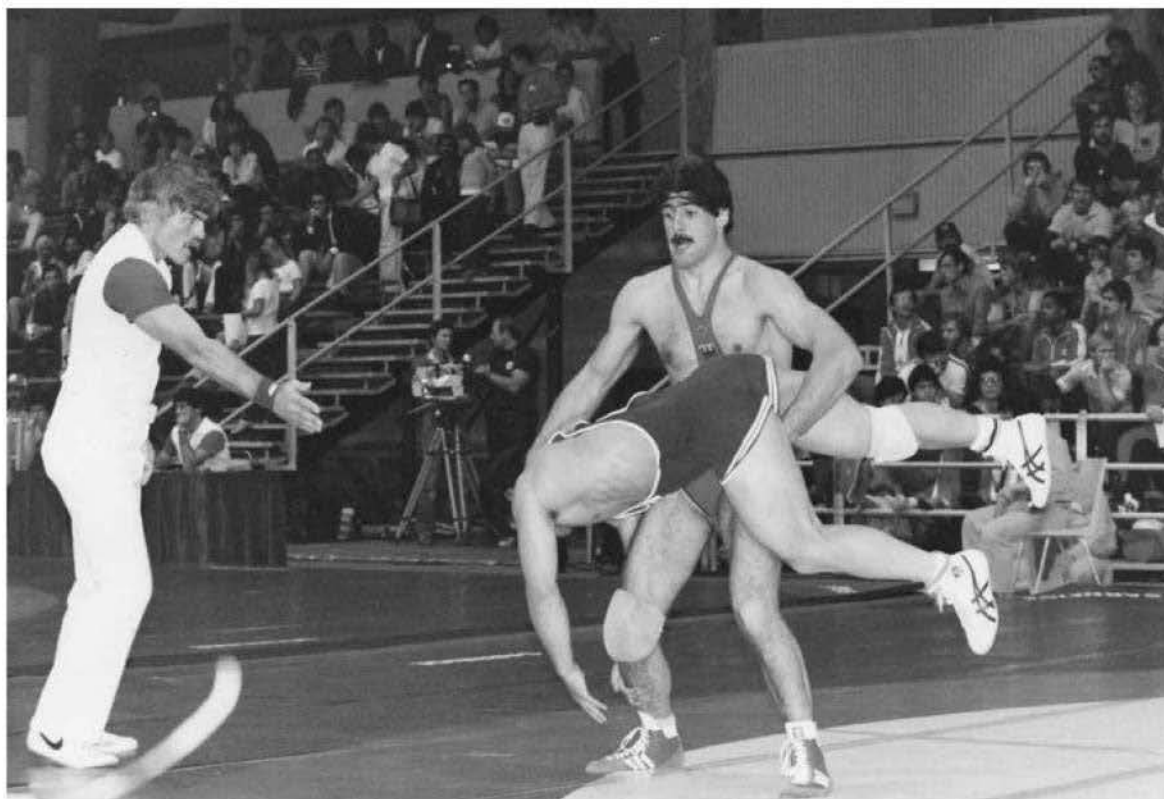
lichen auf seine disziplinierte Haltung bezüglich Training und gesunde Lebensweise zurückzuführen.

Auf diesen Eigenschaften beruhte auch der Erfolg eines äußerst erfolgreichen Ringers aus der Ortenau.

Fast 25 Jahre nach Beendigung seiner internationalen Karriere ist der Name Martin Knosp zumindest bei den Älteren immer noch ein Begriff. Obwohl der Ringsport eher als Randsportart einzustufen ist, hat Martin Knosp mit einer beispiellosen Serie von Erfolgen über einen Zeitraum von ca. 10 Jahren eine breitere Öffentlichkeit für diesen Sport interessiert.

Schon als zehnjähriger Schüler begann Martin Knosp 1968 mit dem Ringsport im ASV Urloffen. Trainer Siegfried Stöckel erkannte schnell das außergewöhnliche Talent des trainingsfleißigen und ehrgeizigen Bürschleins. Erste Erfolge stellten sich schnell ein. Bereits 1970 errang er bei den südbadischen Schülermeisterschaften den Sieg in beiden Stilarten. So erkämpfte sich Martin Knosp nach knapp drei Jahren 1971 bei nationalen und internationalen Schülerturnieren reihenweise 1. Plätze.

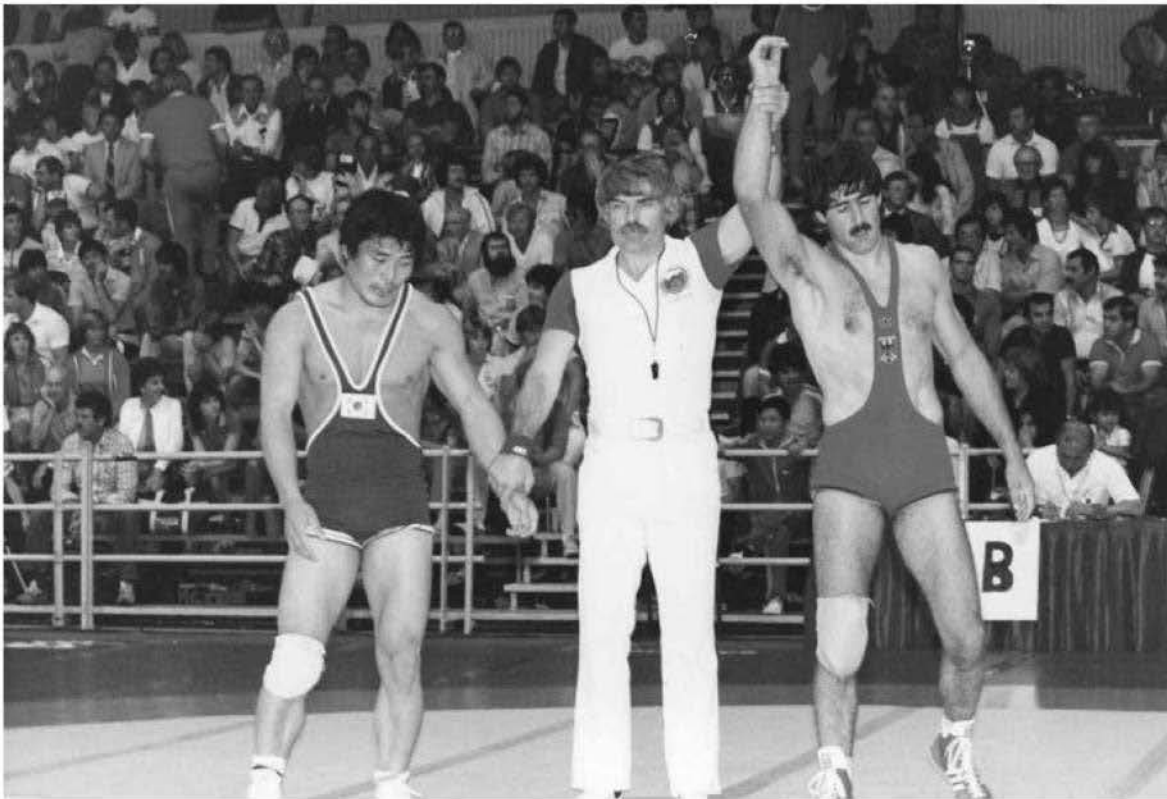
Der Ausnahmeathlet im Freistil wurde allmählich erkennbar und er entwickelte einen unverkennbaren Stil, der sich in seinem Spitznamen „Sprinter auf der Matte“ ausdrückte. Im März 1976 holte er beispielsweise den deutschen Jugendmeistertitel im Freistil in einer Gesamtkampfzeit von 5 Minuten und 10 Sekunden durch alle Runden. Im Jahr 1977 gelang ihm ein



wahrscheinlich einmaliger Hattrick. Er errang in Salzgitter den deutschen Meistertitel in der Jugend bis 75 kg, in Hemsbach den Juniorentitel bis 74 kg und in Kelheim den Meistertitel bei den Männern bis 74 kg. Der Dauererfolg zwang aussichtsreiche Titelaspiranten zum Ausweichen in andere Gewichtsklassen – auch eine Form der Anerkennung.

Hier eine Kurzübersicht aller Erfolge von Martin Knosp:

2 x	Deutscher Schülermeister	
5 x	Deutscher Jugendmeister	
4 x	Deutscher Juniorenmeister	
10 x	Deutscher Meister Männer	
1 x	Junioreuropameister	1978
1 x	3. Platz Juniorenweltmeisterschaft	1977
2 x	Europameister Männer	1980 und 1982
1 x	Weltmeister Männer	1981
1 x	2. Platz Olympiade in Los Angeles	1984
1 x	Militärweltmeister	
2 x	Ringer des Jahres in Deutschland	

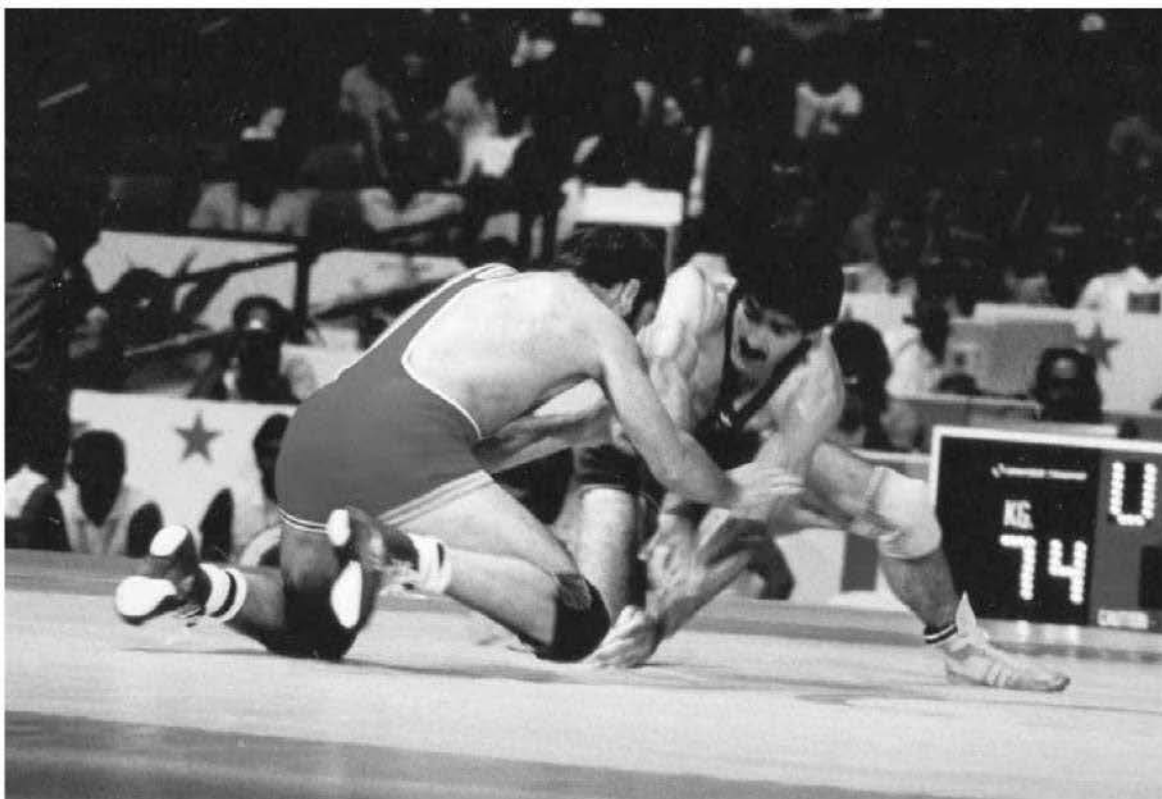


In sechs Jahren 1. Bundesliga keine Niederlage

Unter Trainer Siegfried Stöckel entwickelte sich der ASV Urloffen zu einem leistungsstarken Verein, der in dieser Zeit den Aufstieg in die erste Bundesliga schaffte und dessen erfolgreichster Ringer Martin Knosp war. Obwohl Martin Knosp von einem nationalen und internationalen Erfolg zum nächsten eilte und das Siegen fast schon zur Gewohnheit wurde, bereiteten ihm die Bürger von Urloffen jedes Mal einen begeisterten Empfang. Nach und nach sah er viel von der Welt und blieb trotz aller Erfolge der freundliche und bescheidene Martin von nebenan. Er blieb mit beiden Beinen auf dem Boden und baute sich neben dem Sport eine solide Existenz als Verwaltungsbeamter auf. Die Randsportart Ringen bot und bietet nämlich bis heute keine Möglichkeit, als „Profi“ zu materiellem Wohlstand zu kommen.

Was zeichnet Martin Knosp besonders aus? Seine Schnelligkeit wurde schon erwähnt. Sein Trainingsfleiß befähigte ihn zu einer besonderen Beweglichkeit und hoch entwickelter Technik. So konnte er seine Gegner meist blitzschnell überraschen und den Kampf mit Schultersieg oder zu null Punkten sehr eindeutig und Kräfte sparend beenden.

Ein Beispiel dafür und gleichzeitig Höhepunkt seiner Karriere war sein Durchmarsch ins olympische Finale 1984 in Los Angeles, wo er für alle Runden insgesamt nur 5 Minuten und 17 Sekunden benötigte. Im Finale



selbst unterlag er – unglücklich durch einen Kopfstoß an der Augenbraue verletzt – dem brutal kämpfenden US-Amerikaner David Schultz.

Nach fünfzehn beispiellos erfolgreichen Jahren nahm er 1985 noch siegreich an einem internationalen Turnier in Aschaffenburg sowie am Weltcup in Tokio teil, bei dem er den 2. Platz belegte. Mit seinem 10. Deutschen Meistertitel beendete er 1986 seine aktive Laufbahn.

Dem Ringsport blieb er aber als langjähriger Vizepräsident des Südbadischen Ringerbundes und seit Mai 2005 als dessen Präsident verbunden. Ein Schwerpunkt seiner Tätigkeit in dieser Funktion ist die Gewinnung und Förderung des Nachwuchses.

Genügend Jugendliche für den Ringsport zu interessieren, sei nicht einmal so schwierig, äußert Martin Knosp, wenn auch die Zahl der Vereine im Gegensatz zu anderen Sportarten relativ klein sei. Wegen Reizüberflutung und zahlreicher Ablenkungsmöglichkeiten seien aber die Jugendlichen bei Weitem nicht so diszipliniert und zielstrebig wie früher. Das bereite gerade bei der Meldung für Turniere organisatorische Schwierigkeiten, weil die tatsächliche Teilnahme der einzelnen Jugendlichen wegen deren Unzuverlässigkeit oft unsicher sei. Enttäuschend sei auch, dass ausgerechnet im Jahr des Ehrenamtes ehrenamtlich tätige Helfer und Organisatoren bei Freistellungsanträgen von der Arbeit auf zunehmende Schwierigkeiten träfen.



Zur Frage der Erfolgsaussichten deutscher Ringer bei internationalen Turnieren, meinte Martin Knosp: „Mit dem Zerfall des Ostblocks entstanden im Nahen und Mittleren Osten zahlreiche neue Nationen mit traditionell starken Ringern. Da jede teilnehmende Nation pro Gewichtsklasse nur einen Teilnehmer benennen darf, ist schon wegen der größeren Zahl von starken Gegnern der Weg ins Finale schwieriger geworden.“

Kurt Spitzmüller

Sportler und Politiker aus dem „schnellsten Dorf der Welt“

Cornelius Gorka

Beruflicher Werdegang

Kurt Spitzmüller wurde am 13. Mai 1921 in Freiburg im Breisgau als Sohn des Land- und Gastwirts Ludwig Spitzmüller und dessen Ehefrau Hilda, geb. Roth, geboren. Der Großvater war „Lindenwirt“ und hatte später seine Gaststätte zu einem Kurhaus für lungenkranke Patienten ausgebaut.

Nach dem Besuch der Volks- und der Oberrealschule absolvierte Kurt Spitzmüller eine Lehre als Hotelkaufmann in Freiburg und besuchte die höhere Hotelfachschule. 1941 übernahm er als 20-Jähriger nach dem Tod der Mutter die Leitung der elterlichen Lungenheilanstalt „Kurhaus Nordrach“. Von 1941 bis 1943 nahm Kurt Spitzmüller als Soldat am Zweiten Weltkrieg teil und war anschließend als Arbeiter in der Rüstungsindustrie dienstverpflichtet. Kurz vor Kriegsende wurde er noch zum Volkssturm eingezogen und geriet für einige Wochen in Gefangenschaft („Ich hatte es geschafft, nach zwei Tagen aus dem Kriegsgefangenenlager in Offenburg in das Gefängnis verbracht zu werden, da ich glaubhaft erklären konnte, dass ich kein Soldat sei“).

Nach seiner Rückkehr widmete er sich wieder seinem Kurhaus. Eine wichtige Stütze war ihm dabei seine Frau Gabriele, geb. Zehnder, die er 1958 heiratete. Die gelernte Hotelkauffrau half bei der Verwaltung der „Kurhauses Nordrach“ und übernahm dessen Leitung, als ihr Mann durch die Politik und verschiedene Ehrenämter nur noch zu Kurzbesuchen in Nordrach weilte. Der Sohn Heinz-Günther Spitzmüller wohnt mit seiner Frau Nicole in der Nähe von Heidelberg.

Sportlicher Werdegang

Kurt Spitzmüller war über den Schulsport zur Leichtathletik gekommen. Er erinnert sich: „In der Oberrealschule war ich der Beste im 100- und im 1000-Meter-Lauf sowie im Weitsprung.“ Zweimal nahm er bei Turnfesten am Dreikampf teil. Neben dem Schulsport konnte er sich allerdings nur unter Freunden oder bei der Hitlerjugend sportlich betätigen. An Sportvereinen gab es in Nordrach anfangs nur den 1923 gegründeten Radfahrverein „Edelweiß“ („Die waren besonders gut im „Langsamfahren“), der schon 1933 verboten wurde. Bei der HJ standen mitunter statt Ballweitwurf das „Handgranatenwerfen“ auf dem Übungsprogramm. Die Dorf-

jugend nutzte damals als Sportplatz ein kleines Plätzchen hinter der Kirche – sehr zum Unmut des Pfarrers, denn: „Manchmal gingen Kirchenfenster kaputt.“

Nach Kriegsende 1945 gab es in Nordrach zunächst keinen Sportverein. Aber schon bald wurde bei vielen heimkehrenden jungen Leuten der Wunsch wach, zur gemeinsamen sportlichen Betätigung und zur Pflege der Geselligkeit einen Verein zu gründen. Auf Initiative von Kurt Spitzmüller trafen sich Anfang 1946 einige sportbegeisterte Nordracher, um die Gründung eines Vereins vorzubereiten. Grundgedanke Kurt Spitzmüllers war es, einen Verein ins Leben zu rufen, in dem alle sporttreibenden Nordracher integriert wurden, damit keine konkurrierenden Gruppen entstehen konnten.

Die Neugründung von Vereinen musste gemäß der Verordnung Nr. 33 vom 4. Februar 1946 von der französischen Militärregierung genehmigt werden. Die Zulassung war dabei an strenge Auflagen geknüpft: In jeder Gemeinde durfte nur ein einziger Sportverein als „Mehrsparten-Sportclub“ zugelassen werden, in dem mindestens drei Sportarten betrieben werden sollten. Zudem waren bestimmte Sportarten verboten, wie beispielsweise das Geräteturnen, die Kampfsportarten oder das Sportschießen. Eine Wiedergründung der alten Vereine unter früherem Namen war untersagt. Außerdem durften den neuen Sportvereinen nur politisch unbelastete Personen vorstehen.

Die Nordracher Sportler beantragten daher zunächst bei der französischen Besatzungsmacht die Abhaltung einer Gründungsversammlung. Dem Gesuch mussten die politischen Fragebögen der Antragsteller und Angaben über den Sportverein beiliegen. Nach der Gründungsversammlung mussten dann das Sitzungsprotokoll, eine Liste der Vorstandsmitglieder, die Vereinssatzung sowie das Sportprogramm für das laufende Jahr der französischen Militärverwaltung vorliegen. Kurt Spitzmüller erinnert sich noch daran, dass sämtliche Unterlagen in deutscher und in französischer Sprache eingereicht werden mussten. Da es nichts zu beanstanden gab, erhielt der neue Sportverein danach die endgültige Bestätigung.

So wurde im Mai 1946 im Gasthaus „Stube“ der Allgemeine Sportvereins (ASV) Nordrach mit den Sportarten Fußball, Leichtathletik und Radfahren gegründet. Erster Vereinsvorsitzender wurde der frühere Vorsitzende des Radfahrvereins, Josef Schüle. Kurt Spitzmüller übernahm die Leitung der Leichtathletik-Abteilung und baute in wenigen Jahren eine schlagkräftige Mannschaft auf, der sich neben einheimischen Talenten auch auswärtige Athleten anschlossen. Dazu gehörten beispielsweise der Sprinter und spätere Fernsehregisseur Uly Wolters oder der spätere Sportjournalist Wolfgang Wünsche. Für die (nicht nur nach Erfolg) hungrigen Sportler war vor allem die gute Naturalienversorgung in Nordrach eine ausreichende Motivation zu einem Vereinswechsel. So galt der ASV zeit-

weise als erster Profisportverein, der seine Aktiven in Naturalien bezahlte.

Die Nordracher Leichtathleten nahmen schon bald nach der Vereinsgründung an den regionalen Sportfesten und Meisterschaften teil und konnten erste beachtliche Erfolge vorweisen. Spitzmüller hatte seine Stärken vor allem in den Sprint-Disziplinen und gehörte zeitweise zu den zehn schnellsten deutschen Läufern. In seinen Bestzeiten lief er die 100 Meter in 10,9 und die 200 Meter in 22,0 Sekunden. Außerdem sprang er bis zu 6,80 Meter weit. Aber auch in anderen Disziplinen machte er eine gute Figur: Als 1948 bei den südbadischen Waldlaufmeisterschaften ein Sportkamerad kurzfristig ausfiel, sprang Kurt Spitzmüller ein und wurde mit der Mannschaft südbadischer Waldlaufmeister!

Neben der Leichtathletik betätigte sich Spitzmüller auch als Fußballer und konnte dabei seine Sprintqualitäten einsetzen. Später war er auch als Trainer und Schiedsrichter für seinen Verein tätig.

Erste sportliche Erfolge

Schon bei den ersten Wettkämpfen 1946 in Lahr wurde Kurt Spitzmüller Bezirksmeister über 100 Meter und Zweiter über 200 Meter. Reinhard Schmid als Zweiter über 1500 Meter und Gisela Siebert als Zweite jeweils im Kugelstoßen und Weitsprung der weiblichen Jugend vervollständigten den Nordracher Erfolg. Bereits 1947 zählte Nordrach zu den Leichtathletik-Hochburgen in Südbaden.

Die Anreise zu sportlichen Wettkämpfen über den lokalen Rahmen hinaus war in den ersten Nachkriegsjahren bei den einschränkenden Reismöglichkeiten keine einfache Sache: „Wer über ein Fahrrad verfügte oder gar über einen Holz-Vergaser-LKW, fuhr gern 60 km und mehr, um bei einem Sportfest starten zu können; zumal wenn es auf dem Lande nahrhafte Preise zu gewinnen gab.“

Die Anreisen zu Wettkämpfen außerhalb der französischen Zone wurden durch die Reisebeschränkungen der Besatzungsmacht zusätzlich erschwert. Kurt Spitzmüller erinnert sich: „Als die Deutschen Leichtathletikmeisterschaften 1947 in Köln ausgeschrieben wurden, erhielten wir vom Sportoffizier der französischen Besatzungsmacht die Nachricht, dass Sportlern aus der französischen Zone die Teilnahme an der Meisterschaft untersagt war. Wir sagten uns daraufhin: Jetzt erst recht! Zu dritt wollten wir nach Köln fahren.“ Dies war allerdings kein leichtes Unterfangen, denn für eine Reise in die englische Zone benötigte man besondere Passierscheine. Glücklicherweise hatte Kurt Spitzmüller aber Patienten aus der englischen und amerikanischen Zone in seinem Kurhaus. „Die Ausweise aus der englischen Zone hatten kein Lichtbild. Wir haben also zwei solcher Ausweise mit etwa passendem Geburtsjahr aufgetrieben. Für den

ritten musste einer aus der amerikanischen Zone mit Bild genommen werden. So lösten wir dann Fahrkarten bis in die Pfalz. Der Zug hielt normalerweise nur in Rastatt und fuhr dann ohne Halt durch Karlsruhe bis über den Rhein. Aber wenn man mit dem Lokführer sprach und Lebensmittel dabei hatte, hielt der Zug kurz im Karlsruher Bahnhof oder fuhr zumindest so langsam, dass man gefahrlos abspringen konnte.“ Durch die damalige „Bizone“ ging es dann weiter nach Köln.

Dort verschafften sich die Nordracher eine Startberechtigung unter den Namen der fremden Ausweise. Kurt Spitzmüller startete daher unter dem Namen „Müller“ für den ASV Köln und absolvierte den 100- und den 200-Meter-Lauf, wo er leider in den Vorläufen ausschied. Besser verlief aber der Weitsprung: Im ersten Sprung schaffte er 6,48 Meter („bei miserabler Anlage“) und im zweiten 5,98 Meter. Die Kampfrichter schrieben aber einen Meter mehr auf, was Spitzmüller dann die deutsche Vizemeisterschaft beschert hätte. Als fairer Sportsmann wollte er aber nicht auf diese Weise berühmt werden, vor allem nicht unter einem falschen Name. In mühsamen Gesprächen gelang ihm dann endlich, die Kampfrichter von der richtigen Weite zu überzeugen.

Es war nicht der einzige „überzonale“ Ausflug: Weil der Göttinger Student Wolfgang Wünsche den ASV Nordrach in den Semesterferien verstärkte, reisten auch die Nordracher gelegentlich zur Verstärkung der Göttinger Mannschaft an. Um bei den Deutschen Meisterschaften in Nürnberg 1948 teilnehmen zu können, hatte sich Kurt Spitzmüller wieder einen Ausweis für die englische Zone auf den Namen „Krumme“ besorgt und wollte für den SV Göttingen 05 starten. Er berichtet schmunzelnd: „Acht Tage vor den Meisterschaften kam die Nachricht, dass Sportler der französischen Zone doch noch teilnehmen und nachgemeldet werden könnten. Als wir dann in Nürnberg ankamen, stellte ich im Programm fest, dass ich für drei Vorläufe über 100 und 200 Meter gemeldet war: Als Kurt Spitzmüller vom ASV Nordrach, als ‚Krumme‘ vom SV Göttingen 05 und als ‚Müller‘ vom ASV Köln! Aber ich lief dann erstmals bei Deutschen Meisterschaften unter meinem eigenen Namen im Vorlauf und im Zwischenlauf.“

1948 errang der ASV Nordrach bei den Bezirks-Waldläufen auf den Mittelstrecken Sieg und Titel in der Einzel- und in der Mannschaftswertung mit Bieser, Spitzmüller und Schmid. Bei den Meisterschaften der französischen Zone in Neustadt/W. zeichneten sich die Nordracher Leichtathleten durch Siege in den beiden Sprintstaffeln und im Weitsprung aus. Im Endlauf über 200 Meter starteten fast nur Nordracher; nur ein Steines aus Koblenz war kein Nordracher. Bei so einer Massierung im Endlauf als Eröffnung des Sonntagnachmittags fragten viele: „Nordrach, wo liegt denn das?“. Die Erfolge in den Sprint-, Sprung- und Staffeldisziplinen brachten einen starken publizistischen Erfolg für den Verein, so dass die Presse anerkennend vom „Leichtathletik-Dorf Nordrach“ sprach.

1949 waren die ASV-Athleten im südbadischen Raum bereits eine regionale Größe. Aber auch bei den Süddeutschen und den Deutschen Meisterschaften konnten sie gute Leistungen vollbringen. Außerdem wurde der Nordrach Manfred Jäckle bei den deutschen Juniorenmeisterschaften im Weitsprung deutscher Juniorenmeister. Auch bei den badischen Waldlaufmeisterschaften präsentierte sich die Nordrach Mannschaft in ausgezeichneter Form.

Bei den 1. Gesamtbadischen Meisterschaften nach dem Krieg 1950 in Heidelberg bestimmten die ASV-Athleten eindeutig die Szenerie: Mit acht Meistertiteln und mehreren vorderen Plätzen war Nordrach der erfolgreichste Verein dieser Meisterschaften. Alle drei Staffeltitel holte der ASV Nordrach, darunter den über 4 x 100 Meter mit Straßburger, Spitzmüller, Bieser und Wolters. Kurt Spitzmüller lief auch die 100 und die 200 Meter und wurde in 11,1 bzw. 22,3 Sekunden jeweils badischer Meister. Mit seiner 4 x 100-Meter-Staffel nahm Spitzmüller an den Deutschen Meisterschaften in Stuttgart teil, wo man mit 42,8 Sekunden den 3. Platz belegte.

Die Kreiswaldlaufmeisterschaften in Biberach im März 1950 sahen den ASV mit 24 Titeln als erfolgreichsten Verein. Insbesondere die gute Jugendarbeit des Vereins machte sich bezahlt, als der ASV Nordrach bei den badischen Meisterschaften 1950 in Heidelberg als erfolgreichster Verein Meistertitel und Plätze einheimste und bei den Deutschen Jugendmeisterschaften in Landau (Pfalz) 1950 im Mannschaftsfünfkampf Platz 4 belegte. Im folgenden Jahr 1951 wurde Spitzmüller außerdem mit der 4 x 100-Meter-Staffel des ASV Nordrach in Nürnberg süddeutscher Vizemeister. Außerdem wurde er mit seiner Staffel 5. bei den Deutschen.

Den Höhepunkt seiner Sportkarriere erreichte Spitzmüller aber am 1. August 1951 beim Internationalen Sportfest in Basel. Im 100-Meter-Lauf der B-Serie belegte Kurt Spitzmüller zunächst in 10,9 Sekunden überraschend den zweiten Platz und kam über 200 Meter in 22,0 Sekunden sogar zu einem Sieg. Diese hervorragende Zeit bedeutete zugleich den 3. Platz in der deutschen Jahresbestenliste. Beim abschließenden Staffellauf gab es dann eine Riesenüberraschung: Die 4 x 100-Meter-Staffel des ASV Nordrach kam in der Besetzung Straßburger-Spitzmüller-Bieser-Wolters in 42,1 Sekunden hinter den USA, aber noch vor der deutschen Nationalstaffel als zweite ins Ziel.

Mit diesem Ergebnis sollte Nordrach international bekannt werden. Kurt Spitzmüller berichtet, wie es dazu kam: Ein US-Athlet fragte am Ende des Wettkampfes, wo denn Nordrach liege. Er bekam die Antwort: Im Schwarzwald. Daraufhin fragte er weiter, ob es eine Republik wie San Marino oder ein Fürstentum wie Monaco sei. Daraufhin bedeutete ihm ein Sportjournalist der Sportzeitung „Corriere dello Sport“: In Amerika müsse man Nordrach nicht kennen; es sei weder Republik noch Fürstentum, aber bestimmt mit 1600 Einwohnern das „schnellste Dorf der Welt“. So stand



Kurt Spitzmüller bei einem Staffellauf 1951 in Aktion

(Foto: privat)

es dann auch in der Sportzeitung. Dieses sensationelle Ergebnis war 1951 der Höhepunkt einer großen Zeit der Nordracher Leichtathleten und ließ allgemein aufhorchen.

Die sportlichen Erfolge sind umso beachtlicher, als der ASV Nordrach anfangs noch keinen eigenen Sportplatz besaß. Es stand zunächst nur der alte Schulsportplatz bei der Kirche zur Verfügung. Kurt Spitzmüller trainierte entweder im Wald oder in der Liegehalle seines Kurhauses. Erst 1949/50 wurde im Ortsteil Bind in Eigenarbeit der erste Sportplatz gebaut. Kurt Spitzmüller war auch hier aktiv beteiligt („Meine erste DM habe ich in den Sportplatz gesteckt!“). Mit dem neuen Sportplatz konnte man endlich „dem unhaltbaren Treiben des Sportvereins unmittelbar neben der Kirche ein Ende bereiten“. Der als „Felsenstadion“ bekannte und gefürchtete Platz diente dem ASV Nordrach bis 1972 als sportliche Heimat.

Das Nordracher „Buttercreme-Sportfest“

Die Teilnahme an den verschiedenen Wettkämpfen brachten aber neben schönen Erfolgen auch einige Unkosten mit sich. Zur Aufbesserung der

Reisekasse und um im Landkreis Wolfach überhaupt etwas Leichtathletik anzubieten, wollten die Nordrachener Leichtathleten selbst ein Sportfest veranstalten. Dieses sollte erstmals am 4. und 5. Mai 1947 stattfinden. Als „Startgeld“ wurde den Teilnehmern freie Übernachtung und freie Verpflegung versprochen. Einen Sportplatz mit Leichtathletikanlagen besaß Nordrach zwar nicht, aber man ließ sich etwas einfallen: Für den 100- und den 200-Meter-Lauf wurde einfach die Dorfstraße gesperrt und präpariert. Eine leichte Steigung auf dieser Straße wurde durch eine kleine Verkürzung der Strecke um zwei Meter ausgeglichen. Für die Langstreckenläufe legte man eine improvisierte 260-Meter-Rundbahn durch den Kurpark an. Um dabei den Läufern gute Verhältnisse zu bieten, mussten die Schüler säckeweise Tannennadeln sammeln und anschließend mehrere Zentimeter dick auf die Parkwege streuen („Sehr viel später sagte man, die erste Tartanbahn hätte Nordrach, denn auf den Tannennadeln lief man weich“). Auf dem Schulhof hinter der Kirche wurden Weit- und Hochsprunggruben sowie eine Wurfanlage ausgehoben. Außerdem stand ein „Berglauf“ über 4000 Meter in Richtung Mühlstein auf dem Programm, der mit einer rund 18-prozentigen Steigung und der Überwindung von 100 Metern Höhenunterschied für die Läufer eine besondere Herausforderung bedeutete.

Anfang Mai reisten somit zahlreiche Sportler aus nah und fern zum „Sportfest ohne Sportplatz“ ins Nordrachtal. Kurt Spitzmüller berichtet von der Ankunft der Sportler: „Sie reisten häufig mit Lastwagen an, die noch Holzvergaser hatten. Jeder Fahrgast musste als Fahrgeld brennbares Holz mitbringen.“ Für die hungrigen Läufer, Springer und Werfer war die Aussicht, ohne Bezugsschein an Speck, Most, Mehl, Brot und Schmalz zu kommen, die Reise allemal wert. Auch die Siegerpreise waren sehr verlockend: Anstelle von Pokalen winkten zwei Buttercremetorten für den 1. Platz, ein Paar Bratwürste für den 2. Platz und Most für den 3. Platz eines Wettbewerbs. Diese süßen Siegerpreise wurden häufig an Ort und Stelle mit den Sportskameraden geteilt und brachten dem Leichtathletikspektakel bald den Beinamen „Buttercreme-Sportfest“ ein. Kurt Spitzmüller erinnert sich: „Das erste Sportfest wäre beinahe schiefgelaufen. Als die Sprinter die mickrige Dorfstraße im strömenden Regen erblickten, wollten sie kneifen. Aber der ebenfalls gemeldete Doppel-Europa-Meister von 1938, Jakob Scheuring, erklärte: ‚Für zwei Buttercremetorten laufe ich die 100 und die 200 Meter auch allein!‘“. Damit war das Eis gebrochen. Das erste Nordrachener Sportfest wurde ein voller Erfolg.

In den folgenden Jahren nahm das Interesse am Maisportfest weiter zu und lockte nicht nur Spitzenathleten aus Südbaden, sondern auch aus ganz Deutschland ins Nordrachtal. Da das Maisportfest das erste größere Sportfest im Wettkampffahr war, nutzten es die Sportler gerne für eine frühe Prüfung ihrer Wettkampfform. Das Sportfest hatte sich bei den Athleten wegen seiner familiären Atmosphäre und den ausgeschriebenen Sieges-

prämien in Naturalien schnell herumgesprochen und war sehr beliebt. Nach der Währungsreform wurden die Torten und Fresspakete dann durch Pokale, Kirschwasser und Wein ergänzt.

Mit der Lockerung der Zonengrenzen stieg auch die Resonanz von bundesdeutschen Spitzensportlern. Beim Maisportfest 1950 gingen 300 Aktive und Jugendliche an den Start, davon 17 ehemalige Deutsche Meister und Jugendmeister. Darunter befanden sich beispielsweise der Langstreckenmeister Otto Eidel oder der dreimalige Sprint-Europameister Heinz Fütterer, der hier erstmals die 100 Meter unter 11,0 Sekunden lief. Sogar der Leichtathletik-Reichstrainer Rübmann soll auch einmal zum Sportfest gekommen sein. Tatsächlich hatte das Sportfest mittlerweile bundesweite Bekanntheit erlangt und begründete einmal mehr Nordrachs Ruf als „schnellstes Dorf der Republik“, wie Kurt Spitzmüller stolz bemerkt.

Das Maisportfest zog immer mehr Besucher an und bescherte dem Verein wichtige Einnahmen. Kurt Spitzmüller erinnert sich, dass einmal sogar 10.000 Karten verkauft wurden. Der Kurpark sah danach aber auch wie ein Schlachtfeld aus.

Das Publikum war mit Veranstaltungen in der Nachkriegszeit keineswegs verwöhnt und bekam in Nordrach immer wieder interessante Wettkämpfe geboten. Auch war die Sportveranstaltung zusätzlich noch mit einer Theatervorführung („Der Vogt auf Mühlstein“) sowie einem Dorffest verbunden und bildete für die Nordracher einen der Veranstaltungshöhepunkte im Jahr.

Auf dem Höhepunkt der Erfolge kam aber leider das überraschende Aus für das beliebte Sportfest: Beim Maisportfest 1951 waren auch der Sportwart und weitere vier Vorstandsmitglieder des Deutschen Leichtathletikverbandes (DLV) anwesend und nahmen die Veranstaltung genau unter die Lupe. Hinterher kritisierte der Verband massiv die nicht immer dem internationalen Regelwerk entsprechenden Wettkampfbedingungen, unter denen sogar Mitglieder der Nationalmannschaft antreten würden. Auch glaubten die Funktionäre, dass die Athleten im Lungenkurort Nordrach der Infektionsgefahr durch Tuberkulose ausgesetzt seien! Der DLV beschloss daraufhin, die in Nordrach erzielten Ergebnisse nicht mehr in die deutsche Bestenliste aufzunehmen, da diese eher „bergsportfestähnlichen Charakter“ hätten.

Kurt Spitzmüller kann das Verhalten der damaligen Funktionäre bis heute nicht verstehen: „Auch wenn nichts da ist, kann man was machen“. Gerade auf dem Lande habe es damals noch wenige leichtathletische Stadien gegeben und so habe man eben improvisieren müssen.

Mit dieser Entscheidung war dem Nordracher Maisportfest der Todesstoß versetzt worden. Denn die Veranstalter glaubten, dass künftig keine Spitzensportler mehr (ohne Anerkennung ihrer Leistungen) kommen und

dadurch der Zuschauerstrom versiegen würde. Auch hatte das Maisportfest allmählich Konkurrenz durch andere Veranstaltungen in der Region bekommen. 1952 fand kein Sportfest mehr statt. Damit verschwand aber auch die entscheidende Einnahmequelle des Vereins für die Finanzierung der Wettkampfreisen. Reaktivierungsversuche gab es keine. In der sich nun breitmachenden Enttäuschung und Resignation beschloss die Vorstandschaft des Vereins, die Leichtathletikabteilung aufzulösen, da ihr der DLV die finanzielle Lebensgrundlage entrissen hätte.

Doch bevor es soweit war, gelang Kurt Spitzmüller mit der Nordrach Sprintergarde im Juli 1951 noch der oben genannte schöne Erfolg beim Internationalen Sportfest in Basel, bei dem Nordrach als „schnellstes Dorf der Welt“ bekannt wurde. In den folgenden zwei Jahren bestritten die Athleten zwar noch einzelne Wettkämpfe, aber Ende 1953 gehörte die Leichtathletikabteilung endgültig der Vergangenheit an. Auch Kurt Spitzmüller beendete seine sportliche Karriere und wechselte in die politische Laufbahn.



*Kurt Spitzmüller
als junger Bundestagsabgeordneter
1957*

(Foto: privat)

Politischer Werdegang

Durch seine sportlichen Erfolge und durch sein Kurheim war Kurt Spitzmüller weit über Nordrach hinaus bekannt geworden. Da er zudem im Vorstand des ASV Nordrach und des Südbadischen Leichtathletikverbandes saß, wurde er schon bald auch für die politischen Parteien interessant. Eine Kandidatur auf der Liste einer Partei lehnte er aber zunächst ab. Er wollte neutral bleiben: „Zu wem ich auch gehe, ich verärgere die anderen“. Er wich der Politik zunächst über den Sport aus. Aber gerade der Sport sollte ihn schließlich in die Politik führen: 1947 plante der südbadische Landtag ein neues Gesetz zum Feiertagsschutz. Der erste Gesetzentwurf sah dabei ein völliges Sportverbot an Sonn- und Feiertagen vor Ende des Hauptgottesdienstes vor. An etlichen Feiertagen galt ein totales Verbot ohne Ausnahmemöglichkeiten, während für die Jagd Ausnahmen durch das Landratsamt genehmigt werden konnten. Kurt Spitzmüller erkannte, dass hier gehandelt werden musste. Er initiierte eine Unterschriftenaktion, die schließlich 20.000 Unterschriften (davon 1200 von CDU-Mitgliedern) einbrachte. Diese Aktion bewirkte schließlich, dass der Landtag den Gesetzentwurf änderte. Das neue Landesgesetz über den Schutz der Sonn- und Feiertage vom 26. Februar 1948 (Bad. GVBl. 1949, S. 459) erlaubte wieder grundsätzlich Sportveranstaltungen an Feiertagen.

Nach diesem Erfolg trat Spitzmüller 1948 der FDP/DVP bei. Aus

wahltaktischen Gründen (Verhinderung einer absoluten CDU-Mehrheit) half Kurt Spitzmüller bei der Gründung der Freien Wähler in Nordrach und kandidierte auch für die FW-Liste. Bei der Kommunalwahl 1953 wurde Kurt Spitzmüller erstmals in den Nordrachener Gemeinderat gewählt, dem er bis 1971 angehörte. Auch seine Frau Gaby war (als erste Frau) von 1984 bis 1998 Nordrachener Gemeinderätin. Kommunalpolitisch war Kurt Spitzmüller ohnehin vorbelastet: Sowohl der Vater (11 Jahre lang) als auch der Großvater (22 Jahre) waren Bürgermeister in Nordrach gewesen. Von 1953 bis 1971 gehörte Kurt Spitzmüller ferner dem Kreistag und dem Kreisrat des Landkreises Wolfach an. Seit Gründung des Ortenaukreises 1973 war er bis 1979 auch Mitglied in diesem Kreistag.

Während seiner Amtszeit als Kreisverordneter konnte er seine reiche Sachkenntnis und Erfahrung einbringen und die Kreispolitik aktiv mitgestalten. In den Sitzungen meldete sich Kurt Spitzmüller häufig bei sozialen, kulturellen und gesundheitspolitischen Fragen zu Wort. An manche Kreistagsdebatte kann er sich dabei gut erinnern. So wurde beispielsweise lange über den Kauf des Vogtsbauernhofs gestritten, da sich die letzte Besitzerin ein lebenslanges Wohnrecht gesichert hatte. Schließlich bewilligte der Kreistag aber 1962 den Erwerb des Gebäudes für 50.000 DM. Der Hof sollte zur Urzelle des heutigen Schwarzwälder Freilichtmuseums werden. Auch mit dem langjährigen Landrat Ludwig Heß sei er gut angekommen: „Der Landrat war ein sehr angenehmer Mensch und bei allen Parteien beliebt“. Heß war seit 1946 Landrat des Landkreises Wolfach und wurde, obwohl er SPD-Mitglied war, 1956 auch mit den Stimmen der CDU wiedergewählt.

Kurt Spitzmüllers Wirken in der Kommunalpolitik führte bald auch zum Eintritt in die Bundespolitik: Über die FDP-Landesliste wurde er 1957 erstmals in den Deutschen Bundestag gewählt, dem er zunächst bis 1969 angehörte. Am 12. Januar 1971 rückte Spitzmüller für einen auscheidenden Parteifreund nach und blieb bis 1980 Mitglied des Bundestages. Als Bundestagsabgeordneter machte er sich besonders als Sozial-, Familien- und Gesundheitspolitiker einen Namen. Er galt als gut informierter Debattenredner und sprach an einem Sitzungstag bis zu 24-mal zur Sache. Dabei kamen ihm seine Kenntnisse als Klinikleiter und Sportler ebenso zugute wie sein gesunder Menschenverstand. Auch seine Beharrlichkeit und sein Humor halfen ihm, die mitunter schwerfällige parlamentarische Arbeit zu bewältigen.

Von 1971 bis 1976 war Kurt Spitzmüller stellvertretender Vorsitzender, von 1976 bis 1980 Parlamentarischer Geschäftsführer und von 1980 bis 1982 Fraktionsgeschäftsführer der FDP-Bundestagsfraktion. Daneben übernahm er auch Aufgaben in der eigenen Partei. Kurt Spitzmüller gehörte von 1952 bis 1959 und von 1963 bis 1967 dem FDP-Landesvorstand an. Von 1970 bis 1974 war er zudem Mitglied des Bundesvorstands. Darü-

*Kurt Spitzmüller
(ganz rechts) bei
einer Sitzung des
Wolfacher Kreis-
rats Ende der
sechziger Jahre
(Foto:
Kreisarchiv)*



ber hinaus war er von 1952 bis 1954 Landesvorsitzender der Deutschen Jungdemokraten. 1982 zog er sich schließlich aus der Bundespolitik zurück.

Ehrenämter und Ehrungen

Auch nach seiner aktiven sportlichen Laufbahn blieb Kurt Spitzmüller weiterhin eng mit der Leichtathletik verbunden. Bereits 1948 war er in den Vorstand des Südbadischen Leichtathletikverbandes (SBLV) gewählt worden, dem er 23 Jahre angehören sollte. Von 1955 bis 1970 war er auch dessen Vorsitzender und zugleich Vorstandsmitglied des Südbadischen Sportbundes. Im gleichen Jahr wurde er außerdem Beiratsmitglied des Deutschen Leichtathletikverbandes.

Für seine sportlichen Erfolge zeichnete ihn der Deutsche Leichtathletikverband zwischen 1949 und 1952 regelmäßig mit der DLV-Bestennadel aus. Nach dem Ende seiner sportlichen Laufbahn erhielt er 1953 die DLV-Ehrennadel in Gold verliehen. Der Badische Leichtathletikverband würdigte außerdem Kurt Spitzmüllers ehrenamtliches Engagement und ernannte ihn 1972 zum Ehrenmitglied. 1996 verlieh ihm der Verband außerdem den BLV-Badenschild.

Als Dank für seine vielen Verdienste für den Sport und die Gesellschaft erhielt Kurt Spitzmüller 1972 das Bundesverdienstkreuz I. Klasse und 1976 das große Bundesverdienstkreuz verliehen. Zum Abschluss seiner politischen Karriere wurde er 1980 zusätzlich mit dem großen Bundesverdienstkreuz mit Stern geehrt. Seine Heimatgemeinde Nordrach ehrte ihren prominenten Mitbürger 1981 mit der Verleihung der Ehrenbürgerwürde. Der FDP-Kreisverband, dessen Vorsitzender Kurt Spitzmüller seit 1973



Kurt Spitzmüller im Oktober 2008

(Foto: Gorka)

war, ernannte ihn 1981 zum Ehrenvorsitzenden und verlieh ihm 2008 die Theodor-Heuss-Medaille in Gold.

Neben seinem Bundestagsmandat hatte sich Kurt Spitzmüller auch außerparlamentarisch für die Gesundheitspolitik engagiert. Von 1972 bis 1996 fungierte er als Vizepräsident der Deutschen Gesellschaft für Freizeit und von 1987 bis 1997 als Vizepräsident des Bundesverbands Deutscher Privatkrankenanstalten. Spitzmüller war zudem sechs Jahre im Vorstand der deutschen Krankenhausgesellschaft. Darüber hinaus engagierte er sich als 1. Vorsitzender des Arbeitskreises „Gesundheit“ der Deutschen Krebshilfe. Für sein Wirken wurde ihm die Ehrennadel der Deutschen Ärzteschaft und die Ehrenmedaille der Deutschen Apotheker verliehen.

Kurt Spitzmüller ist Mitbegründer des Allgemeinen Sportvereins Nordrach und dem Verein auch weiterhin verbunden. Der ASV ehrte seinen früheren Leichtathletik-Abteilungsleiter mit der Ernennung zum Ehrenmitglied. Außerdem ehrte die Gemeinde seine Verdienste um den Sport in Nordrach, indem sie im Jahre 2006 den erneuerten Sportplatz in „Kurt-Spitzmüller-Anlage“ benannte.

Leichtathletik wird in Nordrach heute leider nicht mehr vereinsmäßig betrieben, da die erforderlichen Sportanlagen fehlen. Zur Erinnerung an das frühere Maisportfest organisierte der ASV aber im Jahre 2003 zum 200-jährigen Gemeindejubiläum wieder ein Leichtathletik-Schüler- und Jugendsportfest im Kurpark, bei dem sich acht Vereine im Dreikampf maßen. Krönung dieser Veranstaltung waren die Siegerehrungen, die von den früheren Sportlergrößen Kurt Spitzmüller, Heinz Fütterer, Carl Kaufmann und Lothar Knörzer vorgenommen wurden. Vielleicht kann das neue Sportstadion, das im benachbarten Zell a. H. gebaut wird, auch im Nordrachtal zu einer Wiederbelebung des Leichtathletiksports führen. Kurt Spitzmüller würde es freuen.

Ruhestand

Der einstige Spitzensportler, Sportfunktionär und hochdekorierte Bundespolitiker blickt heute zufrieden auf ein erfülltes Leben zurück. Mit seiner Frau Gaby genießt er seinen verdienten Ruhestand im schönen Eigenheim in Nordrach. Das Kurhaus, das bis 1982 von seiner Frau geleitet wurde, gehört heute der Arbeiterwohlfahrt. Im alten Wohnhaus hat Gaby Spitzmüller 1991 das wohl schönste Puppenmuseum des Schwarzwalds eingerichtet, das sie bis heute leitet. Ihr Mann steht ihr dabei helfend zur Seite. Gerne erzählt er in gemütlicher Runde aus seiner Zeit als Sportler und Politiker und man spürt, dass diese Zeit bei ihm weiterhin lebendig ist.

Auch für ein Gespräch mit dem Verfasser dieses Beitrags nahm sich Kurt Spitzmüller Zeit, ein wenig aus seinem abwechslungsreichen Leben zu erzählen. Für dieses angenehme und interessante Gespräch möchte ich ihm herzlich danken. Der Historische Verein für Mittelbaden wünscht Kurt und Gaby Spitzmüller auf diesem Wege gute Gesundheit, weitere Schaffenskraft und Zufriedenheit für die kommenden Jahre.

Quellen

Interview mit Kurt Spitzmüller am 16. Oktober 2008.

Internet-Enzyklopädie „Wikipedia“.

Landratsamt Ortenaukreis, Aktenzeichen 012.191 (Ausgeschiedene Kreisräte).

Kreisarchiv Ortenaukreis:

Landkreis Wolfach. Sitzungen des Kreistags und des Kreisrats

Ortenaukreis. Sitzungen des Kreistags

Generalakten der Landratsämter Offenburg und Wolfach über Zulassung von Sportvereinen und die Errichtung von Sportplätzen

Landkreis Wolfach. Spezialakten Nordrach

Archiv des Ortenauer Turngaus (Depositum) Nr. 65

Heimatgeschichtliche Sammlung (Zeitungsausschnitte).

Hans-Georg Kluckert: Nordrach. Geschichte, Menschen und Landschaft eines Tales, Zell a. H. 1989.

Festschrift zur 25-Jahr-Feier des ASV Nordrach (verbunden mit der Sportplatz-Einweihung) 1972

50 Jahre ASV Nordrach (Jubiläumsausgabe) 1996

Kurt Wagner: 100 Jahre Leichtathletik in Baden 1899–1998

Festschrift der Gemeinde Nordrach zum 200-jährigen Gemeindejubiläum 2003

Die Ortenauer Hochspringerin Ellen Mundinger

Gertrude Siefke

Kein weibliches Mitglied eines Offenburger Vereins ist bislang höher gesprungen: Mit 1,82 Meter hält Ellen Mundinger den hiesigen Hochsprungrekord – gemeinsam mit der Ichenheimerin Gunhild Hetzel. 37 Jahre sind inzwischen vergangen. Der Weltrekord liegt mittlerweile bei 2,09 Meter, den deutschen Landesrekord der Frauen hält Ariane Friedrich mit einem 2,06-Meter-Satz am 14. Juni 2009. Auch Ellen Mundinger übertrumpfte später ihre einstige Bestleistung: 1980 lag die Latte bei 1,89 Meter, und die Offenburgerin, die seit 1974 für den USC Mainz am Start war, flog haushoch drüber und schaffte die Qualifikation für die Olympischen Spiele in Moskau. Der Boykott des Westens verhinderte allerdings eine Teilnahme. Heute unterrichtet die Brauerei-Tochter an der Heimschule Lender in Sasbach Erdkunde und Sport. Wir trafen eine der erfolgreichsten Ortenauer Sportlerinnen im Oberkircher Ortsteil Bottenau, wo die Ausnahmeathletin mit ihrer Tochter Esther und Hündin Daisy in einem selbst gebauten Holzhaus mit herrlichem Blick auf die Weinberge und die Ausläufer des Schwarzwalds lebt.

Ellen Mundinger ist am 14. Januar 1955 im Kreißaal des Oberkircher Krankenhauses auf die Welt gekommen. In ihrer Heimatstadt Offenburg besuchte sie nach der Grundschule das Oken-Gymnasium. Sie sei gern zur Schule gegangen – „meistens“. Ihr Elternhaus steht in der Gerberstraße: Dort war die Brauerei Mundinger ansässig. In der Wirtschaft nebenan floss der frische Gerstensaft aus dem Zapfhahn direkt ins Glas. Für die einzige Tochter und jüngste von vier Geschwistern gab es viele Möglichkeiten, ein Taschengeld hinzu zu verdienen. Körperliche Arbeit war angesagt, die Eltern lebten es vor: Vater Richard (er starb 1980) war 1948 aus russischer Kriegsgefangenschaft heimgekehrt und kümmerte sich um die Brauerei; Mutter Rosel (sie starb 2001) stand in der Wirtschaft. „Sport existierte nicht“, erinnert sich Ellen Mundinger. Das sei kein Thema gewesen, bis sie als Zwölfjährige von einer Mitschülerin angesprochen wurde, ob sie nicht mit zum Training beim Eisenbahn Sportverein Jahn (ESV) wolle. Hannes Veit, der seit 1956 als Übungsleiter beim ESV aktiv war, hatte Ellen beim 1000-Meter-Lauf und beim Werfen im Rahmen der Bundesjugendspiele beobachtet und ließ über die Mitschülerin, die bereits zu der Trainingsgruppe gehörte, nachfragen. 1967 war das. Ellen Mundinger hatte zuvor mit Vereinen kaum etwas zu tun. Ihre Mutter wollte zwar, dass sie in einen Turnverein geht. Doch das war nicht so ihr Ding: „Ich wollte springen und laufen. Das durfte ich dort nicht“, weiß sie noch wie damals. Sie sei immer rennend und hüpfend unterwegs gewesen: „Gehen konnte ich nicht.“ Als



Am Steuer: Ellen Munding, frischgebackene Junioren-Europameisterin im Hochsprung. Die Agrarstudentin kutscherte einen Eineinhalbtöner von Düsseldorf ins heimatliche Offenburg, wo er in der elterlichen Brauerei Verwendung finden wird.

Foto: Werek

Familienjüngste wurde sie häufig zum Einkaufen geschickt. All die Treppenstufen von der Wohnung bis auf die Straße nahm sie im Sturmschritt. Das Tempo wurde bis zum Lebensmittelgeschäft gehalten: „Wenn ich am Rennen war, war ich am Rennen.“

Nicht nur die Leichtathletik war für Ellen Munding wichtiger Bestandteil ihrer Jugendzeit. Bis zu ihrem 14. Lebensjahr spielte sie „exzessiv“ Klavier; dann waren musikalische und sportliche Betätigung nicht mehr unter einen Hut zu bringen – und das begabte Mädchen entschied sich für den Sport. Auch Reiten gehörte zu ihren Leidenschaften: „Das war in jenen Jahren meine große Liebe.“ Der Reitstall lag gegenüber dem ESC-Gelände. Mehrmals musste Trainer Hannes Veit nach dem Rechten schauen und seine Schülerin daran erinnern, dass das Training anfängt. Sie fuhr Wasserski auf dem Rhein – ihr ältester Bruder hatte ein Motorboot. Bis heute ist sie eine begeisterte Abfahrtsskifahrerin: Seit ihrem dritten Lebensjahr verbrachte sie den Urlaub immer wieder in der Nähe von Furtwangen, wo man sich im Winter „definitiv nur mit Skiern bewegen“ konnte. Damals lag viel Schnee im Schwarzwald.

Alles, was draußen stattfand, gefiel Ellen Mundinger. Nicht das Sporttreiben stand im Vordergrund, sondern die Bewegung an der frischen Luft: Hallensport war nichts für das Naturkind.

Mit Turnschlappchen für acht Mark absolvierte die Nachwuchshoffnung ihr erstes Training: „Ich weiß es noch genau.“ Zunächst war Warmlaufen angesagt: „Das kannte ich gar nicht.“ Da in der Mannschaft von Hannes Veit jemand für den Hochsprung fehlte, wurde Ellen Mundinger dafür ausgewählt. Der Trainer brachte ihr die Technik bei; damals schwangen sich die Sportler im so genannten Western Roll beziehungsweise Rollstil über die Latte: Die Position des Körpers zum Boden ist fast parallel, der Kopf wird etwas angehoben. Der gesamte Körper rollt über die Latte. Diese Technik hat den Vorteil, dass der Körperschwerpunkt niedriger liegt als beim bis dahin angewandten Schersprung.¹

Für Hannes Veit stand fest: „Die Ellen braucht Spikes“, also besonders griffige Leichtathletikschuhe. Den intensiven Ledergeruch ihrer ersten weiß-roten Puma-Spikes hat Ellen Mundinger noch heute in der Nase. Im Hochsprung war sie von Anfang an besonders gut. Sie spürte, wann der passende Zeitpunkt zum Absprung da war – ein ganz entscheidendes Moment bei dieser Disziplin. Besonders schnell sei sie gar nicht gewesen, aber darauf kommt es auch nicht so sehr an: Es geht um die möglichst verlustfreie Übertragung der horizontalen in die vertikale Kraft – und darin war sie kaum zu übertreffen. Bereits im Alter von fünf Jahren hatte ihre Mutter sie zum Ballett geschickt, damit die Kleine mehr Körperspannung bekommt: „Ich war ein schlaksiges, dünnes Mädchen.“ Mit diesem Tänzeln auf den Fußspitzen konnte sie sich allerdings nicht recht anfreunden: „Das einzige, was ich gut konnte, waren die Sprünge.“

Zwei Mal pro Woche war Training angesagt, jeweils für anderthalb Stunden. Die Ausbildung war vielseitig, neben dem Sprung in die Höhe wurde Kugelstoßen geübt, Weitwurf, Hürden. Mehrkampf hieß das Ziel: „Die Spezialisierung folgte erst später.“ Mitunter fiel es Ellen schwer, sich aufzuraffen, gerade bei Regen oder im Winter, die Dunkelheit bereits herein brach. „Wenn ich fertig war, war ich aber froh, es gemacht zu haben.“ Sie hatte den inneren Schweinehund im Griff: Jedes Mal aufs Neue zu entscheiden, zum Training zu gehen oder zu schwänzen, kostete zu viel Kraft, war ihre Erkenntnis. Also fand eine Diskussion zwischen den beiden Seelen erst gar nicht statt. Ellen ging zum Training. Etwas anderes hätte auch Hannes Veit gar nicht toleriert. Noch immer schwingt viel Respekt mit, wenn sie von ihrem „Sportvater“ spricht. Überzeugend sei er gewesen, er habe Autorität besessen. Und: „Für ihn war es schön, ein Talent vor sich gehabt zu haben“, sagt Ellen Mundinger und lacht. Hannes Veit, inzwischen 80 Jahre alt, gilt als einer der Väter der Offenburger Leichtathletik. Er erinnert sich an das „lang aufgeschossene Mädchen“, das er unter den trainierenden Oken-Schülerinnen entdeckt hatte, wie wenn es gestern gewesen wäre²:

„Sie hat sich so bewegt, dass klar war, dass da etwas draus wird“, sagt der einstige Lokführer, der 1970 gemeinsam mit Rüdiger Hurrle und Dieter Roth die Gründung der Leichtathletikgemeinschaft Offenburg (LGO) angeregt hatte. Die Trainingspläne für seine beste Schülerin hat er bis heute aufgehoben. Was eine gute Hochspringerin auszeichnet? Hannes Veit muss nicht lange überlegen: „Sprungkraft ist wichtig.“ Hinzu müssten Fleiß, Ausdauer und die Bereitschaft, sich zu plagen, kommen. Früh schon waren für Ellen Mundinger Wettkämpfe angesagt, Kreismeisterschaften, Südbadische Meisterschaften. Die junge Frau liebte die Abwechslung, fand das alles lustig und nett. Sie hat viele ihrer Freundinnen mit zur Leichtathletik genommen. Es war ein schöner Zeitvertreib: „Wir waren eigentlich immer unterwegs.“

Im zarten Alter von zwölf Jahren wurde Ellen Mundinger bereits zu Lehrgängen eingeladen. Eine Fahrt nach Freiburg stand an. Für Vater Mundinger war das eine Nummer zu groß. Das Mädchel sei doch noch viel zu jung für solche Unternehmungen. Ellen nahm es ihrem Herrn Papa nicht übel: „Mich hat das nicht gekratzt.“ Die Einladungen häuften sich, Göttingen und Darmstadt waren weitere Ziele. Als die Eltern erfuhren, dass der Lehrer Hammerwerfer Walter Schmidt an einem dieser Lehrgänge teilnehmen werde, stimmten sie zu. Ellen fuhr gemeinsam mit dem 135-Kilogramm Mann. Er stärkte sich mit literweise Milch und reichte den Tetrapack seiner jungen Begleiterin: „Trink, damit was aus Dir wird.“ Sie trank – und es wurde etwas aus ihr.

Bei den Lehrgängen war sie immer die jüngste. Tagsüber wurde trainiert. Man erstellte Wettkampfpläne, es ging um Kraft und Stil. Abends standen oft Kinobesuche an, die Altersgrenze lag nicht selten bei 16 Jahren. Kurzerhand wurde das Nesthäkchen auf älter geschminkt. „Das waren richtige Highlights.“

Wann sie genau welche Höhe überwunden hatte? Ellen Mundinger muss in den Annalen nachschauen: „Ich erinnere mich an all das nicht mehr so genau.“ Immerhin gibt es zwei dicke Leitzordner, in die Vater Richard fein säuberlich jede Urkunde, jeden noch so kleinen Zeitungsausschnitt abheftete, der von seiner Tochter handelt: „Er war sehr stolz auf mich.“ Auch Trainer Hannes Veit hat die ganzen Erfolge aufgelistet, die in seine Amtszeit fallen: Von den übersprungenen 1,46 im Jahr 1967 über die 1,70 im Jahr 1970 bis zu den legendären 1,82 Meter bei den Deutschen Meisterschaften und den Olympischen Spielen in München 1972.

1970 wurde die Technik geändert: Der Rollstil verschwand zugunsten des so genannten „Fosbury-Flops“. Bei der nach dem Amerikaner Dick Fosbury benannten Technik nehmen die Athleten beim Anlauf eine Kurve, drehen auf den letzten Schritten den Rumpf und überqueren die Latte rücklings. Im Vergleich zum Rollstil und zu den vorangegangenen Methoden besteht der große Vorteil erneut darin, dass der Schwerpunkt der Sportler



Hallenmeisterschaften München 1974.

tiefer liegt und damit größere Höhen überwunden werden können. Am 21. Februar 1971 schaffte die Offenburgerin die 1,75 Meter und wurde damit in Berlin Deutsche Hallen-Jugendmeisterin („Badische Meisterin wurde ich eigentlich immer“). Der Knoten war geplatzt und die neue Sprungmethode verinnerlicht: „Auf einmal ging’s mit dem Flop.“ Die mentale Fitness spielte eine wesentliche Rolle: „So ein Erfolg hat ganz viel mit dem Kopf zu tun.“

Dann kam das Jahr 1972. Wenn Ellen Munding heute davon erzählt, klingt es fast ein bisschen beiläufig: „Das war für mich damals die Konsequenz aus der ganzen Springerei.“ Eine Steigerung um sieben Zentimeter innerhalb kürzester Zeit: Wer mit sportlichen Leistungen vertraut ist, weiß dieses Ergebnis angemessen zu würdigen. Mit den im Juli übersprungenen 1,82 Meter in München wurde sie Deutsche Hochsprungmeisterin und sicherte sich damit die Olympiateilnahme. Dieser nationale Wettbewerb galt als Probedurchlauf für das große internationale Kräftemessen. Mit dem Deutschen Titel hatte sie „das Marschziel erfüllt“. Hinter ihr platzierten sich Renate Gärtner und die favorisierte Ulrike Meyfahrt, die jeweils 1,79 Meter übersprangen. Am 24. Juli 1972 schrieb der Oberbürgermeister der Stadt Offenburg, Karl Heitz, an das „liebe Fräulein Munding“ und reagierte damit prompt: Mit ihm hätten sich sehr viele Offenburger „riesig ge-

freut, als sie im Fernsehen zusehen konnten, wie Sie sich souverän die Deutsche Meisterschaft im Hochsprung holten“. Das Stadtoberhaupt wünschte für die Olympischen Spiele recht viel Erfolg: „Wir alle werden Ihnen die Daumen drücken.“

Doch zunächst stand eine lange Vorbereitungszeit an. Die Schule blieb schon mal links liegen. Ellen Mundinger erinnert sich an die „unheimlich vielen Fehltage in der zwölften Klasse“. Nicht jeder Lehrer zeigte Verständnis. Erwartet wurde, dass am Tag nach einem Wettkampf (auch wenn er in Berlin oder München stattfand) die Schulbank Priorität hatte. Nachhilfe oder spezielle Förderung waren damals noch Fremdworte. Schließlich reichte es, dass die Klassenkameraden aushalfen. Das Abitur sollte für Ellen Mundinger keine allzu große Hürde darstellen.

Gemeinsam mit ihren ärgsten Konkurrentinnen, mit Ulrike Meyfahrt und Renate Gärtner, ging es nach Schongau ins Trainingslager. Die Drei verstanden sich ausgezeichnet, was die Trainer nicht sonderlich begrüßten. Während sich die Übungsleiter von einer Rivalität unter den jungen Frauen einen Leistungsantrieb erhofften, sahen sich die Sportlerinnen als Einheit. Schaffte eine von ihnen eine besondere Höhe, freuten sich die beiden anderen mit ihr: „Wir waren super gute Freundinnen.“ Es war eine „unheimlich schöne Zeit“.

Dann begannen die XX. Olympischen Sommerspiele. Offenburg hatte seine erste Olympionikin. Die Sportlerinnen und Sportler wurden eingekleidet, zum Einmarsch ins Stadion trugen die Frauen „wahnsinnig kurze Miniröcke“. Alles war ungemein „umtriebiger“, es herrschte ein enormer Rummel. Total fasziniert war Ellen Mundinger von der Internationalität: „Alle haben versucht, sich miteinander zu verständigen.“ Zum ersten Mal habe sie sich als Kosmopolitin gefühlt. Ob dieser intensive Austausch auch heute so stattfindet, wagt Ellen Mundinger zu bezweifeln. Ihre Kollegen anno 2009 sieht sie als „moderne Strafgefangene“, die auf Schritt und Tritt überwacht werden. Da herrschte vor über 35 Jahren noch richtig Freiheit: Völlig unbedarft sei man gewesen. Mit den gegenwärtigen Bedingungen für Leistungssportler lassen sich die 70er Jahre sowieso nicht vergleichen. „Wir waren noch totale Amateure.“ Der Sport war eine „schöne Nebensache“, aber: „Wir wussten, dass wir davon nicht leben konnten.“

Alle drei deutschen Hochspringerinnen schafften die Qualifikation für den Endkampf. Natürlich sei es etwas Besonderes gewesen, mehr aber auch nicht. In einem späteren Interview meinte Ellen Mundinger, dass sie „zu wenig aufgeregt“³ gewesen sei: Mit einem Mehr an Nervosität hätte sie sich vielleicht noch steigern können. Sei's drum. Am Abend vor der Entscheidung hörte sie sich ihre Lieblingsmusikstücke an, darunter Schuberts Impromptu. Dann begann am 4. September 1972 der Wettstreit um olympisches Edelmetall vor 80 000 Zuschauern im ausverkauften Stadion. „Ich habe mich über jede gesprungene Höhe gefreut.“ Doch bei 1,82 Meter war



LA-Junioren-Europameisterschaften in Duisburg. Europameisterin im Hochsprung wurde Ellen Mundinger. Sie überwand 1,82 Meter.

Schluss. Den Wettkampf ihres Lebens bestritt ihre Freundin Ulrike Meyfahrt, die als „Goldmädchen“ und mit übersprungenen 1,92 Meter Sportgeschichte geschrieben hatte. „Ich erinnere mich nur noch daran, dass ich zu ihr hingerrannt bin und sie fürchterlich gedrückt habe“, sagt Ellen Mundinger Jahrzehnte später.

Mit fünf großen Koffern voller Olympiakleidung und einer leichten Grippe kehrte die 17-Jährige in ihre Heimatstadt zurück. Ihr zehnter Platz bei den Spielen von München wurde groß gefeiert: Die erste Offenburger Olympia-Party fand ihr zu Ehren statt, sie wurde mit Blumen, Geschenken und warmen Worten überhäuft. Diejenigen, die sie kannten, versicherten: „Ellen ist die Alte geblieben.“ Noch heute wird sie auf ihre Teilnahme an den Olympischen Spielen angesprochen – und zwar „ganz ehrfürchtig“.

Ein weiteres erfolgreiches Sportjahr schloss sich an: Ende August 1973 wurde Ellen Mundinger im Duisburger Wedau-Station Europäische Jugendmeisterin und holte Gold für die LG Offenburg mit erneut jenen 1,82, die sie damals im zweiten Versuch nahm. Olympiasiegerin Ulrike Meyfahrt wurde mit übersprungenen 1,80 zweite. Auch der Sprecher des Sportausschusses des Bundestages, ein gewisser Wolfgang Schäuble, schickte

damals ein Glückwunschtelegramm. Zuvor gelangen ihr hervorragende Ergebnisse bei den Badischen und Deutschen Meisterschaften. Doch der Sport war nicht das Ein und Alles. Mit dem Reifezeugnis in der Hand beschloss die 18-Jährige, in Hohenheim Agrarwissenschaften zu studieren. Es sollte sich lediglich um eine Stippvisite handeln. Nach einem Semester reichte es ihr: „Das war ein völlig anonymer Laden.“ Ellen Mundinger sehnte sich nach einem Klassenverband und stellte sich zudem die Frage, was sie als Landwirtin später machen sollte? Denn es zeichnete sich bereits ab, dass diese Tätigkeit mit Idylle und Naturnähe nur noch wenig zu tun haben wird. Profitmaximierung war ein Stichwort, das damals die Runde machte: „Es war ein knallhartes Geschäft.“ Ellen Mundinger war unschlüssig. Wie sollte es weitergehen? Auch wenn es sich aufdrängte: „Ich wollte nicht Sport studieren, weil ich mein Leben nicht in Sporthallen fristen wollte.“ Es kam anders. Auf einem Flug nach Göteborg saß sie neben Leichtathletik-Nationaltrainer Klaus Schwanbeck, der ihr von Mainz vorschwärmte. Sie kannte Kollegen, die ebenfalls in der Buchdruckerstadt studierten, es war „ein vertrautes Feld“. Und so war der Entschluss rasch gefasst. Es sollte dann doch Sport sein, Sport und Erdkunde, nachdem ihr Bruder von einem Studium des Lieblingsfachs Mathematik abgeraten hatte. „Zu theoretisch“, meinte der studierte Informatiker. Die jüngere Schwester nahm den Rat an.

Seit 1975 war Ellen Mundinger Mitglied beim USC (Universitätsportclub) Mainz. Sie schaffte den Sprung über die 1,84. Doch dann verletzte sie sich, nachdem sie bereits im Jahr zuvor zwei Monate wegen eines Knöchelanbruchs hatte pausieren müssen. Der Ermüdungsbruch am Kahnbein empfand sie als Warnschuss. Zunächst wusste niemand so recht, woran die Sportlerin da laborierte, inzwischen gilt diese Fraktur als anerkannte Springerkrankheit. „Ich hatte das Gefühl, der Fuß teilt sich auf.“ Sie wurde operiert, nach einem Jahr ging es wieder. Doch Ellen Mundinger war vorsichtig geworden: „Für mich war klar: Ich möchte meine Knochen noch 60, 70 Jahre brauchen.“ Da wollte sie nichts riskieren. Aus dem Stand sprang sie zwar 1,75 Meter – und bei den Deutschen Hochschulmeisterschaften in Göttingen gelang ihr 1980 der Sprung über 1,89 Meter. „Ellen Mundinger schockte alle“⁴, hieß es damals in der Presse. Diese Höhe bedeutete persönliche Bestleistung und zugleich europäische Spitzenklasse: „Ja, was man gelernt hat, das verlernt man auch in den Jahren nicht“, sagte sie damals. Für ihren Entdecker Hannes Veit war es „eine späte Genugtuung für jahrelange, gezielte Arbeit“. Trotzdem war der Hochsprung in ihrem Leben nicht mehr vorrangig. Einfach nett sei das Springen gewesen – nicht mehr und nicht weniger.

Im Winter 1980 machte Ellen Mundinger ihr Examen. Bei der Universiade, den Weltsportspielen der Studenten, in Bukarest 1981 lernte sie ihren späteren Mann kennen, den damaligen Arzt des Leichtathletiknational-



Deutsche Hochschulmeisterschaften 1980 in Göttingen mit dortiger Bestleistung von 1,89 Meter.

teams, Karlheinz Graff. Doch zunächst stand eine Auszeit in Griechenland an. Mit Rucksack, drei Unterhosen, zwei T-Shirts, Isomatte und Schlafsack trampete sie los, hatte nach tagelangem Suchen das Segelboot ihres Bruders in Korfu gefunden und verbrachte mit ihm die zweite Jahreshälfte im Süden der Peloponnes. Die gefangenen Fische wurden bei den Bauern für Getreide und Obst eingetauscht: „Das Leben hat damals nichts gekostet.“ Sie kümmerte sich um Schafe, arbeitete in einer Ölmühle und machte sich kurz nach Neujahr 1982 mit 80 Liter Olivenöl im Rucksack auf den Weg zurück nach Deutschland. Das flüssige Fett füllte sie in Flaschen um und verkaufte es ihren Landsleuten, die von der Frische begeistert waren.

Die unternehmungslustige junge Frau wurde nachdenklich und hielt inne. Nachdem sie Skiunterricht in Frankreich gegeben hatte, beschloss sie, „etwas Ernsthaftes zu machen“. Da sie die Referendarszeit in Baden-Württemberg absolvieren wollte, das Land aber ihr Mainzer Diplom nicht anerkannte, stand zunächst ein Prozess an, den sie mit Hilfe der Gewerkschaft für Erziehung und Wissenschaft (GEW) gewann. Nach Stationen in Schramberg und Villingen war sie im Januar 1984 fertig. An eine Anstellung war zunächst nicht zu denken. Ellen Munding baute einen Nachhilfekreis mit auf und hatte das Fach Mathematik übernommen: „Es hat mir so einen Spaß gemacht.“ Erneut trat Karlheinz Graff in ihr Leben. Die beiden heirateten, Ellen Munding zog nach Essen und „war erst einmal



Ellen Mundinger heute.

Foto: Siefke

hauptberuflich Mami“. 1985 kam Sohn David, 1990 Tochter Esther auf die Welt. Bis 1998 arbeitete sie ehrenamtlich, gab Nachhilfe und hielt ihrem Mann den Rücken frei, „wie es so schön heißt“. Sie spielte Basketball und Handball, absolvierte Skirennen, war Triathletin und legte Tausende von Kilometern mit dem Rennrad zurück. Als die Ehe auseinander ging, beschloss sie, in der alten Heimat wieder Fuß zu fassen, mit beiden Kindern und Hündin Daisy. Sie arbeitete in einem Ingenieurbüro und beim Arbeitsamt, ehe sie im Dezember 2002 an der Heimschule Lender eine Anstellung erhielt. Ellen Mundinger schätzt inzwischen den „krisenfesten Job“. Im Sommer fährt sie manchmal mit dem Rennrad zum Unterricht, in 35 Minuten schafft sie die Strecke von Bottenau nach Sasbach. Noch immer bewege sie sich unheimlich gern, sagt die 54-Jährige, die Bergsteigen zu ihren Leidenschaften zählt. 2001 baute sie ihr uriges Haus nach ökologischen Gesichtspunkten. Sie heizt ausschließlich mit Holz und Sonnenwärme. Das Holz macht sie selbst, ein Fitnessstudio braucht sie nicht. Das Naturkind steckt noch immer in dem einstigen Ausnahmetalent, das vor zehn Jahren mit übersprungenen 1,66 Meter deutsche Seniorenmeisterin wurde.

Der Sport ist eine schöne Nebensache geblieben. Die Ereignisse von damals, jene 1,82 Meter in München, der noch immer bestehende Offenburger Rekord – das alles ist weit, weit weg: „Ich denke aber sehr gerne daran zurück.“

Anmerkungen

- 1 Aus der Internet-Enzyklopädie Wikipedia.
- 2 Telefonat der Autorin am 17. April 2009 mit Hannes Veil.
- 3 Badisches Tageblatt vom 14. September 1972.
- 4 Nicht mehr zuzuordnender Artikel aus der privaten Urkundensammlung Ellen Mundingers.

Albert Hauser

Eine – fast – vergessene Radrennsportlegende aus dem Ried

Martin Frenk

Noch rankt sich so manche Legende und Anekdote um die ersten Helden im Fahrradsattel. Einige wenige Namen strahlen bis heute hell, aber die meisten sind aus unserer Erinnerung entschwunden. Sie alle sind jedoch ein wichtiger und unverzichtbarer Teil einer überaus spannenden und wechselvollen Sportgeschichte. Zu den Pionieren des Radsports in der Ortenau zählt auch der Altenheimer Albert Hauser. Allerdings fällt es schwer dessen Leben, insbesondere die sportlichen Lebensstationen nachzuzeichnen. Schriftliche Unterlagen über ihn sind, wenn überhaupt, überaus spärlich und auch nur verstreut archiviert vorhanden. Nachkommen aus seiner Ehe mit Berta Maurer sind keine hervorgegangen. Die wenigen Zeitungsartikel in denen er erwähnt ist, geben die im Radrennsattel errungenen sportlichen Erfolge und Leistungen lediglich im „Telegrammstil“ bekannt. Zeitgenossen, die die sportiven „Heldentaten“ Hausers noch miterlebt haben, sind entweder bereits gestorben oder können sich nur noch an einige wenige Sequenzen seiner sportlichen Stationen erinnern. Und so ist nicht nur Albert Hauser selbst, sondern auch der größte Teil seiner zum Teil herausragenden Sporttriumphe im Lauf der Jahre in Vergessenheit geraten. Insofern ist es heute sehr schwer noch ein authentisches Bild der einstigen Radrennsportlegende zu rekonstruieren. Und dabei war Albert Hauser in den Jahren zwischen 1925 und 1935 in aller Munde. Mehr als 100 Mal fuhr der Dauer- und Langstreckenrennfahrer in diesem Zeitraum bei Straßenrennen mit seinem Fahrrad als Sieger über die Ziellinie. Spätestens ab 1930 als er in Fulda die Deutsche Straßenmeisterschaft gewinnen konnte, avancierte er zum sportlichen Idol einer ganzen Generation im Ried. Deshalb soll mit diesen Zeilen auch der Radsportler Albert Hauser zur Ehre kommen, der zu seiner aktiven Zeit den deutschen Radsport ein ganz kleines bisschen mitgeprägt hat. Wenn er auch nur einige wenige Jahre eine regionale Sportgröße war, so ist er heute nur noch in seinem Heimatort Altenheim bekannt. Es ist demzufolge Aufgabe dieser Zeilen, aus all den wenigen noch vorhandenen Informationen ein Mosaik des sportlichen Lebens Albert Hausers zusammenzusetzen, um zu verhindern, dass es unwiederbringlich in Vergessenheit gerät.

Aus den Anfängen des Radrennsports

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts begannen die Menschen das Fahrrad für sich zu erobern, sie lernten die Möglichkeiten kennen und

schätzen, die ihnen das neue Fortbewegungsmittel bot. Denn das Fahrrad stellte nicht nur neue körperliche und geistige Anforderungen, sondern mit ihm konnte die nähere und auch die weitere Umgebung selbstständig erschlossen werden. Es wurden Wanderfahrten organisiert bei denen jung und alt gemeinsam und fröhlich plaudernd landschaftlich reizvolle Ziele ansteuerten. Dort wurden dann die mitgenommenen Thermosflaschen, Butterbrote, Salate und Würstchen ausgepackt und ein Picknick veranstaltet. Hieraus entwickelten sich schon recht früh Rennen, die auch über längere Entfernungen durchgeführt wurden. Allerdings hatten sie nicht ausschließlich den Charakter eines harten Konkurrenz- bzw. Wettkampfes, sondern das Erlebnis stand dabei im Mittelpunkt.

Erst nachdem der Engländer Thomas Shergold 1878 ein Sicherheitsfahrrad mit zwei gleich großen Rädern und Hinterradantrieb gebaut hatte, rückte der Wettkampfgedanke in den Mittelpunkt des sportlichen Geschehens. Obwohl bereits im selben Jahr das erste Schweizer Radrennen von Genf nach Rolle über 67 Kilometer stattfand, trugen jedoch die 1891 durchgeführten Fernfahrten „Bordeaux–Paris“ über 572 km und „Paris–Brest–Paris“ über 1200 km, die jeweils in einem Stück zu fahren waren wesentlich zum Aufschwung des Straßenradsports bei. 1878 wurden bei den ersten Olympischen Spielen der Neuzeit zum ersten Mal Fahrradwettbewerbe ausgeschrieben. Aus jener Zeit sind unter anderem auch die heute als internationale Klassiker bezeichnete „Lombardei-Rundfahrt“ (1905) oder die Distanzfahrt „Mailand–San Remo“ (1907) erhalten geblieben. Und so wie überall in Europa ging die Entwicklung des Radsports auch in Deutschland rasant voran. Bereits um 1905 war Deutschland das führende Radsportland bezogen auf den Bahnradsport. Im Straßenrennsport konnte Deutschland allerdings den Anschluss nicht halten. Denn im Gegensatz zu Frankreich verlagerte sich in den nächsten Jahren das Interesse der deutschen „Velipedisten“, wie die Radfahrer in jener Zeit genannt wurden, einseitig zugunsten der Bahn. Nicht ganz unschuldig am Niedergang des Straßenradsports war das damalige Verbändewirrwarr in Deutschland. Dadurch wurden beispielsweise diverse Erfolge nicht anerkannt, da der ausrichtende Verein nicht dem entsprechenden Verband angehörte und anderes mehr. Die Folge war, dass sich für die Fahrradindustrie ein Engagement wenig lohnte. Erst ab dem Jahre 1910 schien die Popularität wieder beachtlich gewesen zu sein. Die „Rad-Welt“, das in jener Zeit erscheinende Fachjournal, widmete in ihrem Sportalbum den Straßenfahrern wieder einige Seiten und sprach auch von einer beginnenden Renaissance des Straßenradsports in Deutschland. Deutsche Radklassiker aus jener Zeit sind unter anderem die Straßenrennen „Rund um die Hainleite“ (seit 1907) und „Rund um Köln“. Zwei Jahre später zählt das Radsportfachblatt unter der Rubrik „Die wichtigsten Straßenrennen in Deutschland“ bereits wieder 47 Rennveranstaltungen auf. Das Straßenrennen, so schien es, könnte sich im



Albert Hauser bei einer Zieleinfahrt

damaligen deutschen Sportwesens etablieren. Mitten in diesem sportlichen Aufschwung brach der 1. Weltkrieg aus, der den Sportbetrieb zum Erliegen brachte. Viele vor 1914 erfolgreichen Rennfahrer fielen den kriegerischen Handlungen zum Opfer. Aber auch die Militärs machten sich das Fahrrad zu Nutze. Es wurden Fahrradkompanien zur Erkundung, zum Verwundetentransport oder zur Versorgung eingesetzt. Nach Ende der kriegerischen Auseinandersetzungen durfte Deutschland zunächst an keinen internationalen Wettkämpfen teilnehmen. Auch die olympischen Spiele 1920 und 1924 waren zunächst einmal tabu und auch die Mitgliedschaft im Weltverband, der „Union Cycliste Internationale“¹ wurde bis 1923 verwehrt.

Andererseits hatten „die Davongekommenen“ in Deutschland in jenen Jahren ganz andere Sorgen als an Radsport zu denken. Nicht nur, dass ein Fahrradreifen seinerzeit nur für drei Billionen Mark erhältlich war, vor allem an die Überlebensfähigkeiten der Deutschen wurde in den ersten Jahren nach dem 1. Weltkrieg ganz besondere Anforderungen gestellt. Denn auf die „Steckrübenwinter“² der letzten Kriegsjahre sollten noch viele magerere Jahre folgen, in denen Revolutionswirren, Reparationszahlungen, Putschversuche von links und rechts, Inflation, Weltwirtschaftskrise, Massenarbeitslosigkeit und anderes mehr ganz besondere Anforderungen an die Überlebensfähigkeit der Deutschen stellten. Obwohl der „Bund deutsche Radfahrer“³ (BDR) durch die Vereinigung der „Allgemeinen-Radfahrer-Union“ (ARU) und dem „Deutschen Radfahrer Bund“ (DRB) bereits

1919 gegründet wurde, brauchte der Radsport sowohl auf nationalem wie internationalen Terrain länger für ein Comeback. Beispielsweise dauerte es bis 1923 ehe die Deutschen nach langen zähen Verhandlungen wieder im Weltverband aufgenommen wurden. Ab diesem Zeitpunkt ging es mit dem Radsport in Deutschland und damit auch in der Ortenau rasant bergauf.

Mit Albert Hauser ging es auch im Ried mit dem Radrennsport rasant bergauf

Albert Hauser hat sein 75 Jahre dauerndes Leben immer im Neurieder Ortsteil Altenheim verbracht. Er stammte aus ärmlichen Verhältnissen, in die er am 5. November 1907 als Sohn des Bauern und Händlers David Hauser und dessen Ehefrau Wilhelmine geb. Oehrle in der Riedgemeinde hineingeboren wurde. Die Kindheit war karg um nicht zu sagen hart und sehr entbehrungsreich. Dennoch ermöglichten ihm die Eltern, dass er nach dem Schulbesuch bei der Altenheimer Firma Leicht eine Lehre als Mechaniker absolvieren konnte, die er auch erfolgreich abschloss. In jenen Jahren ging es, wie bereits ausgeführt, mit dem Radsport rasant bergauf. Auch in der Ortenau gründeten sich zahlreiche Radfahrvereine, so dass es praktisch jedes Wochenende irgendwo die Möglichkeit gab, sich im Radrennen zu messen. Auch Albert Hauser hat sich von jenem Virus infiziert und war für den Radsportverein Schutterwald startend sehr bald eine lokale Sportgröße. Wie sich die Ichenheimer Sportlegende Hermann Wurth⁴ einmal erinnerte, war Albert Hauser ein Dauer- und Langstreckenfahrer, der über eine kolossale Muskelkraft verfügte und mit einem enormen Siegeswillen ausgestattet war. Er konnte seine Kräfte optimal einteilen und genoss hohen Respekt bei seinen sportlichen Gegnern. Er wusste ganz offensichtlich Situationen für sich zu nutzen, konnte von den Fehlern und Schwächen seiner Gegner profitieren und sorgte so immer wieder für sportliche Überraschungen. Seine große, auf nationaler Ebene überaus erfolgreiche Karriere startete er bereits 1926 im Alter von 19 Jahren beim Rundrennen „Freiburg–Donaueschingen–Triberg–Offenburg–Freiburg“. Mit 16 Minuten Vorsprung hat er dieses als „Opel-Preis“ ausgeschriebene Fahrradrennen gewonnen. Niemand hatte den jugendlichen Nobody seinerzeit vorne gesehen. Dieser Sieg sorgte in den damaligen Zeitungen für überaus positive Schlagzeilen und war gleichzeitig der Auftakt für eine erfolgreiche Radrennsportkarriere.

Es ist heute nicht mehr nachzuvollziehen, aber vermutlich waren es gerade jene ersten Schlagzeilen, durch die die damals in Ottenheim praktizierenden Heilpraktiker Julius und Rudolf Seiler⁵ auf das damalige Radsporttalent aufmerksam werden ließen. Jedenfalls haben die beiden Heilkundigen über einige Jahre hinweg den Altenheimer Radrennfahrer in vielfältiger Weise unterstützt. Wie diese Unterstützung ausgesehen hat ist heute



Albert Hauser, Sieger im Großen Opel-Preis von München

leider nicht mehr zu ermitteln. Es lässt jedoch vermuten, dass es sich nicht nur um einen rein finanziellen Beitrag gehandelt hat. Hauser war nie Berufsradsrennfahrer, sondern er war während seiner gesamten Sportkarriere immer bei der Altenheimer Fa. Leicht beschäftigt und hat somit seine Rennen immer als lupenreiner Amateur bestritten. So war seinerzeit eine Unterstützung sicherlich auch bei der Anschaffung von technischem Gerät, bei Kleidungsstücken, ja selbst beim täglichen Bedarf an Speisen und Getränken möglich, mit dem die Ottenheimer Heilkundigen dem jungen Radfahrer hilfreich unter die Arme gegriffen haben. Denn dass Hauser trotz dieser Unterstützung nicht gerade auf Rosen gebettet war, lässt eine Geschichte deutlich werden, die dessen Schwägerin Lydia Witzke aus Ottenheim einmal erzählte:

Mit dem Fahrrad ist er (vermutlich 1928) nach München gefahren um beim dortigen Rennen um den „Großen Preis von München“ teilzunehmen. Unterwegs musste er natürlich irgendwo übernachten und fragte in einer dörflichen Gastwirtschaft nach, ob er im Heu- oder Strohlager schlafen darf. Auf Nachfrage wo er denn hin möchte, stellte ihm der Wirt ein Bett und ein Zimmer kostenlos zur Verfügung. Allerdings war dieses Entgegenkommen mit der Auflage verbunden, dass er bei der Rückfahrt erneut wieder bei ihm Station macht.

Albert Hauser gewann das Rennen, so dass ihm auf der Rückfahrt in jener Gaststätte ein begeisterter Empfang bereitet wurde. Der Wirt hatte die Geschichte im Dorf bekannt gemacht, so dass das ganze Dorf an jenem Sonntag am Radio saß und das Rennen verfolgte. Nun wollten alle die Sportskanone aus dem Badischen kennen lernen.

Mit dem Gewinn der Freiburger Rundfahrt war Hauser zunächst einmal eine lokale Sportgröße und fuhr höchst erfolgreich auf zahlreichen kleineren und mittleren Rennveranstaltungen. Leider sind sowohl in den Archiven des Bundes Deutscher Radfahrer, dem internationalen Radsport-Archiv in Köln und auch im privaten internationalen Rad- und Flugsport-Archiv von Wolfgang Gronen (Binningen) keine Unterlagen über die Erfolge von Albert Hauser verzeichnet. Lediglich Wolfgang Schoppe, der in Leipzig ebenfalls ein privates Radfahr-Archiv unterhält sind Albert Hausers Erfolge bekannt⁶. Demnach datieren die ersten Platzierungen bei großen Rennen aus dem Jahr 1928. Seinerzeit gewann er den „Großen Opelpreis von München“ war beim Radrennen „Rund um Nürnberg“ und auch bei der Veranstaltung „Quer durch die Oberpfalz“ jeweils Dritter und kam beim Rennen „Rund um München“ nochmals auf einen 4. Platz. 1929 war der 4. Platz beim Rennen „Rund um Frankfurt“ seine beste Platzierung. In jenem Jahr trat Hauser zum „Deutschen Rad- und Motorfahrerverband Concordia“ über und war somit für die „Vereinigung Deutscher Radsport Verbände“ startberechtigt. Ein Vereinswechsel, der sich im Jahr darauf als überaus vorteilhaft erweisen sollte. Denn in jenem Jahr war er nicht nur Sieger im „Großen Kayser-Preis von Bayern“ und im „Brennabor-Preis von Württemberg“, sondern er gewann auch die Freiburger Bezirksmeisterschaft des „Deutschen Rad- und Motorfahrerverband Concordia“. Diese am 1. Juni 1930 abgehaltene Konkurrenz führte über insgesamt 80 Kilometer für die Albert Hauser seinerzeit sensationelle 2 Stunden und 59 Minuten benötigte. Diesem regionalen Erfolg ließ er am 7. September den Höhepunkt seiner Karriere folgen. Bei den in Fulda von der „Vereinigung Deutscher Radsport Verbände“ angesetzten Deutschen Meisterschaften konnte er gegen seine Konkurrenz gewinnen, so dass er sich mit dem Titel eines Deutschen Meisters schmücken durfte. Was heute in den regionalen Tageszeitungen große und überschwängliche Berichte, Kommentare, Interviews, Stellungnahmen und Meinungen auslösen würde, war in jener Zeit lediglich im Lokalteil der örtlichen Heimatpresse eine kleine Meldung oder eine Notiz am Rande wert. Und so wurde der einzige Hinweis auf den sportlichen Erfolg Hausers in der damaligen Lahrer-Zeitung vom 9. September 1930 abgedruckt:

*„Hauser auch BDR Straßenmeister“
„Der bekannte Freiburger Radrennfahrer Hauser, der erst kürzlich deutscher Konkordia Meister wurde hat am Sonntag in Fulda auch die Straßenmeisterschaft der Vereinigung Deutscher Radsportverbände (VDRB) an sich bringen können. Die Konkurrenz ging über 160 Kilometer, die Hauser in 4:24:00 Stunden zurücklegte“*

Das folgende Jahr 1931 sollte das erfolgreichste Jahr des Altenheimer Radrennfahrers werden. Zunächst sah ihn die Radrennveranstaltung „Rund um Rheinhessen“ als Sieger, während er kurz danach die „Nordschweizer Rundfahrt“, die seinerzeit mit einer Streckenführung von 235 Kilometer Länge das längste Straßenrennen in der Schweiz war, für sich entscheiden konnte. Dabei war Hauser noch schneller als der Profisieger, womit er seine sportlichen Qualitäten einmal mehr unter Beweis gestellt hatte. Mit weiteren Siegen bei der Stuttgarter Radrennveranstaltung „Rund um die Solitude“, dem 328 Kilometer langen Rundkurs „Bonn-Trier-Bonn“ und einem 2. Platz bei den Straßenmeisterschaften von Zürich bestätigte Hauser erneut auch seine internationalen Qualitäten.

1932 kehrte er wieder zum Verband „Bund deutsche Radfahrer“ zurück und siegte im 185 Kilometer langen Straßenrennen „Rund um München“. Dies war allerdings sein letzter großer Sieg. In der Jahreswertung wird er am Ende der Saison lediglich an 103. Stelle geführt. Weshalb er seine nationale Karriere in jenem Jahr im besten Radrennfahreralter von 25 Lebensjahren an den sprichwörtlichen Nagel gehängt hat, ist heute leider nicht mehr recherchierbar. Lediglich auf einigen regionalen Rennveranstaltungen ist er nach wie vor noch präsent. So beispielsweise 1934 beim ausgeschriebenem Radrennen „Rund um den Schönberg“. Für die Lahrer-Zeitung war dieses Rennen eine für damalige Zeiten sehr große Berichterstattung wert. Unter dem Titel *„Albert Hauser, Altenheim, der ehem. Deutsche Meister holt sich den 97. ersten Sieg bei dem Rennen „Rund um den Schönberg“* berichtete die Zeitung wie folgt:

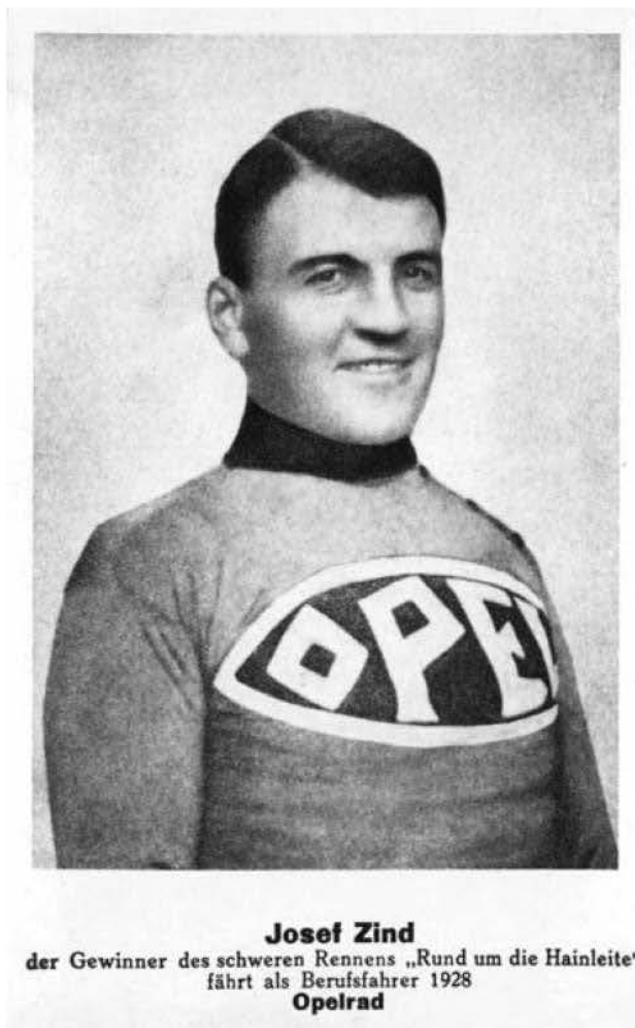
„Am Sonntag fand in Lahr das lange erwartete Radfahrfest, verbunden mit dem Radrennen „Rund um den Schönberg“, mit zirka 135 km statt. Unter den vielen Teilnehmern waren auch die weit über die Grenzen bekannten Rennfahrer Hauser und Zind. Die Fahrer hatten im Durchschnitt ein Tempo von 40 bis 45 km Stundengeschwindigkeit. Einer unserer bekanntesten Fahrer musste leider in Offenburg durch Bruch seiner Rennmaschine aufgeben. Zind, der in der ersten Runde führte, musste die Führung an den Altenheimer Hauser abgeben, der sie bis zum Schluß beibehielt. Am Ziel hatte sich eine große Zuschauermenge eingefunden, die mit großem Interesse die Ankunft der Rennfahrer verfolgte. Den ersten Platz belegte Albert Hauser,

Altenheim mit einer Zeit von 3 Stunden, 57 Minuten ihm folgte dann: Franz Scherzinger, Freiburg als zweiter Sieger, Heinrich Martin, Singen als 3. Sieger und Josef Zind, als 9. Sieger.“

Die seinerzeitige Berichterstattung lässt jedoch auch einen Blick auf die damalige Gestaltung solcher Radsportveranstaltungen zu. Im Gegensatz zu den heutigen Konkurrenzen wurden damals verschiedene Wettbewerbe abgehalten. Zumal neben dem offensichtlich am Vormittag stattgefundenen Hauptrennen „Rund um den Schönberg“ bei dem im Feld auch noch eine Jugendwertung abgehalten wurde, die der Freiburger Oswald Gnirs gewinnen konnte. Am Vormittag und am Nachmittag wurden noch weitere Veranstaltungen auf der Aschenbahn ausgeschrieben. Dort bei dem ausgetragenen Bahnrennen ging nach dem Bericht in der Lahrer-Zeitung ebenfalls Albert Hauser als Sieger hervor. Nach einem Rasenradballspiel zwischen „Freiburg-Wanderer“ und „Lahr-Germania“, das übrigens 1:1 endete, fand dann noch einmal ein Bahnpaarfahren über 50 Runden statt. Hierbei, so die damalige Berichterstattung, lieferten sich die beiden besten Fahrer Hauser und Zind einen scharfen Kampf wobei die beiden als 1. Sieger hervorgingen. Wenn man bedenkt, dass die beiden Radrennfahrer Albert Hauser und Josef Zind zwei bzw. drei Konkurrenzen bestritten haben, so ist dies nach heutigen Verhältnissen eine nicht vorzustellende sportliche Leistung.

Josef Zind aus Schutterwald ein sportlicher Weggefährte

Aus der Berichterstattung wird deutlich, dass es zu jener Zeit in der Ortenau viele, sehr gute und erfolgreiche Radsportler gegeben haben muss. Dabei zählt der in der damaligen Berichterstattung einfach nur als „Zind“ erwähnte Rennfahrer mit zu den führenden Radrennpersönlichkeiten. Dabei handelte es sich um den Schutterwälder Josef Zind, der mit insgesamt 138 Siegen, 66 zweiten Plätzen und unzähligen 3. und weiteren Platzierungen ebenfalls zu den damaligen Top-Ten in Deutschlands Südwesten zählte. Deutlich wird dies auch dadurch, dass bei den Recherchen zu den Erfolgen von Albert Hauser auch immer wieder Josef Zind aus Schutterwald als einer der größten sportlichen Konkurrenten Erwähnung findet. Was allerdings schon aus Altersgründen nicht immer der Fall war und auch nicht sein konnte. In ihrer jeweils „großen Zeit“ kamen sich die beiden Radrennsportler nie in die sportliche Quere. Erst als sich die beiden zum Ende der jeweiligen Karriere auch an kleineren Rennen beteiligten, trafen Josef Zind und Albert Hauser aufeinander und lieferten sich dabei wohl solch packende Zweikämpfe die bei den damaligen Zeitgenossen wohl unvergessen geblieben sind.



Wie Albert Hauser wuchs auch der in Schutterwald geborene Josef Zind in einfachsten Verhältnissen auf. Die Mutter verstarb früh, der Vater konnte sich nicht um seine Kinder kümmern, so dass diese wie seinerzeit üblich in verschiedenen Schutterwälder Familien „verstellt“ wurden und so in einem Familienverbund aufwachsen konnten. Und so kam Josef Zind erst 1922 im Alter von 23 Jahren also auch aus der damaligen Sicht relativ spät zum Radrennsport. Nach seinen eigenen Aufzeichnungen endete sein erstes Jahr als Radrennsportler bereits mit 33 Siegen⁷. Auch in den folgenden Jahren fuhr Josef Zind fast immer nur als Sieger über die Ziellinie. 1926 kam für Josef Zind der sportliche Durchbruch auf nationaler Ebene. Er gewann sowohl die Badische wie auch die süddeutsche Meisterschaft. 1927 sollte sein erfolgreichstes Jahr werden. Er bekam einen Vertrag als Werksfahrer der Firma „Opel“ und stieg damit in die damalige Profiligas auf. Die sportliche Bilanz in jenem Jahr lässt sich auch heute im Rückblick noch sehen: Unter anderem gewann er die Badische, die Süddeutsche und auch die Hessische Meisterschaft. Bei den Deutschen Meisterschaften wurde er



Josef Zind, Badischer Meister 1923

mit der Mannschaft Vize-Meister und 4. in der Einzelwertung. Bei den Qualifikationsprüfungen zur Weltmeisterschaft konnte er den 2. Platz belegen. Bei den damaligen Traditionsveranstaltungen ragen die Siege beim über 250 Kilometer langen Zeitfahren von Leipzig nach Bayreuth sowie der bei Sturm, Regen und Hagel errungene Sieg „Rund um die Hainleite“⁸⁴ heraus.

Nach dem die Firma Opel ihren Rennstall 1928 auflöste, begann Josef Zind auf eigene Kosten zu fahren. Hierzu erhielt er die Lizenz als Berufsfahrer. Allerdings waren jene Jahre die seinerzeit denkbar schlechtesten, um sich als Berufsfahrer selbstständig zu machen. Schlechte Leistungen, neue attraktive Sportarten wie Fußball und Motorsport, die allgemeine wirtschaftliche Notlage, Schiebungen und Korruption bei den Rennen und Veranstaltern, Querelen unter den Radsportfunktionären – eine Menge Gründe beeinflussten den Niedergang des Radsports in Deutschland jener Jahre. Natürlich war auch der Straßenrennsport von der wirtschaftlichen Misere betroffen. Und so wurde die geplante Deutschlandrundfahrt abgesagt. Auch wurde der Start einer ersten kompletten deutschen Tour-de-France-Mannschaft hinfällig, ebenso konnten keine deutschen Fahrer an der WM teilnehmen. Mit einem Wort, der Straßenrad sport war Ende der zwanziger Jahre im vorigen Jahrhundert fast tot. Deshalb verlegte Josef Zind sein sportliches Engagement ab 1929 in die Schweiz und nach Frankreich. Ein Highlight dabei war der Sieg in der 275 Kilometer langen El-

sass-Rundfahrt, die er trotz zweier Reifenschäden auf den ersten 100 Kilometern gewinnen konnte. Im selben Sommer wurde er Sieger bei der Rundfahrt „Verdun–Luxemburg–Metz–Verdun“ und wurde mit der begehrten „Verdun-Plakette“ ausgezeichnet, die Josef Zind als die schönste Auszeichnung seiner Laufbahn bezeichnete. Er konnte sich bei seinen Auslandsstarts auch nicht über mangelnde Fairness oder fehlenden Beifall beklagen. 1930 zog er sich ein Beinbruch zu. Diese Verletzung war gleichbedeutend mit dem sportlichen Aus sowohl auf internationalem wie auch auf nationalem Terrain. So ganz konnte und wollte Josef Zind seinen Sport jedoch nicht aufgeben und beteiligte sich noch an einigen regionalen oder überregionalen Rennen, wo es dann auch zum Aufeinandertreffen mit Albert Hauser kam. 1937 nach 16-jähriger Laufbahn hat Josef Zind im „hohen“ Alter von 39 Jahren seinen Abschied vom aktiven Radsport genommen und wurde noch einmal von vielen Menschen begeistert gefeiert. Wie die Recherchen zu diesem Artikel belegen, genießt der Name Josef Zind bis heute beste Wertschätzung und sportliche Anerkennung.

Trotz des vielfach konform verlaufenden sportlichen Werdegangs, ist es aus heutiger Sicht jedoch müßig, darüber nachzudenken, welcher von beiden der bessere Radrennfahrer war. Ein Vergleich verbietet sich schon allein aus dem unterschiedlichen Lebensalter der beiden Sportler. Was jedoch als unbestrittene Tatsache auch in der Zukunft Bestand haben wird, ist die Tatsache, dass beide zu jener Zeit nicht nur zwei sehr gute, sondern auch überaus erfolgreiche Radsportler waren. Jeder hat auf seine Weise ein Stück Radsportgeschichte in der Ortenau geschrieben.

Das Leben von Albert Hauser nach Beendigung seiner sportlichen Karriere

Die sportlichen Erfolge Albert Hausers wurden von der Bevölkerung in Altenheim sehr wohl und auch mit gewissem Stolz zur Kenntnis genommen. Euphorie oder gar große Empfänge wie sie bei ähnlichen Anlässen heute üblich geworden sind, wurden natürlich nicht abgehalten. Man ist in jenen Jahren jeweils relativ schnell wieder zum Tagesgeschehen übergegangen. Angesichts der damaligen wirtschaftlichen Lage auch leicht nachvollziehbar. Deshalb ist auch nicht bekannt wie lange die sportliche Karriere Albert Hausers angedauert hat. 107 Siege sollen es nach in einem Zeitungsartikel der zu seinem 70. Geburtstag erschienen ist gewesen sein⁹. Dass es tatsächlich mindestens 100 Siege im Rennsattel waren, wird auf einer Fotografie deutlich. Darauf ist Albert Hauser mit umgehängtem Lorbeerkrantz und Siegerschleife zu erkennen. Auf dieser mit der damaligen Zeit entsprechenden Hakenkreuzsymbolik gratuliert der Radfahr-Verein Freiburg zum 100. Sieg. Wo und bei welchem Anlass dieser Sieg errungen wurde ist leider nicht dokumentiert.



Albert Hauser bei seinem 100. Sieg im Fahrradrennen

Vielleicht war es die 1934 erfolgte Heirat mit der Ottenheimer Bürger-tochter Berta Maurer, die Albert Hauser dazu bewog, die sportliche Karriere zu Gunsten einer gesicherten wirtschaftlichen Existenz aufzugeben. Vielleicht war es auch der Rückzug seiner Ottenheimer Sponsoren Julius und Rudolf Seiler, die zur Aufgabe der sportlichen Karriere führten. Es können verschiedene Gründe sein. Heute ist das alles leider jedoch nicht mehr nachzuvollziehen. Das Ehepaar nahm in Altenheim seinen Wohnsitz wo Hauser auch bis nach dem 2. Weltkrieg bei der Firma Leicht als Mechaniker und Schlosser beschäftigt war. Nach dem Krieg absolvierte er in Freiburg die Meisterprüfung im Mechanikerhandwerk und wagte mit einer kleinen Mechanikerwerkstatt in der Altenheimer Kirchstraße den Sprung vom gesicherten Angestelltenverhältnis in die zunächst unsichere Selbstständigkeit.

Aus kleinsten Anfängen heraus hat er dazumal „seine“ Werkstatt aufgebaut. Neben der Reparatur von Fahrrädern musste er am Beginn seiner Selbstständigkeit jedoch zusätzliche und so ursprünglich auch nicht geplante Arbeiten verrichten. Aus Mangel an Materialien brach er beispielsweise aus den auf der Altenheimer Gemarkung liegenden und gesprengten Ruinen der einstigen Westwallbunker diverse Eisenstäbe und -schienen heraus. Mit diesen Materialien hat er für seine Altenheimer Kundschaft dann Garteneinzäunungen, Hoftore und vieles andere hergestellt. Später, mit dem wirtschaftlichen Aufschwung in Deutschland, erweiterte er seinen Betrieb mit dem Verkauf und der Reparatur von landwirtschaftlichen Gerätschaften. Auch eine Tankstelle integrierte er auf seinem Betriebsgrundstück. Von den noch lebenden Zeitzeugen wird Albert Hauser als ein sehr fleißiger und sparsamer aber überaus sozial eingestellter Handwerker beschrieben. Und doch hatte er bei allen wirtschaftlichen Zwängen immer wieder Verständnis für die Sorgen und Nöte seiner Mitbürger. Deshalb erledigte er einen Reparaturauftrag vielfach selbst dann, wenn er wusste, dass der Kunde derzeit nicht über die nötigen finanziellen Mittel verfügte. Dass Albert Hauser jedoch auch nicht mit seiner Meinung „hinter dem Berg hielt“ war in Altenheim ebenfalls bekannt. Und so konnte es schon einmal vorkommen, dass sich derjenige offen und frei anhören musste, was „d'r Mechaniker“ von dieser oder jener Situation hält. Ob dies nun Gemeinde- oder Vereinspolitik war oder ob es sich um private Angelegenheiten und Begebenheiten handelte, kümmerte Albert Hauser nicht. Er sprach das offene, ehrliche Wort wo es seiner Meinung nun einmal auch hingehörte. Diese Offenheit tat seinen wirtschaftlichen Intentionen jedoch keinen Abbruch. Andererseits war er ein sehr lebenslustiger Mensch, dessen Frohnatur insbesondere und regelmäßig an den närrischen Tagen augenfällig wurde.

Nach seiner altersbedingten Zuruhesetzung hat er den Betrieb verkauft. Solange es ihm seine Gesundheit es jedoch erlaubt hat, hat er als Hobby



Albert Hauser und Berta geb. Maurer, Hochzeit 1934

trotzdem immer noch Fahrräder „geflickt“. Darüber hinaus frönte er seiner großen Leidenschaft dem „Angelsport“. Bis heute erzählt man sich in Altenheim so manch lustige Anekdote oder Kuriosität und auch so manches Angler- und Jägerlatein zu dem Albert Hauser das sprichwörtliche „Fleisch an den Knochen“ lieferte.

Schlussbemerkungen

Von den Erinnerungen an die errungenen sportlichen Erfolge, an die Menschen die ihm zujubelten, an die Menschen die er kennen lernte und die ihm zu guten Freunden wurden zehrte die Altenheimer Radsportlegende Albert Hauser sein gesamtes restliches Leben. Wenn er auch seine Erfahrungen im Radsport weder als Funktionär noch als Trainer weitergegeben und sich stattdessen aus wirtschaftlichem Interesse heraus nur noch um die eigene kleine „Ein-Mann-Reparaturwerkstatt“ kümmerte, so blieb er mit dem Sport im allgemeinen aber natürlich insbesondere mit dem Fahrradsport sein Leben lang verbunden. Beispielsweise wurden die jeweils neuesten Entwicklungen im Bereich der Fahrradtechnik sofort, spontan und auch erfolgreich in seiner Werkstatt umgesetzt. Und so ist es eine insgesamt gesehen sehr erfolgreiche Lebensbilanz geworden, auf die die Radsportlegende aus dem Ried am Ende seines Lebens zurückblicken durfte. 1983, im Alter von 75 Jahren ist Albert Hauser nach einem längeren Leiden verstorben.

Im Rückblick gesehen war Albert Hauser allerdings nicht nur eine Persönlichkeit die faszinierte, sondern auch eine, die sehr gerne polarisierte. Insofern sind die Erinnerungen des einen oder anderen Zeitgenossen an ihn sicherlich auch zwiespältig. Mit seiner sportlichen Leidenschaft hat er jedoch auch sehr vielen Menschen Freude bereitet. Seine Medaillen, Pokale und Trophäen bildeten dabei nur den äußeren Prunk zu seiner inneren Eigenschaft, die ihn stets einen fairen Sportsmann sein ließen. Außer ein paar alte Fotografien, die ihn meist als Sieger in großen Radrennen zeigen, sowie einige wenige Erinnerungsstücke an die längst vergessene Sportkarriere, die sich im Besitz seiner in Ottenheim wohnenden Schwägerin befinden, erinnert nichts mehr an diesen Radsportler. Dies, obwohl es Albert Hauser in nur einigen wenigen Jahren verstanden hat, die Menschen einer ganzen Region für seinen Sport zu begeistern. Die Schilderung des sportlichen Lebens von Albert Hauser soll jedoch nicht nur ein liebe- und respektvoller Beitrag über diesen Radsportler sein, sie soll auch nicht den Charakter einer „trockenen“ Geschichtschronik haben, sondern die Zeilen sollen gleichzeitig daran erinnern, dass es der Radsport auch in der Ortenau mit seiner langen und großen Tradition versteht, das Gestrige mit dem Heutigen zu verbinden.

Anmerkungen

- 1 Die am 14. April 1900 in Paris durch die nationalen Verbände Belgiens, Frankreichs, der USA, der Schweiz und Italiens gegründete „Union Cycliste Internationale“ (UCI) mit Sitz in Aigle (Schweiz) ist der internationale Radsport-Verband, der die nationalen Radsportverbände repräsentiert. Ihr sind über 170 nationale und 5 kontinentale Verbände angegliedert. Außerdem vertritt sie ca. 1.500 professionelle und ca. 600.000 lizenzierte Rennfahrer.
- 2 1916 mitten im Ersten Weltkrieg traf die Landwirtschaft eine Jahrhundertkatastrophe. Begünstigt durch ein anhaltendes feuchtwarmes Frühsommerwetter bereitete sich der Krautfäulepilz auf den Kartoffelbeständen ganz Deutschlands in beispielloser Weise aus und vernichtete noch vor der Blüte nahezu die gesamte Kartoffelernte. Die Landwirte hatten nur noch die Möglichkeit, auf den freigewordenen Flächen „Steckrüben“ anzubauen, die im Winter 1916/17 die Kartoffel als Massen- und Grundnahrungsmittel ersetzen mussten und die Hungernahrung in den Städten bildete. In der Bevölkerung hat sich die Erinnerung an diese Katastrophe unter der Bezeichnung „Steckrübenwinter“ noch bis etwa 1960 gehalten. Deshalb wurden aus den Rüben schmackhafte, den Magen füllende Suppen und Gemüsegerichte gekocht. Oftmals wurden sie auch ähnlich wie Sauerkraut konserviert, um auch über den Winter den Bedarf an energiespendenden Nahrungsmitteln decken zu können.
- 3 Der Bund Deutscher Radfahrer e.V. (BDR) mit Sitz in Frankfurt a.M. ist der Verband für die Radsportler im Deutschen Olympischen Sportbund. Die in 17 Landesverbände angeschlossenen rund 2.500 Vereine haben zusammen etwa 150.000 Mitglieder.
- 4 Über Hermann Wurth vgl. von Frenk, Martin: „Riedprofile“ 15 Porträts aus dem Ried, Allmannsweier 2004, S. 132–135.

- 5 Über Julius und Rudolf Seiler vgl. von Frenk, Martin: „Riedprofile“ 15 Porträts aus dem Ried, Allmannsweier 2004, S. 98–124.
- 6 Vgl. die Briefwechsel mit dem „Bund Deutscher Radfahrer e.V.“ in Frankfurt a.M. vom 19. April 1991, mit Wolfgang Gronen in Binningen vom 7. Juni 1991.
- 7 Josef Zind hat 1969 anlässlich seines 70. Geburtstag seine Erlebnisse als Radrennfahrer niedergeschrieben. Diese wurden von seinem Sohn Manfred Zind (Schutterwald) in dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt.
- 8 Der Radklassiker „Rund um die Hainleite“ ist Deutschlands ältestes noch gefahrenes Radrennen. Seit 1907 findet dieses Rennen statt. Es führt von Erfurt aus durch den Thüringer Norden und wieder zurück nach Erfurt. Der Rennhöhepunkt dieses 200 Kilometer langen Rennens sind sozusagen die letzten Meter. Im Erfurter Steigerwald geht es durch die sogenannte Arnstädter Hohle, ein steiler, enger Anstieg mit einer Länge von 1.000 Metern.
- 9 Vgl. Lokalnachrichten in der Mittelbadische Presse vom 5. November 1977.

Turnlehrer Baumann

Großherzoglich-badischer Schulsport in Offenburg anno 1840

*Manfred Merker**

Die Akte Baumann 1840–1846

Im Jahre 1840 wurde ein Mann an das Offenburger Gymnasium berufen, der wie kein anderer die bewegte Zeit des liberalen Vormärz verkörpert, der „Lehramtscandidat Karl Baumann aus Rastatt“. Das kurze Wirken dieses vielseitigen Pädagogen, seine Verdienste in Schule und Verein um das gerade erst eine Generation alte deutsche Turnwesen und sein wissenschaftliches und politisches Engagement in Offenburg über die seither vergangenen 170 Jahre hinweg lebendig werden zu lassen, soll Ziel dieser kleinen Untersuchung sein.¹

Als Baumann 1840 mit seiner Postkutsche durch das Neutor der ehemaligen Freien Reichsstadt zur Poststation in der mittleren Hauptstraße fuhr, um dann seinen neuen Dienstort im Süden der Stadt aufzusuchen, mag er einen ähnlichen ersten Eindruck von Offenburg bekommen haben, wie zwei Jahre später der Maler Anselm Feuerbach: „Ich meinte ich käme in eine gebildete Stadt wegen der vielen großen Gebäude, wo die Einwohner für sich in still eingezogenen Kreisen lebten ...“.² Um den rasanten Wandel der Jahre 1840–186, während derer Baumann in Offenburg lebte, zu versinnbildlichen, sei auf die Entwicklung der Verkehrsverhältnisse in diesem kurzen Zeitraum hingewiesen: Baumann kam 1840 von Rastatt mit der Postkutsche, er verließ die Stadt 1846 mit der Eisenbahn auf der neuen Strecke nach Freiburg vom funkelnagelneuen Offenburger Bahnhof aus. Offenburg mit seinen ca. 4.000 Einwohnern war 1840 noch nicht aus seinen mittelalterlichen Festungsmauern herausgewachsen, besaß keinerlei zentrale politische Funktion und war auch verwaltungsmäßig stark weisungsabhängig. Die Stadt hatte trotz ihres tüchtigen liberalen Bürgermeisters Karl Burger ihren großen Aufschwung aus der Verschlafenheit eines Biedermeierstädtchens noch vor sich, Baumann sollte Zeuge dieser aufregenden fünf Jahre werden. Es gab hier lediglich eine florierende Zuckerfabrik, eine Glasproduktion und den Kohleabbau im nahen Berghaupten. Durch den Anschluss an den Zollverein und den Bau der Eisenbahn und des prächtigen neuen Bahnhofs wurde Offenburg ab 1844 jedoch zum mittelbadischen Verkehrsknotenpunkt und wichtigsten Güterumschlagplatz zwischen der Residenz Karlsruhe und Freiburg, sowie zwischen Straßburg und Konstanz. In der Stadt gab es außer der Lesegesellschaft von 1812 und dem Kegelverein von 1839 noch kein lebendiges Vereinsleben. „Es fehlte



Abb. 1: Das Großherzogliche Gymnasium

fast jede Möglichkeit zur Zerstreuung und Erholung“, wenn man von den über 30 Gastwirtschaften mit ihren Kegelbahnen und Sälen einmal absieht.³ Auf den Bühnen einiger Gasthäuser gastierte bisweilen eine Schauspielgruppe, die führende Zeitung, das „Wochenblatt“ war ein reines Anzeigenblatt ohne redaktionellen politischen Teil, seit 1819 ständig be-
 äugt von der Zensur des Metternichschen Systems, das auch mit seinen Karlsruher Spionen alle liberalen Aktivitäten verfolgte, aber nicht unterdrücken konnte. Baumann erlebte noch das große Verfassungsfest 1843, die Wahl Gustav Reés zum Bürgermeister 1845, nicht aber mehr vor Ort die Proklamation der „Entschiedenen Verfassungsfreunde“ von 1847 im Salmen und die großen Offenburger Volksversammlungen 1848 und 1849. Wie sein Chef, der bedeutendste Offenburger Vormärzliberale Franz Weißgerber, wurde er rechtzeitig aus dem „badischen Demagogenest“ (straf-)versetzt, der eine schon 1844 nach Rastatt, der andere 1846 nach Freiburg.

Das Offenburger „Großherzogliche Pro-Gymnasium“ mit seinen 86 Schülern in sieben Klassenstufen und sieben Kollegen war als reine Jungenschule mit den Pflichtfächern Latein und Griechisch im Grunde genommen eine staatliche Gelehrtenschule, hervorgegangen aus dem 1660 nach jesuitischem Vorbild gegründeten Franziskanergymnasium in der Klosterstraße. In dies 1803 aufgelöste Kloster zog nach jahrelangen Verhandlungen das „Weibliche Lehr- und Erziehungsinstitut der Augustiner Chorfrauen CBMV“ ein, deshalb jetzt „Kloster Unserer Lieben Frau“ ge-

nant. Das alte Klostergymnasium wurde in das ebenfalls 1803 aufgelöste Kapuzinerkloster in der Gymnasiumsstraße verlegt, wo es nach den entsprechenden Umbauten von Refektorium und Klosterzellen zu ca. 7 „Lehrsälen“ und 4 Lehrerwohnungen 1823 seinen Betrieb aufnahm, bald um eine höhere Bürgerschule erweitert. Im Obergeschoss waren die wertvollen Buchbestände der beiden gerade aufgelösten Offenburger Klöster untergebracht. Einen Zugang zur Schule gab es nur durch die Kesselstraße, die Gymnasiumsstraße war noch durch eine erst 1845 durchbrochene Mauer abgeschlossen. Nach Süden hin schloss sich der Klostergarten mit Schuppen und Ökonomiegelände an, ein verpachtetes weites Wiesengelände reichte bis zur Stadtmauer, das noch ohne Gefängnis und Grabenallee den Blick freigab über den Festungsgraben hinweg nach Schloss Ortenberg im Süden. Auf diesem Gewinn, dem „Faulen Belz“, wurde dann erst 1899 der 1978 abgerissene Neubau errichtet, später folgte eine Turnhalle. Die Klosterkirche diente der Schule zu Gottesdiensten und Feiern, als Schulaula fungierte der wenige Schritte entfernte große Bankettsaal des Gasthauses „Zum Salmen“. Die Schüler mussten beim Eintritt zehn Jahre alt sein und Elementarkenntnisse vorweisen können. Die Oberstufe wurde im „Lyceum“ von Rastatt absolviert, zum Studium gingen die Offenburger Gymnasiasten von dort meist nach Heidelberg oder Freiburg, wie Karl Schaible und Franz Volk, der ein Jahr jüngere Jahrgangsbester aus der gleichen Oberquinta als Abschlussklasse, die gerade im Jahr der Ankunft Baumanns die Schule verließen und dort hingingen, wo Baumann herkam. Als Schulleiter und erst zweiter Direktor der jungen Schule fungierte seit 1832 Prof. Scharpf, der die modernen Unterrichtspläne eingeführt hatte und eine funktionierende Verwaltungsstruktur in Zusammenarbeit mit Gemeinderat und Bürgermeisteramt aufbaute. Er wurde 1841 von Prof. Weißgerber, dem Chef Baumanns bis 1844, abgelöst, während er selbst am Rastatter Lyzeum Direktor wurde.

In der Gymnasiumschronik des Studienjahres 1840/41 findet sich folgender Hinweis: „Karl Baumann, als philol. Lehramtskandidat recipiert am 19. August 1839 und von dort an als Lehramtspraktikant verwendet.“⁴ In der „Akte Baumann“, acht Seiten handschriftliche DIN-A-4-Blätter, wird unter dem Behördentitel „Verwaltungs Rath des Gymnasiums Offenburg“ unter dem Titel: „Besoldungen:/die Gehaltsanweisung des Lehramtspracticant Bauman (sic!) betrefst“ der amtliche Teil seines Wirkens von 1841–1846 dokumentiert.

Demnach erhielt der Junglehrer auf Anweisung des Ministeriums des Innern vom 10. Februar jährlich 500 Gulden ab 3. Januar 1841. Seiner schriftlich geäußerten Bitte um Erstattung seiner Reisekosten von Rastatt nach Offenburg und um „Verbesserung seines Praktikantengehaltes“ wurde am 22.3. lediglich durch Anweisung von 15 Gulden für die Reisekosten entsprochen, eine Gehalterhöhung wurde aber ausdrücklich abgelehnt.

13
 Verwaltungs Raths Des
 Gymnasiums Offenbürg.
 f. Befehlsmann:
 Die Gefaltenerweisung von
 Erftausprachiant
 Baumann
 betups.

Abb. 2: Akte Baumann

Zwei Jahre später, als er auch schon eine Familie gegründet hatte, wurde seiner Bitte um Erstattung von „Turnkosten“ jedoch entsprochen. Im ersten Schuljahr noch als Praktikant unterrichtete Baumann am Gymnasium Geographie („mit Benutzung des Globus und des Planiglobiums“) in der 1. Klasse, Geschichte („Griechische Geschichte bis auf die Zerstörung Korinths, 146 vor Christus“) und Griechisch in den beiden Quarten, Deutsch in der Quinta. In der Höheren Bürgerschule gab er Deutsch im 1. und 2. Kurs, sowie Geschichte („Deutsche Geschichte bis auf Maximilian I.“) und Geographie („Die pyrenäische Halbinsel“) im 2. und 4. Kurs. Im gleichen Schuljahr war Prof. Weißgeber Chef beider Anstalten geworden und brillierte gleich mit zwei wissenschaftlichen Beilagen zum Schulprogramm. Er war nicht nur ein hoch gebildeter und politisch prominenter Direktor, sondern offensichtlich auch ein sehr erfolgreicher und zufriedener Schulleiter, wenn er am Ende von Baumanns erstem Lehramtsjahr am 12.9.1841 resümieren kann: „... sowie überhaupt der Geist der Ordnung, der Arbeitssamkeit, der collegialischen Liebe und Eintracht, welcher diesen Lehrkörper beseelt und auf die Zöglinge natürlich einen sehr günstigen, ja segensreichen Einfluß übet, dem Vorsteher dieser Anstalt sein Amt zu einer reichen Quelle von Seelenfreuden macht“. Und weiter äußert sich die Fürsorglichkeit dieses Pädagogen, der noch mit 80 Jahren seinem Lieblings-

schüler Karl Schaible aus Freiburg eine Porträtkarte zukommen lässt, in dem Zusatz: „Durch des Himmel Huld ist uns auch in diesem Schuljahr kein Zögling durch den Tod entrissen worden; selbst eigentliche Krankheiten waren unter unserer Jugend eine seltene Erscheinung.“ Ferner, was für Baumann wichtig werden sollte: „Die Turnübungen haben ihre heilsame Einwirkung auf die Gesundheit entschieden bewährt“.⁵

Im folgenden Schuljahr 1841/2 ist Baumann voll in den schulischen Alltag eingestiegen, und es lohnt sich, sein breit gefächertes Deputat und die Klassengrößen einmal genauer anzusehen. Er unterrichtet insgesamt 22 Stunden, u. z. 18 davon am Gymnasium, 4 an der Höheren Bürgerschule. Hier sind es 2 Stunden Geschichte in der 3. und 4. Klasse (untere Ordnung) mit 6, bzw. 4 Schülern und ebenfalls 2 Stunden Geschichte in der 4. Klasse (Obere Ordnung) mit 6 Schülern. Das Gymnasium fordert ihn in der 1. Klasse mit Arithmetik und ihren „ganzen Zahlen und Brüchen“ in 3 Stunden mit 25 Schülern und 2 Stunden Geographie, die 4. Klasse obere Ordnung, und damit Abschlussklasse des Offenburger Pro-Gymnasiums, mit ihren nur 9 Schülern in deutscher und 4 Stunden griechischer Sprache. Eine Personalie eröffnet Baumann jetzt völlig neue Möglichkeiten in der direktorialen Mitteilung vom September 1842: „Der Schreib- und Zeichnungslehrer Klehe, der zugleich Turnunterricht erteilte, ist nach fast zwölfjähriger berufseifriger Dienstleistung von seiner Stelle freiwillig abgetreten ... Seine Lehrstunden werden zurzeit provisorisch, mit höherer Genehmigung, durch ... den Praktikant Baumann ... bestens versorgt.“ Dadurch erweiterte sich dessen Deputat auch für die Folgejahre um den Turnunterricht. Unter „Gymnastische Uebungen“ lesen wir: „Darin erteilte im Sommersemester viermal wöchentlich, von 6 bis 7 Uhr Abends, Unterricht Prakt. Baumann“.

Das folgende Schuljahr 1842/43 wird für Baumann überaus erfolgreich. Direktor Weißgerber teilt am 16.9.1843 auf S. 24 der Schulchronik mit: „Der Praktikant Baumann ist von Sr. Königl. Hoheit dem Großherzoge zum Gymnasiallehrer, mit einer Besoldung von 600 Gulden, definitiv ernannt ..., der Gymnasiallehrer Baumann ... für außerordentliche Dienstleistungen im Turnen betreffend, mit Remunerationen von 50–150 fl. jährlich, und zwar für die letztverflossenen 2 Jahre, hohen und höchsten Ortes geneigtest bedacht worden.“ Die Klassen und Unterrichtsfächer werden im gleichen Umfang weitergeführt. An der Schule ist inzwischen Französisch eingeführt worden, was genauso von Direktor Weißgerber unterrichtet wird wie Englisch, dessen Vorbereitung ihm ein zusätzliches „Sonntagsdeputat“ verschaffe, wie er klagt. Neu für Baumann ist die Weltgeschichte an der Bürgerschule und die Übernahme des gesamten Turnunterrichts an der Schule, was ihm die „Großherzoglich Wohllobliche Direktion“ auf seine schriftliche Bitte vom 22. März 1843 hin noch am gleichen Tage genehmigt hatte. Obwohl Baumann sein Deputat in der Folgezeit noch um La-

Auf Befehl von Seiten der Direction er-
 kläre ich hiermit, daß ich, und zwar in Ueber-
 einstimmung mit unserem h. Collegium, Professor
 Lütz, die Leitung des gymnasial. Unterrichts, welche
 im vorigen Jahre mir freiwillig be-
 tragen, nun demselben allein zu übertragen
 bereit bin.

Offenburg d. 22. März 1843.

Baumann, Lehrer. -

Abb. 3: Baumanns Brief vom 22. März 1843

tein und somit auf sieben Fächer erweitert hatte, rückt damit Turnen und Schwimmen in den Mittelpunkt seines pädagogischen und organisatorischen Wirkens.

Turnen und Schwimmen

Die gleichnamige „Akte Turnen und Schwimmen 1837–1859“ im Stadtarchiv Offenburg für den Zeitraum 1837–1859 erschließt am besten die Leistung des (nicht nur) Turnlehrers Baumann. 90 unveröffentlichte handschriftliche Seiten DIN A4 in schönster badischer Fadenheftung dokumentieren eindrucksvoll und detailliert den Kampf um einen modernen Schulsport am Offenburger Gymnasium seit dem Ende der 30er-Jahre. Dazu kommen Rechnungen und Quittungen (DIN A5) und vier Zeichnungen in diversen Formaten. Adressaten und Absender dieser umfangreichen Korrespondenz sind: die Großherzogliche Wohllobliche Gymnasiumsdirection, die Lehrerkonferenz und der „Verwaltungs Rath“ des Gymnasiums in Offenburg, der „Großherzoglich badische Physikat“ in Offenburg als beaufsichtigende Gesundheitsbehörde, Gemeinderat und Bürgermeisteramt in Offenburg, die Lyzeumsdirectionen in Rastatt und Freiburg, der „Großherzogliche Oberstudienrath“ in Karlsruhe als oberste Kultusbehörde und Nachfolgerin der Katholischen Kirchen-Sektion, das Ministerium des Innern und schließlich Bittgesuche und Aufträge einzelner Lehrer. Gegenstand dieses langwierigen Behördenverkehrs sind der Kampf um die Ein-

richtung eines schulischen Turn- und Badeplatzes und dessen Beaufsichtigung, die Anschaffung, Finanzierung und Reparatur von Turngeräten, Schulvisitationen und Erlasse zum Turnunterricht. Die Auswertung dieser auch heute noch hochinteressanten Verhandlungen könnte Gegenstand einer Spezialuntersuchung sein, hier sollen sie nur soweit behandelt werden, als sie den Turnlehrer Baumann betreffen.

Mit dem Schuljahr 1843/44 sind wir bereits in seinem vierten Berufsjahr in Offenburg. Die Stadt hatte im Sommer unter Federführung ihres Gymnasiumsleiters Weißgerber als Leiter des Festkomitees und Hauptredner im Salmen ihr großartiges Freiheitsfest zum 25-jährigen Jubiläum der badischen Verfassung gefeiert, die Schule zählte jetzt 92 Schüler. Professor Baumann hatte im Frühjahr die Pfarrerstochter Henriette Wagner geheiratet und unterrichtet mit 22 Stunden am Gymnasium weiterhin Griechisch, Latein und Geschichte. Schwerpunkt seiner schulischen Aufgaben aber ist der Sport. Dieser war als Unterrichtsfach nach Aufhebung der Metternichschen „Turnsperre“ von 1820 erst vor fünf Jahren an der Schule als „Körperliche Exercitien“ unter Zeichenlehrer Klehe eingeführt worden, dessen Nachfolger Baumann wurde und der auch die Turngeräte entworfen hatte. Dazu hatte man die Direktionen der Lyzeen in Freiburg und Rastatt konsultiert. Klehe und der damalige Direktor Scharpf waren auch die Pioniere im Kampf um einen schulischen Turnplatz, der jahrelang die Instanzen beschäftigte und der schließlich vom vorgesehenen Zwingerpark oder Bürgerhof in den Klostergarten verlegt wurde, – vom „Flurwächter“ begutachtet und aus dem Pachtvertrag gelöst. Ein städtischer Turnplatz für die Volksschüler war in Offenburg nur wenige Jahre nach dem ersten deutschen Turnplatz überhaupt auf der neu angelegten Stadtpromenade eingerichtet worden. Im Jahr 1842 konnte Weißgerber froh vermelden: „Durch die vom Großherzoglichen Physikate dahier aus sanitärischen Gründen angerathene und vom Lehrercollegium aus pädagogischen Rücksichten, besonders der Zeitersparnis wegen, lebhaft gewünschte Verlegung der Turnanstalt von dem zu weit entfernten Platze in den Gymnasiumsgarten ist, nach Beseitigung mancher Hindernisse, in diesem Sommer durchgesetzt und dadurch dieser Unterricht wesentlich erleichtert und zugleich gefördert worden, was bereits durch die erfreulichsten Resultate sich bewährt hat. Zur Transferierung der Turnanstalt hat der städtische, der Jugendbildung sehr befreundete Gemeinderath 30 fl. votiert, für welchen neuen Beweis von Wohlwollen gegen unsere Anstalt wir hiermit den gebührenden Dank sagen.“ Baumann übernimmt neben den 18 Stunden seiner wissenschaftlichen Fächer jetzt vier Stunden Sport, oder wie es S. 19 der Schulchronik unter 9. „Gymnastische Uebungen“ in der Sprache der Zeit heißt: „Mit Zugrundelegung von Eiselen's Turntafeln leitet die Turnübungen während des Sommers, in wöchentlichen Abendstunden Gymnasiallehrer Baumann. Das Baden ward den Schülern zu einer bestimmten Zeit, an einem be-

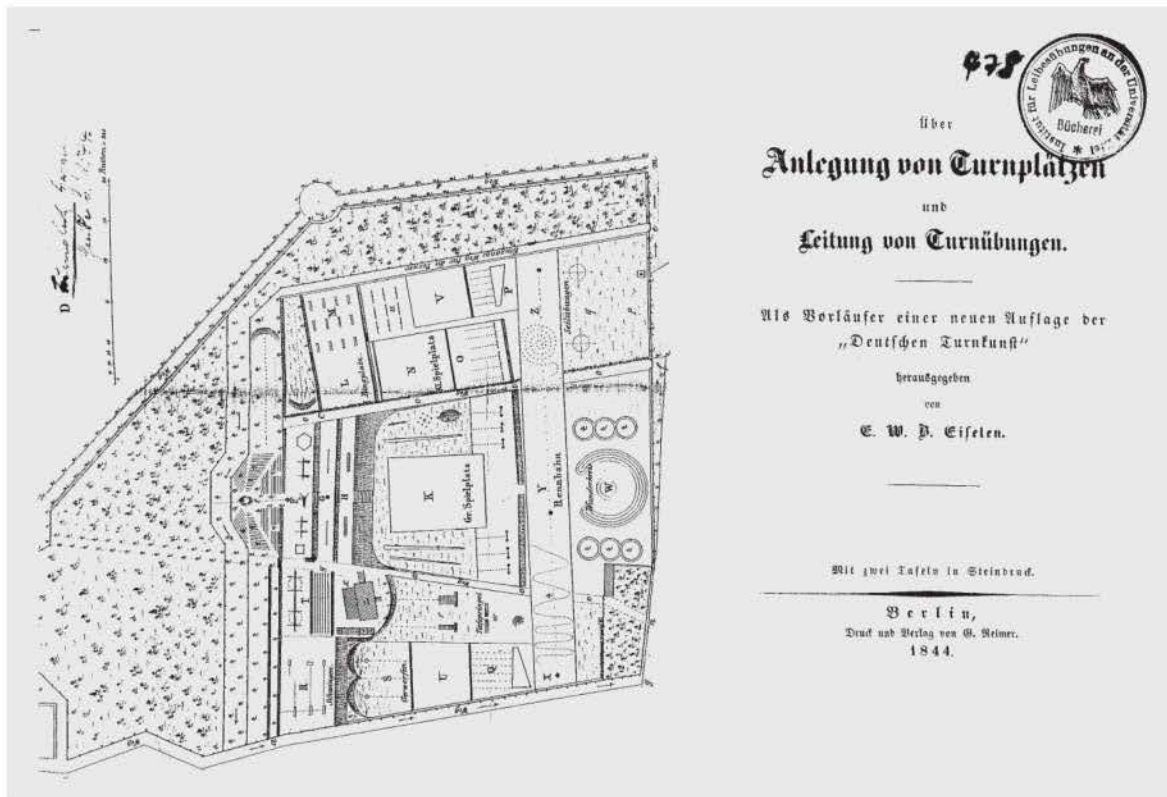


Abb. 4: Eiselens Turnkunst

stimmten Ort, und unter einem von der Direction aus der Zahl der größeren Schüler bestellten, des Schwimmens kundigen Aufseher (sic!) gestattet.“ Eiselens brandneues Buch „Über die Anlegung von Turnplätzen und Leitung von Turnübungen“ als Vorläufer einer neuen Auflage der „Deutschen Turnkunst“ war Anfang der 40er-Jahre ein vielfach wieder aufgelegter und gefragter Bestseller, nach dem in ganz Deutschland eingerichtet und geturnt wurde. Eiselen hatte mit großem Erfolg die Ideen seines Lehrers Jahn auch für weitere Bevölkerungskreise, als nur für Studenten und Schüler in der Zeit der Befreiungskriege, umgesetzt.⁶

In ihm werden auch mit genauer Maßangabe die nötigen Turngeräte aufgelistet, deren Anschaffung und Wartung die Aufgabe Baumanns wurde, wie: „Klimmel, 10–12 Fuß im Gevierte“, tragbare Tiefspringel, Schletts, „Sturmsprungböcke von 5 zölligem Kreuzholze“, Schwingel mit Polster und Pauschsattel, „Schwebebäume, etwa $\frac{1}{3}$ vom Zopfende freischwebend“, „Hangelrecks mit Aufsteigetritten“ und „5 Zoll hohe Enterbäume“. Fehlen noch die „6–7 Fuß langen Gere mit eichelrunden Köpfen“, denn seit Turnvaters erstem nationalen Turnplatz auf der Hasenheide bei Berlin von 1811, auf dem auch der preußische Kronprinz gelegentlich turnte, diente der Sport auch der „Wehrhaftmachung“. Dazu kamen noch die „Klimmleitern mit Seilsprossen und Doppeltau“, sowie „Klettergerüste

und Klettermasten“, – und schon sieht man die frisch fromme gymnasiale Schuljugend sich unter Anleitung ihres Turnlehrers Baumann fröhlich frei im Klostergarten tummeln.

Aber „praestant adversa secundis“, „vor den Erfolg sind Hindernisse gesetzt“, wie ein Vorgänger Baumanns in knappem Latein treffend formulierte. Erst einmal musste der Schulgarten ausgemessen und eingerichtet werden, dann kamen die Etatverhandlungen wegen der Kosten für die Gerätschaften, später deren aufwändige Reparatur. Die Turngeräte konnten ja nicht wie heutzutage bei einer Spezialfirma bestellt und dann geliefert werden, sondern mussten von den damit sehr herausgeforderten Handwerkern vor Ort gefertigt werden, was die Rechnungen der Turnakte belegen.⁷ Daher auch die genauen Maßangaben bei Eiselen, die man dazu dringend brauchte, denn das Geräteturnen war für die damalige Zeit Neuland. Die Verantwortung hierfür trug Baumann, wie seine zahlreichen Briefe in der Turnakte belegen, quasi als ein Pionier des Offenburger Schulsports. In Eiselens Handbuch finden sich auch präzise Angaben „über die Art, wie die Übungen zu betreiben und im Gange zu erhalten sind“, jugendgemäße Spiele im Freien zur Abwechslung, die Turnzeit und Einteilung der Sequenzen (zum Teil als Intervalltraining) und über den Gesundheitswert dieser früher Turnen, dann Exercitien, dann Gymnastik und im Vormärz wieder Turnen genannten Übungen. Turnen umfasste damals die gesamte Bandbreite der Leichtathletik und Jugendspiele, weswegen auf den Turnplätzen auch hierfür immer Räume vorgesehen waren. Direktor Scharpf hatte schon 1838 auf Anweisung des Ministeriums und Bitte der Stadt wegen der Kosten und Ausstattung der Turnplätze, Rat bei den Direktionen der Nachbargymnasien in Freiburg und Rastatt eingeholt und daraufhin als Amtshilfe sehr detaillierte Tabellen und Listen geliefert bekommen. Aus Rastatt kam am 12.2.1838 eine sehr exakte „Liste des hiesigen Turnlehrers, Herrn Lehramtscand. Gries, samt deren beiliegenden Kosten“. Direktor Schmeißer aus Freiburg schickte am 18.2.1838 eine säuberlich handgeschriebene und gezeichnete Aufstellung zur Einrichtung und Ausstattung eines Turnplatzes des „Akademikers und Turnlehrers stud. iur. Montfort“. Daraufhin hatte die Direktion Lehrer Klehe angewiesen, die Anregungen für Offenburg umzusetzen. Er fertigte eine genaue Zeichnung der Geräte, einschließlich eines „Schwimmgerüsts“ an, die zusammen mit einer Skizze des Turngartens von Franz Weber vom 12. Mai 1842 bei der Stadt eingereicht wurde. Bis zur Realisierung des Turnplatzes sollten aber, wie gesagt, noch einige Jahre vergehen. Erst Baumann mit seinem großen Engagement konnte zusammen mit seinem sehr kooperativen Vorgesetzten Weißgeber die konkrete Umsetzung im „Turngarten“ erwirken. Hiervon waren selbst noch bis kurz vor dem Neubau der Schule Reste im Schulgarten zu sehen, wie das dreiteilige Stufenreck, das eine verblüffende Ähnlichkeit mit der erwähnten Zeichnung von Montfort von 1838 hat.

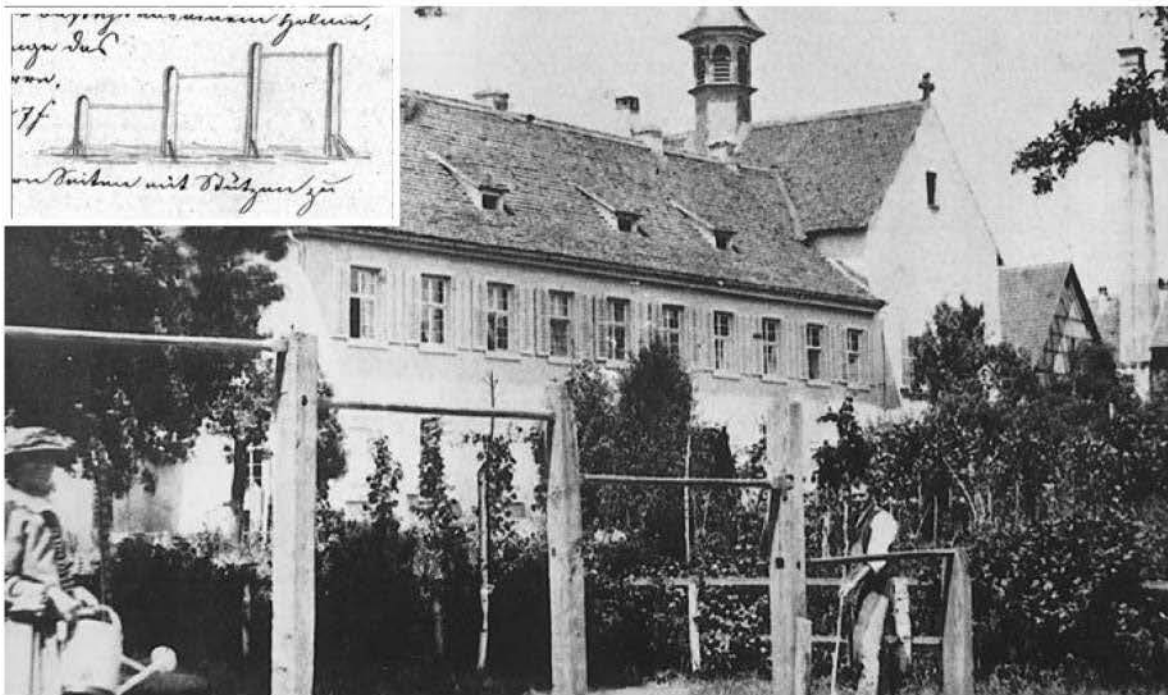


Abb. 5: Zweimal Stufenrecks im Schulgarten des Großherzoglichen Gymnasiums

Noch in seinem Brief vom 20.5.1843 muss Turnlehrer Baumann um die Anfertigung und Anschaffung 1. eines großen Bocks für die größeren Schüler bitten, 2. die Anschaffung von Springstäben für Armgelenksübungen und 3. um 8–10 Gere (Speere) mit Eisenspitzen, da mit einem einzigen Übungsspeer doch zuviel Zeit verginge. Außerdem müsse der marode kleine Barren neue Eichenholzarme erhalten. Am 19.3.1844 bittet er, mit beiliegender Rechnung des Zimmermeisters Falk für Erstellung einer neuen Turnleiter über 30 Gulden, um außerordentliche Mittelbewilligung für Barren mit witterungsbeständigem Ölfarbenanstrich und die Anschaffung eines Schwebebaums, der dringend gebraucht würde. Er erhält für die hierbei anfallenden Kosten von 19 Gulden die entschiedene Unterstützung seines Chefs beim „Großherzogl. Wohlloblichen Verwaltungsrath“, der erneut die Dringlichkeit hervorhebt mit seinem Schreiben vom 17.4.1844, der die letzte Unterschrift Weißgerbers als Direktor des Offenburger Gymnasiums trägt. Noch am 9.2.1845 vermisst Baumann den fehlenden „langersehnten Schwebebaum“ und einen Springbock, ohne die nach Meinung der Meister der Turnkunst (Eiselen, Maßmann u. a.) die heilsamen Ziele der Leibesübungen nicht erreichbar seien, und beklagt, dass die Etatmittel nur zur Ausbesserung und Instandhaltung der Geräte reichen würden.⁸ Der neue Direktor Gagg bittet Baumann gleich am 10.2. 1845 um einen „detaillierten Kostenüberschlag“, den Baumann mit Handschreiben vom 4.3.1845 wie folgt einreicht: 15 Gulden für den Schwebebaum nach Voranschlag des

Zimmermeisters Falk vom Vorjahr, 18,12 fl. für den Springbock nach Vorschlag des Wagners Nerlinger. Die Reparaturen würden dagegen nur geringfügig zu Buche schlagen. Dann wird Baumann deutlicher und verleiht seinem Ärger über das jahrelange Hingehaltenwerden Ausdruck: „Schließlich glaubt der Unterzeichnete nochmals die geneigte Verwendung der Wohlloblichen Direction für eine nur unsererseits Ueberschreitung des kümmerlichen Budgets anzusprechen, da diese geringen Mittel kaum ausreichen, die Zahl der vorhandenen Turngeräthe vollständig in tauglichem Zustand zu erhalten.“ Vorher hatte er zu bedenken gegeben, dass so die Erfolge der Übungen nur mangelhaft zu erreichen seien. Grund zur Klage hatte Baumann auch deswegen, weil ihm jahrelang sein 1842 zugesagtes Gehalt für den zusätzlichen Turnunterricht nicht gezahlt worden war. Im Schreiben vom 18.6.1843 bittet er die Direktion um „gefällige Verwendung bei Großherz. Verwaltungsrathe der Anstalt“ um Auszahlung seines jährlichen Gehaltes für Leitung der Turnübungen in halbjährlichen Raten von 40 Gulden. Als nichts geschieht, mahnt er erneut am 8.7.1843 den Rückstand an mit der Bitte um Nachzahlung, gleichzeitig aber mit dem Wunsch einer „nicht ungebührliche Vorauszahlung für noch nicht geleistete Dienste, da er ja auch für seinen Antheil am Turnunterrichte des vorigen Jahres den ihn betreffenden Antheil des Gehalts nicht erhalten habe und da er gegenwärtige freie Tage größtentheils zu einer Anordnung des Turnunterrichtes verwende, wozu er sich zum Theil auf eigene Kosten Hilfsmittel hat verschaffen müssen“. Der Schulleiter leitet „umgehend“ weiter mit dem Hinweis auf die „erstaunlichen Erfolge“ Baumanns im vorigen Schuljahr.

Baumann, Weißgerber und Gagg und das Jahr 1844

Die erste Seite der Februarausgabe des Offenburger Wochenblattes von 1844 wird mit einer sicher auch damals ungewöhnlichen Annonce eröffnet. Sie ist eine poetische Geburtsanzeige als 14-zeilige elegische Glückwunschadresse mit dem Datum des 31.1.1844 und, – auf Latein verfasst! Der Adressat ist unser Turnlehrer Baumann, „der hochgeschätzte Kollege“, der einen Sohn bekommen hatte, im Taufregister mit den Vornamen Georg Peter Adalbert eingetragen und ins Leben begleitet von zwei ökumenischen Taufpaten. Verfasser aber ist niemand anderes als der in mehreren Sprachen dichtende Direktor Weißgerber. Für ihn ist das poetisch gefeierte freudige Ereignis auch der Anlass für ein zentrales persönliches Bekenntnis: Der antikisierend mit Anrufung heidnischer Gottheiten beglückwünschte kleine Erdenbürger soll neben der lateinischen und griechischen Sprache, die ja sein Vater unterrichtete, genauso im Herzen das Deutsche bewahren, zum Licht streben und Gerechtigkeit üben und, – das ist auch das moralisch politische Credo Weißgerbers in Anlehnung an eine Rö-



*Abb. 6:
Ein Geburtstagsgedicht
für Baumann (1844)*

merode des Horaz, festhalten an dem, was er für recht und wichtig erkannt hat: „propositique tenax“!⁹

Dieser dichterische Gruß ist ein beredtes Zeugnis für das gute persönliche Verhältnis der beiden Pädagogen. Nicht nur dass sie beinahe die gleichen Fächer unterrichteten, darüber hinaus verband sie auch die gemeinsame politische Grundeinstellung als führende Liberale der Stadt, was für beide später den Abschied von der Stadt noch vor deren demokratischen Blütezeit bedeuten sollte. Weißgerber musste schon im Sommer 1844, ein halbes Jahr nach Veröffentlichung des Gedichtes, seinen Amtssitz im Gymnasium in Richtung Ratstatt räumen, hatte er doch im Vorjahr in seiner viel beachteten Salmenrede zum Verfassungsjubiläum die Freiheitsrechte des Volkes betont und war damit so weit gegangen, dass es als offenes Bekenntnis für die oppositionellen Demokraten, später „Entschiedenene Freunde der Verfassung“, verstanden wurde. In herzlicher Verbundenheit und voller Loyalität übernahm Baumann Weißgerbers gesamtes Deputat. Dessen Nachfolger wurde Professor Gagg, der u. a. durch einen sechsjährigen Aufenthalt in der Schweiz, besonders in Luzern, den Ruf als eines der besten Lehrer des Landes erworben hatte. Zwei Jahre jünger und ebenfalls in Konstanz geboren wie Weißgerber, hatte er, auch seit 1840 wie Baumann, an der Schule die Fächer Mathematik (Arithmetik und Geometrie), Naturgeschichte und Zeichnen unterrichtet und sich 1842 durch eine wis-

senschaftliche Beigabe „Ueber den Zweck und die Methode des Zeichenunterrichts an Gymnasien“ hervorgetan. In der Schulchronik von 1840/41 (S. XIII) rühmt Direktor Weißgerber Gagg's Vermessungspraktikum beim Badhaus und die daraus hervorgegangene lithographische Veröffentlichung mit den Schülern des vierten Kurses der Höheren Bürgerschule. Auch Gagg war für Baumann ein angenehmer Chef und beherzter Mitstreiter für die Belange des Sports, musste dann später aber für sein politisches Engagement während der Offenburger Revolution 1848 mit dem Verlust seines Amtes zahlen. Als gebrochener Mann hat er später mit seinen noch unveröffentlichten „Aufzeichnungen“ ein bewegendes Zeugnis dieser Zeit abgelegt.¹⁰

Im Schuljahr 1844/45 macht Baumann durch die Deputatsübernahme des strafversetzten Weißgerbers (wahrscheinlich unbezahlte) Überstunden. Mit neun Stunden ist er allein in den beiden Abschlussklassen in den altphilologischen Fächern eingesetzt, dazu kommt wieder der komplette Schulsport. Gagg, jetzt offiziell ernannter Gymnasiumsdirektor, vermeldet nach Angabe der Schülerzahlen (nur 79), Dank für die Bücherstiftungen an die Gymnasiumsbibliothek und Festsetzung der Preisverleihungen auf Samstag, den 12.9. halb 3 Uhr im Salmensaal im Schulprogramm (S. 16) unter *Gymnastischen Uebungen*: „Dieselben fanden statt an vier Abenden der Woche einschließlich der besonderen Einübung der Vorturner, nach dem Plane von Eiselen (Merkbüchlein, Turntafeln und dem neuesten Schriftchen „Ueber die Anlegung von Turnplätzen und Leitung von Turnübungen (Berlin 1844) unter Leitung des Gymnasiallehrers Baumann. Um bei Ermanglung eines Schwimm-Meisters das Baden gefahrlos und für die Erlernung des Schwimmens möglichst vorteilhaft zu machen, wurden die Schüler nach einer von der Direction veranstalteten Schwimmprobe in 4 Schwimmklassen abgeteilt, und einer jeden derselben als des Schwimmens kundige grössere Schüler als Aufseher und Unteraufseher zugetheilt; über sämtliche Schwimmklassen wurde ein Oberaufseher nebst Substituten bestellt“. Schwimmen konnten die Schüler des Gymnasiums im mühsam erkämpften Gymnasiumsbad am unteren Mühlbach, zu dem sie auf kürzestem Wege durch die westliche Kreuzgangpforte rechts neben der Kirche über das Kinzigtor am Bach entlang geführt wurden, selbstverständlich streng getrennt von den Volksschülern, den Armen und dem weiblichen Geschlecht.

Für Baumann mag das neben seinem vergrößerten Deputat eine ziemliche Zusatzarbeit gerade in den sommerlichen Abendstunden bedeutet haben. Trotzdem schaffte er es noch obendrein, zum diesjährigen Schulprogramm eine 40 Seiten umfassende, intellektuell anspruchsvolle „Wissenschaftliche Beigabe“ fertig zustellen, die umfangreiche literarische Recherchen notwendig machte.¹¹ Sie verbindet Baumanns Persönlichkeitsbild des gelehrten Humanisten mit dem des kämpferischen Turners und trägt den



Abb. 7: Das Schülerbad am unteren Mühlbach

Titel: „Pindars Siegesgesänge als Ausdruck des Dorischen Stammcharakters, mit besonderer Erklärung des ersten Pythischen Gesanges“.

Baumann musste mit seiner Abhandlung kurzfristig einspringen, weil Weißgerber als Autor ausgefallen war und eine „hohe Verordnung des Großherzogl. Oberstudienrathes“ umgesetzt werden sollte, „dass die wissenschaftliche Beigabe im Turnus geschehen möge“. Den provisorischen Charakter merkt man der Arbeit keineswegs an, sie ist auf jeder Seite bereichert mit einer Fülle von Zitaten und Verweisen auf die benutzte wissenschaftliche Literatur und trägt alle Merkmale einer gründlichen philologischen Analyse. Zunächst erklärt Baumann psychologisch einfühlsam die kulturelle Leistung des thebanischen Dichters Pindar (518–446 v. Chr.) als größter griechischer Chorlyriker, der in der Zeit der Perserkriege seine unkultivierte Heimat Böotien verlassen habe, um seine geistige Identifikation bei den Dorern der Pelopones und in Sizilien, besonders Syrakus, dem kulturellen Mittelpunkt der Insel, zu suchen. Seine hier behandelte Lobeshymne für den siegreichen Tyrannen Hieron von Syrakus, „Sieger mit dem Wagen“ (470 v. Chr.), mit ihren 100 Versen eines der schönsten Chorlieder Pindars überhaupt, feiert die Macht der Musik und ihre göttlichen Förderer. Sie rühmt den Herrscher für seinen maßvollen Sieg über die Etrusker 474 bei Cumae und die Stadtgründung von Aitna und mahnt ihn zu Besonnenheit, Gottesfurcht, Weisheit und zur Beachtung des Kairos, des rechten

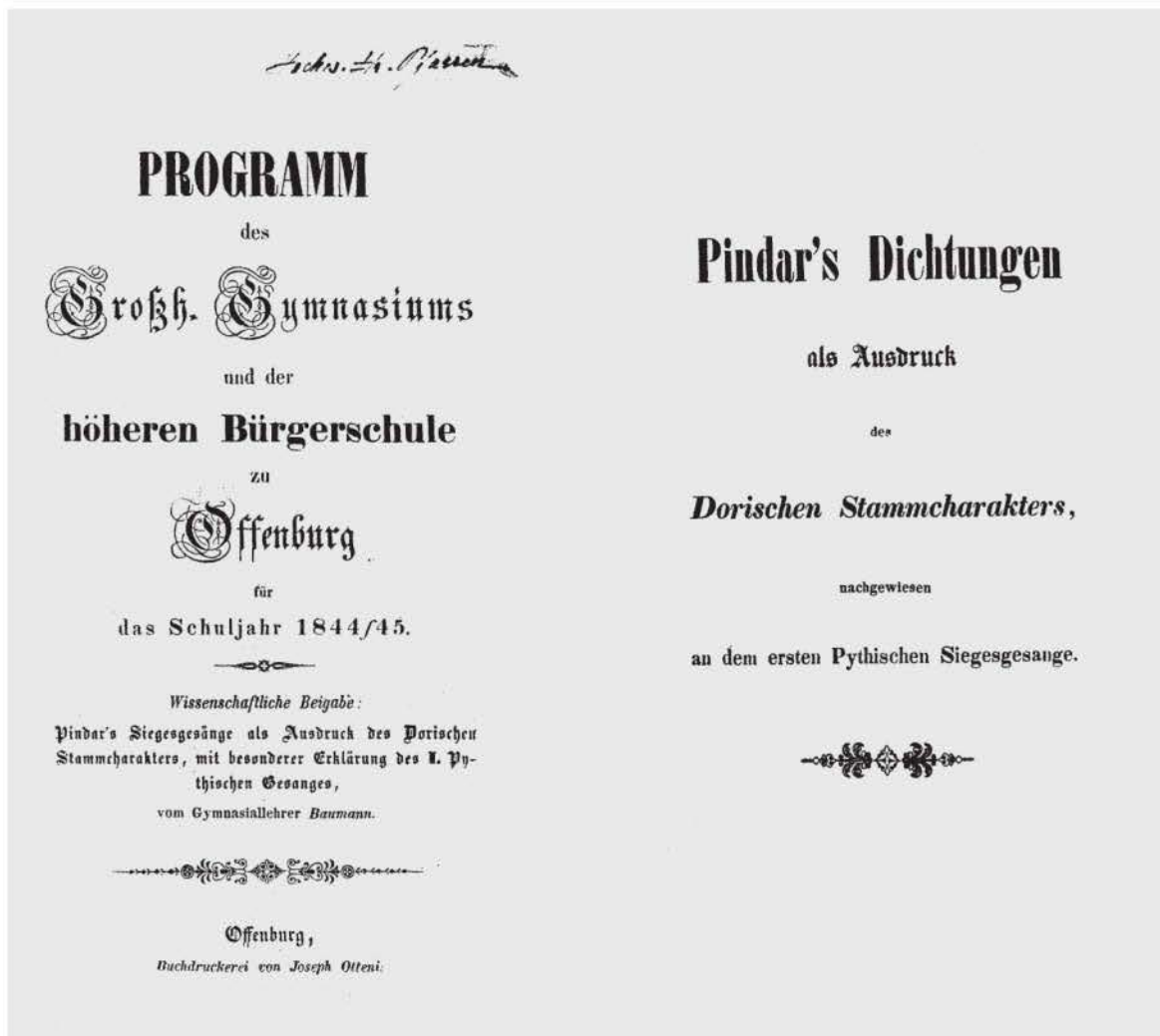


Abb. 8: Karl Baumann 1844

Zeitpunkts zum Handeln. Nur so sei Frieden und Nachruhm bei den Bürgern garantiert. Baumann sieht in Hieron und seinem Sohn Deinomenes die prägenden dorischen Werte verkörpert: Verpflichtung des einzelnen gegenüber dem Staat und den Göttern, personale Freiheit im Dienst am Ganzen, Tapferkeit und Gehorsam im Kampf gegen äußere Gegner, Bedachtsamkeit im politischen Handeln. Damit ist Pindar, der Thebaner, für Baumann eher ein dorischer Dichter geworden, der die Grundmerkmale dieses griechischen Stammes in seinen Hymnen feierlich rühmt und dessen Idekosmos einer harmonischen Weltordnung begeistert und mit unsterblich schönen Versen feiert.

Baumanns Abhandlung zeigt ihn als einen empathisch nachempfindenden Gelehrten, der mit großem philologischen und historischen Wissen eine klar gegliederte und klug im Zusammenhang der übrigen Pindarschen Lyrik kommentierte Interpretation vorlegt. Dass der tagsüber mit Unter-

richten einschließlich Vorbereitungen und Korrekturen, abends mit dem Schulsport voll in Anspruch genommene Pädagoge noch Zeit fand, sich wissenschaftlich in ein so anspruchsvolles Thema einzuarbeiten, verdient großen Respekt, zumal in diesem Schuljahr noch ganz andere Aufgaben auf ihn zukommen sollten.

Im Schuljahr 1845/46 „beehrte Herr Geheimer Hofrath Kärcher als landesherrlicher Commissär die Anstalt mit einem Besuche, und nahm von jenem Tage an bis den 21. desselben Monats die Inspection des Gymnasiums vor.“ So resümiert Direktor Gagg im Schulprogramm (S. 4) diesen unter Lehrern so gefürchteten Routinevorgang. Unter „Statistisches“ zählt er 7 Hauptlehrer, 2 Nebenlehrer und 99 Schüler. Baumann unterrichtet nach wie vor Griechisch, Latein und Geschichte, der Zeichenunterricht wird durch Erwerb einiger „Gyps-Modelle“ bereichert, auch „auf die Turnapparate wird eine namhafte Summe verwendet.“ Turnen und Schwimmen läuft wieder unter Baumanns Regie. „Als ein Mittel zur Förderung einer guten Disciplin und zur Hebung des Privatfleisses werden Censuren eingeführt, die vierteljährig in Gegenwart sämtlicher Lehrer und Schüler Statt finden.“ Auch im Programm der feierlichen Preisverteilung am 12. September 1845 im „Großen Saale des Gasthofs zum Salmen“ spiegelt sich noch einmal der friedlich-humanistische Geist der Biedermeierzeit am großherzoglich-badischen Progymnasium zu Offenburg. In der lateinischen Rede des Schülers Kosmas Weber (OberV.) über Ciceros Sentenz „haec studia adolescentiam acuunt, senectutem oblectant“ („diese Studien schärfen den Geist der Jugend und erfreuen das Alter“) folgt „die Elfenkönigin“ für Sopran, Alt und Tenor, „ein Flötenconcert vorgetragen von Timotheus Merkel“, ein Thema aus der Oper „Die Puritaner zu vier Händen“ und das *ver sacrum* von Uhland. Vor der „kurzen Rede des Directors“ singt der schon ferienfrohe Männer- und gemischte Chor „Der Sänger Fröhlichkeit“ von W. A. Wohlbrück. Danach erfolgte die Preisverteilung, sonntags drauf der gemeinsame Schlussgottesdienst in der Gymnasiumskirche. Es sollte für Baumann der letzte in Offenburg sein. Als die neu eintretenden Schüler, „mit Tauf- und Impfschein versehen“, sich am 26. Oktober bei der Direktion meldeten, war er schon nicht mehr vor Ort.

Ende des Schuljahres 1846/47 wird der Gymnasiallehrer Karl Baumann „nach allerhöchster Entschließung aus Grossherzogl. Höchstpreisl. Staatsministerium vom 10. August 1846 Nr. 1405“ an das Lyceum in Freiburg versetzt. Der „Großherzogl. Ober-Kirchenrath“ in Karlsruhe reagiert prompt: Mit Schreiben No. 21677 vom 22.8.1846 geruht man, „Lehrer Baumann mit seiner bisherigen Besoldung von 700 fl. auf die durch die Versetzung des Lehrers Bäder erledigte Lehrerstelle am Lyceum zu Freiburg allergnädigst zu versetzen“. Über den gymnasialen Verwaltungsrat für den Gymnasiums fonds in Offenburg erging eine Mitteilung an die Direktion zur Benachrichtigung Baumanns. Das Schulprogramm enthält die la-

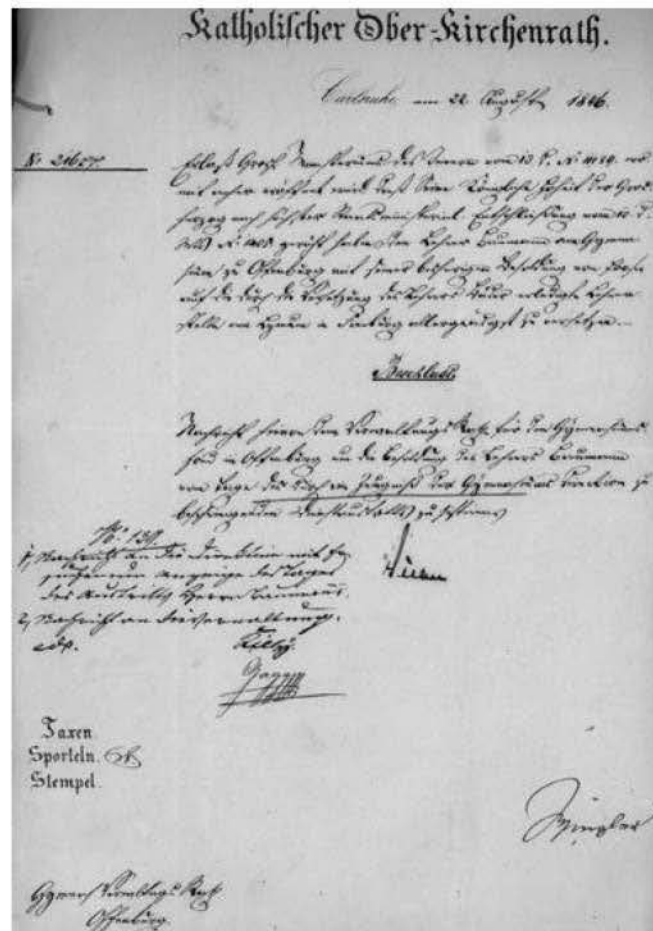


Abb. 9:
Baumanns Entlassung
(22.8.1846)

pidare Mitteilung: „Auch in diesem Jahre erlitt die Anstalt wieder einen mehrfachen Wechsel des Lehrpersonals ... An das hiesige Gymnasium wurde Lehramtskandidat Elble gewiesen und ihm wurden grösstentheils die von Baumann besorgten Unterrichtsgegenstände übertragen.“ Damit endet die „Akte Baumann“ und auch die „Akte Turnen und Schwimmen“, in der danach lediglich Baumanns wechselnde Nachfolger aufgelistet werden. Im Programm des Großherzoglichen Lyceums zu Freiburg im Breisgau von 1846 wird der Eintritt Baumanns als Hauptlehrer mit den Fächern Deutsch, Latein und Griechisch registriert, von Turnen ist nicht die Rede. Das wurde vielmehr von der „obern Behörde dem Akademiker Alexander Adam, aus Offenburg, übertragen“. Mit dem Turnen war es dann durch den Erlass der preußischen Besatzer vom 12.7.1849, einem erneuten Turnverbot wie 1819, sowieso für einige Zeit vorbei. Nur zum Vergleich mit Baumanns bisherigem Wirkungsort Offenburg: Sein Freiburger Lyzeum zählte 1846 477 Schüler, darunter 20 Ausländer, 72 Protestanten und 2 Israelis. Von den Abgängern des Vorjahres studierten 12 Theologie, 8 Jurisprudenz, 4 Medizin, 4 Kameralistik und 3 Philologie. Baumann mag bei diesem Betrieb im Rückblick die Offenburger Zeit als eine wahrhafte Idylle erschienen sein.

Baumanns als Mitbegründer des Offenburger Turnvereins von 1846 und sein politisches Engagement als oppositioneller Liberaler

Die Abrundung des Persönlichkeitsbildes, das in dieser Darstellung entworfen wurde, erfordert ein kurzes Eingehen auf das öffentliche Wirken dieses respektablen Pädagogen in Offenburg gerade im Jahr seines Weggangs. Laut Schreiben des Ministeriums des Innern vom 21.7.1846 wurde Baumann auch wegen seiner „politischen Tendenzen“ in das offenbar ungefährlichere Freiburg (straf)versetzt, wenn auch dabei erneut als „vorzüglicher Lehrer“ beurteilt,¹² gleichzeitig übrigens mit seinem liberalen Kollegen, dem Stadtprediger Kuhn, der 1844 öffentlich gegen die Versetzung Weißgerbers protestiert hatte. Ihm nützte weder eine von 300 Sympathisanten eingereichte Petition in Karlsruhe, noch die Forderung der Gemeindeversammlung nach seiner Rückkehr ans Gymnasium.

Als am 9.7.1846 die Offenburger „Turngemeinde“ unter 1. Vorsitz des Fabrikanten Baptist Reindle und Advokat Zutt mit der Verabschiedung von 59 Vereinsgesetzen gegründet wurde, hatte man am Gymnasium schon 12 Jahre Erfahrungen im Turnen gesammelt. Karl Baumann, dessen sportpädagogisches und organisatorisches Wissen sicher sehr gefragt war, zählte neben E. Rebmann, J. A. Nussbaum, G. Kappler und Th. Nerlinger, die alle in der Revolutionszeit eine große Rolle spielen sollten, zu den zehn prominenten Mitbegründern. Die demokratische Vereinsstruktur, die Gleichheit aller Mitglieder und ihre soziale Mischung machte den somit eminent politischen Verein bei den Behörden ebenso verdächtig, wie der frische und freie Geist der Turner bei ihren wöchentlichen Zusammenkünften und den großen überregionalen Turnfesten, z. B. in Heilbronn 1846, wo auch das Offenburger Turnvereinsmitglied K. Schaible sportliche Erfolge neben Friedrich Hecker vom Mannheimer Turnverein erringen konnte. Geräte bekam man auf Anfrage von der Stadt ausgeliehen, Vereinstreffpunkt war der „Zähringer Hof“ von Johann Baptist Geck an der Kinzigalstraße gleich hinter dem ehemaligen Schwabenhauser Tor, gleichzeitig Versammlungsort aller oppositionellen Liberalen Offenburgs. Die Miete für das nebenan von Geck für 25 fl. gepachtete Turngelände übernahm auf Bitten des Vereins der seit 1846 sehr liberale Gemeinderat. Adolf Geck (1854–1942) schildert später das Lokalkolorit der Anfangsjahre des neuen Vereins in seinem berühmten „D'r alt Offeburger“: „Die Urturnerschaft war, wie alle kulturellen Auftriebe der vormärzlichen Zeit, mit dem „Zähringer Hof“ verbunden. Gegenüber der alten Kegelbahn stand auf dem freien Felde das erste Turngerüst Offenburgs mit der hohen Leiter, die einen Rundblick gestattete über das kaum noch aus seiner reichsstädtischen Festungsmauern hervorgetretene Vaterstädtchen hinweg in die stolze Umgebung.“¹³

Dieser moderne Verein genoss in Offenburg große Sympathien, so beim öffentlichen Schauturnen im Sommer 1847 mit Aufmarsch der schmucken

Turner unter schwarz-rot-goldenen Fahnen, Gesängen und Fanfaren. Die von allen mitgetragene Begeisterung der Turner resultierte aus dem freiheitlichen Geist dieser vorrevolutionären Aufbruchzeit, einem neuen körperlichen Selbstwertgefühl und dem fröhlichen Gemeinschaftsgeist im Verein, kurz, dem Lebensgefühl einer neuen Zeit, das 1848/49 auch politisch wirksam werden sollte.

In den politischen Auseinandersetzungen des Vormärz hatte Karl Baumann, der neben dem Direktor Gebhard Gagg als bester Lehrer des Gymnasiums rangierte, gerade im unruhigen Vorrevolutionsjahr 1846 bei mehreren Aktionen deutlich seine Sympathien für die Ziele der entschiedenen Liberalen öffentlich bekundet. Er war zusammen mit drei seiner Kollegen Mitunterzeichner der Pro-Zittel-Petition für Religionsfreiheit. Sie hatte die Kluft zwischen den liberalen „Radikalen“ und der konservativen „Rückschrittspartei“ in der Stadt erheblich vertieft und führte jetzt bei den Urwahlen zum Gemeinderat zu einem der aufwühlendsten Wahlkämpfe der Zeit, der das ganze Land auf Offenburgs Votum blicken ließ. Die folgenschwere Entscheidung sollte am 6. März ausgerechnet im Gymnasiumsviertel fallen. Nach Gaggs Aufzeichnungen mussten vor den Schulwohnungen und in der gesamten Gymnasiumsstraße die Anwohner schon vor Tagesanbruch massive Wahlbeeinflussungen mit geballter Faust abwehren.¹⁴ Die für Offenburg ziemlich sensationelle Entscheidung legte bis zum



Abb. 10: Der Autor in seiner Turnerriege vom TG 46 beim Turnfest in Göttingen 1949

Nachmittag alle acht zu vergebenden Stimmen in die Hände der Liberalen, die damit eine Mehrheit mit 18 gegen 14 konservative Vertreter erringen konnten. Damit war das Gymnasium als Ort liberaler Opposition bei den Behörden in die Schusslinie geraten. Die „unzuverlässigen“ Staatsdiener Baumann und Kuhn waren die ersten Opfer der reaktionären Gegenreaktion, Gagg sollte wenige Jahre später folgen: Er wurde anonym auf die Liste der „Rebellen und Gauner“ gesetzt, wegen „dienstwidriger“ hochverräterischer Beteiligung an der Revolution dienstsuspendiert und zu einem Jahr Zuchthaus und Ersatzleistungen an die Staatskasse verurteilt.

Offenburgs Wandel zur Epoche machenden Revolutionsstadt mit Struves und Heckers Salmendeklaration von 1847, der großen Märzversammlung 1848 und der Massenkundgebung im Mai 1849 konnte Baumann nur von ferne verfolgen. Sicher hätte er als entschiedener Liberaler für Verfassung, Pressefreiheit und nationale Volksvertretung couragiert mitgekämpft, und man kann nur mutmaßen, dass er dann vielleicht auch in der Festung Rastatt gelandet wäre, wie Carl Schurz, oder in der amerikanischen Emigration, wie Friedrich Hecker. Viel wahrscheinlicher ist es aber, dass er an seinem neuen Dienstort Freiburg noch einmal mit seinem ehemaligen Kollegen und Förderer aus Offenburger Vormärztagen zusammengetroffen ist, der hier seinen nachrevolutionären Lebensabend verbrachte, Direktor Franz Weißgerber.¹⁵

Anmerkungen

- * Studien zum Offenburger Gymnasium II
- 1 Damit wird vielleicht auch ein kleiner Beitrag zur Beseitigung der auf der Forschungsbörse 1848/49 in Offenburg von Frau Irmtraud Götz von Olenhusen beklagten Forschungsdefizite bei der Rolle der Vereine und Schulen vor und in der 48er Revolution geleistet
 - 2 Feuerbachs erster Eindruck in seinen ungedruckten Tagebüchern bestätigte sich nicht, denn er fährt fort: „... was aber nicht der Fall ist, das beweist die Kirche und ein Spaziergang nach Fessenbach“. Einen Ausgleich bot dem jungen Anselm dann auf Schloss Ortenberg ein Besuch bei der Familie von Berkholtz, mit der die Feuerbachs befreundet waren. Anselm kam von Freiburg, wo sein Vater Archäologieprofessor war. Siehe die Literatur unter F. Lang
 - 3 So Rainer Schimpf in seinem sehr anschaulichen und kenntnisreichen Werk über den Offenburger Vormärz, dem auch unsere Darstellung der unten geschilderten Vorgänge der Wahl von 1846 weitgehend folgt
 - 4 Die Sammlung der Schulprogramme ist mit nur einer Lücke von 1824–1849 im Stadtarchiv Offenburg unsere wichtigste Geschichtsquelle unter der laufenden Nummer StaO 12/315–12/324. Die unveröffentlichte „Akte Baumann“ rangiert unter StaO 33/2/070, die Akte „Turnen und Schwimmen“ unter StaO 33/2/16. Auch in diesem Jahr geht wieder ein besonderer Dank an Frau Amalia Dreher für ihre prompte und findige Beschaffung der Archivalien. Ebenfalls große Verdienste bei der Beschaffung von Belegen für Baumanns Schultätigkeit 1840–1846 hat sich Frau H. Endermann erworben, einen herzlichen Dank an die Historische Bibliothek der Stadt Rastatt!

- 5 So im Programm von 1840/41, StaO 12/315, S. XII und XIV. Näheres zu Weißgerber findet sich bei Merker, Manfred: *propositiqe tenax*. Ein lateinisches Geburtstagsgedicht aus dem revolutionären Offenburger Vormärz. Studien zu Geschichte des Offenburger Gymnasiums I In: *Die Ortenau* 79 1999, S. 199–219. Die Stadt Offenburg hat zwar dankenswerterweise im südlichen Ihlenfeld-Areal eine Straße nach ihm benannt, leider haben es aber die verantwortlichen stadteigenen Historiker nicht für nötig erachtet, seinen Namen richtig durchzugeben
- 6 An den ebenfalls vom Ministerium verbindlich empfohlenen Turnbüchern von Gutsmuths: *Gymnastik für die Jugend*, Schnepfental 1793 und I. A. Werner: *Das Ganze der Gymnastik*, Meißen 1834, lässt Eiselen kein gutes Haar, ja er verspottet Werner wegen seiner „höchst verderblichen falschmilitairischen Kommandoförmlichkeit“, seines „Bildungsmischmasches“ und der Abrichtung der Turner/innen zu „balletgerechten Zierpuppen“. Hatte hier die Lehrbuchprüfungskommission versagt? (Vgl. dazu auch den im unter Anm. 5 genannten Aufsatz, S. 210 abgebildeten, nach Eiselen, „kuntreiterisch und zeughausmäßig ausgeputzten Schausaal“ des verrissenen Turnbuchs von Werner)
- 7 So Baumann im Schreiben vom 26.5.1844 in der „Turnakte“. Zimmermeister Falk hatte einen Kostenvorschlag zur Reparatur der gebrochenen Reckstange eingereicht
- 8 Der viel zitierte Meister der Turnkunst I. A. L Werner schreibt dazu in seinem „Ausführlichen Lehrbuch der Leibesübungen“ 1834 auf Seite 157: „Man kann die Reck- und Barrrenübungen als die allgemeine Grundlage der Turnkunst ansehen ... Die Anstrengungen des Körpers bei denselben ist so allseitig, ... dass fast kein bedeutender Muskel ist, der nicht durch dieselben gestärkt und geschmeidiger gemacht werde.“
- 9 Vergleiche den gleichnamigen Aufsatz in Anmerkung 5
- 10 G. Gagg's unveröffentlichte „Aufzeichnungen eines Offenburgers“, 13.3.1845–10.2.1846. 22.3.1846–19.9.1848. Ein Offenburger Bericht. Episoden aus Offenburg. StaO 21/677
- 11 Wissenschaftliche Beigabe zum Schulprogramm von 1844/45, StaO 12/320
- 12 GLA 235/33264 und Schimpf, a.a.O. S. 259
- 13 D'r alt Offeburger Nr. 582 vom 10.2.1910: „An der Wiege des Offenburger Turnvereins“, I
- 14 Gagg hat diese Vorgänge vor seiner Haustür hautnah miterlebt und aufgezeichnet (Anm. 10)
- 15 In Raabs Kartei der Revolutionäre (s. die Literatur!) taucht unser Turnlehrer Baumann deshalb auch nicht auf, wohl aber neben anderen Baumanns auf Seite 53 ein gleichnamiger Karl Baumann aus Rust, der während des Stuveputsches im September 1848 „bei der Eisenbahn-Demolierung besonders tätig war“ und deshalb verurteilt wurde.

Literatur

- Batzer, Ernst: *Zur Schulgeschichte der Offenburger Schulen*, Offenburg 1937
- Deuchert, Norbert: *Vom Hambacher Fest zur badischen Revolution. Politische Presse und Anfänge deutscher Demokratie 1832–1848/49*, Stuttgart 1983
- Düding, Dieter: *Organisierter gesellschaftlicher Nationalismus in Deutschland (1808–1847)*, München 1984
- Eiselen, E.W.B.: *Über die Anlegung von Turnplätzen und Leitung von Turnübungen*, Berlin 1844
- Frei, Alfred (Hrsg): *Hecker in den USA*, Konstanz 1993
- Friedmann, Michael/Harter, Nikolaus: *Geschichte des alten Offenburger Kapuzinerklosters*, Offenburg 1984

- ders.: Die Offenburger Innenstadt. Ein historischer Stadtrundgang, Offenburg 1979
- Gall, Wolfgang M.: Ein Signal zur Selbsterhebung in Deutschland 1845/46. In: ZGO 145/1997, S. 269–293
- Haug, Brigitte: „... auf dem neuen Turnplatz der Politik“. Turnvereine in Baden-Württemberg in der Revolution 1848/49, Schorndorf 1998
- Kähni, Otto: Festschrift zum 300-jährigen Bestehen des Grimmelshausen Gymnasiums 1660–1960, Offenburg/Baden 1960
- ders.: Die Auflösung des Kapuzinerklosters. In: Die Ortenau 27 (1940), S. 193–194
- Lang, Frank: Anselm Feuerbach in Offenburg und Straßburg 1842. Aus ungedruckten Tagebüchern mitgeteilt In: Die Ortenau 23 (1936), S. 149–160
- Merker, Manfred: PROPOSITIQUE TENAX. Ein elegisches Geburtstagsgedicht aus dem revolutionären Offenburger Vormärz. In: Die Ortenau 79 (1999), S. 199–219
- ders.: Der Geist des alten „Grimmels“. Das Offenburger Gymnasium. Ein großherzoglich-badisches Demagogennest vor 1848, Badische Zeitung vom 12. September 1997
- ders.: Hecker kam nicht bis Offenburg. Zum Aprilaufstand von 1848. OT vom 18./19.4. 1998
- ders.: Im Namen der Hyazinthe. In: Die Ortenau 88 (2008), S. 273–300
- ders.: Der Froschmäusekrieg. In: Die Ortenau 89 (2009)
- Neumann, Hannes: Die deutsche Turnbewegung in der Revolution 1848/49 und in der amerikanischen Emigration, Stuttgart 1968
- Olenhusen, Irmtraud Götz von: Forschungsdefizite und Forschungsperspektiven. Skriptenheft zur Forschungsbörse 1848/49, Offenburg 1994
- Pindar: Siegesgesänge und Fragmente. Griechisch und deutsch herausgegeben und übersetzt von Oskar Werner, München 1967
- Raab, Heinrich: Revolutionäre in Baden 1848/49, Stuttgart 1998
- Roloff, Ernst M.: Lexikon der Pädagogik, 5. Band. Turnen, S. 195–224, Freiburg 1917
- Ruch, Martin: Der Mühlbach. Ein Wasserlauf als Lebensader einer Stadt, Offenburg 1999
- ders.: Stadtrundgang in Offenburg. Zwischen Rhein und Reben, Offenburg 2001
- Schemel, Reinhard: Vereint in eine sichere Zukunft. Offenburger Sportvereine 2008, OT vom 13.2.2008
- Schimpf, Rainer: Offenburg 1802–1847. Zwischen Reichsstadt und Revolution, Offenburg 1997
- Schmid, Hermann: Die Säkularisation und die Mediatisation in Baden und Württemberg. In: Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons. Katalog der Landesausstellung Stuttgart 1987, Bd. 2, S.135–155
- ders.: Die Säkularisation der Klöster in Baden 1802–1811, Überlingen 1980
- Schurz, Carl: Jünglingsjahre in der Festung, Rastatt 1973
- Werner, A. L.: Das Ganze der Gymnastik oder ausführliches Lehrbuch der Leibesübungen nach den Grundsätzen der besseren Erziehung zum öffentlichen und besonderen Unterricht, Meissen 1834
- Wien, Bernhard: Politische Feste und Feiern in Baden 1814–1850, Frankfurt 2001

Abbildungen

2, 3, 5, 9: StaO (T. Klettner); 4, 6–8, 10: M. Merker

Von der Badelust am Schutterstrand

Christel Seidensticker

Schon in prähistorischer Zeit sind, wie man weiß, die Menschen ins Wasser gegangen und geschwommen. Die Ägypter, die Griechen haben es getan, und auch die Germanen waren Schwimmer. Doch im Mittelalter änderte sich die Einstellung. Baden galt, da man sich dabei entblößte, als unanständig. Es gab Verbote, die auch damit begründet wurden, dass in Gewässern Dämonen lauerten, aber auch Pestilenzen und andere Seuchen. Erst im Zuge der Aufklärung verlor das Schwimmen und Baden den Geruch der Verworfenheit. Doch noch nach 1800 galt es als ziemlich unanständig, in offenen Gewässern zu baden. Die Badehose war noch nicht erfunden, man vergnügte sich eben splitternackt in den Gewässern und erregte öffentliches Ärgernis. Da man deshalb auch nicht schwimmen lernen konnte, gab es häufig tödliche Badeunfälle.

Den Befürwortern des Schwimmens ging es vielfach nicht um die gesunde Bewegung im Wasser, schon gar nicht um Sport, – das Wort gab es noch gar nicht – sondern darum, Unfälle im Wasser zu verhindern.

Und dies ungeachtet der Tatsache, dass Aufklärer wie Rousseau das Schwimmen als Körperertüchtigung ansahen, ungeachtet auch der Tatsache, dass es schon vor 1800 Badeanstalten wie etwa in Paris oder Frankfurt am Main gab, ging es nach 1818 lange bis ins 19. Jahrhundert hinein nicht so sehr um die gesunde Bewegung oder gar Körperertüchtigung. Auch die Forderungen des Pädagogen Johann Christoph Friedrich GutsMuths (1759–1839) und seine 1798 erschienene Schrift, das „Kleine Lehrbuch der Schwimmkunst zum Selbstunterricht“ waren noch weitgehend unbekannt. Doch auch bei ihm heißt es noch: „Bisher ist das Ertrinken Mode gewesen, weil das Schwimmen nicht Mode ist.“ Schwimmen als Schutz vor dem Ertrinken? Bei ihm geht es weiter, er sieht das Schwimmen, wie die körperliche Erziehung insgesamt, als wichtigen Bestandteil der Erziehung.

Entsprechend handelte noch 1818 ein „Conversations-Lexikon“ das Stichwort „Schwimmen“ zunächst mit einer physikalischen Definition und dann mit folgendem Text ab:

Menschen und Tiere, wenn sie sich lebend auf dem Wasser erhalten wollen, drücken durch Schlagen und Stoßen das Wasser, indessen hat selbst die Natur das Thier geschickter zum Schwimmen als den Menschen gemacht, denn sie hat ihm vier Füße und einen etwas langen zurückgebogenen Hals gegeben, den Kopf aber im Verhältniß zu dem übrigen Körper viel leichter gemacht, als bei dem Menschen.

Die Kunst zu schwimmen ist gewiß eine der nöthigsten und nützlichsten; denn die meisten Menschen verunglücken im Wasser aus Mangel derselben.¹

Es ging also darum, sich „lebend auf dem Wasser zu erhalten“. Zwei Jahre später wurde das in einem Supplementband noch deutlicher. Dem sonst wortgleichen Text wurde hinzugefügt:

Diejenigen, welche nicht schwimmen können, binden sich einige mit Luft angefüllte Blasen um den Leib, oder ziehen Schwimmkleider an, die mit Kork gefüttert sind, ehe sie sich dem Wasser anvertrauen. Hiehin gehört auch der von Franz Kessler erfundene Schwimmgürtel oder Luftgürtel, ein lederner mit Luft angefüllter Gürtel, der um den Leib gelegt wird. Dergleichen Hülfsmittel sind zwar zureichend, können aber dennoch, wenn man nicht geschickt genug ist, sich selbst zu helfen, nicht verhindern, dass man nicht zuweilen im Wasser umschlage, mit dem Kopf unter dasselbe komme und ertrinkt. Daher ist die Kunst zu schwimmen gewiß eine der nützlichsten; denn die meisten ertrinken im Wasser aus Mangel derselben und aus Bestürzung.²

Im Folgenden möchte ich an einigen Zeugnissen aus Lahr illustrieren, wie sich die Geschichte des Schwimmens in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor Ort darstellt.³ Schauplatz aller gelungenen und misslungenen Schwimmversuche war die Schutter, die vom Gaisberg im Schwarzwald kommend damals offen durch Lahr floss, bis sie sich durch die Rheinebene schlängelnd bei Kehl in die Kinzig mündete. Ihr Wasser wurde hier vor allem von den zahlreichen Gerbern genutzt, was mit entsprechenden Verunreinigungen und üblen Gerüchen einherging. Heute ist die Schutter innerhalb des Stadtgebiets weitgehend überbaut.

Im August 1808 schrieb der fünfzehnjährige Karl Geiger, Sohn des Buchdruckers Geiger in Lahr, einen Brief an seinen älteren Bruder, der kurz zuvor bei Cotta in Tübingen eine Buchhändlerlehre begonnen hatte.

Den Unglücksfall, den Du mir erzählst, las ich sehr ungerne und mit schwerem Herzen, aber Du wirst mit schwerem Herzen inliegendes Blatt durchlesen. Übrigens bemerke ich Dir, daß Deine Vermutungen wegen der Mutter in Rücksicht des Badens ganz eintrafen, und Du wörtlich alles widerlegtest, was mir die Mutter gerade bei Erbrechung des Briefes sagte, daß ich Dir sogleich schreiben solle. Da muß ich Dir noch sagen, daß ich ein wenig glücklich im Schwimmen bin, und bereits 15 Schritte weit schwimmen kann. Heute ist Setzer Trübner hier. Er will wirklich eine Krämerstochter in Basel heiraten

*und sagt, daß letzten Sonntag vor acht Tages in Straßburg sieben Menschen ertrunken seien, und vergehe keine Woche, da nicht vier oder fünf ertränken.*⁴

Diese Zeilen mögen zunächst rätselhaft sein. Da gibt es einen Unglücksfall in Tübingen, da gibt es eine Reihe von Ertrunkenen in Straßburg, und dazwischen schreibt Karl, offensichtlich auf Anweisung der Mutter, dass er nun schwimmen kann. Bei dem „*inliegenden Blatt*“ kann es sich in diesem Zusammenhang nur um das Lahrer Wochenblatt vom 16. Juli handeln. Auch da wird von einem Badeunglück berichtet. Ein 17-jähriger Schreiner-geselle aus Sulz am Neckar hat in der Schutter gebadet und ist dabei gestorben.

Er badete an dem Ablaß oberhalb der Lohmühle mit vielen andern und sprang in vollem Schweiß in das Wasser; er kühlte sich also zu schnell ab und zog sich einen Schlagfluß zu, denn gleich nach dem Sprung sank er unter, und das Wasser zog ihn in eine Tiefe fort. – Mehrere die mit ihm badeten, aber nicht schwimmen konnten wollten ihn zwar retten, allein die Tiefe des Wassers hinderte sie; doch sprang ein junger Mensch in das Wasser, und umfaßte ihn schwimmend, allein seine Kräfte verließen ihn, und er musste auf Selbstrettung denken. Durch Aufziehung der Stellfallen erhielt man den toten Körper.

*Alle ärztlichen Bemühungen des Hr. Med. Rath und Land-Physikus Mylius waren fruchtlos. Möchten alle Badende ein Beispiel an diesem unglücklichen Todt nehmen, und die beim Baden so nötigen Vorsichts-Regeln beobachten, und weder mit vollem Magen, noch weniger aber im Schweiß am Körper sich schnell abkühlen! – So lange noch einiger Schweiß am Körper verspürt wird, muß eine langsame Abkühlung statt finden, und wo möglich Brust und Kopf zuerst gewaschen werden.*⁵

Der Unglücksfall wird hier zum Anlass genommen, die Badenden zu ermahnen, sich vor dem Sprung ins Wasser abzukühlen. Es gab an diesem Sommertag wohl eine größere Anzahl von badenden Jugendlichen, von denen einige nicht schwimmen konnten.

Es bleibt noch hinzuzufügen, dass der Briefschreiber Karl Geiger fünf Jahre später beim Baden im See von Neuchatel seinen Tod fand. Die tieftraurigen Eltern setzten eine lange Todesanzeige ins Wochenblatt und brachten ihre Trauer zum Ausdruck.⁶

Er badete mit seinem Freund und Landsmann eine halbe Stunde von Neuschatel; versank in einen Abgrund, und sein Freund, der nicht

schwimmen konnte, war außer Stand, ihn zu retten, sondern konnte bloß entfernte Hülfe herbeirufen. Erst nach einer halben Stunde ward er dem Wasser entrissen, und alle angewandte ärztliche und chirurgische Bemühungen waren fruchtlos. Er, der mit so viel Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt, ohne ängstlich zu seyn, sein Leben zu schonen und zu erhalten suchte, und nie eine tollkühne Handlung beging; er, der seinen entfernten älteren Bruder so oft warnte, im Neckar sich nicht zu viel zu wagen, er mußte auf solche Weise sein junges hoffnungsvolles Leben enden. ... Ruhe sanft Du Guter! Des- sen Herz so voll war, sich zum guten, nützlichen Sohn und Bürger zu bilden und unsere Tage zu versüßen.⁷

Die Badelust am Schutterstrand, die kannte man also schon, und die wird es auch immer schon gegeben haben. Die Schwimmer aber sind noch in der Minderheit. In diesem nach einem kalten Frühjahr recht heißen Sommer hat es sich Karl Geiger vorgenommen zu schwimmen.

Doch dass es zu diesem Zeitpunkt und auch viele Jahre noch in Lahr ein *Geschmäckle* hatte, ins Wasser zu gehen, kann man im Lahrer Wochenblatt in Anzeigen und amtlichen Bekanntmachungen verfolgen.

Am 27. Juli 1808 wirbt Joh. Müller um Badegäste:

Einem verehrlichen Publikum mache ich hierdurch bekannt, daß ich nunmehr den Garten und das darin befindliche Haus des Herrn Handelsmann Resch bewohne, woselbst ich die feine Wäsche wie bisher aufs Beste besorgen werde, und deshalb um das fernere Zutrauen und Wohlwollen meiner Freunde gehorsamst bitte; – auch benachrichtige ich zugleich die Baadlustige, dass hinlänglicher Platz an Zimmer mich in den Stand setzt, Baadstuben anzulegen, wo sowohl Herren als Frauenzimmer sich bequemer und guter Bedienung versichert halten können; – Diejenigen hingegen, welche das Baad in der Schutter selbst, dem in dem Zimmer vorziehen, können solches bei möglich guter Bequemlichkeit um einen sehr billigen Preiß genießen, wobei ich mir jedoch sittlich gute Aufführung erbitte. Die schöne Lage des Gartens, Reinlichkeit, Fleiß und Billigkeit versichern mich eines geneigten und zahlreichen Zuspruchs.

*Joh. Müller, unter dem
Nahmen meiner Ehfrau
Bloßer Lehn bekannt.⁸*

In den folgenden Jahren boten immer wieder verschiedene Badwirte den *Baadlustigen* Annehmlichkeiten und gute Bedienung an der Schutter an. Preise werden nicht genannt, aber es versteht sich, dass der Service nicht

umsonst war, das kostete. Die Lahrer Jugend mag wohl kaum das Geld gehabt haben, sich der Dienste der Badwirte zu bedienen. Sie vergnügt sich dann eben in der Schutter Die Wohlhabenderen dagegen erfrischten sich in den Badestuben an der Schutter.

Gern gesehen war das Treiben der anderen offensichtlich nicht, und schon gar nicht an jedem beliebigen Platz. Noch bis weit in das 19. Jahrhundert hinein schaltete sich das Großherzogliche Bezirksamt ein.

Das Baden an öffentlichen Plätzen in der Nähe der Stadt und an gangbaren Wegen wird hiermit bei Strafe untersagt. Zu Badplätzen werden bestimmt: Der Platz zwischen Säge und der Walke, oberhalb der Walke, und in der alten Schutter unterhalb des Ablassstegs bis zur Geiger'schen Matte.

28. Juni 1826.⁹

Öffentliche Plätze, gangbare Wege – da könnte es ja Neugierige geben, die sich am womöglich unsittlichen Benehmen ergötzen. Eine Polizeiverordnung von 1829 wurde deutlicher.

Nachstehende Polizei-Verordnung, welche wieder allenthalben übertreten zu werden pflegt, wird mit Beifügen anmit republiziert, daß jeder Zuwiderhandelnde, jung oder alt, in eine Strafe von 1 fl. verfällt, wovon dem Anzeiger die Hälfte zukommt, welche Strafe die Eltern für ihre Kinder erlegen müssen. Polizeidiener und Bannwarten sind zur strengen Aufsicht angewiesen.

Ohngeachtet der in frühern Jahren ergangenen Verbote geschieht es wieder, daß eine Menge von Leuten ungescheuet und schamlos an öffentlichen Straßen und Wegen baden, und nicht an den hiezu angewiesenen Plätzen, nämlich am Hochberg, oberhalb der Walke und oberhalb der Zankelschen Mühle, und in der alten Schutter unterhalb des Ablasses bis zur Geigerschen Matte.

Indem man dieß abermals zur öffentlichen Kenntniß bringt, ersucht man die Eltern, welche für ihre Kinder verantwortlich sind, und Lehrer, so wie die hiesigen Einwohner, angelegentlichst, ihre Hausgenossen hiernach ernstlich anzuweisen.

Lahr, den 21. Juli 1829.

Oberbürgermeister-Amt

Funk¹⁰

Die Verbote hielten sich lange. Noch 1843 heißt es:

*Das Baden in der Schutter ist bei 2 Gulden Strafe verboten:
1) an allen Straßen und öffentlichen Wegen, namentlich vom Thiergarten bis zur neuen Mühle und bei der Trampler'schen Wiese.*

2) Auf der Joos'schen Wiese oberhalb der Sägmühle sämtlichen Personen, die nicht Mitglied des Badvereins sind. Das Polizei- und Feldhutpersonale wird zur strengsten Aufsicht angewiesen.

*Lahr den 22. Juni 1843.
Bürgermeisteramt
Fingado¹¹*

Einen Badverein also gab es damals schon in Lahr. Gegründet wurde er am 30. Mai 1842, also rechtzeitig zur Badesaison¹². In Paragraph 1 der Statuten heißt es:

Die Badgesellschaft zu Lahr hat den Zweck, durch Ankauf und Herstellung eines geeigneten und bequemen Badeplatzes dies für die Gesundheit äußerst zuträgliche Baden im fließenden Wasser zu erleichtern.

Nur wer schon 20 Jahre alt und zudem noch männlichen Geschlechts war, durfte Mitglied des Vereins werden. Eine reine Männersache. Das Areal, das der Verein erwarb, lag am östlichen Rand von Lahr am „Walkenbuck“, dem Teil der Schutter, wo zuvor das freie Baden erlaubt war. Jetzt allerdings musste man für das Badevergnügen am gleichen Ort bezahlen. Das konnte sich nicht jeder leisten, und so findet man auf der Mitgliederliste weder Arbeiter noch Tagelöhner.

Wieder nur eine Sache für Wohlhabendere war es, als sich am 13. August 1885 eine „Aktiengesellschaft zur Errichtung und Erhaltung des Aktienbades“ eintragen ließ. Zur Einrichtung gehörte ein Badebecken, in das das Wasser der Schutter abgeleitet wurde, und Badekabinen. Wer sich in der Kabine ausgezogen und sich mit einem der einen großen Teil des Körpers einhüllenden Badekostüme bedeckt hatte, brauchte nur zwei oder drei Schritte, um in das kühle Wasser zu gelangen. Baden und Schwimmen konnte hier nur der kleine Kreis der Aktionäre, meist Kaufleute und Fabrikanten. Wiederum war ein Stück Schutter für das allgemeine Badevergnügen verloren gegangen.

Allerdings dürfte auch hier die Schutter durch die zunehmende Verschmutzung nicht immer ein Ort des Vergnügens gewesen sein. Schon zehn Jahre zuvor hatte Julie Schauenburg, die Frau eines der späteren Mitbegründer der Aktiengesellschaft, an dessen Mutter geschrieben:

Eben kam Moritz zurück aus dem Bade von Ottenheim, ich beneide ihn darum. Die Herren fahren nemlich sehr oft hinaus und baden im Rhein, in der Schutter hier mag man gar nicht mehr baden, seit eine Strohstoffabrik in Seelbach allen Abgang hineinwirft.

Die Strohstofffabrik stellte aus Stroh einen Grundstoff für Papier her. Die giftigen Abwässer trübten nicht nur die Schutter, sondern auch die Gemüter der Talbewohner und ihr Verhältnis zu deren Geschäftsführer Ludwig Auerbach (1840–1882). Anders als sein bis heute noch bekanntes Lied „O Schwarzwald, o Heimat“ geriet das Unternehmen wegen der Konkurrenz der ergiebigeren Zellulose aus Holz schon bald in Schwierigkeiten und ging in Konkurs.

Im April 1892 beschloss der Lahrer Stadtrat, ein Frauenbad einzurichten, das dann im folgenden Jahr fertig gestellt war. Gleichzeitig aber wurde das Baden an allen Plätzen außerhalb der Badeanstalten verboten.

Wie man sich das Badevergnügen in den Anfängen vorzustellen hat? In Lahr wurde ab 1800 aber ein Kalender gedruckt, in dem man sehen konnte, wie man sich das Badevergnügen vorzustellen hat. Nach wenigen Jahrgängen, in denen der Lahrer Hinkende Bote ohne Monatsbilder erschien, ließ Johann Heinrich Geiger einen Holzstecher für jeden Monat ein Bild anfertigen. Das war nicht seine Idee, genau so wenig wie die, für den Monat Juni eine Badeszene zu bringen. In anderen Kalendern gab es solche Bilder schon vor 1800. In Kalendern, die etwas weiter im Norden Deutschlands gedruckt wurden, kam das Baden erst im Juli dran. (Abb. 1)

Fünf allem Anschein nach junge Burschen – natürlich keine Mädchen – vergnügen sich am und im Wasser. Sie sind nackt, sehr sportlich sehen sie nicht aus. Weit und breit gibt es kein Zeichen einer Ansiedlung. Die Botschaft ist deutlich: schwimmen und baden ja, aber, bitteschön, weit außerhalb, und dann auch nur mit einem Rettungsboot im Wasser.



Abb. 1:
Kalenderbild bis
einschließlich
1830

Im Kalender auf das Jahr 1819 erklärt der Kalendermann das Monatsbild vom Juni. „Philosophien über den Monats-Helgen“¹³ nennt er seine Betrachtungen. Hier erzählt er von einem, der beim Baden beinahe ertrunken wäre und dann bei allen Heiligen schwor, erst wieder ins Wasser zu gehen, wenn er Schwimmen könne, so dass er *wenn er seinen Schwur gehalten, ungebadet und ungeschwommen aus seinem Leben gegangen sey.*

Das Schwimmen kann man freilich nicht gleich beim erstenmal recht. Aber einmal muß man doch anfangen zu probieren, und wer mit Muth und Vorsicht oft probirt und endlich den Vortheil durch Übung erlückert, der wird ein Schwimmer.

Doch ist deßhalb die nöthige Vorsicht, wie gesagt, nicht außer Augen zu setzen. Daher ist auch auf unserm Bild ein Schifflin oder Nachen zu sehen, welches ohne Zweifel da ist, um den Badenden und Schwimmen Lernenden, falls einer in Gefahr kommen sollte, zu Hülfe gegenwärtig zu seyn. Seyn Noth- und Rettungsschifflin auf jeden Fall in Bereitschaft zu haben, ist auch bey andern Dingen gut. Und einer, der vielleicht schon einmal das Gleichgewicht im Froschtanz verloren, und glücklich von dem Schiffer in den Nachen gezogen worden war, hat die Angst vergessen und springt zum zweitenmal muthig ins's Wasser. Das muß ich loben.¹⁴

Ab 1830 wird das Bild „modernisiert“. Es sind nun sieben Knaben, einer davon trägt ein Tuch über den Hüften! Und während es zuvor kein Zeichen auf eine menschliche Behausung gibt, ist nun im Hintergrund eine Mühle zu sehen. (Abb. 2)



Abb. 2:
Kalenderbild bis
einschließlich 1849



Abb. 3:
Kalenderbild bis
einschließlich
1862

Zwanzig Jahre später wieder eine Neuerung: Ein weiterer Knabe trägt ein Lententuch, an die Mühle ist ein Haus angebaut. Geschwommen aber wird nackt. (Abb. 3)

Bei einer weitgehenden Veränderung der Szene wie auch des gesamten Layouts des Kalenders wurden von 1863 an aus den Knaben kleine Kinder. Zwei davon ziehen sich gerade an, zwei weitere schwimmen, eines davon mit aufgeblasenen Ballons als Schwimmhilfe. Ein mit Badehose bekleideter Junge springt von einem Badesteg ins Wasser, im Hintergrund ein Wohnhaus – es steigt Rauch auf. Mit den Badehosen sind die Badeszenen an bewohnte Gebiete herangerückt. (Abb. 4)



Abb. 4:
Das Kalenderbild wird
noch weit ins 20. Jahr-
hundert verwendet

Anmerkungen

Bei den Zitaten ist die Originalschreibung beibehalten.

Lahrer Wochenblatt: LWB

- 1 Conversations-Lexikon oder encyclopädisches Handwörterbuch für gebildete Stände in sieben Bänden. Stuttgart, Macklot, 1819, Bd. 6, S. 620.
- 2 Supplement zum Conversations-Lexicon für die Besitzer der Stuttgarter Ausgabe in sieben Bänden. Enthaltend die wichtigsten neuen Artikel und Verbesserungen der Leipziger fünften Auflage. In vier Abtheilungen. Stuttgart, Macklot, 1820. Vierte Abtheilung S. 93.
- 3 Nicht berücksichtigt ist der Ausgang des 19. Jahrhunderts, in dem es in Lahr schon Schwimmbäder gab.
- 4 Die Briefe waren noch in der Mitte des 20. Jahrhunderts im Original erhalten und sind inzwischen verschollen. Ich zitiere nach einer Veröffentlichung von Theodor Schauenburg: Ein Bruder zieht in die Welt. Lahr o. J. [1936], S. 25.
- 5 LWB vom 16. Juli 1808.
- 6 Todesanzeigen waren zu diesem Zeitpunkt im Lahrer Wochenblatt noch nicht üblich. Es war dies erst die zweite Todesanzeige.
- 7 LWB vom 14. Juli 1813.
- 8 LWB vom 27. August 1808.
- 9 LWB vom 1. Juli 1816.
- 10 LWB vom 29. Juli 1829.
- 11 LWB vom 24. Juni 1843.
- 12 Siehe: Bohnert, Gabriele: Rund um den Lahrer Storchenturm. Lahr 1994. S. 135–140.
- 13 Helge: 1) ein auf Papier gemahlter Heiliger. Daher 2) Jedes kleine Papiergemälde. Id. Kupferstich. Zitiert nach den Worterklärungen von: Johann Peter Hebel: Allemannische Gedichte. 3. Auflage, Karlsruhe 1806. S. 221.
- 14 Des Lahrer Hinkender Boten neuer Historischer Kalender auf das Jahr 1819.



Badeleben in Lahr um 1900

Vom Schwimm-Unterricht vor 150 Jahren

Gernot Kreuz

Aus der Mitte des 19. Jahrhunderts (1863) liegt ein „beurkundetes“ Zeugnis über eine Schwimmprüfung vor, das einem Grenadier aus Zell-Weierbach von der großherzoglichen Militär-Schwimmschule in Karlsruhe ausgestellt wurde. Für das Bestehen der „große[n] Probe im Schwimmen“ musste den Soldaten nach einer vorgeschriebenen Methode ein Schwimmunterricht gemäß einer Instruktion erteilt werden. Diese Richtlinie mit Dienstordnung und einem Abschnitt über die Schwimm-Aufsicht umfasst bei insgesamt 37 Paragraphen acht Punkte, die den Unterricht betreffen.

Die Anfänger mussten als Schüler der 4. Klasse auf Böcken oder Pritschen zunächst Trockenübungen ausführen. Die Bewegungen der Beine und Arme sollten so koordiniert werden, dass „Steifigkeit“ und Ermüdung möglichst nicht aufkämen. Erst wenn die Schüler „ein naturgemäßes Zusammenwirken“ der Bewegungen „gehörig inne haben“, wurden sie mit Gurt und Leine an der Stange „mit einem leichten Sprunge in das Wasser gelassen“. Sie durften „in keinem Falle länger als 5–10 Minuten ohne Unterbrechung“ üben.

In der nächsten Stufe wurde die Stange weggelassen, jedoch die Leine am Geländer befestigt. „Untertauchen“ und Springen standen nun auch auf dem Lernprogramm. Wer sich für fähig hielt, 15 Minuten ohne Hilfe zu schwimmen, wurde zur sog. kleinen Probe zugelassen. Wenn er das Brustschwimmen und einige Proben im Tauchen bestanden sowie sich auf einer Stelle frei über Wasser halten konnte, rückte er in die 2. Klasse auf. Hierbei standen ein Kopfsprung, Tauchen bis auf den Grund, Rückenschwimmen und verschiedene Wendungen auf dem Plan.

Wer 30 Minuten schwimmen konnte, wurde zur großen Probe zugelassen und erhielt den Probeschein, wenn er eine „halbe Stunde schwimmend auf einer Stelle ausharren“ konnte. Dieses Ausharren auf einer Stelle ist in der Instruktion aber nicht weiter erläutert. Zudem musste „auch im Tauchen die gehörige Festigkeit bethätigt“ werden. Der Schüler war jetzt in der 1. Klasse und wurde „als Schwimmer betrachtet“.

Die damals mit Bestehen der kleinen Probe geforderten Leistungen lassen sich heute mit denen des Deutschen Jugendschwimmabzeichens in Bronze (Vorgänger: „Freischwimmer“) vergleichen. Die große Probe, die der damalige Grenadier für den „Probeschein“ ablegen musste, erforderte deutlich geringere Leistungen als heute für das Jugendschwimmabzeichen in Silber verlangt werden. Sie entsprach in etwa dem bis 1978 gültigen „Fahrtenschwimmer“.



Die Schwimm-Instruktion für das Militär lässt erkennen, dass im fließenden Wasser, in der Alb, in einem Becken (Bassin) das Schwimmen erlernt wurde. Der Offizier der Schwimm-Aufsicht war angehalten, die Freischwimmenden zu überwachen und gegebenenfalls für schnelle Hilfe zu sorgen. Wenn in der Alb weniger als 14 Grad Wassertemperatur gemessen wurde oder überhaupt eine ungünstige Witterung vorlag, fand kein Unterricht statt. Die Schwimmschüler sollten nicht erhitzt ins Wasser gehen und sich vorher abkühlen. Es war „strenge darauf zu sehen, dass Anfänger, welche sich noch vor dem Untertauchen fürchten, nicht mit trockenem Kopfe ... unterrichtet werden“. Auch für die frei Schwimmenden galt, dass „keine Unordnungen im Wasser vorkommen, wie wechselseitiges Untertauchen ... überhaupt alles, was die Aufsicht und Ordnung erschwert“. In den niederen Klassen durfte der Unterricht eine viertel, in der 1. Klasse eine halbe Stunde nicht überschreiten.

Anmerkungen

Probeschein: Archiv des Heimat- und Geschichtsvereins Zell-Weierbach
 Instruktion für den Dienst und den Unterricht in der Schwimmschule (1867):
 GLA Karlsruhe 238/1953

Vereinsleben in Willstätt – dem Dorf an der Kinzig

Ingrid Hahn

Der Schützenverein



Bereits vor dem 30-jährigen Krieg gab es in Willstätt eine Schützenvereinigung, der der damalige Landesherr Graf Johann Reinhard I. wohlgesonnen war und die er finanziell unterstützte.

Im Namen einer Flur des ehemaligen gräflichen Waldes ist ein Hinweis dieser Vereinigung erhalten geblieben. Ein Teil des gräflichen Waldes, der 1783 zu Wiesen ausgestockt wurde, trägt die Bezeichnung Scheibeneck oder Scheibenort und liegt links von der Straße Willstätt-Hesselhurst. Hauptsächlich bei Besuchen des Grafen in Willstätt und bei Musterungen auf der Langmatt traten die Schützen in Aktion. Mit dem Tod des Grafen Johann Reinhard 1626 hörten die finanziellen Zuwendungen auf. Als der 30-jährige Krieg das Hanauerland erreichte, bedeutete das die Auflösung des Schützenvereines.

Im März 1934 wurde der Schützenverein neu gegründet. Am 15. März 1934 trat der Verein mit einem Schreiben, bezüglich Unterstützung, an die Gemeinde heran.

„... Zum Bau eines Schießstandes und Schützenhauses sagten Sie uns die kostenfreie Abgabe des nötigen Geländes freundlichst zu und es wäre wirklich eine vaterländische Tat – die Ihnen auch von der Reichsbehörde hoch angerechnet werden würde –, wenn sich der Gemeinderat dazu verstehen könnte, auch uns diejenigen Baumaterialien freizustellen, die wir zum Bau dringend benötigen. Durch die Erstellung der neuen Turnhalle ist der alte Schuppen freigegeben und dieses Material käme uns zum Bau des Schießstandes prächtig zu statten. Eine Zierde für das Ortsbild ist die alte Turnhalle ohnehin nicht mehr und die Gemeinde käme ohne Kosten zur Beseitigung derselben, weil wir die Abtragung im eigenen Hilfsdienst bewerkstelligen würden. Betreffs Milchgenossenschaft stelle ich fest, dass die Gemeinde bereits einen Raum zur Verfügung gestellt hat. Es wäre also einseitige Handlung, wenn man nun den Spritzenschopf

auch noch dieser Genossenschaft überlassen würde. Unser Verein erfüllt wohl eine wichtigere Aufgabe im Vaterlande als obige Genossenschaft. ... Wir geben uns der Hoffnung hin, dass unser Antrag auf vaterländischen Boden fällt und danken schon im Voraus. ... Ich werde diesen Dank später auch in der Zeitschrift ‚Führer‘ erscheinen lassen.

*Fr. Egler, Hauptlehrer
Führer des K.K. Schützenvereins Willstätt“*

Ein Schützenhaus wurde an der ehemaligen Sauweide, neben dem alten Sportplatz aufgebaut. Der Verein verfügte über eine große und moderne Schießanlage. Das stattliche Schützenhaus wurde nach dem 2. Weltkrieg abgerissen. Der Verein hat sich aufgelöst.

Der Radfahrverein



Radfahrverein 1935



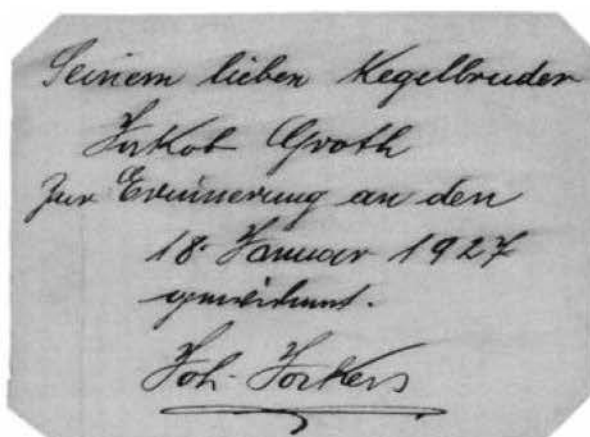
Radfahrverein Ende 1920

Das Gründungsdatum lässt sich nicht genau feststellen. Eine Mitgliedskarte trägt das Datum 1912. Am 30. Mai 1924 stellt der Radfahrverein einen Antrag zur Aufstellung eines Glückshafens. In der Genehmigung heißt es, dass 1600 Lose zu 20 Pfg. verkauft werden dürfen, die den Betrag von 320 Mark nicht übersteigen. Der Erlös soll den Ortsarmen der Gemeinde zur Verfügung gestellt werden.

Das Bezirksamt macht darauf aufmerksam, dass zur Tanzveranstaltung am Sonntag, den 1. Juni 1924, Volks- und Fortbildungsschüler keinen Zutritt haben, auch nicht in Begleitung von Erwachsenen. Auf die Entrichtung der Vergnügungssteuer wird aufmerksam gemacht. In späteren Unterlagen ist zu lesen, dass der Radfahrverein 1951 noch existierte.



Der Kegelclub



Das Großherzogliche Bezirksamt informiert am 26. April 1905 das Bürgermeisteramt Willstätt über den Antrag eines Kegelclubs. In einem Antrag an die Gemeinde ist zu lesen:

„Veranstaltung eines Preiskegelns durch Georg Diem, Schmied in Willstätt in der Wirtschaft im ‚Engel‘ daselbst betreffend.“

Dem Engelwirt Arbogast und dem Gesuchsteller Georg Diem, Schmied in Willstätt ist zu eröffnen, dass von demselben jedoch folgende Bedingungen einzuhalten sind:

1. Das Preiskegeln findet an drei aufeinander folgenden Sonntagen statt und jeder jeweils nach Beendigung des Vormittagsgottesdienstes bis abends 10 Uhr, mit Unterbrechung während des Nachmittagsgottesdienstes.
2. Jeder Spieler darf sich nur mit 30 Würfeln am Spiel beteiligen
3. Als Einsatz sind von jedem Spieler 10 Pfennig für zwei Würfe zu bezahlen.
4. Jede Stellvertretung ist ausgeschlossen.
5. Es sind 2 Urkundspersonen aufzustellen, die sich am Spiel nicht beteiligen dürfen.
6. Personen unter 16 Jahren dürfen sich am Spiel nicht beteiligen.
7. Das Spiel muss bis längstens abends 10 Uhr beendet sein.



Wir beauftragen das Bürgermeisteramt mit genauer Überwachung des Spiels und sehen nach Beendigung desselben einem Bericht über den Verlauf entgegen.“

Am 19. Juni 1905 wurde vom Bezirksamt der Bericht über den Verlauf des Preiskegeln angemahnt. Unter ähnlichen Bedingungen fand am 27. August 1910 ein Preiskegeln im Gasthaus zur Krone statt. Das Bezirksamt verlangte, „während des Spiels ist eine Abschrift dieser Verfügung in der Kegelbahn anzuschlagen“.

Bei Dienstantritt des neuen Polizeidieners Karl Lurk wurde ihm im Mai 1932 von Seiten der Gemeinde zur Auflage gemacht, streng auf die Einhaltung der Feierstunde zu achten. Der bisherige Polizeidiener hätte diese Pflicht sehr vernachlässigt. Die Bevölkerung hat sich wieder an die Ordnung gewöhnt, nur der Kegelclub will sich nicht in die Ordnung fügen.

Der Polizei-Karl berichtet: „... Die Kegler gingen nach der Sperrstunde nicht nach Hause, sondern vor das Dorf und spielen Ziehharmonika und singen weiter, was einige Einwohner in der Nachtruhe stört, obwohl die Kegler den besten Kreisen angehören. Die Kegler wollen auf die Hinweise nicht hören, sondern haben gedroht, wenn er wieder auftauche, wird er gebummert (geschlagen).“

In Willstätt gibt es nur noch in der „Kegelstube“ eine Kegelbahn, die von verschiedenen Gruppen genutzt wird.

Die Geschichte des Rennvereins Willstätt – R.V.W.



Eine besondere Stellung nahm in Willstätt der Rennverein ein. Im Jahre 1890, auf Anregung von Bürgermeister König gegründet, nahmen die Pferderennen, die auf den Langmattwiesen nahe der Kinzig stattfanden, im Laufe der Jahrzehnte eine immer größere Bedeutung ein. Sie waren im Hannerland zu einem festen Begriff geworden. Auch aus dem benachbarten Straßburg kamen viele Besucher, besonders die Offiziere der dort in Garnison liegenden Regimenter.

Um die Vereinskasse aufzubessern, wurde am 30. Mai 1906 das Großherzogliche Bezirksamt ersucht, die Genehmigung eines Glückshafens zu erteilen. Die Aufstellung eines Glückshafens erfolgte danach viele Jahre.

In manchen Jahren machten Hochwasser dem Verein die Pläne zunichte. So konnte im Jahr 1909 das Rennen wegen Überflutung der Langmattwiesen nicht stattfinden. 1910 musste der Verein Ersatzwiesen suchen, weil die Rennwiesen zu nass waren. Dank des Totalisators konnte trotzdem ein Umsatz von 8.000 Mark erwirtschaftet werden. Leutnant von Zingler war in den Anfangsjahren einer der beliebtesten Herrenreiter und fehlte nie bei den Willstätter Rennen.

Durch die Ereignisse des 1. Weltkrieges mussten die Rennen vorübergehend eingestellt werden. Die Kinzigwiesen sollten zum Exerzierplatz umfunktioniert werden, was jedoch durch den Marschbefehl des Regiments verhindert wurde. Das Kaiserreich musste der Republik Platz machen und die stolze deutsche Armee lag am Boden.

Im Jahre 1922 musste sich der Rennverein finanziell neu orientieren. Die Gerätschaften, die Tribünen und der technische Apparat mussten neu beschafft werden. Auch in der nachfolgenden Zeit mussten viele Hindernisse überwunden werden. Auf dem Rennplatz verschwand der Glanz der Uniformen und damit die besondere Note. Die Offiziersrennen mussten aus dem Programm gestrichen werden. Dank der Geldgeber konnte die Krise überwunden und der Fortbestand des R.V.W. gesichert werden.

Mit neuen Ideen und Gedanken ging der Rennverein einer neuen Glanz- und Blütezeit entgegen. So fanden bereits im Jahr 1922 neben den bekannten landwirtschaftlichen Rennen auch verschiedene Fahrprüfungen statt.

Ein prachtvoller Trachtenumzug war ein besonderer Programmpunkt des Pferderennens. Ein bunter Wagenkorso mit Gruppen, Einzelgefährten und geschmückten Wagen stellte sich am Vormittag dem Preisrichter vor. Aus der Fülle der originellen Darstellungen sollen besonders das Vierer-gespann mit nagelneuen Fässern von Fabrikant Kiefer, der ein großzügiger Förderer des R.V.W. war, der Langholzwagen von Herrn Erhard, der Mühlenwagen von Herrn Lasch aus Bodersweier, sowie der Ziegelwagen von Georg Vollmer (ehemalige Ziegelei) erwähnt werden. Georg Vollmer gewann in diesem Jahr mit seinem Pferd „Ergo“ das Rennen der Zuchthengste. Ein weiterer Gönner des R.V.W. war Freiherr von Holzing.

Eine Episode aus dem Jahr 1923: Da der englische Jockey, der das Pferd Nolaguira zum Sieg führen sollte, das verlangte Gewicht nicht in den Sattel bringen konnte, musste für einen Ersatzreiter gesorgt werden. Jakob Wandres aus Willstätt war der auserkorene Ersatzmann, aber auch er brachte nicht das erforderliche Gewicht in den Sattel.

Mit Unterstützung des Mäzen Kiefer half er dem Gewicht nach und stopfte solange Gewichte und Eisen in eine Jacke, die er über den Renn-dress anzog, bis die Norm erfüllt war. Wandres gewann das Rennen mit vielen blauen Malen und Beulen an seinem Körper.

Am 11. Juli 1926 erschien zum ersten Mal die „Willstätter Zeitung am Nachmittag“. Sie war mit lustigen Artikeln auf das Pferderennen zugeschnitten. Die Inflation machte einen gründlichen Strich durch die Pläne der Vorstandschaft. Die Generalversammlung fand immer im Frühjahr statt. Trotz der hitzigen Debatten, die geführt wurden, fand die Vorstandschaft beim späteren Trunk, zum Ärger der Ehefrauen, wieder friedlich zusammen. Zu den zahlreichen Stiftern von Geld und Ehrenpreisen kamen immer neue hinzu. Auch der „Reichsminister für die besetzten Gebiete“ unterstützte den Verein mit einer Zuwendung. Aber der größte Spender blieb der Korker Fabrikant Ernst Kiefer, wegen seiner Großzügigkeit auch „Fürst vom Hanauerland“ genannt.



Mäzen Ernst Kiefer aus Kork

Ein kleiner Auszug aus „Rennbilder“ im Originaltext von Johann Jockers:

*Zunächst hat Kork ne Eisenbahn.
Da kommen manchmal Züge an.
Dann ist die Apotheke da,
Man braucht sie oft, das weißt man ja,
Bei Durchfall und in andern Fällen,
Die kaum sind nötig festzustellen,
Und endlich wohnt dort ein Mann,
Den man sehr gut gebrauchen kann.
Der mit Geschick und mit Noblesse,
Vereinigt sportliches Interesse.
Der uns mit Rat, sowie in bar,
Wenn der Verein in Nöten war,
Recht kräftig seinen Beistand lieh,
Oh, so etwas vergisst man nie.*



Bilder von Modeschauen

Der Kehler Landrat Schindele hat die Interessen des Vereins immer wohlwollend vertreten und besonders wertvolle Ehrenpreise gestiftet.

Eine große Zäsur erlebte der Verein 1929 beim Tode von Ernst Kiefer. Sein verschwenderischer Lebensstil trieb ihn in den Ruin und in den Freitod. Die Privatbank Scheer in Kehl wurde als Geldgeber in diesen Skandal hineingezogen. Auch Bankier Scheer aus Kehl, ein gebürtiger Willstätter, wählte danach den Freitod. Dazu kam die Inflation, in die der R.V.W. hineinschlitterte.

Die Vorstandschaft versuchte mit Besonderheiten Besucher anzulocken, um die Kassen zu füllen. Als außergewöhnliche Attraktion der Rennleitung wurde 1930 der Kunstflieger Schindler aus Böblingen engagiert, der zwischen den Rennen seine Kunstflüge zeigte. Kurze Zeit später stürzte Schindler in Böblingen ab und fand den Tod.

Das Jahr 1933 brachte neuen Aufschwung und Glanz in die pferdesportliche Entwicklung. Wieder finden sich Offiziere und Mannschaften der Wehrmacht mit ihren Pferden am Start in Willstätt ein. Jahr für Jahr waren es die Reiter der SA und der SS, die in ihren schneidigen Uniformen in den Sattel stiegen und die Bevölkerung beeindruckten. Die angesetzten Preise lockten gute und bekannte Reiter, Ställe und Pferde an. Das Interesse der Bevölkerung an diesen reitersportlichen Veranstaltungen wuchs.

Das Bild änderte sich gegen Ende des 2. Weltkrieges. Die Pferderennen wurden eingestellt. Die meisten Männer waren an der Front. Die Pferde mussten für den Kriegseinsatz abgegeben werden.



*Boxkampf zwischen Johann Hilzinger und Georg Lutz
Schiedsrichter Hans Hilzinger*

Am 15. April 1951 fand die Neugründung des „Hanauer Rennvereins Willstätt“ im Gasthaus Adler statt. Am 20. April 1951 wurde eine neue Satzung erstellt und am 3. Juli 1951 in das Vereinsregister eingetragen. Das erste Rennen nach dem Krieg fand am 17. Juli 1951 mit internationalem Auftakt statt. Etwa 8.000 Besucher ließen sich von diesem Ereignis begeistern.

Zwischen den Rennen fanden als neue Attraktion Modeschauen statt. Der Montag gehörte der Willstätter Bevölkerung. Das Bauernrennen mit Volksbelustigung war nach den langen Entbehrungen der Kriegsjahre eine willkommene Abwechslung. Eine besonders lustige Abwechslung bot ein Ringkampf zwischen dem „Bach-Schorsch“ (Georg Lutz) und „s’Mielschorsche Mägel“ (Magd der Familie Ferber, Ziegelei). Die Besucher waren aus lauter Begeisterung nicht mehr auf den Rängen zu halten.

1955 fand am Montag erstmals ein Traktorenrennen statt. Das 44. Rennen am 8.7.1956 begann am Vorabend mit einem Reiterball unter Mitwirkung von Kunstradfahrern aus Kehl. Die Rennleitung war immer bemüht, Abwechslung in das Programm zu bringen.

Durch das Vorhaben der Kinzigkorrektur waren die Tage der Pferderennen in Willstätt gezählt. Das Dorf wurde immer wieder von Hochwassern heimgesucht, sodass eine Lösung herbeigeführt werden musste. Der neue Kinziglauf wurde über die Rennmatten (lange Matten) geführt. Vonseiten der Gemeinde wurden andere Wiesen als Ersatz angeboten. Da es zu diesem Zeitpunkt um die finanzielle Lage des Vereins schlecht bestellt war, beschloss die Vorstandschaft nach intensiven Überlegungen, den Verein aufzulösen.

Am 13. Juli 1958 fand das letzte Pferderennen in Willstätt statt.

Der Angelsportverein

Der erste Angelsportverein wurde als „Angelsport-Kameradschaft zum Kinzigstrand 1935 e.V.“ im Bereich des Fischereilos 11, oberhalb des Kinzigwehres, gegründet. Bis 1958 war die Fischerei in den Kinziglosen 12 und 13 unterhalb des Willstätter Wehres in privater Hand von Karl Wandres. In diesem Bereich nahm die Lachsfischerei noch eine bedeutende und arbeitsaufwendige Rolle ein, die der Pächter mit einigen Helfern bewerkstelligte. Als Gegenleistung durften die Helfer in diesem Bereich fischen. Der Lachsfang war ihnen jedoch verwehrt.

Als die Lachse in den 1950er Jahre ausblieben, schwand auch das Interesse von Karl Wandres als Privatpächter. Aus der Reihe seiner Helfer bildete sich am 22.3.1958 ein Angelsportverein. In Willstätt gab es nun oberhalb und unterhalb des Wehres jeweils einen Angelsportverein. Man beäugte einander kritisch und machte sich gegenseitig das Anglerleben schwer.

Der neu gegründete ASV Willstätt e.V. 1958 konnte das Kinziglos 14, vom Neumühler Wehr bis zur Kehler Kinzigstraßenbrücke, im Jahre 1959 dazupachten. Das ehemalige Totalisatorhäuschen des 1958 aufgelösten Pferdesportvereins fand 1966 als Fischerhütte am Panzergraben „Neuntauern“ eine neue Verwendung.

Durch einen Wechsel in der Vereinsführung des oberen Vereins kamen sich die beiden Angelsportvereine näher. Horst Grothmann, Vorstand vom oberen Verein und Hans Karch, Vorstand vom unteren Verein bewirkten 1979 den Zusammenschluss beider Vereine, der sich seither ASV Willstätt e.V. nennt. Noch im Jahre der Fusion konnte am Alten Kinzigarm „Niklauswört“ ein Grundstück übernommen werden.

1984 erfolgte die Ausbaggerung und Uferbefestigung der Hanfrötze. Ein wichtiger Schritt für den Verein war 1988 der Kauf eines 86 Ar großen Grundstücks, der sich im Besitz von Frau Dr. Ilse Reiß befand. Somit war gewährleistet, dass der Verein einen unkündbaren Platz zur Verfügung hat-



*Vereinsheim der Angler am
Panzergraben*

te. Der Panzergraben „Neuntauern“ samt dem dazugehörigen Grundstück konnte 1998 vom Liegenschaftsamt Freiburg käuflich erworben werden. Damit wurde der ASV Willstätt Eigentümer des gesamten Areals um den Panzergraben „Neuntauern“.

Am Alten Kinzigarm „Niklauswört“ konnte 1992/93 eine Befestigung der Böschungen durchgeführt und eine Flachwasserzone errichtet werden. Die Kosten beliefen sich auf ca. 50.000 DM, die der Verein nicht alleine tragen konnte – man war auf Zuschüsse angewiesen.

Der Angelsportverein befischt die Kinziglose 11 bis 14. Dazu gehören der Bereich der Kinzig unterhalb der Mündung des Mühlbaches Offenburg bis zur Kinzigstraßenbrücke Kehl, der Panzergraben Neuntauern, die Hanfrötte, der Kinzigaltarm „Niklauswört“, die Rötzengräben, sowie ab 1972 die Schutter im unteren Los von der Mündung des Waldbaches in die Schutter bis zur Schuttermündung in die Kinzig.

Außer dem Fischfang hat sich der Verein zur Aufgabe gemacht, naturnahe Gewässerabschnitte zu erhalten bzw. wiederherzustellen. Der Naturschutz ist für den Verein ein wichtiges Anliegen.

Turnverein 1908



Während in Willstätt der Turnverein gegründet wurde und sich etablierte, schaute die Welt auf London, wo das erste sportliche Großereignis des 20. Jahrhunderts stattfand: „Die Olympischen Spiele“.

Im Jahre 2008 konnte der renommierte Verein sein 100-jähriges Bestehen feiern. Die Anfangsjahre in Behelfsräumen waren sehr bescheiden. Im Gasthaus Germania und in der Gerberei König wurden die ersten Turnstunden abgehalten. Die fehlenden Gerätschaften wurden durch Kraft und Begeisterung ersetzt. Der neue Turnverein entwickelte sich zur Bereicherung im ländlichen Alltag. Das Vereinslokal war das Gasthaus Gambrinus. Die Gründungsväter waren Dr. Hans Gress, Johann Hörnel, Jakob Baro und Jakob Hetzel.

Durch den Ausbruch des 1. Weltkrieges wurde die Vereinsarbeit unterbrochen. Viele der jungen und sportbegeisterten Männer wurden eingezogen und kehrten nicht mehr zurück. Nach Kriegsende musste sich der Verein neu formieren. Als erste Turnhalle fand ab 1919 die Scheune des landwirtschaftlichen Anwesens von Ludwig Schadt (Bierlou) Verwendung. Die Gemeinde hatte diesen Bauernhof käuflich erworben (jetzt Alte Schule).

In den folgenden Jahren vergrößerte sich der Verein durch viele Jugendliche, die sich sportlich betätigten. Ab 1923 durften auch Frauen in den



Turnsieger 1922

Verein aufgenommen werden und 1931 wurde eine Mädchenriege aufgebaut. In diese Zeit fiel der Neubau der ersten Turnhalle, die 1934 eingeweiht wurde, und auf welche die Sportler sehr stolz waren.

Der Deutsche Turnerbund nahm 1925 das Handballspiel als Alternative in die sportlichen Aktivitäten auf. Johann Reiß begann sofort mit dem Training der neuen Sportart. Die Mannschaft konnte bereits 1926 an den Gaumeisterschaften teilnehmen. Nicht nur die turnerischen Leistungen zählten, der Verein legte großen Wert auf Gemeinschaft untereinander. Es wurde echte Kameradschaft gepflegt.

Als die Nationalsozialisten an die Macht kamen, entzogen sie dem Verein den Nachwuchs, die Jugendlichen ließen sich eher für die HJ und den BDM begeistern. Viele einstmals begeisterte Turner kehrten nicht mehr aus dem Krieg zurück.

Die Besatzungsmacht verbot nach Kriegsende jede sportliche Tätigkeit. Ein junger französischer Leutnant setzte sich über das Verbot hinweg und gab den Sportplatz für jede Sportart frei.

Fußball, Handball und Turnen fanden sich zusammen und gründeten einen Sportverein, der sich von Anfang an als Übergangslösung verstand. Bei der Generalversammlung 1948/49 trennten sich die Vereine wieder. Mit Heiner Schwaab und Karl Schwaderer standen dem Verein zwei äußerst fähige Männer zur Seite, die den Anspruch an den Breitensport voll abdeckten. Auch die Handballmannschaft wurde wieder aktiviert. Ludwig Roth und Gottfried Flammer meisterten den Neuanfang.

Während der Besetzung wurde die Turnhalle als Viehstall und Schlachthof benutzt und dadurch stark beschädigt. Außerdem fehlten sämtliche Turngeräte. Mit großer finanzieller Belastung ließ die Gemeindeverwaltung die Halle wieder herrichten. Die Einwohnerschaft wurde am 16.8.1950 zur Besichtigung eingeladen, machte jedoch leider kaum Gebrauch davon. Das Heizen der Turnhalle bereitete der Gemeinde und dem Verein große Sorgen. In einem Originalschreiben vom 10. November 1950 ist zu lesen:

„Die katastrophale Lage auf dem Gebiete der Brennstoffversorgung zwingt uns mit dem geringen Koks-vorrat in der Schule sehr sparsam umzugehen, um bei starker Kälte ein Schliessen der Schule möglichst zu vermeiden.

Der Gemeinderat hat daher in seiner Sitzung vom 9.11.50 nach eingehender Beratung folgenden Beschluss gefasst: Die Turnhalle steht auch in diesem Winter den einzelnen Vereinen zur Verfügung, jedoch müssen jedes Mal, wenn eine Heizung gewünscht wird, 5 Ztr. Koks vorher angefahren werden. Eine Abgeltung in Geld ist, solange die Brennstoffknappheit besteht, nicht möglich.

Der Gemeinderat hofft gerne, dass Sie Verständnis für diesen Beschluss haben werden.

Der Bürgermeister“

Gauschülerturnfest 2007



Bergturnfest Oppenau 1995

Um die Kinder an Fastnacht zu erfreuen, wurde in der Turnhalle vom Balkon aus eine Rutschbahn installiert, die mit größter Freude angenommen wurde. Jedes Kind war bestrebt so oft wie möglich mit fröhlichem Lachen hinunterzurutschen.

1958 gedachte man feierlich der Vereinsgeschichte. Im selben Jahr ermöglichte die Gemeinde einen Hartplatz, auf dem das erste internationale Handballspiel stattfand. 1962 wurde eine Damen-Handballmannschaft gegründet. Durch viel Eigenarbeit konnte das Kleinfeld in das Rosengartengelände verlegt werden. Das inzwischen brachliegende Mädchen- und Bubenturnen wurde von verschiedenen Übungsleitern erfolgreich aufgebaut.

In die Zeit der großen Aktivitäten fielen die ersten Erfolge der Handballabteilung. Die 1. Mannschaft wurde 1971 Meister der Südbadischen Oberliga. In diesem Jahr wurde ein Handball-Kleinfeld errichtet, das auch Tennispielern zur Verfügung stand. Auf Wunsch der BASF-Betriebsleitung wurde die neue Sportart in den Turnverein aufgenommen. Der Bau des ersten Tennis-Spielfeldes sowie eines Vereinsheimes wurde von der BASF großzügig unterstützt. Bei der Errichtung neuer Tennisplätze gab es mit einigen Tennispielern und dem TVW Differenzen. Da es zu keiner Einigung kam, trennten sich sieben Mitglieder vom TV und gründeten 1987 den Tennisclub Rosengarten e.V.

1975 konnte die großzügige und moderne Hanauerlandhalle eingeweiht werden, die weitere Sportarten zuließ. Die Zeit für Neues war gekommen. Die bewährten Sportarten wurden durch Aerobic, Wirbelsäulengymnastik und Eltern-Kind-Turnen ergänzt.

In der Handballabteilung begann eine erfolgreiche Zeit. Der bezahlte Handball verlangte in der Führung eine andere Denkweise. Der Aufstieg im Jahre 1997 in die 2. Bundesliga war ein großer Erfolg, dem 1999 der Aufstieg in die 1. Bundesliga folgte. Ganz Willstätt feierte diesen Sieg mit



1. Handballmannschaft 2009



HRO 2009

einem rauschenden Fest. Der eigentliche Turnverein arbeitete in allen Disziplinen erfolgreich weiter, während die Handballer im Jahre 2002 wieder in die 2. Bundesliga abstiegen.

Unter der Regie von Isabella Müll erreichte die Turnabteilung großartige Erfolge. Seit 2006 arbeitet der Verein ohne 1. Vorsitzenden und Schriftführer. Die 2. Handballbundesliga-Mannschaft Willstätt ist 2008 in der „Handballregion Ortenau“ aufgegangen. Doch aufgrund fehlender Sponsorengelder musste die HRO 2009 aufgelöst werden.

Verein für Rasenspiele 1923 e.V.



Als der 1. Weltkrieg am 8. November 1918 zu Ende war, wurde das Hanauerland 1919 von den Franzosen besetzt. Die einstige große Mühle in Willstätt wurde im Erdgeschoss von den Franzosen als Pferdestall benutzt. Zum Zeitvertreib spielten die Soldaten Fußball, was auch die jungen Willstätter begeisterte.

Da ihnen das Geld für einen Spielball fehlte, wurde eine Schweinsblase in zwei Rekrutenmützen eingenäht. Mit diesem Provisorium wurde so lange gespielt, bis die jungen Männer das notwendige Geld für einen gebrauchten richtigen Fußball zusammengespart hatten. Aus alten unbrauchbaren



Walter Ferber, 1919–1968

Schuhen wurden Fußballschuhe hergestellt und die Sohlen mit Treibriemenresten vernagelt. Im dörflichen Willstätt gab es damals viele Schuhmacher, die den Freizeitfußballern die notwendigen Schuhe herrichteten. Ein Sportplatz wurde von der Gemeinde zur Verfügung gestellt.

Als auch in den Nachbarorten der Fußball Einzug hielt und Vereine gegründet wurden, entschlossen sich die Willstätter, ebenfalls einen Verein zu gründen. Am 8. Oktober 1923 wurde im Saal der Brauerei Leicht der „Verein für Rasenspiele 1923 e.V.“ gegründet. Als Trainer konnte der Kehler Hans Richert verpflichtet werden. Wöchentlich hielt er eine Trainingsstunde ab. Der von Freiburg nach Willstätt versetzte Junglehrer Alfred Geiler wurde Berater des VfR und der hiesige Wilhelm Schadt brachte den Spielern die Regeln bei.

Es konnten zwei Mannschaften aufgestellt werden. Zu den Auswärts-spielen fuhren die Sportler mit dem Fahrrad. Vom Minister des Kultus und Unterrichts erhielt der Verein 1930 eine Beihilfe von 150 RM. Mit folgendem Schreiben vom 14.12.1934 trat der VfR an den Gemeinderat heran:



Fußballmannschaft 1992

„Der Fußballverein erlaubt sich mit einer Bitte an den verehrten Gemeinderat heranzutreten. Bei größeren Spielen hat sich in der letzten Zeit der Übelstand herausgestellt, dass sich die Zuschauer mehr und mehr in den Spielplatz drängten und so Spieler und Zuschauer äußerst gefährdet waren. Um dieses Übel zu beseitigen beabsichtigt der Fußballverein den Platz mittels Stangen zu umzäunen. Zur Sicherheit der Spieler sollte aber diese Umzäunung mindestens 1 m von der Einwurfslinie entfernt sein. Dabei wäre auch allerseits der Zuschauerraum 1 m vom eigentlichen Spielfeld entfernt und manche in der letzten Zeit vorgekommenen unerquicklichen Berührungen von Zuschauern und Spielern könnten vermieden werden. Wir wären sehr dankbar, wenn der verehrliche Gemeinderat unserem Wunsche Rechnung tragen könnte und sehen einer gefl. Antwort entgegen.“

Von der Gemeinde wurde pro Seite ein halber Meter genehmigt.

Nach dem 2. Weltkrieg stand der Mannschaft für Auswärtsspiele ein 20er Lanz-Bulldog mit Anhänger zur Verfügung. Ab 1948 stellte Wilhelm Hetzel (Schamber Wilhelm) seine Fahrzeuge, ein altes Wehrmachtsauto oder den Mercedes 8-Tonner, zur Verfügung. Für die jungen Sportler war das ein großer Fortschritt.

*B-Juniorinnen 2009**E-Jugend 2009*

Mit begeisterten Jugendlichen konnte 1940 eine weitere Mannschaft gegründet werden. 1949 folgte eine Schülermannschaft. Der VfR wurde 1949 Meister der Kreisliga Oberes Hanauerland, jedoch der weiter angestrebte Aufstieg blieb aus.

Vorschriften der Besatzungsmacht ließen in jedem Ort nur einen Sportverein zu. Um Sport überhaupt möglich zu machen, mussten sich der VfR 1923 und der TV 08 vorübergehend zusammenschließen. In Eigenarbeit der Spieler erhielt der Sportplatz 1950 eine Einzäunung mit roten Eisenstangen und weißen Betonpfosten, 1953 ein Sporthaus und 1965 einen Anbau mit Dusche, Toiletten und Umkleidekabinen.

Das Gasthaus Schwanen war von 1953 bis 1965 das Vereinslokal, danach war es das Gasthaus Rappen. Aus Eigeninitiative der Jugendspieler entstand 1964 die erste A-Jugendmannschaft. Der VfR verfügt seit 1968 über eine Flutlichtanlage. Seit 1977 besteht eine F-Jugendmannschaft. Zum 60-jährigen Vereinsjubiläum 1983 konnte das Rosengarten-Stadion eingeweiht werden, das von der Gemeinde erbaut wurde.

In der Saison 1989/90 feierte die 1. Mannschaft die Meisterschaft in der Kreisliga B, der bereits 1992 der Abstieg mit ausgeglichenem Punktekonto folgte. Für ein neues Sport-Funktionsgebäude wurde 1989 mit Gemeindevertretern der erste Spatenstich vorgenommen. Es wurde unter der Regie der Gemeinde und in viel Eigenarbeit des VfR erbaut und mit einem 2-tägigen Fest 1992 eingeweiht. Die Fußballer und Vereinsmitglieder stehen

für hervorragende Einsatzleistungen, wenn es um Eigenarbeit geht. Mit materieller Unterstützung der Gemeinde wurde die Einzäunung des alten Sportplatzes, ebenfalls in Eigenarbeit, vollkommen erneuert.

Viele Jugendliche finden im Fußballverein nicht nur sportliche Betätigung, sondern auch Ansprechpartner für ihre Probleme. Der „Südbadische Fußballverband“ ehrte den VfR 1996 für seine hervorragende Jugendarbeit mit dem „DFB-Jugendförderpreis“, welcher mit 5.000 DM dotiert war.

Der Tischtennisclub

Die erste Gründung eines Tischtennisclubs geht auf das Jahr 1952 zurück. Im August 1952 stellte Fabian Meyer an die Gemeinde einen Antrag mit der Bitte, einen Raum zum Tischtennis spielen zur Verfügung zu stellen. F. Meyer hatte im Färberzinken ein Strumpfwarengeschäft mit eigener Herstellung. Das Antragsschreiben wurde am 17.8.1952 wie folgt beantwortet:

*„Ihr Gesuch zum Spielen von Tischtennis in der Turnhalle
Der Gemeinderat hat in seiner Sitzung vom 16. August 1952 beschlossen, Ihnen zum Tischtennispielen den Bürgersaal für 1-2
Abende pro Woche zur Verfügung zu stellen gegen Erstattung der
Beleuchtungskosten.
Brennmaterial kann wegen der großen Knappheit leider nicht zur
Verfügung gestellt werden.*

Der Bürgermeister“

Noch sieben Jahre nach Kriegsende war das Brennmaterial sehr knapp und wurde den Haushaltungen, der Schule und Turnhalle, zugeteilt. Koks, Kohlen und Briketts gab es bei Johann Jockers, später Wilhelm Hetzel (Schambers) und bei Lebensmittel Fahrner (jetzt Rathaus-Standesamt). Wie lange diese Spielergemeinschaft bestand, lässt sich nicht feststellen. Fabian Meyer schloss sich später dem neu gegründeten TTC an.

Neugründung des TTC Willstätt

Der jetzt bestehende TTC entstand im Färberzinken. Zur Freizeitgestaltung spielten die Anwohner gegeneinander Tischtennis. Bald traten die Färberzinkler gegen die Kirchgässler an. Der Hobby-Tischtennisgruppe schlossen sich immer mehr Interessierte an.

Am 1. Juni 1970 wurde der TTC als Abteilung des TV 08 gegründet und aufgebaut. Bereits 1972/1973 konnte der TTC mit einer Herrenmannschaft an Rundenspielen im Bezirk Ortenau teilnehmen und erreichte einen beachtlichen 6. Platz.



Elisabeth und Rolf Ritter beim Empfang in Sri Lanka

Im Spieljahr 1974/75 konnte die Jugendmannschaft die Meisterschaft erringen. 1979 wurden die Süddeutschen Jugend-Meisterschaften nach Willstätt in die neue Hanauerland-Halle vergeben und 1981 sogar die Deutsche-Jugend-Meisterschaft. Die Hanauerland-Halle war wegen ihrer Größe bestens für Turniere geeignet. Als sich die Abteilung etabliert hatte, trennte sie sich 1981 vom TV 08 und gründete einen eigenen Verein. Von 1982 bis zum Jahre 2000 konnten 33 Meisterschaften und 13 Pokalsiege errungen werden.



Deutscher Pokal 2008

In der ausverkauften Hanauerland-Halle fand 1982 ein Länderspiel der Tischtennis-Europaliga Deutschland – CSSR statt. Es folgten weitere Turniere gegen Frankreich und Holland. Der TTC war bis dahin der 1. Verein in der BRD, der drei Europa-Liga-Spiele durchführen durfte. Ein weiterer Höhepunkt war 1992 die Reise nach Sri Lanka mit Bürgermeister Kleinhans, um gegen die dortige Nationalmannschaft zu spielen. 2006 konnte der Verein sein 25-jähriges Bestehen feiern.

TCR – Tennisclub Rosengarten Willstätt e.V.

Wegen bestehenden und nicht lösbaren Differenzen trennten sich einige Tennisspieler vom Turnverein und gründeten am 7.8.1987 den Tennisclub Rosengarten. Die Gemeinde stellte einen Platz zur Verfügung, der in Eigenarbeit hergestellt wurde.

Schwierig für den Verein war und ist der ständige Wechsel in der Vorstandschaft. Manche Posten konnten nicht besetzt werden, obwohl etwa 100 Mitglieder dem Verein angehören. Dazu kam, dass die große „Zeit des Tennis“ vorbei war und die Jugendlichen sich anderen Sportarten zuwendeten. Im Herbst finden Seniorenturniere statt, die einen festen Platz im TCR haben.



Tennismannschaft 1996

Wanderfreunde Willstätt e.V.

Im Gasthaus zur Linde in Willstätt-Eckartsweier trafen sich am 3. März 1989 zahlreiche Interessierte zur Gründung eines Wandervereins. Initiatoren waren das Ehepaar Karl-Heinz und Anita Becherer. An diesem Abend wurde bereits eine komplette Vorstandschaft gewählt und die Satzung verabschiedet. Den Vorsitz übernahm K.-H. Becherer.

Der Wanderverein ist sehr aktiv und arbeitet über die Grenzen Deutschlands hinaus mit Wanderfreunden zusammen. Über 90 Wanderungen werden jährlich unternommen und gemeinsame Busfahrten organisiert. Zeitweise nehmen 2–3.000 Personen an den Wanderungen teil. Zum Abschluss eines Wandertages treffen sich die Teilnehmer in der Sander Sporthalle zu einem gemütlichen Beisammensein. Die Gemeinde stellte dem Verein das alte Sporthaus am Rosengarten als Vereinsheim zur Verfügung, das von den Mitgliedern in Eigenarbeit innen und außen renoviert wurde.



Schlittschuhlaufen und Schlittenfahren

Der Wintersport spielte sich in früheren Jahren auf der zugefrorenen Kinzig und den Rötzen ab. Nicht alle verfügten über einen Schlitten. So kam es, dass im Wechsel einige Kinder auf den Schlitten sitzen durften und von anderen gezogen wurden. Wollte der Schlittenbesitzer sein Gefährt alleine benutzen, schob er den Schlitten schnell an und setzte sich im schnellen

Lauf drauf, bis der Schlitten nicht mehr auf dem Eis weiter rutschte und stehen blieb. Dies wurde immer wiederholt, bis die Kräfte nachließen.

Einige Kinder besaßen Eispickel, mit denen sie sich selbst anstoßen konnten. Oder man rutschte auf der Eisfläche hin und her, was oft mit einem Sturz endete. Sportbekleidung war zu dieser Zeit im Dorf noch ein unbekanntes Wort. Die Kinder und auch die Erwachsenen besaßen weder rutschfeste Schuhe noch Thermohosen, die keine Kälte durchlassen. Kaum ein Mädchen besaß eine Trainingshose, auch die praktischen Strumpfhosen gab es noch nicht. Die Buben hatten unter ihren Hosen Wollstrümpfe an, die oft mit einem Sterilisiergummi festgehalten wurden. Die Mädchen machten ihre Strümpfe an einem Leibchen (Liewel) fest. Die Schenkel waren wohl mit einem Kleid oder Rock bedeckt, aber durch die Kälte wurden sie ganz rot. Aus lauter Rutschbegeisterung wurde die Kälte nicht allzu sehr wahrgenommen. Oft gingen die Kinder mit nassen Kleidern und funkelnden Füßen nach Hause, was sie nicht abhielt, am nächsten Tag wieder auf die Kinzig oder Rötze zu gehen.

Manches Kind wagte sich auf dünn gefrorenes Eis, brach ein und entging nur knapp dem Tod. Schneite es, blieb der Schnee auf den Straßen liegen, denn kaum ein Auto fuhr durchs Dorf. Der festgetretene Schnee bot sich ebenfalls zum Rutschen an.



Eishockey 2009 auf dem Alten Arm



*Heinz Künster und
Hans-Georg Ferber*



Ein Schneemann wird gebaut

Eine wahre, lustige Begebenheit: Anfang der 1950er-Jahre fuhren Jugendliche mit einem Bulldozer und angehängtem Großschlitten auf den winterlichen Straßen durch Willstätt, als einer der Mitfahrenden vom Schlitten stürzte und rief: „Ben i dod? (Bin ich tot?)“

Einige Jugendliche, die Schlittschuhe besaßen und ihre Runden auf dem Eis drehten, wurden von den Kindern staunend bewundert.

Da es in der jüngeren Zeit keine so kalten Winter mehr gegeben hat und die Straßen bei Schneefall sofort geräumt werden, ist es mit der Winterherrlichkeit im Dorf zu Ende gegangen. Gelegentlich gefriert die einzig erhaltengebliebene Rötze zu, die auch gleich von Eishockeyspielern in Beschlag genommen wird. Im überraschend kalten Winter 2008/09 erlebte das Eislaufen auf der Rötze, der Kinzig und dem Alten Arm (Richtung Gottswald) eine Renaissance. Ansonsten fährt man jetzt zur Winterszeit in den nahen Schwarzwald zum Schlitten fahren oder in die Eishalle nach Offenburg zum Schlittschuhlaufen. Damals wie heute erfreuen sich kleine Kinder an einem Schneemann, der meist von älteren Geschwistern oder den Eltern gebaut wird.

Baden in der Kinzig, im Bach und im Giesen

Jenseits von Schwimmkursen lernten die Dorfkinder im Bach schwimmen. Am alten Bachverlauf, in Höhe des 1. Wohnblocks in der Goethestraße, waren Badeplätze eingerichtet. In einem Gemeinderatsbeschluss ist zu lesen:

„Der Gemeinderat hat in seiner Sitzung vom 17. Mai d. J. zu Badeplätzen in den öffentlichen Gewässern bestimmt:

Für Knaben Das obere Ende des neuen Baches

Für Mädchen Das untere Ende des neuen Baches

Für Erwachsene Die Kinzig unterhalb des Pfarrgartens



An Hauptlehrer Kress zur gefl. Bekanntgabe an die Schulkinder, welche auch ganz besonders darauf aufmerksam zu machen sind, dass kein Flurschaden angerichtet werden darf.

2. Ortsdiener Gerold zur öffentlichen Bekanntmachung

3. Nach Vollzug zu den Gemeindeakten.

Willstätt, den 21. Mai 1918“

Die Bekanntmachung im Dorf hat Ortsdiener Gerold am 24. Mai 1918 vorgenommen. Er fuhr mit dem Rad durch die Straßen und hat mit seiner großen Schelle die Leute an die Fenster oder aus den Häusern geholt. Da bot sich auch die Gelegenheit, mit dem Nachbarn ein Schwätzchen zu halten, sofern man miteinander einig war.

Diese Badeplätze waren bis Mitte der 1950er-Jahre in Betrieb. Natürlich wurde die räumliche Trennung zwischen Mädchen und Buben nicht immer eingehalten. Die Flurschäden waren nicht zu umgehen. Da es keine Toiletten gab, ging jeder in den Acker und verrichtete dort sein Geschäft, zum Ärger der Landwirte, oder man erledigte das kleine Geschäft gleich im Wasser.

Schwimmen lernte man, indem man mit einem Bein auf dem Boden blieb, den Körper und das andere Bein oben im Wasser bewegte. Die Arme wurden richtig eingesetzt. Mit dem am Boden stehenden Bein stieß man sich immer ein Stückchen weiter. Dies wurde X-Mal ausprobiert, bis man einige Züge und dann irgendwann schwimmen konnte. Da man sich aus Sicherheitsgründen am Ufer bewegte, blieb man öfters im Fischkraut hängen. Die Tiefe des Wassers war auch für Nichtschwimmer geeignet, nur an einer Stelle „am di'efe Lechel“, (am tiefen Löchel) musste man schwimmen können.

Die Kinzig unterhalb des Pfarrgartens, war ebenfalls für Nichtschwimmer geeignet. Bei Sommerhochwasser sprangen Mutige von der Brücke in die Kinzig. Durch die große Wasserverschmutzung vonseiten der Industrie und der Kläranlage Offenburg wurde das Baden in der Kinzig von amtlicher Seite ungefähr 1955 verboten. Als Moscherosch (1601–1669) vom Baden in der Kinzig schwärmte, war das Wasser sicherlich noch kristallklar.

Durch den Giesen floss nur wenig Wasser. Er war als Entlastungskanal bei Hochwasser oder Kinzigabschlag gedacht. Der Giesen war ein idealer Spielplatz für Kinder. Die Buben übten sich im Fische fangen, die Mädchen kühlten ihre Füße. Da wurden auch die ersten Rauchversuche gemacht. Gelegentlich trat man in eine Glasscherbe. Die Böschungen waren, wie an der Kinzig, mit Büschen bewachsen, die als grüne Lunge für Mensch und Tier wichtig waren.

Der Hundesportverein – HSV Willstätt

Als 1962 der Hundesportverein gegründet wurde, stellte die Gemeinde dem Verein ein Grundstück zur Übungstätigkeit zur Verfügung. Bereits 1965 war der junge Verein finanziell in der Lage, ein Vereinsheim zu errichten. Dem Verein lag zwar keine Baugenehmigung vonseiten der Gemeinde vor, der Bau wurde jedoch geduldet. In diesem Jahr wurde die „Bestenauslese des Kreises Südbaden“ erreicht und 1966 und 1967 die höchste Punktzahl in der „Schutzhundprüfung“.

1970 musste der Verein seinen Übungsplatz dem Handball zur Verfügung stellen. Dem HSV wurde bei der Abzweigung nach Hesselhurst ein neuer Platz zugeteilt, auf dem ein neues Vereinsheim in Eigenarbeit erbaut wurde. Für das alte Vereinsheim erhielt der HSV von der Gemeinde eine Entschädigung. Im gleichen Jahr wurde der HSV in das Vereinsregister eingetragen.

1972 richtete der Verein in Willstätt die „Kreisauslese Südbaden“ aus. Ein weiteres sportliches Ereignis folgte 1983 mit der „Kreisausleseprüfung“ in Willstätt und der Teilnahme an den Landesmeisterschaften. Nach weiteren Erfolgen gab es in der Folgezeit durch personelle Änderungen Einschnitte in der Vereinsstruktur, die eine lange Aufbauphase nach sich zogen.

Erst 1979 hatte sich die Vereinsarbeit wieder gefestigt und es wurden weitere Erfolge erzielt. Der sportliche Höhepunkt war 1981 erreicht. Der HSV konnte in Honau sieben Gruppen an den Start bringen, die den zweiten Platz in der Gesamtwertung belegten.



Quellen:

Gemeindearchiv, Külby Heft Nr. 327 und 329
Gemeindearchiv, Theuerer Heft Nr. 550, S. 1–14
Gemeindearchiv, Theuerer Heft Nr. 112, S. 311–325
Ortschronik „Willstätt im Wandel der Zeit“
Aus der Geschichte des Hanauer Rennvereins Willstätt von 1928 von Johann Jockers
Auszug aus „Rennbilder“ von Johann Jockers

Bilder:

Marie Künstler, geb. Groth
Marie Steinmetz, geb. Lutz
Anita Becherer, Wanderverein
Michael Müller, TTC
Günter Ferber, freier Mitarbeiter der Kehler Zeitung
Bernhard Schneider, HSV
Jonas Azam, VfR
Udo Künstler, TV 08
Michael Heuberger, HRO

Mitgedacht haben:

Bernhard Hahn
Jürgen Merz

Jüdische Sportjugend in Offenburg nach 1933

Martin Ruch

Prolog

Im Frühjahr 1933 bereiteten die deutschen Turner ihr 5. Deutsches Turnfest in Stuttgart (21. – 30. Juli 1933) vor. Aus diesem Anlass bat Edmund Neuendorff, der Vorsitzende der Deutschen Turnerschaft, Adolf Hitler um die Schirmherrschaft. In diesem Antragschreiben war zu lesen: *„Mit ungeheurem Jubel ist von der gesamten Deutschen Turnerschaft der Sieg der Deutschen Freiheitsbewegung und die Ergreifung der Macht durch Sie mein Führer begrüßt worden. Die Deutsche Turnerschaft hat sich sofort der nationalen Regierung zur Verfügung gestellt (...) und sie hat, soweit es überhaupt noch nötig war, sofort eine Neugestaltung ihres äußeren und inneren Aufbaus vorgenommen. Die verhältnismäßig wenigen Marxisten und Juden, die sich in der Turnerschaft befanden, haben sie verlassen müssen. (...) Der Führergedanke ist durchgeführt. (...) Schulter an Schulter mit SA und Stahlhelm tritt die Turnerschaft den Vormarsch ins Dritte Reich an.“*

Schon im April 1933 hatte der Vorstand der Deutschen Turnerschaft tatsächlich eine Satzungsänderung einstimmig beschlossen, die den „Arier-Paragrafen“ der Nationalsozialisten in schärferer Form enthielt, als es selbst das „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ vom März 1933 vorsah. Man wollte nämlich in Zukunft auf „Vollarisierung“ achten, also auch sogenannte Halb- oder Vierteljuden ausschließen. Unter den ersten Städten, die gegen den jüdischen Sport vorgingen, war Köln. Die dortige Stadtverwaltung verbot jüdischen Sportlern die Benutzung der städtischen Spiel- und Sportplätze bereits im März 1933.¹

Im Mai 1933 wurde dann der „Deutsche Reichsausschuß für Leibesübungen“, die Dachorganisation des deutschen Sports, gleichgeschaltet und aufgelöst, im Juli 1933 erfolgte die Übernahme der organisatorischen Leitung des deutschen Sports durch die beiden SA-Gruppenführer von Tschammer und Osten. Am 2. Juni 1933 war ein Runderlass veröffentlicht worden: *„Alle Jugendpflege und Leibesübungen treibenden jüdischen Vereine und Organisationen sind aus den Orts-, Stadt-, Kreis- und Bezirksausschüssen auszuschließen und ihnen jegliche Vergünstigungen zu versagen.“*² Der Reichssportführer schrieb aber Ende Oktober 1933 noch: *„Gegen sportliche Betätigung selbstständiger jüdischer Vereine, gegen die keine polizeilichen Bedenken bestehen, habe ich nichts einzuwenden.“*³

Im November 1934 wurde die Turn- und Sportjugend in die HJ übergeführt und damit als eigene Organisation aufgelöst. Der Arbeiter Turn- und

Sportbund war am 30. April 1933 verboten worden, die konfessionellen Sportverbände, wie die katholische „Deutsche Jugendkraft“, durften zwar noch bis 1935 eigenständig weiterbestehen, konnten sich aber nicht mehr an übernationalen Wettkämpfen beteiligen.⁴

Als Reaktion auf die zunehmende Ausgrenzung im Kontext der „Gleichschaltung“ bildete sich im zweiten Halbjahr 1933 die „Arbeitsgemeinschaft jüdischer Turn- und Sportvereine Südwest-Deutschland“. Ihr erstes Auftreten war beim Sportfest in Darmstadt auf dem Sportplatz der Sportgruppe des Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten mit 150 Wettkämpfern. 40 Gruppen und Vereine aus Süd- und Südwestdeutschland organisierten sich in dieser Gemeinschaft.

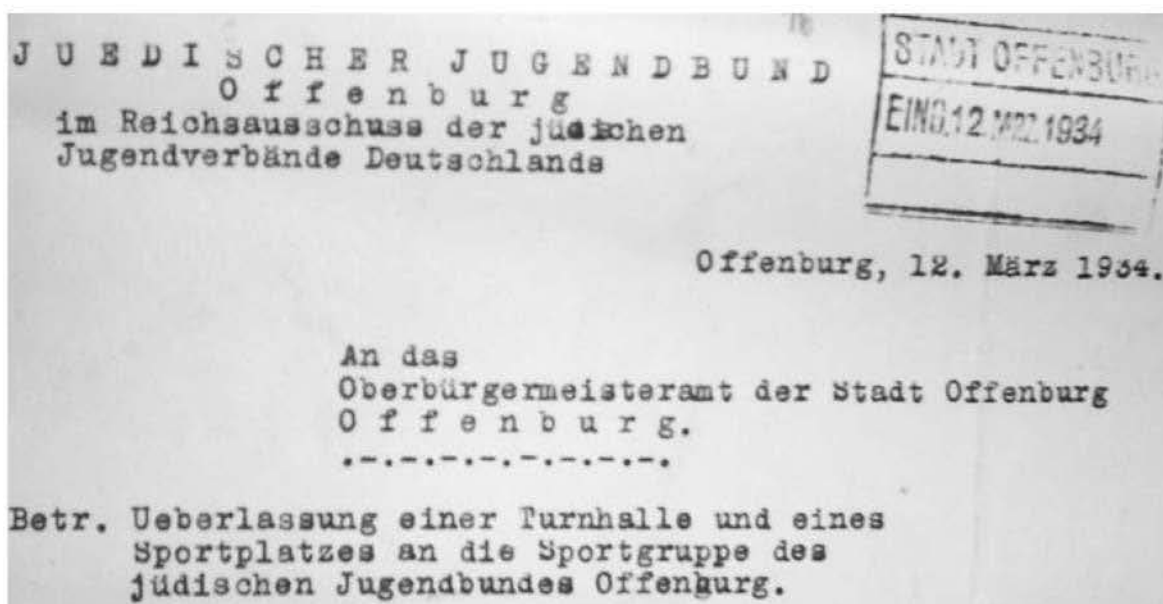
Juden in der „Offenburger Turngemeinde von 1846“

Es sind nur wenige Juden als Mitglieder in den örtlichen Sportvereinen Offenburgs nachzuweisen, aber einige Namen sind doch bis zum Jahr 1933 registriert. Die Stimmung in jenen Monaten unmittelbar nach der Machtergreifung war jedenfalls auch in großen Teilen der Offenburger Turnerkreise eindeutig pro Hitler, wie beispielsweise die Protokolle der Turngemeinde von 1846⁵ zeigen. Am 28. April 1933 traf man zu einer Turnratsitzung im Vereinslokal *Drei-König* zusammen:

„Zum Schluß sprach noch der erste Vorsitzende über die Geschehnisse der letzten Tage in politischer Hinsicht. Er bat die Turnratsmitglieder, sich einmütig hinter die Männer, die nunmehr die Geschicke unseres Volkes leiten werden, zu stellen. Die anwesenden Turnratsmitglieder versprachen dies und reichten sich zum Zeichen der Einigkeit und zum Zeichen dafür, dass sie gewillt sind, unter der neuen Regierung auch weiterhin ihre ganze Kraft für die deutsche Turnerschaft einzusetzen, die Hände.“

Kurz zuvor, Ende März 1933, hatte noch die Jüdin Margot Bergheimer auf der Anwesenheitsliste zur Mitgliederversammlung am 25.3.1933 unterschrieben. Sie war bereits 1932 als Turnerin im Verein genannt worden. Nach dem Treueschwur ihrer Turnerfreunde für die Hitler-Regierung ist ihre Unterschrift nicht mehr in den Protokollen nachweisbar. Am 12.11.1915 war sie in Offenburg zur Welt gekommen, im Oktober 1940 deportierte man auch sie nach Gurs, von hier dann mit dem Transport 18 über Drancy bei Paris nach Auschwitz am 12. August 1942. Hier wurde das ehemalige Mitglied der Offenburger Turngemeinde von 1846 ermordet.

Auch zwei jüdische Ärzte waren Mitglieder im Verein gewesen, vor 1933 jedenfalls. Die Turnratsitzung vom 2.4.1930 notierte: *„Die Mitglieder Bieler und Dr. Nathan haben sich verlobt, der Verein hat beiden Herren ein Glückwunschsreiben nebst einem Blumengebinde zugehen las-*



Quelle: Stadtarchiv Offenburg 5/3.139

sen.“ Und die Hauptversammlung vom 5.4.1930 konnte bei den Anmeldungen auch den Kinderarzt „Werner Bloch, Hauptstr. 58“ nennen. Doch das waren die letzten Belege für die Selbstverständlichkeit einer Mitgliedschaft von Juden in Offenburger Sportvereinen.

Jüdischer Jugendbund Offenburg

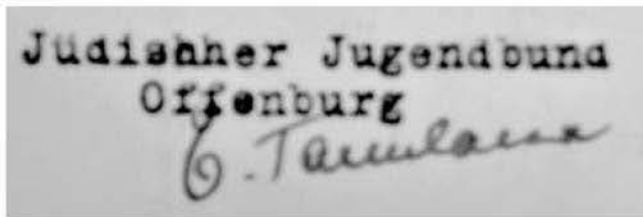
Wie sich die erfolgreiche „Gleichschaltung“ im Sport ganz konkret auf die jüdische Jugend Offenburgs auswirkte, darüber unterrichtet eine schmale Akte⁶ im Offenburger Stadtarchiv:

Am 12. März 1934 wandte sich der „Jüdische Jugendbund Offenburg im Reichsausschuß der jüdischen Jugendverbände Deutschlands“ an das Offenburger Oberbürgermeisteramt mit folgendem Schreiben:

„Betr.: Überlassung einer Turnhalle und eines Sportplatzes an die Sportgruppe des Jüdischen Jugendbundes. Wir beziehen uns auf die Unterredung mit Herrn Oberbürgermeister Dr. Rombach, die der Leiter des Jugendbundes, Erwin Tannhauser, und der Sportwart des Bundes, Kurt Frank, gehabt hatte.

Wir ersuchen erg. daher die Stadt, uns zwecks Ausübung des Turnsports eine Turnhalle für wöchentlich 2 Stunden zu überlassen und für eine ebensolche Zeit ab 1. April einen Sportplatz zur Ausübung des leichtathletischen Sports.

In den anderen Städten Badens wie Mannheim und Bruchsal sind zur Zeit ebensolche Verhandlungen mit den Städten im Gange. (...) Weiter wollen wir Ihnen noch die grundsätzlichen Ausführungen zu der Frage der



Quelle:
Stadtarchiv Offenburg 5/3.139

Überlassung städtischer Plätze an jüdische Turnbünde zur Kenntnis bringen, die der Herr Landessportführer Ministerialrat Dr. Kraft dem Oberrat der Israeliten Badens gemacht hat. Wir entnehmen dies dem Schreiben des Oberrats an Herrn Bezirksrabbiner Dr. Ucko, Nr. 1927 vom 5. März 1934: ‚Herr Dr. Kraft hat bei einer kürzlichen Aussprache einem Vertreter des Oberrats gegenüber ausdrücklich bestätigt, daß er gegen die turnerische und sportlerische Betätigung jüdischer Organisationen grundsätzlich keine Bedenken habe.‘

Falls Fragen irgendwelcher Art zu klären sind, steht der Leiter des Jugendbundes Erwin Tannhäuser Ihnen erg. zur Verfügung.“⁷

Der Oberbürgermeister verlangte zunächst am 13. März: „... *ersuche ich mir die Belege dafür beizubringen, daß tatsächlich Ihrer Organisation von badischen Städten Turnplätze usw. zur Verfügung gestellt worden sind. Ich werde alsdann die Angelegenheit dem Stadtrat zur Entscheidung vorlegen, bemerke aber jetzt schon, daß die Raumnot derart groß ist, daß ich Zweifel habe, ob Ihrem Ersuchen stattgegeben werden kann.*“

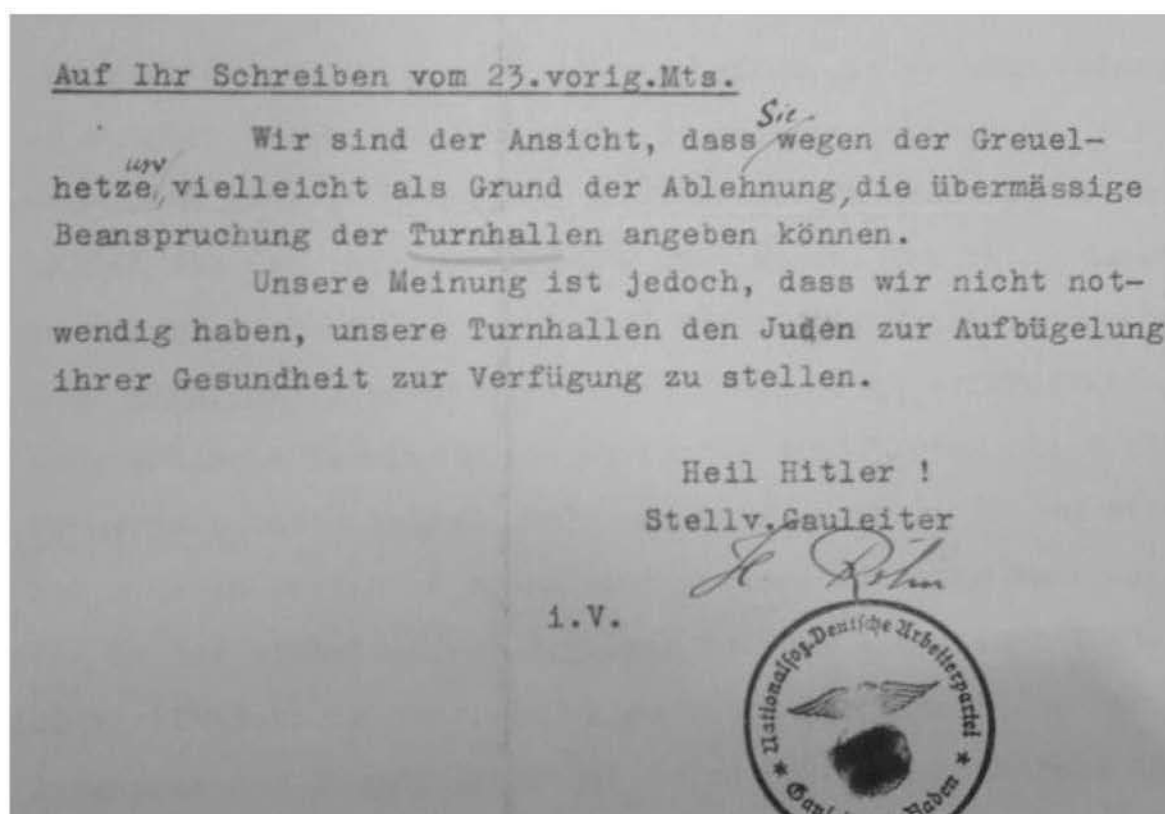
In Eile brachten die jüdischen Sportler die Belege herbei, etwa eine Rechnung der Stadtkasse Karlsruhe über „*die Überlassung von Turnhalle und Badbenützung in der Helmholtz-Oberrealschule, Februar 1934, durch den Turn-Club Karlsruhe über 24,80 Reichsmark*“. Weitere Belege kamen aus Baden-Baden („*Gegen die Benützung einer Turnhalle durch Sie haben wir nichts einzuwenden, sofern dadurch unsere Verbände SA, SS, HJ, Arbeitsdienst usw. nicht benachteiligt oder in ihrem Übungsbereich eingeschränkt werden*“).

Der Offenburger Oberbürgermeister Dr. Rombach schrieb am 13. April an den Badischen Gemeindetag: „*Ich bitte um prinzipielle Klärung der Frage mit dem Ersuchen, ob dem Antrag stattgegeben werden soll.*“ Und er erhielt überraschenderweise tatsächlich die Antwort, daß gegen eine Überlassung von Hallen und Plätzen an den jüdischen Bund eigentlich nichts einzuwenden sei. Grundsätzlich seien zwar bei der Vergabe von Turnhallen arische Turnvereine zu berücksichtigen, „*erst wenn keine weiteren Bewerbungen vorliegen, können die Turnhallen an jüdische Turnvereine vergeben werden*“.

Das war aber nicht die Antwort, die Dr. Rombach eigentlich erhofft hatte, und so wandte er sich im Mai 1934 mit seinem „Problem“ an die nächsthöhere Instanz, an den Deutschen Städtetag. In seinem Brief gab er bereits die eigene Denkweise zu erkennen, wenn er schrieb: „In Köln wurden nach einer mir vorliegenden Bescheinigung merkwürdigerweise Turnplätze zur Verfügung gestellt.“

Außerdem schrieb der Oberbürgermeister der Stadt Offenburg am 23. Mai 1934 an die Gauleitung der NSDAP in Karlsruhe: „Der jüdische Turnverein ist an die Stadtverwaltung herangetreten mit dem Ersuchen, ihm eine städtische Turnhalle zu überlassen. Es wollen 35 – 40 Personen einmal in der Woche 2 Stunden abends üben. Eventuell wären dieselben auch bereit, ihre Übungszeit auf den Sonntag vormittag zu legen. Da ich grundsätzliche Bedenken gegen die Überlassung irgendwelcher Gelegenheit an einen jüdischen Turnverein habe, möchte ich bitten, mir auch noch den Standpunkt der Gauleitung bekannt zu geben.“

Er erhielt am 5. Juni 1934 vom stellvertretenden Gauleiter H. Röhn die gewünschte Antwort: „Wir sind der Ansicht, daß Sie wegen der Greuelhetze usw. vielleicht als Grund der Ablehnung die übermäßige Beanspruchung der Turnhallen angeben können.“



Quelle; Stadtarchiv Offenburg 5/3.139

Unsere Meinung ist jedoch, daß wir nicht notwendig haben, unsere Turnhallen den Juden zur Aufbügelung ihrer Gesundheit zur Verfügung zu stellen.“

Das war allerdings schon längst auch die Meinung des Dr. Rombach gewesen, wie aus seinem Schriftverkehr mit dem Deutschen Gemeindegang hervorgeht, der im September 1934 eine Aufstellung gewünscht hatte über die Vergabe von Räumen an jüdische Sportler. Dr. Rombach antwortete damals nämlich, alle Plätze und Hallen seien in Offenburg durch andere Vereine in Anspruch genommen. *„Es wäre dem Antrag aber auch (...) aus prinzipiellen Gründen nicht entsprochen worden.“*

Es war also eindeutig eine Lüge, wenn er auf den erneuten Antrag vom 30. November 1934 der nun „jüdischen Sportgemeinschaft“ antwortete, es bestünden an sich gegen eine derartige Zuteilung keine Bedenken, allerdings sei die Raumnot in Offenburg außerordentlich hoch, *„weshalb ich bezweifle, daß Ihrem Antrag stattgegeben werden kann“*. Der Frechheit die Krone auf setzte Dr. Rombach mit der abschließenden Bemerkung, *„daß es doch möglich sein müßte, dass der jüdische Sportverein sich geeignetes Gelände für einen Sportplatz kaufen könnte.“*⁸

Dieser Antrag der jüdischen Offenburger Sportjugend vom 30. November enthielt aufschlußreiche Hinweise: *„Am 17.11.34 wurde hier eine Jüdische Sportgemeinschaft gegründet, deren Leitung mir übertragen worden ist. Sie zählte zunächst etwa 40 Mitglieder, von denen eine erhebliche Zahl sich früher in den hiesigen Turn- und Sportvereinen betätigten. (...) Ich darf noch bemerken, daß die Sportgemeinschaft dem Sportbund im Reichsbund jüdischer Frontsoldaten angeschlossen und dadurch dem von den Herrn Reichssportführer genehmigten Reichsausschuß jüdischer Sportverbände untersteht. (...) Dr. Walter Schweriner.“*

Der erwähnte Sportbund war 1933 auf nationaler Ebene gegründet worden als Auffangorganisation für die nun aus den allgemeinen Sportvereinen ausgeschlossenen jüdischen Sportlern.

Da die Offenburger Sportgemeinschaft immer noch nicht nachgab, mußte sich die Stadt weiter kümmern. Sie wandte sich an die „Deutsche Jugendkraft“⁹ mit der Bitte, für einen Abend den von der DJK gepachteten Sportplatz am unteren Angel freizugeben. Die Antwort der jungen Christen ist ein Trauerspiel und kein Ruhmesblatt in der Geschichte der katholischen Jugendbewegung: *„Die deutsche Jugendkraft wäre bereit, den Montag abend abzutreten; nachdem sie aber hörte, daß es für eine jüdische Organisation ist, wurde ausdrücklich verlangt, daß es der Wille der Stadt ist, daß dem Jüdischen Verein der Platz überlassen wird, damit es nicht heißt, das frühere Zentrum hätte mit den Juden Gemeinschaft.“*¹⁰

Und da dies nach den oben bereits ausführlich dargestellten Aktenstücken selbstverständlich niemals Wille der Stadt gewesen sein konnte, erging am 4.5.1935 mit „Heil Hitler!“ nun die endgültige Absage an die jüdi-

sche Sportgemeinschaft Offenburg. Denn „sowohl die Turnhallen als auch die Sportplätze sind vollständig belegt. Leider ...“

Im Nachsatz folgte der Hinweis, Zimmermeister Hogenmüller habe an der Rammersweiererstraße ein größeres Wiesengelände. Vielleicht könne die Gruppe dort Sport treiben. Und dieses Gelände¹¹ konnte tatsächlich angemietet werden, denn das jüdische Mädchen Esther Cohn schrieb 1935 im Alter von 9 Jahren in einem Brief an die Mutter:

„Liebe Mutti

Jetzt will ich einige Fragen an Dich stellen.

1. Darf ich in diesen Ferien auf das Land?

2. Unsere jüdische Turngruppe hat in der Rammersweierstrasse einen Turnplatz gemietet. Da haben die kleinen Kinder und die großen Leute Turnen. Wir Kinder haben bei das Fräulein Margot (= Margot Bergheimer, s.o.) Turnen, und die großen bei einem j. Lehrer namens Lutz. Da dürfen unter Umständen wir alle drei (= die drei Mädchen Esther, Mirjam, Eva Cohn) hin wenn du es erlaubst. Wenn ich es nicht alles kann (= Esther hatte Kinderlähmung gehabt und war leicht gehbehindert), darf ich zuschauen. Bis jetzt ist der Platz noch nicht fertig. Die jungen Männer müssen ihn zurecht machen.“¹²

Literatur:

Bernett, Hajo: Der jüdische Sport im nationalsozialistischen Deutschland 1933–1945. Schorndorf 1978.

Ders.: Sportpolitik im Dritten Reich: aus den Akten der Reichskanzlei. Schorndorf 1971.

- 1 Walk, Joseph: Das Sonderrecht für die Juden im NS-Staat. Heidelberg 1981, S. 8.
- 2 Walk, s.o., S. 28.
- 3 Walk, s.o., S. 58.
- 4 zit. nach: vom Bruch/Jar/Schaarschmidt (u.a.): Die Berliner Universität in der NS-Zeit. Bd. 2, Stuttgart 2005.
- 5 Stadtarchiv Offenburg (StA OG).
- 6 StA OG 5/3.139.
- 7 Tannhauser, Erwin: geb. 9.1.1908, am 18.6.1937 nach Palästina, 1959 nach USA; Frank, Kurt: geb. 7.4.1912, 1935 in die Schweiz, 1936 nach Palästina; Schweriner, Dr. Walter: geb. 3.4.1894, 1938 nach USA.
- 8 a.a.O., Schreiben 14.12.1934.
- 9 Der DJK (= Deutsche Jugendkraft)-Sportverband wurde 1920 in Würzburg unter Federführung von Prälat Carl Mosterts gegründet. Unter der NS-Herrschaft wurden 1933 die ersten Ortsvereine der DJK aufgelöst. Der Reichsführer der DJK, Adalbert Probst, wurde am 1. Juli 1934 von der Gestapo verhaftet und am 2. Juli erschossen. Die DJK wurde 1935 im Rahmen der Gleichschaltung der Sportorganisationen, wie alle anderen konfessionellen Sportorganisationen auch, reichsweit verboten.
- 10 a.a.O., Notiz 25.4.1935 des Ratschreibers Isenmann.

- 11 Heute ehemaliges Kasernengelände „La Horie“, etwa im Winkel Rammersweierstr./ Moltkestr. gelegen. Frdl. Auskunft Zimmermeister Werner Hogenmüller, Sohn von Franz Xaver H., November 1990, an den Verfasser.
- 12 StA OG 28:10.

Geschichte des Handballsports in Kehl

Günther Zeeb

Handball hat in Kehl nie eine besondere Rolle gespielt. Dominierend im Ballsport war bei uns der KFV. Das hat sich jetzt aber im erstaunlichen Maße geändert. Nachdem unsere 1. Mannschaft zweimal die Meisterschaft und zuletzt den Aufstieg in die Landesliga geschafft hat und die Abteilung mit jungen Kräften in Führung und Training besetzt ist, ist auf einmal Handball in Kehl „in“.

Zur Vorgeschichte muss man das besondere Schicksal unserer Heimatstadt nach dem Krieg mit einbeziehen. Erst im April 1953 wurde Kehl von der französischen Besetzung wieder frei. Bis dahin hatten alle umliegenden Vereine im Handball uneinholbare Fortschritte gemacht. Hinzu kommt, dass wir erst in den letzten zehn Jahren endlich von der Vorstanderschaft der „Kehler Turnerschaft“ für den Handball die Unterstützung erhielten, die man für eine sportliche Weiterentwicklung gerne hat.

Kurz zur Historie der Kehler Turnerschaft, die derzeit über 2.000 Mitglieder hat: In Kehl gab es zuerst den „Turnverein“ (TV), gegründet 1845. 1909 entstand der Konkurrenzverein „Turngemeinde“ (TG). 1933 schlossen sich beide Vereine zusammen unter dem heutigen Namen „Turnerschaft Kehl v. 1845“ (KT). Laut Zustimmung des DTB durfte das Gründungsdatum des TV, also 1845, beibehalten werden.

Die Geschichte des Handballs in der Kehler Turnerschaft lag lange im Dunkeln. Als Archivar war ich natürlich an „Aufhellung“ interessiert, ebenso an der Dokumentation der Gesamtentwicklung des Vereins überhaupt.

Handball war für mich, da ich jahrzehntelang (53 Jahre) selbst mit Leib und Seele Handballer war, ein Schwerpunkt meiner „Ermittlungstätigkeit“. Bereits 2004 hatte ich nach meinem damaligen Wissenstand schon über diesen tollen Sport geschrieben. Das war nicht viel, Unterlagen von vor dem Krieg gab es ja keine mehr. Zeitzeugen aber auch nicht mehr, die waren längst gestorben.

Aber plötzlich, dieser Tage, tat sich eine Tür auf. Ich hatte von Lilli Guth (geb. Sommer) einige alte Bilder aus dem Vereinsgeschehen erhalten. Wie immer hatte ich den Ehrgeiz, auch die Namen, Jahr und Ort, herauszufinden, weil leider oft auf den Bildern dazu nichts vermerkt war. Mit Unterstützung von Liliane Schütterle konnte ich diese Bilder dem etwas verschlossenen Walter Dehmer in Kehl vorlegen. Walter Dehmer, heute 95 Jahre alt und noch recht rüstig, erzählte mir dabei, dass auch er damals Handball in der TG, später KT gespielt habe. Ab dem Moment war ich

nicht nur wach, sondern auch sehr gespannt. Und siehe da, mein Nachhaken lohnte sich letztendlich.

So fand ich in Berthold Schütterle, Sundheim (91 Jahre alt), einen zweiten alten Handballer aus vergangener Zeit. Dehmer und Schütterle sind die letzten beiden heute noch lebenden Handballer der TG bzw. KT. Von Dehmer erhielt ich dazu noch ein vollständiges Mannschaftsbild der 1. Handballmannschaft der KT von 1933 – mit vollständiger Namensnennung.

Nicht genau geklärt werden konnte allerdings, ab welchem Tag Handball gespielt wurde. Nach Angaben der beiden Zeitzeugen dürfte dies so um 1926/1927 gewesen sein. Damals gab es bekanntlich in Kehl die zwei Konkurrenzvereine TV und TG.

Interessant dabei ist, dass nur in der TG Handball gespielt wurde und nicht beim TV. Dafür gab es kurze Zeit im TV eine Fußballmannschaft – sie trat später in den KFV über. Sicher war aber damals, dass Handball in der „Hochzeit des jahnschen Turngedankens“ eher eine untergeordnete Rolle gespielt hat.

Die TG spielte damals in etwa folgender Besetzung: Georg Friedrich – Fritz Erb – Bertl Lehnert – Emil Hess – Fritz Senn – Wilhelm Maier – Horst Schäfer – Karl Schütterle – Albert Körkel – Alfred Gerloff – Hermann Schütterle (Tor) – Fritz Seminati (Tor)

Etwa ab 1931 kam schon die nächste Generation zum Einsatz, wenn auch hier vermischt mit den „Alten“. Es sind uns bekannt:

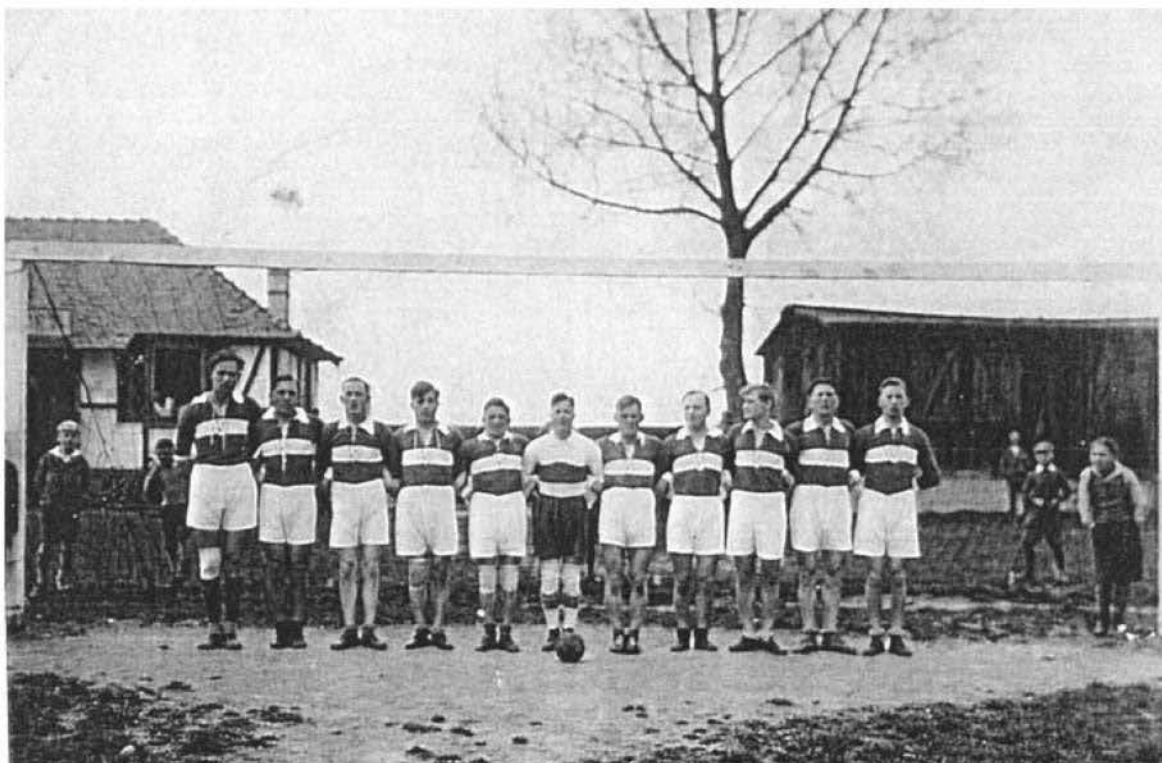
Alfred Großklaus (Tor) – Werner Weig – Fritz Hess (mit diesen beiden habe ich Anfang 1950 noch zusammen gespielt!) – Werner Dehmer – Walter Dehmer – Rudolf Faller – Albert Russi – Berthold Schütterle – Nestor Hüttenrauch – Arthur Körkel – Otto Lingansch – Hermann Krauß.

Trainer in diesen Jahren war Ernst Schwer. Die Trikots: Weiße Hosen, grünes Trikot mit weißem Bruststreifen bzw. weißes Trikot mit grünem Brustring und ab 1933 mit dem heutigen KT-Emblem (Dreieck).

Die damaligen Gegner:

Auenheim – Altenheim – Nonnenweier
 Ottenheim – Zunsweier – Schutterwald
 Ohlsbach – Offenburg – u. a.

Einmal mindestens gab es eine Meisterschaft. Die KT-Mannschaft (ab 1933) spielte danach um den Aufstieg gegen das nordbadische Ketsch, hatte aber da keine Chance. Gespielt wurde auf dem alten Sportplatz (Sauweide) hinter dem damaligen KFV-Gelände, wie auch nach dem Krieg noch. Dort gab es zwei sog. „Sporthäuser“, eines vom TV und das andere von der TG.



1. Handballmannschaft der Turnerschaft Kehl/Rhein 1933

Die Mannschaft von links: Hermann Krauß – Nestor Hüttenrauch – Georg Friedrich – Whl. Maier – Albert Russi – Alfred Großklaus (Tor) – Alfred Gerloff – Werner Dehmer – Albert Körkel – Arthur Körkel – Walter Dehmer

Diese Aufnahme entstand auf unserem alten Vorkriegssportplatz an der Schutter, also hinter dem damaligen KFV-Sportplatz. Die Hütten dahinter, rechts und links, das sind die damaligen „Vereinsheime“ der TG und des TV Kehl vor dem Zusammenschluss zur heutigen „Turnerschaft Kehl“. Bis zu diesem Zeitpunkt gab es nur bei der TG Handball.

Es gab auch eine II. Mannschaft bei der TG. Diese nahm jedoch nicht an Punktspielen teil. Sie war das Ersatzreservoir für die I. Mannschaft. Man muss bedenken: Damals war man im Sport noch nicht so spezialisiert wie heute. Die Handballer von damals spielten auch Faustball, turnten oder trieben Leichtathletik. Und somit waren die Spieler der sog. „Zweiten“ in der Ersten immer willkommen. Eine Jugendmannschaft hatte man allerdings nicht. Das war seinerzeit kaum üblich.

Mit dem Ausbruch des 2. Weltkrieges war es dann aber vorbei mit dem Handball. Die meisten Spieler wurden Soldaten und mussten an die Front. Es sind von den damaligen Handballern auch längst nicht alle aus dem Krieg heimgekehrt.

1950 wurde die Handballabteilung der KT – als wir wieder nach Kehl heim durften – wieder aufgebaut. 1952 in der Baukantine von Fritz Deh-



Turnerschaft Kehl, 1. Handballmeister der Kreisklasse 1953

Von links: Alfons Kapp („Kappefanni“), Kurt Stiefel, Hans Hess, Gerhard Bühler, Jürgen Friedrich, Ernst Hess, Siegfried Reichle, Ernst Hürster, Bodo Schilli, Günter Körkel, Helmut Flegler, Karl Bühler (Abteilungsleiter)

Vorne: Hermann Reichle, Ernst Laistner, Hans Schillinger (Torwart), Werner Bühler und Werner Steurer

Auf dem Bild fehlt „Der Handballer der KT“ Günther Zeeb aus beruflichen Gründen (Polizei). Er hatte mit seinen Toren jedoch maßgeblichen Anteil an dieser Meisterschaft!

mer offiziell gegründet und angemeldet. Fritz Dehmer, selbst alter Handballer, war dann auch lange Jahre unser Vereinswirt im Gasthaus „Wacht am Rhein“.

Wir Handballer – ich habe seinerzeit noch beim TuS Helmlingen die Runde zu Ende gespielt – hatten es aufgrund des besonderen Schicksals unserer Heimatstadt Kehl dabei besonders schwer. Alle anderen Vereine in der Umgebung – unsere Gegner – hatten bereits schon 1947 mit dem Handball wieder angefangen. So konnten wir anfangs kaum spielerische Erfolge verzeichnen. Aber auch vereinsintern hatten wir manche Hürde zu überwinden. Die Engstirnigkeit, ja Verböhrtheit unserer Vereinsoberen, die immer noch dem „Jahnturnen“ Vorzug gaben, machten uns sehr zu schaffen. Wir waren lange Zeit ein regelrechtes Stiefkind. Um jedes Trikot, um jeden Ball usw. mussten wir betteln. Das hat uns aber nicht entmutigt. Ge-



Handballmannschaft 1954

Die „Handballrebelln“ der KT gehen zum KFV! Aufgrund vereinsinterner Querelen traten 1954 mehrere Spieler aus der KT aus und gründeten beim Kehler Fußballverein eine eigene Handballabteilung. Hier die 1. KFV-Handballmannschaft 1954.

Hinten stehend von links: Günther Zeeb – Günter Ross – Werner Weig – Kurt Maier – Ewald Eichhorn – Fritz Hess (in Zivil)

In der Mitte von links: Willi Nuber – Kurt Sidler – Ernst Mössner

Vorne von links: Helmut Wassner – Paul Rohrbach – Ernst Behr

Auf dem Bild fehlen: Harry Rappolt und Leo Heikamp.

spielt haben wir auch auf dem bereits erwähnten Platz an der Schutter, hinter dem ehemaligen KFV-Gelände (Sauweide). Duschen hatten wir in den alten verfallenen „Sporthäuschen“ kaum.

Erst 1959 bekamen wir unseren jetzigen schönen Sportplatz beim Schwimmbad bzw. Rheinstadion, mit ordentlichem Clubhaus. Bald jedoch wurde Feldhandball abgeschafft und es wurde Kleinfeld- bzw. Hallenhandball gespielt. Auch hier waren wir jahrelang in Kehl ohne eine handballgerechte Sporthalle. Alle Spiele mussten wir in Offenburg austragen, jedoch ebenfalls in einer damals primitiven Ausstellungshalle.

1953 kam es zu einem Eklat. Vereinsinterne Schwierigkeiten führten letztlich dazu, dass einige Handballer – darunter auch ich – aus der KT austraten und beim KFV eine eigene Handballabteilung gründeten. So kam es zu der kuriosen Situation, dass zwei Kehler Handballteams gegen-



*Oktober 1958: Die Turnerschaft Kehl ist Meister der Bezirksklasse Offenburg
Die Meistermannschaft vor ihrem 1. Aufstiegsenspiel zur Landesliga:
Von links stehend: Alfons Kapp (Betreuer) – Günther Zeeb – Klaus Sommer –
Ernst Hürster – Emil Lippoth – Hermann Reichle
Von links in der Mitte: Kurt Hess – Dieter Reichle – Siegfried Thus
Von links knieend: Kurt Maier – Hans Schillinger – Kurt Kleis
Ganz rechts: Friedrich Beinert (1. Vorsitzender der KT).*

einander spielten. (Darüber habe ich an anderer Stelle berichtet). Handballerisch war diese Situation alles andere als förderlich für den Kehler Handball. Profitiert davon haben letztlich nur unsere Gegner. Zum Glück währte diese Trennung nur eine Spielrunde, dann schlossen wir uns vernünftigerweise wieder zusammen und ab 1955 waren wir wieder eine Einheit.

Wie in jeder Ballsportart gab es genügend Meisterschaften, Aufstiege und auch „Schlusslichter“. 1993 kam es mit dem TuS Marlen zu einem Zusammenschluss bzw. zu einer Spielvereinigung, die sich einige Jahre auch recht gut bewährte, nun aber nach und nach aufgelöst wurde.

Heutzutage hat der Handball in unserem Verein einen großen Stellenwert. Dank dafür auch unserer jetzigen jungen Vorstandschaft, Ralph Schäfer und Christiane Luhr. Inzwischen haben wir auch noch eine 2. eigene Vereinshalle, die „KT-Arena“, wo nun alle unsere Spiele ausgetragen werden.



PRESSTRADE CUP Handballturnier in Kehl am 6. Juni 2008

Einlagespiel Traditionsteam Turnerschaft Kehl – Team TuS Marlen (12:16)

*Das Traditionsteam der Turnerschaft Kehl, hinten von links: Gerd Heyer (Coach) – Günther Zeeb – Roger Georger – Lothar Haupt – Volker Mätz – Eckhard Meier
Vorne von links: Roland Hauser – Uwe Mälger – Jürgen Hauser – Erik Mätz – Holger Veit*

Hier hat Günther Zeeb mit sage und schreibe 75 Jahren (!) sogar noch mal gespielt!

Zum jetzigen Zeitpunkt (Juni 2008) haben wir einen regelrechten „Handballboom“. Unsere 1. Mannschaft hat in einem beispiellosen Durchmarsch von der Kreisliga A den Aufstieg in die Landesliga geschafft. Und man kann sagen, mit dem ebenfalls jungen Abteilungsteam tut sich was. Es mag übertrieben klingen, aber derzeit haben wir in Kehl eine zuvor noch nie erlebte „Handball-Euphorie“.

War es vor einigen Jahren Günter Wöllner (ESV Offenburg), der unsere damalige Mannschaft in die Landesliga führte, so haben wir jetzt mit Thierry Demangeon erstmals einen französischen Erfolgstrainer aus Schlettstadt (F), der unsere „Erste“ in die Landesliga geführt hat.

Ziel wird sein, dass sich die Turnerschaft Kehl in der Landesliga dauerhaft etabliert. Wenn das jetzige Niveau und insbesondere die Kameradschaft in der Abteilung und der Mannschaft beibehalten wird, dann dürfte es uns um den Handball unter dem neuen Abteilungsleiter Torsten Sasse nicht bange sein.

Eine Anekdote

Dies ist die denkwürdige Geschichte eines Tores. Es war das letzte Tor unseres Handballkameraden Lothar Haupt in einem Verbandsspiel mit der SG Marlen/Kehl III gegen den TV Willstätt III.

Lothar kann es einfach nicht lassen! Immer und immer wieder erzählt er bei unseren Stammtischtreffen unserer ehemaligen 3. Mannschaft von diesem Tor – und eigentlich hat er recht. Nachdem ich in Co-Produktion an diesem Treffer beteiligt war, soll die Geschichte auch „verewigt“ werden.

Die Vorgeschichte

Kreisklasse C, Hallenhandballsaison 1998/99. Es war für unsere 3. Mannschaft der Turnerschaft Kehl die letzte Saison. Wir wollten danach alle aufhören. Grund dafür war, dass wir immer älter, bzw. unsere Gegner immer jünger wurden. Verstärkung aus der 2. oder gar von der 1. Mannschaft war weit und breit nicht in Sicht. So verloren wir fast alle Spiele und das machte nun wirklich keinen Spaß mehr. Wir hatten noch zwei Auswärtsspiele zu bestreiten, danach war für uns endgültig Schluss.

Das vorletzte Spiel führte uns daher zu Willstätt 3. Das Vorspiel in Kehl bei uns hatten die Willstätter mit 26:20 klar gewonnen und daher rechneten wir uns im Rückspiel in Willstätt eigentlich keine Siegeschancen aus. Zumal auch das sportliche Verhältnis zu den Willstättern nicht gerade das Beste war.

Das Spiel

In den ersten Minuten führten wir mit 0:1 und 1:2 (das 2. Tor war von mir – leider mein Einziges in diesem Spiel). Danach übernahmen die Gastgeber das Kommando und gingen ihrerseits in Führung, ohne sich allerdings entscheidend absetzen zu können. Zur Halbzeit lagen wir dann mit 10:13 zurück. Auch in der 2. Hälfte führte Willstätt ständig mit 2–3 Toren, wir ließen sie aber nicht davonziehen, blieben mit einem unbändigen Kampfeswillen immer wieder nah dran. Ca. 1 Minute vor Spielende lagen wir wieder mit 18:20 zurück. In dieser Phase verwandelte uns Rolf Haas noch einen Siebenmeter zum 19:20.

Das Tor

Auf der Hallen-Spielzeituhr waren noch etwa 15 Sekunden zu spielen. Sollten wir wieder und dieses Mal so knapp verlieren? Der TV Willstätt war im Ballbesitz, aber dann patzten sie und wir fingen ihren Angriff ab. Jetzt war höchste Eile geboten. Im Gegenstoß unsererseits konnte der TV

einen Wurf von uns ebenfalls abwehren, aber das Leder landete für uns im Seitenaus! Ich war zu dem Zeitpunkt auf Rechtsaußen ausgewichen, um unseren Angriff in der Mitte etwas Platz zu machen. Die Uhr zeigte noch grade 5 Sekunden bis zum Abpfiff. Direkt neben mir lag das Leder im Aus. Ich schnappte mir den Ball und in diesem Augenblick kam Lothar von halbrechts angestürmt und schreit: „Günter, schnell!“ Ich legte ihm den Ball direkt in den Lauf und in einen Verzweiflungswurf – Alles oder Nichts! – legte er alles rein, was nach den anstrengenden 60 Minuten noch drin war. Und flach – unhaltbar – zischte seine Granate mitten durch die Willstätter Deckung ins Netz!

Dann die Schlusssirene und unser Jubel, doch noch das Unentschieden geschafft: 20:20. Das verdutzte Gesicht des Willstätter Schlussmannes und die enttäuschten Gesichter seiner Mannschaft sehen wir heute noch mit – ich geb's gerne zu – großer Schadenfreude!

Danach gab es für uns nur noch das letzte Spiel in Gengenbach, wo dann aber schon die halbe Mannschaft fehlte und wir daher glatt mit 14:24 verloren. Auch Lothar war da schon nicht mehr dabei. Sein letztes Tor war das eben Geschilderte und ich weiß es, sicher eines seiner Schönsten – und das bleibt für ihn und uns – auch wenn es pathetisch klingen mag – immer in Erinnerung!

Unsere 3. Mannschaft wurde danach völlig aufgelöst und erst später durch eine ganz andere, viel jüngere Mannschaft, ersetzt.

Ein Handballtor der besonderen Art

Entschuldigung, wenn ich so selbstbewusst bin, aber es betrifft mich persönlich: Nach dem bereits erwähnten Aufschwung des Handballsportes in der KT gab es im September 2008 auch erstmals ein Handballturnier mit Oberligamannschaften („Press-Trade-Cup“) in unserer neuen Sporthalle (KT-Arena).

Unser neuer Abteilungsleiter, Torsten Sasse, hatte dabei die Idee eines Einlagespiels der „Ehemaligen“ gegen einen entsprechenden Gegner (TuS Marlen). Ich hatte dann den Auftrag, unsere ehemaligen Spieler zusammenzubringen. Was mir letztlich auch gelang. So spielten wir gegen die allerdings weit jüngeren Handballkameraden über 2 x 15 Minuten das besagte Einlagespiel.

Zu dem Zeitpunkt war es wenige Tage vor meinem 75. Geburtstag. Aus Spaß hatte ich immer gesagt, dass ich in dieser schönen Halle auch gerne noch gespielt hätte. Und da hatte ich die „verrückte“ Idee. Zwar schon 75, aber ich wage es nochmals. Erstaunlicherweise kein Protest meiner alten Kameraden, wohl aus „Ehrfurcht“ vom meinem Handballalter!

Wir gerieten von Anfang an in Rückstand, wie gesagt, unser Gegner war jünger, schneller und auch noch ehrgeizig. Ich selbst hatte enorme

Schwierigkeiten mit dem völlig verharzten Ball. In meinen ganzen 53 Jahre als aktiver Handballer hatte ich noch nie Harz gebraucht und benutzt. Die Unsitte wird nun aber auch bei uns einfach nicht mehr gestattet. Meine wenigen Würfe wurden daher vom Marleener Schlussmann ganz lässig gehalten. Kurz vor Schluss, beim Stande von 11:16 für Marlen, saß ich auf der Auswechselbank, da geben die Schiris einen Siebenmeter für uns.

Und nun geschah etwas, was mich sehr berührt hat: Alle Mannschaftskameraden riefen einstimmig: „Günther, komm rein, den machst du!“ Unser Trainer, Gerd Heyer, zog mich von der Bank hoch, klopfte mir auf die Schulter und schubste mich aufs Spielfeld. Natürlich schaute jetzt alles auf mich und ich hatte gar kein gutes Gefühl nach den vorherigen Wurfversuchen. „Wenn du dich jetzt nur nicht blamierst!“, schoss es mir durch den Kopf. Marlens Schlussmann bot mir keine Ecke an, blieb einfach in der Mitte stehen. Ich wusste, nur nicht zögern, nicht antäuschen, das geht mit Sicherheit schief. Sofort nach dem Pfiff zog ich (Linkshänder) unten links dicht neben den Pfosten – und – drin war er! Ich war unendlich erleichtert – mit 75 Jahren durfte ich noch mal ein Tor schießen – mit absoluter Sicherheit mein allerletztes! Wie gesagt, das tolle Verhalten meiner Mannschaftskameraden und des Trainers hat mich richtig aufgewühlt. Dieses, mein letztes Tor, werde ich dann auch nie vergessen.

Nicht nur Champagner und Wettfieber

Zum sportlichen Aspekt der Galopprennen in Baden-Baden

Martin Furtwängler

Galopprennen? Vollblüter? Jockeys? Für die meisten Menschen in Baden klingen diese Begriffe exotisch. Es verbindet sich mit ihnen vielleicht die Vorstellung vom gesellschaftlichen Glanz der königlichen Rennbahn in Ascot, von Fracks, Zylinder und Bowler, von extravagant gekleideten Damen mit Champagnerglas und Hummercocktail. Viele dürften jedoch auch leicht skeptisch die Nase rümpfen, schließlich steht mit den Rennen überall auf der Welt das Wetten auf die schnellen Pferde in Verbindung. Und diesem Milieu der Wetter und Zocker haftet etwas Zwielfichtiges an, verströmt es doch zu Recht oder zu Unrecht, dies sei einmal dahingestellt, den Geruch von Halbwelt. Dieses Spannungsfeld ist auch Teil der Geschichte der wichtigsten deutschen Galopprennbahn in Iffezheim bei Baden-Baden.¹ Ja, die Bereiche des Gesellschaftlichen wie des Glückspiels überlagern vielfach die sportliche Bedeutung, die diesen Rennveranstaltungen eben auch innewohnt. Aus diesem Grund soll der Aspekt des Sports bei den Galopp-



Vor dem Rennen können die Teilnehmer von den Besuchern im Führung genau unter die Lupe genommen werden, wie hier während der „Großen Woche“ in Baden-Baden im Jahr 2008
(Abb.: privat)

rennen in Iffezheim in den folgenden Ausführungen einmal im Mittelpunkt der Betrachtung stehen. Andererseits wäre die Darstellung dieses sportlichen Bereichs allein nur unvollständig, wenn diese nicht in die Geschichte des Rennplatzes Iffezheim insgesamt eingebettet würde. Deshalb möchte ich vorab die Entwicklung, welche Rennbahn und Rennveranstaltungen bislang genommen haben, kurz skizzieren.

Der Rennplatz in Iffezheim und die dort stattfindenden Rennsportveranstaltungen gehen zurück auf die 50er-Jahre des 19. Jahrhunderts. Der damalige Pächter der Spielbank Baden-Baden, Edouard Bénazet, suchte eine neue Attraktion, um die Anziehungskraft der damals als Sommermetropole Europas bekannten Bäderstadt Baden-Baden und damit vor allem auch die seines Unternehmens zu steigern. Dabei verfiel er auf die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bei seinen französischen Landsleuten, aber auch in Deutschland immer beliebter werdenden Rennen mit englischen Vollblütern. Bei dem Dorf Iffezheim fand sich ein geeignetes Gelände, auf dem Bénazet Bahn und Tribünen errichten ließ. Abgesichert durch die Einnahmen der Spielbank konnten so am 5. September 1858 die ersten Rennen gestartet werden.² Der rege Zuspruch vonseiten der Pferdebesitzer und des Publikums führten zu einer Weiterführung der Rennen in den folgenden Jahren.

Dass diese Veranstaltungen eine nunmehr schon über 150 Jahre dauernde Fortführung erleben würden, vermochte damals freilich niemand zu ahnen. Denn schon mit dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 war deren Existenz ernsthaft gefährdet. Die bis dahin dominierenden französischen Besitzer weigerten sich in den folgenden Jahren, nach Baden-Baden, ins Land des Feindes, zu kommen, den Rennen wurden so mit einem Schlag die wichtigsten und besten Starter entzogen.³ Doch damit nicht genug: Mit der Reichsgründung erlangte auch ein Gesetz des Norddeutschen Bundes in Baden Geltung, welches das Betreiben von Spielbanken im neuen Deutschen Reich verbot. In Baden-Baden gingen Ende Oktober 1872 die Lichter im Kasino aus und sollten erst wieder im Herbst 1933 angemacht werden.⁴ Den Rennen wurde somit die finanzielle Grundlage entrissen. Gerettet wurde die Veranstaltung letztlich durch rennsportbegeisterte Männer aus Hochadel und Großbürgertum, die 1872 den Internationalen Club gründeten, der sich die Aufgabe stellte, in Baden-Baden internationale Pferderennen durchzuführen. Bis heute liegen Organisation und Durchführung der Rennen in Baden-Baden in den Händen dieser auf die soziale Exklusivität ihrer Mitglieder achtenden Vereinigung.⁵

Schwierigkeiten, ja Krisen gab es bei der Durchführung der Rennen auch unter der Regie des Internationalen Clubs immer wieder. Sie verliefen parallel zur allgemeinen Geschichte. So beendete der Ausbruch des Ersten Weltkrieges die Epoche der glanzvollen Rennveranstaltungen, die vor allem durch die große Präsenz gekrönter und hochadliger Häupter gekenn-

zeichnet war. Zudem führte der Erste Weltkrieg zur ersten Unterbrechung des Rennbetriebs für mehrere Jahre. Während des Krieges begründeten vor allem moralische Bedenken der politischen Führung des Reiches, in schweren Kriegszeiten Vergnügungen wie Pferderennen zu veranstalten, die Absage der Rennen.⁶ Und nach dem Friedensschluss 1919 war die wirtschaftliche Lage in Deutschland so angespannt, dass eine Wiederaufnahme der Veranstaltung erst 1921 erfolgen konnte. Wenige Jahre später folgte das nächste Bedrängnis: Die Weltwirtschaftskrise führte zu den bis dahin schwersten wirtschaftlichen Problemen der Rennveranstaltung und brachte diese an den Rand der Absage. Drastische Kürzungen bei den Preisgeldern und im Umfang des Programms waren die Folge. Nur mit Mühe konnte der Internationale Club die Veranstaltung über die Zeit bringen.⁷ Selbst der Rennsportverband in Berlin fürchtete damals die negativen Konsequenzen eines nur einmaligen Ausfalls des Meetings⁸ in Baden-Baden für den deutschen Rennsport insgesamt und bat den Internationalen Club inständig darum, alles zu tun, um die Veranstaltung zu sichern.⁹ Der Zweite Weltkrieg bewirkte dann zunächst aufgrund von Transportschwierigkeiten abermals einen Ausfall der Rennen in Baden-Baden. Schließlich standen die meisten potenziellen Starter auf der Rennbahn in Berlin-Hoppegarten im Training und hätten für die Rennen erst nach Baden-Baden geschafft werden müssen. Ersatzweise wurde die „Große Woche“ deshalb 1942 an drei Renntagen in Hoppegarten durchgeführt, in den beiden folgenden Jahren schrumpfte das Programm dort dann auf jeweils einen Renntag zusammen. Die Beschränkungen der Besatzungszeit erlaubten eine Wiederaufnahme des Rennbetriebs erst im Jahr 1951. Seitdem konnten die Rennen jedoch ohne Unterbrechung durchgeführt werden und erfreuten sich zunehmender Beliebtheit beim Publikum. Nun entwickelten sie sich immer mehr zu einer Massenveranstaltung, eine Tendenz, die allerdings bis in die Kaiserzeit zurückreicht.

Dies machte sich auch in einer erheblichen Ausdehnung des Programms bemerkbar. Bis nach dem Zweiten Weltkrieg gab es mit der sogenannten „Große Woche“ im Spätsommer nur ein Meeting in Baden-Baden – abgesehen von den Jahren 1872 bis 1890, als man im Herbst noch ein sogenanntes Armeemeeting durchführte.¹⁰ Ende der 1960er-Jahre wurden dann Pläne für ein weiteres Meeting im Frühsommer umgesetzt, das sich bis 1985 zu einer Veranstaltung von sechs Renntagen auswuchs und damit seitdem denselben Umfang wie die „Große Woche“ ausweist.¹¹ Nach der Jahrtausendwende bekam der Baden-Badener Rennkalender seine jetzige Gestalt. Auf Initiative des Internationalen Clubs, der dadurch eine bessere Auslastung der eigenen Rennbahn erreichen wollte, wurde 2004 das dreitägige sogenannte „Sales and Racing Festival“ im Oktober als drittes ständiges Meeting eingeführt, das neben den Rennen durch eine große Pferdeauction geprägt ist.¹²



*Ein Jagdrennen führt über feste Hindernisse, wie hier über den Wassergraben vor der Großen Sattelplatztribüne in Iffezheim während eines Rennens der „Großen Woche“ 2008
(Abb.: privat)*

Lange Jahre war so ein steter Aufschwung an Zuschauerzahlen, an Umsatz sowie – ganz wichtig – an der Bedeutung der Rennen zu vermelden. Denn auf keiner Bahn in Deutschland werden so viele sogenannte Grupperennen gelaufen wie an der Oos – Grupperennen sind Rennen der drei höchsten internationalen Kategorien (Gruppe I-III), die zur besseren Vergleichbarkeit der Ergebnisse in Europa 1972 eingeführt wurden.¹³ Insgesamt 13 dieser Spitzenprüfungen kamen 2008 in Baden-Baden zur Austragung, allen voran der seit 1858 als wichtigstes Ereignis des Rennjahres gelaufene „Große Preis von Baden“, der zur allerhöchsten Kategorie, der Gruppe 1, gehört.

In jüngster Zeit jedoch wird der Rennsport in Deutschland und auch in Baden-Baden von einer existenzbedrohenden Krise erschüttert. Hintergrund sind die einbrechenden Wetteinnahmen. Das Wettgeschäft, das auch vom Internationalen Club auf der Bahn betrieben wird, trug seit dem Ende des 19. Jahrhunderts maßgeblich zur Finanzierung des Rennbetriebs bei. Seine Bedeutung für den Rennsport hat der englische Autor und Galoppexperte Wray Vamplew einmal treffend mit den Worten umschrieben: „gambling is the keystone of racing“.¹⁴ Seit Mitte der 1990er-Jahre sprudelt diese Geldquelle jedoch immer spärlicher, und mit der Jahrtausendwende sind die Einnahmen regelrecht eingebrochen, bei jährlichen Rückgängen im zweistelligen Prozentbereich.¹⁵ Hauptursache ist das zunehmende Wettgeschäft über das Internet, gerade auch bei im Ausland sitzenden Anbietern, wodurch die Wetteinsätze auf die Rennen an den Kassen

der Veranstalter vorbeilaufen. Anstrengungen des Rennsportverbandes, eine Novelle des seit 1922 geltenden Rennwettgesetzes zu erreichen, um den Rennsportvereinen eine bessere finanzielle Ausstattung zu ermöglichen, blieben bislang ohne Erfolg.¹⁶ Ob sich die Branche und damit auch die Rennen in Iffezheim aus dieser Krise befreien können, bleibt abzuwarten.

Sollte dies nicht gelingen, dann stünde eine der ältesten Sportarten in Deutschland vor dem Aus. Denn schon seit 1822 werden hierzulande Galopprennen mit Vollblutpferden durchgeführt. Den Anfang machte damals das mecklenburgische Seebad Bad Doberan. Ihren Ursprung hatten diese Rennen mit Vollblütern jedoch in England. Dort war es seit dem Ende des 17. Jahrhunderts zur Ausbildung einer besonderen neuen Pferderasse gekommen: dem Vollblut. Sie ging durch intensive Züchtung aus der Paarung von im Wesentlichen drei Araberhengsten (Byerley Turk, Darley Arabian, Godolphin Arabian) und einheimischen Gallowaystuten hervor. Als Prototyp der neuen Rasse gilt der 1764 geborene „Eclipse“.¹⁷ Die Vollblüter erwiesen sich bald gegenüber allen anderen Pferderassen in Bezug auf Schnelligkeit und Antrittsfähigkeit überlegen. Die Rennen mit ihnen erfreuten sich auf den britischen Inseln daher immer größerer Beliebtheit. Im 19. Jahrhundert schwappte die Begeisterung dann auf den Kontinent über. Vor allem in Frankreich griff man dieses britische Sportvergnügen auf und intensivierte auch bald eigene züchterische Anstrengungen.

In Baden-Baden dominierten, wie bereits erwähnt, in den 1850er- und 1860er-Jahren infolgedessen zunächst auch die französischen Vollblüter das Renngeschehen. Zwar gewann das erste dort überhaupt gelaufene Rennen, den „Preis vom Schloss Favorite“, Freiherr von Gemmingens Stute „Amazone“.¹⁸ Doch es gehört zu den Kuriositäten in der Geschichte des Rennplatzes Iffezheim, dass ihr dieses „Kunststück“ wohl vor allem deshalb gelang, weil sie die einzige Starterin in diesem Rennen war. Der „Große Preis von Baden“ jedoch, das „Zukunftsrennen“ und die anderen wichtigen Prüfungen sahen fast nur französische Sieger.¹⁹ Die Dominanz der französischen Pferde war letztlich so groß, dass die einheimischen Pferdebesitzer Iffezheim in den Anfangsjahren weitgehend mieden. Man rechnete sich einfach keine Chancen auf Siege aus.

Erst das Ausbleiben der Franzosen nach 1870 veränderte das Bild. Neben deutschen und englischen Pferden reihten sich nunmehr in stärkerem Maße auch Starter aus Österreich-Ungarn in die Siegerlisten ein und sorgten so dafür, dass der Internationale Club trotz des französischen Boykotts seinem internationalen Anspruch gerecht werden konnte. Im Jahr 1873 gewann schließlich mit Graf von Renards „Hochstapler“ erstmals ein deutsches Pferd den „Großen Preis von Baden“,²⁰ doch der erste wirkliche vierbeinige Star in Iffezheim war mit „Kincsem“ eine Stute aus Österreich-Ungarn. In ihrer von 1876 bis 1879 andauernden Rennkarriere ging sie 54



Das ungarische Wunderpferd „Kincsem“

(Abb.: privat)

Mal an den Start und blieb unbesiegt. Eine vorher und nachher nie mehr erreichte Bilanz, weshalb „Kincsem“ wohl zu Recht „als das erfolgreichste Rennpferd aller Zeiten und Länder bezeichnet werden“ kann.²¹ Die reise-
freudige Stute errang ihre Siege dabei gegen stärkste Gegner in Ungarn, Österreich, Deutschland, England und Frankreich. In Iffezheim war die Stute als erstes Pferd drei Mal hintereinander (1877 bis 1879) im „Großen Preis von Baden“ siegreich. Unvergessen war dabei ihr zweiter Sieg 1878. Das Rennen, das damals über 3.200 m ging (heute 2.400 m), endete aufgrund der Unachtsamkeit des Jockeys von „Kincsem“, der sich schon vor dem Pfosten als sicherer Sieger wähnte und das Tempo herausnahm, mit dem Richterspruch „totes Rennen“ zwischen „Prince Giles“ und „Kincsem“. Deren Besitzer Ernő von Blaskovits verlangte verärgert eine Wiederholung des Rennens, die nach einer kurzen Pause zwischen den beiden Erstplatzierten auch ausgetragen wurde. Eine heute kaum mehr vorstellbare Vorgehensweise, die auch schon aus Gründen des Schutzes für die vierbeinigen Leistungssportler von keiner Rennleitung mehr akzeptiert würde.

Doch damals ging es nochmals über die mehr als drei Kilometer lange Strecke. Das Ergebnis war dann eindeutig: „Kincsem“ gewann die Wiederholung überlegen, obwohl sie sieben Kilo Mehrgewicht zu tragen hatte.²² In Erinnerung an dieses große Rennpferd wird in Iffezheim heute noch ein Rennen nach „Kincsem“ benannt, und auch ein Turm der Iffezheimer Tribüne trägt ihren Namen.

Zum 25-jährigen Jubiläum der Rennen 1883 kehrten dann auch die französischen Starter wieder nach Iffezheim zurück. Zunächst zwar nur vereinzelt, doch die Wunden des Krieges begannen langsam zu vernarben und kurz nach der Jahrhundertwende hatten die französischen Vollblüter wieder ein derartige Dominanz erreicht, dass sich der Internationale Club Sorgen um die Internationalität seiner Rennen machte, weil die deutschen und österreichischen Pferde aus Resignation ihrer Besitzer wieder mehr und mehr ausblieben.²³ Doch nun versuchte der Internationale Club gegenzusteuern. Im Jahr 1903 wurden beschlossen, in den wichtigsten Rennen („Zukunftsrennen“, „Altes Badener Jagdrennen“, „Fürstenberg-Memorial“ und „Großer Preis von Baden“) den nicht aus England und Frankreich stammenden Pferden eine Gewichtserlaubnis von 3,5 kg zu gewähren.²⁴ Sie hatten also im Rennen weniger Gewicht zu tragen, als ihnen gemäß den Bedingungen der jeweiligen Rennausschreibung eigentlich zugekommen wäre, ein nicht zu unterschätzender Vorteil. Ein Jahr später legte das Rennkomitee zudem noch fest, jenseits der Hauptrennen einen Teil der Rennpreise zukünftig deutschen bzw. österreichisch-ungarischen Pferden vorzubehalten, eine Regelung, die noch nach dem Zweiten Weltkrieg Gültigkeit besaß.²⁵ Dennoch blieben Siege deutscher Vollblüter in den großen Iffezheimer Rennen zunächst selten. Dies lag nicht zuletzt an den Eigentümlichkeiten der deutschen Zucht, denn diese stagnierte. Die meisten Besitzer importierten nur ausländische Pferde oder zogen als Deckhengste nur ausländische Beschäler heran, ohne dann deren Nachkommen, selbst wenn diese auf der Bahn erfolgreich waren, in die eigene Zucht zu integrieren. Letztlich kam man so an das Leistungsniveau der englischen und französischen Spitzenpferde nicht heran. Auf den deutschen Rennbahnen und nicht zuletzt in Baden-Baden hagelte es im Vergleich mit den englischen und französischen Vollblütern Niederlage auf Niederlage. Erst mit der Intensivierung und Weiterentwicklung einer eigenen deutschen Zucht zu Beginn des 20. Jahrhunderts sollte sich dies allmählich ändern. Die in diesem Bereich sehr innovativen Brüder Arthur (1860–1943) und Carl (1861–1943) von Weinberg²⁶ waren dabei vielen Züchtern ein Vorbild, konnten sie mit den Pferden ihres Gestüts „Waldfried“ doch schon vor dem Ersten Weltkrieg erste Erfolge verbuchen:²⁷ So gewann ihr Hengst „Faust“ 1908 unter großem Jubel der Besucher auf der Iffezheimer Bahn nicht nur das „Fürstenberg-Memorial“, sondern auch das „Prinz-Hermann-von-Sachsen-Weimar-Memorial“ und schließlich den

„Großen Preis von Baden“.²⁸ Der Erste Weltkrieg förderte erzwungenermaßen die Konzentration auf die eigene Zucht in Deutschland weiter, da nun ein Import von Vollblütern nicht möglich war.²⁹

Nach der durch den Ersten Weltkrieg bedingten Rennpause traten ausländische Pferde erstmals 1924 wieder in Iffezheim an. Sie kamen zunächst nur aus Italien, wenig später folgten jedoch auch wieder Starter aus den Ländern der übrigen ehemaligen deutschen Kriegsgegner. Sie trafen nun jedoch auf eine erstarkte deutsche Zucht. Ausdruck dieser Veränderungen war nicht zuletzt, dass nun erstmals ein deutsches Pferd zum unbestrittenen Star der Rennen in Iffezheim avancierte: „Oleander“ aus dem Gestüt Schlenderhahn, dem ältesten und heute noch erfolgreichsten deutschen Privatgestüt.³⁰ Ihm gelang es zwischen 1927 und 1929 als bislang einzigem Pferd bis heute, den Dreifach-Triumph von „Kincsem“ im „Großen Preis von Baden“ zu wiederholen. Seine Siege über die doch lange Zeit übermächtige französische Konkurrenz waren dabei jedoch mehr als nur einfache Rennerfolge. Für die Zeitgenossen wurden sie zu Triumphen der von Krieg und Niederlage 1918 gebeutelten Nation über die Siegermacht Frankreich stilisiert und enthusiastisch gefeiert.³¹ Die auf der Bahn herrschende Begeisterung gibt das Baden-Badener Badeblatt mit ironisch-kritischem Unterton wieder:³²

„... Die Pferde werden zur Tribünenparade geführt. Alles drängt nach vorne. Die Luft ist mit Elektrizität geladen. Die Spannung wird fast unerträglich als sie der Start etwas löst. Das Feld zieht davon, die Franzosen weit am Ende. Unbeschreibliches Triumphgefühl. Dann plötzlich der Umschlag. Ein Augenblick lähmende Stille. Und dann Ekstase, als in großer Fahrt Oleander, Sac à papier, Grillemont an der Spitze eines weit auseinander gezogenen Feldes an den Tribünen vorbei dem Ziel zurasen. Schreien, Händeklatschen. Ein tobendes taumelndes Menschenmeer, das jäh aufbraust und plötzlich in tausendquirlende Wirbel abstürzt. Das Unfaßbare war geschehen. Mit sehr knapper Halslänge hatte die deutsche Zucht sich vor ‚mittelmäßigen‘ französischen Pferden behauptet ... Noch einmal stieg die Begeisterung als die Siegerpferde nach der Wage zurückgebracht wurden ... Zum ersten Mal seit dem Krieg waren dieses Jahr französische Pferde von, wie sich gestern herausgestellt hat, bemerkenswert guter Qualität vertreten. Wir hoffen zuversichtlich, ... [dass die Franzosen im nächsten Jahr wieder kommen]. Die Iffezheimer Rennen, deren Grundlage seit ihrem Bestehen die Internationalität war und auch wieder werden muß, und mit ihnen Baden-Baden, werden nur den Gewinn davon haben.“

Bei aller Freude des Publikums über die Siege einheimischer Vollblüter – und das klingt in diesem Artikel auch schon an – ging mit dem Erstarren der deutschen Zucht auch eine etwas geringere Beteiligung wirklicher aus-

ländischer Spitzenpferde in Baden-Baden einher, galt Iffezheim doch damals nicht mehr als allererste Adresse des internationalen Rennsports.³³ Als Ausdruck dieser gewandelten Verhältnisse kann letztlich die Tatsache gelten, dass es bis 1937 dauerte, ehe mit „Dadji“ wieder ein französisches Pferd den „Großen Preis von Baden“ gewann.

Nach dem Zweiten Weltkrieg setzten sich diese Tendenzen fort, und die Sieger z. B. im „Großen Preis von Baden“ kamen seitdem mehrheitlich aus einheimischen Rennställen. Dabei ist das in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts beachtlich hohe Leistungsniveau der deutschen Vollblutzucht bemerkenswert, insbesondere da diese im Vergleich zu den großen Zucht- und Rennsportländern wie Großbritannien, Irland, Frankreich, USA etc. weit weniger zahlreich ist.³⁴ Stars der Rennbahn wurden nun in stärkerem Maße auch in Deutschland geboren. In Bezug auf Iffezheim gilt dies insbesondere für den Hengst „Acatenango“ aus dem Gestüt Fährhof,³⁵ der den „Großen Preis von Baden“ 1986 und 1987 gewann, oder auch für dessen Sohn „Lando“, der 1993 und 1994 an der Oos siegreich war und dem als größter Triumph der bisher einzige deutsche Sieg im „Japan-Cup“ gelang.³⁶ Dennoch zeigt sich in manchen Jahren auch in den Baden-Badener Hauptrennen die in der Breite natürlich immer noch bestehende Überlegenheit der großen Galoppsportländer. So gab es 2003 nur einen deutschen Sieg in den sechs Haupt-Rennen der „Großen Woche“.³⁷ Dennoch, um den „Großen Preis“ zu gewinnen, genügt es für die ausländischen Gäste meist nicht mehr, mit zweitklassigen Pferden anzureisen. Doch aufgrund der hierzulande niedrigeren Preisgelder verzichteten viele ausländische Besitzer auf einen Start ihrer vierbeinigen Stars, worunter die Internationalität des großen Iffezheimer Rennen mitunter etwas leidet. Zuweilen wird der „Große Preis von Baden“ jedoch als Formtest für den rund einen Monat später stattfindenden „Prix de l’Arc de Triomphe“ in Longchamps bei Paris genutzt, dem wichtigsten Galopprennen des Jahres in Europa. Der letzte, der beide Prüfungen erfolgreich absolvierte, war 2002 „Marienbard“, der in den Farben des weltweit größten Rennstalls „Godolphin“ lief, dem Rennimperium der Herrscherfamilie von Dubai, Al Maktoum.³⁸

Ende der 1990er-Jahre jedoch schien der Internationale Club sein wichtigstes Rennen in der Kategorie der weltweit bedeutendsten Galopprennen etablieren zu können. Als einziges Rennen aus Deutschland wurde der „Große Preis von Baden“ in die damals gegründete „World Series of Racing Championships“ aufgenommen, die eine Art „Formel 1“ des weltweiten Galoppsports werden sollte. Eine deutliche Erhöhung der Dotierung auf umgerechnet eine Million Dollar war die Voraussetzung, die der Internationale Club in den Folgejahren meist mit Sponsoren auch aufbringen konnte. Iffezheim wurde so zum Schaufenster des deutschen Galoppsports und rangierte auf einer Ebene mit den Hippodromen in Paris, Ascot, Melbourne oder Hongkong. Entgegen der weitgehenden Zurückhaltung in den



Der Fährhofer Hengst „Silvano“ nach seinem Sieg im „Großen Preis der Wirtschaft“ (Gruppe 2) im Jahr 2000 in Baden-Baden. „Silvano“ gewann vor allem 2001 mehrere millionenschwere Rennen in Hongkong, Singapur und Chicago und wurde zu einem der gewinnreichsten deutschen Vollblüter überhaupt (Abb.: privat)

deutschen Medien erfreute sich der „Große Preis von Baden“ nun im Ausland einer bisher nie gekannten Beachtung mit Fernsehliveübertragungen u. a. nach den USA und nach Asien.³⁹ Die gewachsene Bedeutung des Rennens schlug sich aber auch im Starterfeld sichtbar nieder. Bei der Premiere der „Series“ im Jahr 2000 trat mit „Holding Court“ erstmals sogar ein amtierender französischer Derbysieger in Iffezheim an.⁴⁰ Gerade in diesem Rennen zeigte sich dann aber auch die nunmehr erreichte Klasse der deutschen Vollblutzucht. Denn diese starke ausländische Konkurrenz war den einheimischen Spitzenpferden nicht gewachsen, die mit dem Sieger „Samum“ aus dem Stall Blankenese (auch Sieger im Deutschen Derby des Jahres 2000) und der Zweitplatzierten Schlenderhahnerin „Catella“ einen bemerkenswerten Doppelerfolg einfuhren. Doch letztlich ließen sich die „World Series“ nicht halten. Im Jahr 2006 wurden sie eingestellt und auch der „Große Preis“ erfuhr im Jahr darauf eine erhebliche Herabsetzung seiner Dotierung.

Neben den Galopprennen auf der Flachbahn gab und gibt es in Iffezheim aber auch Hindernisport. Zwischen 1872 und 1890 war den Hindernisrennen sogar ein ganzes Meeting im Oktober gewidmet, bei dem das



„Samum“ aus dem Stall Blankenese mit dem mehrfachen deutschen Championjockey Andrasch Starke bei der Parade vor dem Start zum „Großen Preis von Baden“ im Jahr 2000 (Abb.: privat)

Militär den Ton angab und ausländische Reiter und Pferde nicht zugelassen waren.⁴¹ Heute ist in der Regel ein Rennen je Renntag aus diesem Bereich des Galoppsports entweder als Hürdenrennen (Rennen über bewegliche Hindernisse) oder als Jagdrennen (Rennen über feste Hindernisse) im Programm verankert. Am bedeutsamsten ist dabei sicherlich das „Alte Badener Jagdrennen“. Erstmals 1861 ausgetragen führte es zunächst zum größten Teil über freies Gelände, bis die Jagdbahn im Interesse der Zuschauer auf den Tribünen in die Anlage integriert wurde.⁴² In der Öffentlichkeit ist der Hindernissport heute etwas in Misskredit geraten, vor allem durch schockierende Bilder, die besonders das schwere und mit vielen Verletzungen und Stürzen behaftete „Grand National“ in Aintree bei Liverpool aufzuweisen hat. In Baden-Baden sind die Rennen jedoch so gestaltet, dass es selten zu Abwürfen, Stürzen oder ernsthaften Verletzungen für Reiter und Pferde kommt. Allerdings besitzt die Hindernisbahn durchaus ihre Tücken. Denn deren Kurs hat die Besonderheit, dass er über einen Hügel, den sogenannten Kapellenberg führt, wobei der Abgang vom Berg noch von einer Rechtskurve begleitet wird, die schon manchem Reiter zum Verhängnis wurde. Wie schwierig es zuweilen ist, auf dem Hinderniskurs in der Spur

zu bleiben, zeigte sich beispielweise 1913, als Graf Holck auf „Onvide“ eben im „Alten Badener Jagdrennen“ als Vierter ins Ziel kam, aber dennoch gewann, weil die drei Erstplatzierten den falschen Kurs genommen hatten und disqualifiziert wurden.⁴³

Kann sich die Bahn in Baden-Baden mit Fug und Recht somit als das Mekka des deutschen Galoppsports betrachten, so gab es doch auch mehrere Versuche, dort Trabrennen zu etablieren. So wurden als Ersatz für die 1890 eingestellten Hindernisrennen ab 1891 im Oktober Trabrennen durchgeführt. Dieses Lieblingsprojekt des damals in Baden-Baden wohnhaften und hoch angesehenen Clubmitglieds, des russischen Fürsten W. A. Menschikoff⁴⁴, fand jedoch nur wenig Zuspruch bei den Zuschauern. Mit dem Tod des Fürsten 1894 kam folgerichtig auch das Ende dieser Rennen. Ein 1951 unternommener weiterer Versuch, Trabrennen zu etablieren, blieb ebenfalls Episode.

Der Galopprennsport ist eine der wenigen Sportarten auf der Welt, bei der Männer und Frauen im direkten Vergleich gegeneinander antreten. Dies betrifft sowohl die Tiere wie deren Reiter. Bei den Pferden wird der leichte körperliche Nachteil der Stuten mit einer prinzipiellen Gewichtserlaubnis von 2 kg zumindest partiell ausgeglichen. Außerdem werden schon lange spezielle, den Stuten vorbehaltene Rennen gelaufen. Bei den Reitern ist die Zulassung von Frauen jüngerer Datums. Noch im Kaiserreich war es undenkbar, dass sich Frauen überhaupt im sportlichen Wettkampf auf Vollblütern messen konnten. Erst in der Weimarer Republik griffen Frauen in ihnen vorbehaltenen Rennen, den sogenannten Amazonenrennen, in den Rennbetrieb ein. In Iffezheim wurde erstmals 1931 ein solches Rennen ausgetragen, wobei die Exotik dieses Ereignisses sich noch deutlich in den Pressemeldungen darüber niederschlug. So heißt es dazu in der Badischen Presse⁴⁵:

„Zum ersten Mal sah man auf der Iffezheimer Bahn Damen im Sattel, die in dem Amazonenrennen unter Beweis stellen wollten, daß sich auch Frauen auf dem grünen Rasen einen sportlichen Kampf liefern können. Es war keine schlechte Zugnummer, die sich der internationale Club mit diesem Damenrennen geschaffen hatte. Als sich die Amazonen auf dem vom Publikum vor diesem Rennen besonders stark umlagerten Sattelplatz in den Sattel schlangen, da war man allgemein gespannt, wer sich von diesen neun anmutigen Reiterinnen, deren Sportfreudigkeit man aus ihren Gesichtern ablesen konnte, als die beste erweisen würde. Es war keine leichte Aufgabe für den gewandten Starter Major v.d. Decken, diese neun weiblichen Jockeys zu starten. Nach dem Fallen der Startflagge war Fräulein Schläfke mit A. Wortmann's Stronn sofort mit mehreren Längen Vorsprung an der Spitze. Sie hatte einen fabelhaften Start, dessen Vorteil die bekannte Hoppegartener Trainerstochter geschickt auszunutzen verstand. Mit drei Län-

gen Vorsprung vor Fräulein Panse auf Enthusiast ging die vielfache Berliner Siegerin in Damenrennen, unter dem Beifall des Publikums durchs Ziel. Man sah sehr gute Reitleistungen in diesem Amazonenrennen, so daß der Verband weiblicher Jockeys auch in Süddeutschland gute Propagandaarbeit für seine Ziele geleistet haben dürfte.“

Noch heute gibt es in Deutschland vereinzelt Amazonenrennen, wenngleich sie in Iffezheim nicht mehr im Programm enthalten sind. Denn eigentlich sind diese Rennen auch nicht mehr nötig, können doch seit 1975 auch Frauen den Beruf des Berufsrennreiters ergreifen und damit in allen anderen Prüfungen an den Start gehen. Insofern hat sich hier die Gleichberechtigung durchgesetzt. Dementsprechend gibt es für Frauen – im Gegensatz zu den Stuten – keine spezielle Gewichtserlaubnis, wie sie z. B. für Rennreiter in der Ausbildung existieren. Wenn die weiblichen Jockeys heute in der Regel immer noch weit weniger erfolgreich sind als ihre männlichen Kollegen, so hängt dies vielfach mit der wenig ausgeprägten Neigung der Besitzer zusammen, ihnen wirklich gute Pferde anzuvertrauen. Und auf einem schlechten Pferd kann der beste Jockey nicht gewinnen.

Insgesamt bieten die Galopprennen in Iffezheim ein vielfältiges Bild sportlicher Höchstleistungen, in einer Sportart, die hierzulande immer mehr an den Rand gedrängt wird. Einer Sportart andererseits, die jedoch weltweit eine der publikumsträchtigen ist und die insbesondere in vielen asiatischen Ländern inzwischen gar zu Sportart Nr. 1 geworden ist. Allen voran in Hongkong, wo der Jockey Club, der die dortigen Rennen veranstaltet, seit Jahren der größte Steuerzahler der ehemaligen britischen Kronkolonie ist, mit einem jährlichen Steueraufkommen von über einer Milliarde Euro.⁴⁶ Diese Diskrepanz wird sich wohl in absehbarer Zukunft nicht ausgleichen lassen, vielleicht jedoch werden zumindest erleichterte Rahmenbedingungen den drohenden totalen Niedergang des Galoppsports in Deutschland abwenden.

Anmerkungen

- 1 Vgl. hierzu die neuesten Publikationen zur Geschichte der Rennbahn: Martin Furtwängler, Sport und Glücksspiel zwischen feiner Gesellschaft und Massenpublikum. 150 Jahre internationale Galopprennen in Iffezheim, in: ZGO 156 (2008), S. 285–313; Karl Reinbote, 150 Jahre Rennbahn Iffezheim, Baden-Baden 2008.
- 2 Vgl. Klaus Fischer, „Faites Votre Jeu“. Geschichte der Spielbank Baden-Baden, Baden-Baden 1983, S. 59; Die Rennen in Iffezheim seit 1858 und 80 Jahre Rennen des Internationalen Clubs 1873–1953, zusammengestellt vom Generalsekretariat des Internationalen Clubs unter Mitwirkung von Herrn Oskar Christ, Baden-Baden 1953, S. 10.
- 3 Rennen in Iffezheim, S. 29 f.
- 4 Geschichte des Kasinos von Klaus Fischer, „Faites Votre Jeu“, S. 64, 79 f.; Dagmar Kicherer, Das mächtige Vielleicht. Die Spielbank in Baden-Baden, in: Volles Risiko.

- Glücksspiel von der Antike bis heute. Ausstellungskatalog, hrsg. vom Badischen Landesmuseum Karlsruhe, Karlsruhe 2008, S. 224 ff.
- 5 Zum Internationalen Club vgl. Furtwängler, Sport und Glücksspiel, S. 287 ff.; Reinbote, Iffezheim, S. 21–29; Zur Mitgliederstruktur des Clubs vgl. Badische Neueste Nachrichten vom 27.8.2002, Artikel „Trotz Event-Charakter stehen die Pferde immer im Vordergrund“.
 - 6 So der Tenor in einer Stellungnahme des Preußischen Ministeriums der Landwirtschaft, Domänen und Forsten an den Kaiser zur Abhaltung von Pferderennen vom 17.4.1915. Diese dürfte auch die badische Regierung beeinflusst haben; vgl. GLA Karlsruhe 233/10969 (Abschrift).
 - 7 Zur Finanzierung der Rennen vgl. Furtwängler, Sport und Glücksspiel, S. 308–313.
 - 8 Unter Meeting versteht man im Galoppsport eine Rennveranstaltung, die mehrere kurz aufeinander folgende Renntage umfasst, meist innerhalb einer oder maximal zwei Wochen.
 - 9 StadtABad A 26-15 Nr. 185, Oberste Behörde für Vollblutzucht und Rennen an den Internationalen Club vom 2.7.1931 (Abschrift).
 - 10 Rennen in Iffezheim, S. 39 f.; Kurt Hochstuhl, Iffezheim. Geschichte eines Dorfes am Rhein, Heidelberg/Ubstadt-Weiher 2006, S. 144; Badische Neueste Nachrichten vom 5.9.1999, Artikel „Kaiserbesuch auf der Rennbahn“.
 - 11 Vgl. 125 Jahre Internationaler Club Baden-Baden. Ein kurzer Streifzug durch die bewegte Geschichte des Internationalen Clubs und der internationalen Galopprennen Baden-Baden, Baden-Baden 1997, S. 37, 40.
 - 12 Vollblut. Das Rennsportmagazin Nr. 188, S. 56 f.
 - 13 Dennis Fanelas, Regionalwirtschaftliche Effekte sportlicher Großveranstaltungen. Die Internationalen Galopprennen Baden-Baden, Baden-Baden 2003, S. 83.
 - 14 Zitiert nach Jürgen Schäfer, Die ersten konzessionierten Buchmacher in Baden-Baden, in: Badische Heimat 81 (2001), S. 285.
 - 15 Allein von 2000 bis 2004 schrumpften die Wettumsätze in Deutschland um über 40 %; Vollblut. Das Rennsportmagazin Nr. 193, S. 31.
 - 16 Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 16.01.2009, Artikel „Wetteinsätze fließen an den deutschen Vereinen vorbei“.
 - 17 Als Vollblut wird heute nur ein Pferd anerkannt, das sich über seine Vorfahren lückenlos auf das englische Gestütsbuch von 1793 zurückführen lässt; vgl. Arnim Basche, Geschichte des Pferdes, (Sonderausgabe) Künzelsau 1999, S. 306, 316, 318–326.
 - 18 Rennen in Iffezheim, S. 13; Klaus Fischer, Ein Dorf und seine Rennen. Iffezheim, in: Baden-Württemberg 34. Jh. H. 3 (1987), S. 6.
 - 19 Zur Geschichte der einzelnen wichtigen Rennen in Iffezheim vgl. Reinbote, Iffezheim, S. 64–116.
 - 20 Rennen in Iffezheim, S. 39.
 - 21 F. Chales de Beaulieu, Vollblut. Ein Pferderasse erobert die Welt, Verden/Aller 1960, S. 93; vgl. auch [www.kincsem.de/Berühmte Pferde](http://www.kincsem.de/Berühmte_Pferde).
 - 22 Arnim Basche, Turf, München 1978, S. 67; Beaulieu, Vollblut, S. 95.
 - 23 R[einhard] Voeltzel, Denkschrift aus Anlass der Feier des fünfzigjährigen Bestehens der vom Internationalen Klub zu Baden-Baden veranstalteten Iffezheimer Rennen, Baden-Baden 1908, S. 20, 24, 27, 37, 42.
 - 24 Ebenda, S. 24, 27.
 - 25 Rennen in Iffezheim, S. 54; GLA Karlsruhe 371 Zugang 1981/42 Nr. 1982, Ministerium des Innern an den Internationalen Club vom 5.6.1924.
 - 26 Die Brüder von Weinberg entstammten einer jüdischen Kaufmannsfamilie, waren er-

- folgreiche Unternehmer in der Chemieindustrie in Frankfurt und wurden 1908 in den erblichen Adelsstand erhoben. 1925 brachten sie ihr Unternehmen in die I.G. Farbenindustrie AG ein. Beide waren auch politisch aktiv. Carl gehörte z. B. der deutschen Delegation bei den Friedensverhandlungen von Versailles an. Wegen ihrer jüdischen Herkunft mussten die Brüder 1933 auf Druck der Nationalsozialisten alle öffentlichen Ämter niederlegen. Arthur starb 1943 nach seiner Deportation in Theresienstadt, Carl konnte 1939 nach Italien emigrieren, wo er bis zu seinem Lebensende 1943 lebte; vgl. Walther Killy, Rudolf Vierhaus (Hrsg.), Deutsche Biographische Enzyklopädie, Bd. 10, München 1999, S. 393 f.
- 27 Zu „Waldfried“ vgl. Basche, Turf, S. 141; Lore Knoll, Das Englische Vollblut. Zucht – Rennsport – Einfluß, Stuttgart 1990, S. 22 ff.
 - 28 Rennen in Iffezheim, S. 58; Richard Sternfeld, Von Patience zu Nereide. Drei Jahrzehnte des Aufstiegs der deutschen Vollblutzucht, Gelting 2002 (ND von 1937), S. 29 f.
 - 29 Vgl. zu diesem Komplex: Basche, Geschichte des Pferdes, S. 371 ff.
 - 30 Das Gestüt Schlenderhahn, nahe Köln beheimatet, wurde 1869 gegründet von Eduard von Oppenheim, einem Sohn des Kölner Bankiers Simon Freiherr von Oppenheim. Es ist noch heute im Besitz der Gründerfamilie; vgl. Basche, Turf, S. 139 ff.; Knoll, Das Englische Vollblut, S. 18–21.
 - 31 Badische Neueste Nachrichten vom 3.9.2003, Artikel „Große Woche vor 75 Jahren (2)“.
 - 32 Badeblatt. Fremdenliste und Mitteilungsblatt der Bäder- und Kurverwaltung Baden-Baden vom 3.9.1927, Artikel „Die Internationalen Rennen zu Iffezheim. Oleander Sieger im Großen Preis“.
 - 33 Klaus Fischer, Ein Dorf und seine Rennen, S. 11.
 - 34 Als Maßstab für die Größe einer Vollblutzucht gilt die Anzahl der Mutterstuten in einem Land, denn sie zeigt an, wie groß die Jahrgänge sind, aus denen dann die Spitzenpferde hervortreten. Je größer diese Basis ist, desto größer auch die Chance, herausragende Pferde hervorzubringen. Im Jahr 2004 gab es in Deutschland 2.281 Mutterstuten, in Großbritannien hingegen 12.938, in Frankreich 8.661, in Irland 18.867, in Australien 24.478 und in den USA sogar 58.268; vgl. Vollblut. Das Rennsportmagazin Nr. 193, S. 31.
 - 35 Das Gestüt Fährhof wurde 1964 von dem Kaffeeröster Walter J. Jacobs gegründet und wird heute in Form einer Stiftung als eines der erfolgreichsten deutschen Gestüte und Rennställe weitergeführt; Knoll, Das Englische Vollblut, S. 33 ff.
 - 36 Vgl. zu den Rennkarrieren der Hengste „Acatenango“ und „Lando“: Peter Schmanns, Von Herero bis Boreal, Isernhagen 2005, S. 170–176, 256–260.
 - 37 Vollblut. Das Rennsportmagazin Nr. 184, S. 36.
 - 38 Vollblut. Das Rennsportmagazin Nr. 180, S. 24–28, 50–54.
 - 39 Vollblut. Das Rennsportmagazin Nr. 176, S. 7–11.
 - 40 Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 5.9.2000, Artikel „Derbysieger Samum triumphiert in Iffezheim“.
 - 41 Rennen in Iffezheim, S. 39 f.; Hochstuhl, Iffezheim, S. 144; Badische Neueste Nachrichten vom 5.9.1999, Artikel „Kaiserbesuch auf der Rennbahn“. Das Ende dieser beim Publikum sehr beliebten Veranstaltung kam, als der Union-Club in Berlin – von 1867 bis 1933 eine Art Kontrollbehörde des Rennsports in Deutschland – Ende der 1880er-Jahre die fehlende Internationalität und die daraus resultierende geringe Bedeutung dieser Rennen für die Vollblutzucht im Reich bemängelte und deren Aufgabe

- durchsetzte; vgl. hierzu StadtA Baden-Baden A 26-15 Nr. 182, Internationaler Club an Stadt Baden-Baden vom 26.6.1890.
- 42 Hochstuhl, Iffezheim, S. 141; Rennen in Iffezheim, S. 11; Schäfer, Buchmacher, S. 287; Reinbote, Iffezheim, S. 94.
- 43 Rennen in Iffezheim, S. 65.
- 44 StadtA Baden-Baden A 26-15 Nr. 182, Stadtrat von Baden-Baden an den Internationalen Club vom 3.12.1890; ebenda, Union-Club an den Internationalen Club vom 7.1.1891; Rennen in Iffezheim, S. 45.
- 45 Badische Presse, 24.08.1931, Artikel „Sonnenschein über Iffezheim“.
- 46 Vollblut. Das Rennsportmagazin Nr. 201, S. 12.

100 Jahre Verein für Bewegungsspiele Bühl

Andreas Klotz

Die Suche nach einem geeigneten Sportgelände

Der am 25. Juli 1909 gegründete „Verein für Bewegungsspiele“ (VfB) richtete am 17. August des gleichen Jahres ein Gesuch an den Bühler Gemeinderat bezüglich eines cirka „100 Meter breiten und 120 m langen Rasenplatz“, damit die Vereinsmitglieder ihre Sportarten „Fußball und Lawn-tennis“ ausüben konnten. Dafür kamen nur trockene Wiesen infrage. Sie hatten aus der Sicht des Vereins den Vorteil, „nicht so hoch in der Pacht zu stehen“. Ferner bat der junge Verein den „verehrlichen Gemeinderat“ darum, den Umstand zu berücksichtigen, dass der Verein durch die Anschaffung der „erforderlichen Gerätschaften“ große Ausgaben zu bewältigen hatte. Im Sinne einer Werbung für die Anliegen des noch jungen Vereins fügte der erste Vorsitzende und der Schriftführer hinzu, dass der Fußballsport sich bei der Bevölkerung einer großen Beliebtheit erfreute: *„Es wird Ihnen bekannt sein, dass sich der Fußballsport innerhalb weniger Jahre einen beachtlichen Anhang erworben hat. In jeder Stadt, in jedem Dorfe bald treten die jungen Leute zur Gründung eines Fußballvereins zusammen und (es) treffen sich dann die Klubs anderer Städte in friedlichem Wettspiel.“*¹ Das Gesuch schloss mit dem Hinweis, dass im Falle einer positiven Antwort der Gemeinde auf die Bitte nach einem geeigneten Sportplatzgelände es ein Bestreben des Vereins sei, sportliche Beziehungen zu anderen Vereinen aufzubauen. Damit verbunden war die Hoffnung, dass diese *„mit Vergnügen einer Einladung zu unseren Veranstaltungen nach Bühl Folge leisten“*.

Am 24. August 1909 fasste der Gemeinderat den Entschluss, den Bestrebungen des Vereins für Bewegungsspiele positiv gegenüberzustehen, ohne eine entsprechende Örtlichkeit in Aussicht zu stellen. Deshalb bat Wilhelm Hepp², der Gründungsvorsitzende des Vereins, in einem Schreiben vom 8. September 1909 um Beschleunigung einer Entscheidung und begründete diese Bitte mit der ständig steigenden Zahl der Mitglieder. Im Sinne eines Vorschlags bzw. Meinungsäußerung fügte Hepp hinzu, dass der Verein „den Platz am Feuerwehrhaus“ für seine Aktivitäten am günstigsten halte, da die dortigen Wiesen trocken seien und der Platz wegen seiner Nähe zur Bühler-talbahn eine verkehrsgünstige Lage aufweise. Der Gemeinderat reagierte nicht auf diesen Brief, sodass Hepp in einem Brief vom 19. Oktober 1909 seine Bitte nach einer Entscheidung zur Platzfrage wiederholte.

In einem weiteren Brief vom 23. November 1909 lehnte der erste Vorsitzende den Gedanken eines etwaigen Kaufs dieser Wiese durch den Ver-

ein ab. Er begründete dies damit, dass der verlangte Kaufpreis von 15.000 Mark die finanziellen Verhältnisse des Vereins bei Weitem übersteige. Dagegen schloss Hepp den Gedanken nicht aus, die Wiese zu einem angemessenen Preis von 150 Mark pro Jahr zu pachten und der Gemeinde eine Sicherheit zwischen 100 und 200 Mark zu gewähren. Am 17. Dezember 1909 beschloss der Gemeinderat, die städtische Wiese im Waldhägensch gegen eine Jahrespacht von 80 Mark als Sportplatz anzubieten, sofern der Verein sich mit der Erfüllung bestimmter Bedingungen wie zum Beispiel der Instandhaltung des Platzes und der Mitbenutzung des Platzes durch andere Vereine einverstanden erklären würde. Der Verein für Bewegungsspiele akzeptierte dieses Vertragsverhältnis, das zwischen dem Verein und der Gemeinde seine Gültigkeit besaß.

Im Frühjahr 1910 kam es zu einem Dissens zwischen dem Gemeinderat und dem Verein bezüglich des Sportplatzes am Waldhägensch. Der Verein vertrat in einem Schreiben vom 30. Mai 1910 die Ansicht, dass ihm das Recht auf alleinige Nutzung des Platzes vorher zugesagt worden sei. Die Gemeinde lehnte es ab, dem Verein für Bewegungsspiele dieses Recht zu gewähren. Für den Fall, dass sich der Verein damit nicht einverstanden erklären sollte, stellte die Gemeinde diesem anheim, sich nach einem anderen Platz umzusehen. Der Gemeinderat lehnte es zudem ab, für die Überwachung des Platzes zu sorgen. Der VfB Bühl schien mit den erwähnten Bedingungen einverstanden, denn es gibt von den Quellen her keine Belege für das Gegenteil.

Vom Sommer 1910 an bis zum Spätwinter des Jahres 1914 kam es zu keinen weiteren Entwicklungen in punkto Sportplatz. Erst am 9. März 1914 wurde diese Entwicklung wieder aktuell, als der Verein für Bewegungsspiele ein Schreiben an den Gemeinderat mit dem Betreff „Herrichtung des Sportplatzes“ richtete. In diesem bat der Verein darum, den von der Stadt gepachteten Platz „sportgerecht“ herzurichten. Als Begründung führte der Verein den schlechten Zustand desselben an: *„Eine mitten durch den Platz gehende Geländewelle und zahlreiche Maulwurfshügel machen die Durchführung des für den Sommer dieses Jahres geplanten olympischen Sommerspiele unmöglich.“* Diesmal kam die Gemeinde dem Verein entgegen, denn sie sorgte für die Einzäunung und Herrichtung des Platzes, sodass der Durchführung des olympischen Sportfestes nichts mehr im Wege stand. Am 10. Juli 1914 gestattete der Gemeinderat dem Turnverein, den Platz „an einigen Abenden in der Woche“ zu nutzen, nachdem dieser in Form einer Eingabe darum bat.

Während des Ersten Weltkrieges zwischen 1914 und 1918 ruhte das Sportgeschehen und das Vereinsleben. Am 18. Januar 1919 bat der Vorstand des Vereins für Bewegungsspiele um die Instandsetzung des Sportplatzes. Dieser war durch das Militär und die Jugendwehr für sportliche Betätigungen unbrauchbar geworden.

Am 24. Januar 1919 antwortete der Bühler Gemeinderat, dass dem Anliegen des Vereins für Bewegungsspiele entsprochen und der Platz in Ordnung gebracht worden sei. Gleichzeitig fragte die Gemeinde beim Verein für Bewegungsspiele an, ob er damit einverstanden sei, dass „die Schule usw.“ den Platz mitbenutzen dürfe. Offenbar hatte der Verein für Bewegungsspiele nichts dagegen, denn in dem Beschluss vom 23. Mai 1919 war davon die Rede, dass die Realschule den Sportplatz „Mittwochs und Samstags von 3 bis 5 Uhr“ nutzen dürfe. Dem katholischen Jugendverein stand das Recht auf Nutzung des Sportplatzes „Montags, Donnerstags und an einem jeden 4. Sonntag im Monat“ zu. Das Recht auf Mitbenutzung des Platzes durch die beiden Vereine wurde in Form eines Vertrages vom 23. Mai 1919 schriftlich festgehalten. Sowohl die Bühler Realschule bzw. der dort ansässige Jugendverein als auch der Verein für Bewegungsspiele mussten keine Pacht für die Nutzung des Platzes am Waldhäggenich entrichten, wie Punkt IV des erwähnten Vertrages zum Ausdruck bringt: *„Der Gemeinderat hat (...) heute beschlossen von der Erhebung eines Pachtzinses abzusehen.“*³ Trotz der wirtschaftlich sehr schweren Zeit im Jahre 1919 beabsichtigte der Verein für Bewegungsspiele, ein Umkleidehaus auf dem Sportplatz zu errichten, wie ein entsprechendes Schreiben vom 23. Dezember 1919 belegt. Die Kosten für dieses Vorhaben beziffert der Verein auf 6.000 Mark. Davon befanden sich 3.000 Mark im Besitz des Vereins. Es fehlten also noch weitere 3.000 Mark zur kompletten Finanzierung des Vorhabens. Aus diesem Grunde wurde die städtische Sparkasse darum gebeten, dem Verein ein Darlehen von 3.000 Mark zu gewähren. Die dafür notwendige Sicherheit sollte darin bestehen, dass das fertiggestellte Umkleidehaus in das Eigentum der Stadt Bühl übergeht.⁴

An die Gemeinde Bühl wurde die Bitte gerichtet, dem Verein das für das Bauvorhaben notwendige Bauholz zur Verfügung zu stellen und zwar in der Weise, das sich der Verein an ein Sägewerk wendet und sich von diesem das nötige Schnittholz geben lässt, während die Gemeinde dem Sägewerk Rundholz anbietet. Die Gemeinde Bühl erklärte sich mit dem Ansinnen des Vereins, ein Darlehen von der Sparkasse aufnehmen zu wollen, einverstanden, sofern dieser in der Lage war, zwei zahlungskräftige Bürgen zu benennen. Einer davon war Direktor Kusenbergs⁵. Auch dem erwähnten Wunsche nach Holzlieferung kam die Stadt nach. Im Laufe des Jahres 1920 stellte sich heraus, dass der „Verein für Bewegungsspiele“ nicht in der Lage war, mit einem Mal die Kosten für das gekaufte Holz zu entrichten. Der Vorstand begründete dies mit den hohen Kosten, welche sich insgesamt auf 28.000 Mark beliefen. Deshalb bat der Vorstand für Bewegungsspiele die Kosten für das von der Stadt gelieferte Holz wie folgt tilgen zu dürfen: *„1.114 Mark im Juli 1921, 500 Mark im Jahre 1922, im Jahre 1923 1.000 Mark und im Jahre 1924 650 Mark.“*

In einem Brief vom 12. Januar 1921 erklärte sich der Gemeinderat mit dieser Lösung einverstanden.⁶

Im März 1922 teilte der Bühler Turnverein der Gemeinde mit, dass sich das ihm im Holzgarten zur Verfügung gestellte Areal als völlig unzureichend für die Ausübung der sportlichen Aktivitäten erwiesen habe. Der Turnverein sah die Mitbenutzung des Platzes des Vereins für Bewegungsspiele als entsprechende einzige Lösung an. Deshalb bat der Vorstand des Turnvereins unter Würdigung des Vorgetragenen um eine wohlwollende Entscheidung dahin gehend, dass die Benutzung des Platzes am Hatzenweierer Weg mit gleichen Rechten beiden Vereinen zusteht. Der Turnverein bat um die Nutzung des Platzes an jeweils drei Wochentagen und zwei Sonntagen im Monat. In der übrigen Zeit könnte der Verein für Bewegungsspiele dieses Recht beanspruchen. Am 13. März 1922 setzte der Turnverein den Verein für Bewegungsspiele von diesem Anliegen in Kenntnis. Dies geschah in Form einer höflichen Bitte, die wie folgt lautete: *„Der Sportplatz auf der Hatzenweierer Wiese möge dem TV an 3 Tagen in der Woche und jeden zweiten Sonntag zum (ausschließlichen) Gebrauch überlassen werden (...)“*⁷ An dieses Ersuchen schloss sich die Bitte nach Mitbenutzung des Klubhauses gegen eine angemessene Miete an. Falls der Verein für Bewegungsspiele den genannten Bitten nicht entsprechen sollte, so bat der Turnverein den Gemeinderat um eine geeignete Wellblech- oder Bretterhütte zum Zwecke der Aufbewahrung der vereinseigenen Gerätschaften. Zum Schluss wurde hervorgehoben, dass der Bühler Turnverein ohne ein geeignetes Gelände den „Betrieb (seines) Vereinszweckes“ niemals realisieren könnte. Man kann festhalten: Die Bitte nach einem geeigneten Sportgelände war eine Gemeinsamkeit der beiden Bühler Sportvereine. Der VfB Bühl zeigte im „Interesse des Sport“ Verständnis für die Anliegen des TV Bühl. Der Bitte, dem Bühler Turnverein „den Platz drei Tage in der Woche und jeden zweiten Sonntag“ zum ausschließlichen Gebrauch zu überlassen, gab der Vorstand des Vereins für Bewegungsspiele jedoch nicht statt. Schließlich, so die Begründung, könne man aufgrund des Charakters als ausschließlicher Rasensportverein die sportlichen Aktivitäten nur in der warmen Jahreszeit ausüben. Aus diesem Grunde müsse der Platz am Hatzenweierer Weg dem Verein für Bewegungsspiele zum ausschließlichen Gebrauch vorbehalten bleiben.

Am 10. Mai 1922 fasste der Bühler Gemeinderat den Beschluss, dass der Verein für Bewegungsspiele dem Turnverein den Platz am Hatzenweierer Weg an festzusetzenden Tagen überlassen musste. Damit erkannte der Gemeinderat die Interessen des Turnvereins als berechtigt an, zumal jener seinen bisherigen Platz auf einen Teil der bisherigen „Bergerwiesen“ aufgeben musste, da es sich bei dieser um ein „sehr ertragsreiches Wiesengelände“ handelte. Bei Nichtbeachtung des Beschlusses wurden dem Verein für Bewegungsspiele weitere Maßnahmen in Aussicht gestellt. Dieser war

aber keineswegs bereit, den erwähnten Beschluss zu akzeptieren und zu realisieren. Nicht anders zu erklären ist, dass der Vorstand des Vereins für Bewegungsspiele am 15. Mai 1922 dem Gemeinderat den Vorschlag unterbreitete, den Sportplatz käuflich zu erwerben oder ein entsprechendes Pachtverhältnis einzugehen. Ferner wurden die vom Gemeinderat im Falle der Nichtbeachtung des Beschlusses angedrohten Maßregeln als ein Verstoß gegen „Treu und Glaube“ bezeichnet. In diesem Falle, so die Argumentation, bleibe unberücksichtigt, dass der Verein für Bewegungsspiele den Platz selbst und „unter Inkaufnahme finanzieller Opfer und eigenes Schaffen“ zu einem geeigneten Platz gemacht habe.⁸

In einer Denkschrift vom 29. Mai 1922 legte der Verein für Bewegungsspiele abermals seinen Standpunkt zur Platzfrage dar. Dabei wurde auf die schwierige Situation hingewiesen, die sich dem Verein nach seiner Gründung präsentierte. Der Verein musste u.a. mit dem Platz am Holzhof bzw. der Acherner Rennwiese vorlieb nehmen, bis es „ihm endlich mit der Unterstützung einiger älterer Gemeindemitglieder“ gelang, den Platz am Hatzenweierer Weg zu pachten und damit die für seine Existenz unbedingt „notwendige Grundlage“ zu schaffen. Dort konnte vor allem „durch große uneigennützigte Opfer aller Mitglieder“ ein geeignetes Gelände entstehen. Dazu zählte auch die Errichtung eines Klubhauses mit Umkleidekabinen für die Gästemannschaften und eigenen Spieler sowie die Lagerräume für Sportgeräte. Eine weitere Maßnahme war die Einzäunung des Platzes. Die genannten Fakten ließen den Verfasser der Denkschrift zu dem Schluss kommen, dass *„wohl niemand dem VfB verübeln könne, wenn er mit allen Mitteln darauf bedacht ist, die Früchte seiner Arbeiten und Leistungen sowie seiner heute den Betrag von nahezu 100.000 Mark betragenden finanziellen Opfer voll und ganz zu ernten“*.⁹

Trotz der deutlichen Hervorhebung des Standpunktes bezüglich der Platzfrage war der Verein für Bewegungsspiele aber keineswegs bestrebt, den Bühler Gemeinderat zu verärgern. Deshalb war man um ein faires Verhältnis mit dem Turnverein, dem katholischen Jünglingsverein und dem Kaninchenzuchtverein bemüht, wie ein entsprechendes Schreiben vom 31. Mai 1922 belegt. Dem letztgenannten bot man an, *„für die Dauer das Erträgnis an Grünfutter des Hatzenweierer Platzes bzw. für dieses Jahr (1922) ein entsprechendes Quantum Heu, das die durch Abtretung des Platzes entstehende Einbuße ausgleicht“*. Finanziert werden soll dies, so der Vorschlag des Vereins für Bewegungsspiele, durch die Summe an Geld, welche der Gemeinde bei Kauf und Pacht des Geländes zukommen würde.

Am 1. Juni 1922 kam der Bühler Gemeinderat darüber überein, dem Turnverein die Lose I-IV der Bergerwiesen als Turnplatz zu überlassen, *„sofern (...) der VfB die Restschuld von 3.000 Mark an die Stadtkasse bezahlt“*. Die andere Bedingung lautete, dass der Turnverein und der VfB

dem Kaninchenzuchtverein als Ersatz für die Bergerwiese ein äquivalentes Gelände besorgen sollen. Der letztgenannte musste seinerseits auf schriftlichem Wege das Einverständnis zu diesem Vorschlag zum Ausdruck bringen.¹⁰

Der Vorstand des Vereins für Bewegungsspiele erklärte in einem Schreiben vom 31. Juli 1922 sein Einverständnis zu der vom Gemeinderat beschlossenen Regelung. Der Kaninchenzuchtverein tat es ihm gleich, sodass zum 31. Januar 1923 ein Pachtvertrag zwischen der Gemeinde einerseits und dem VfB Bühl andererseits abgeschlossen werden konnte. Interessant ist, dass gemäß § 3 dieses Vertragswerks der Verein für Bewegungsspiele die ausschließliche Verantwortung für die Herstellung und Unterhaltung des Sportplatzes am Hatzenweierer Weg trug.¹¹

Sportliche Aktivitäten und Unterhaltungsabende

Das „Olympische Spielfest“ vom 2. Oktober 1910 kann als erstes wichtiges sportliches Ereignis in den ersten beiden Jahrzehnten des Bestehens des Vereins für Bewegungsspiele bezeichnet werden. Bei diesem Ereignis standen zahlreiche Wettbewerbe aus dem Bereich der Leichtathletik sowie einige aus andern Sportarten auf dem Programm. Im Einzelnen waren dies: 200 Meter Laufen, 400 Meter Laufen, Weitsprung, Dreisprung, Stabhochsprung, Kugelstoßen (Gewicht 5 kg), Diskuswerfen, Schleuderball und Fußballweitstoß. Die entsprechende Meldegebühr belief sich auf 20 Pfennige für Erwachsene und 10 Pfennige für Schüler. Der Vorstand des Vereins für Bewegungsspiele bat am 19. September den Gemeinderat um die Stiftung eines Ehrenpreises. Dem Ersuchen wurde stattgegeben, wie der folgende Beschluss des Gemeinderates vom 22. September 1910 belegt: „*Es soll ein Ehrenpreis von 25 bis 30 Mark gestiftet werden.*“ Für die Beschaffung desselben hatten die Gemeinderäte Kuen und Peter zu sorgen. Wenn dies geschehen war, sollte der gestiftete Ehrenpreis an den geschäftsführenden Ausschuss der erwähnten Veranstaltung übergeben werden. Interessant aus heutiger Sicht waren die Eintrittspreise: Für den „I. Platz“ waren 60 Pfennige pro Person zu bezahlen, der „II. Platz“ kostete 50 Pfennig und der „III. Platz“ 20 Pfennig.¹² Im Olympiajahr 1912 wurde das Spielfest wiederholt.

Die Fußballabteilung des Vereins konnte 1911, also sehr bald nach der Gründung, die Meisterschaft der C-Klasse erringen. Dieser positive Trend konnte zunächst auch nach Ende des Ersten Weltkrieges fortgesetzt werden, denn im Spieljahr 1919/1920 konnte die Fußballmannschaft von der C- in die B-Klasse aufsteigen. Für die positive Entwicklung sprach auch, dass der Verein für Bewegungsspiele bei der im Jahr 1922 cirka 2.500 Vereine umfassenden Liste des süddeutschen Fußballverbands an 100. Stelle lag. Doch es gab auch Rückschläge, wie in folgender Notiz des „Acher

und Bühler Boten“ vom 16. November 1922 zum Ausdruck kam: *„War mancher hiesige Sportsmann schon sehr überrascht über die hohe Niederlage, die der VfB in Malsch erlitten hat, so war er es um so mehr am vergangenen Sonntag. Musste doch der VfB im letzten Verbandspokalspiel auf eigenem Platz der Olympia Ettlingen den Sieg überlassen. Der Bühler Mannschaft fehlt zur Zeit das so notwendige Zusammenspiel. Man sieht soviel Solospiel einzelner Spieler. Den Zug vor das feindliche Tor und den guten Schuss hat man ganz vergessen. Gelingt es der tüchtigen Vereinsführung nicht in Bälde, die erste Elf auf frühere Höhen zu bringen, so wird die Vereinskasse das im Interesse des Publikums bald bemerken und es kann in den folgenden Verbandsspielen manch wertvoller Punkt errungen werden.“*¹³

Der Sport beinhaltete längst nicht alle Aktivitäten des Vereins für Bewegungsspiele, denn schließlich zählten auch Unterhaltungsabende dazu. Über einen solchen im Jahre 1921 berichtet der „Acher und Bühler Bote“ in folgendem kleinen Artikel vom 11. November 1921: *„Bühl 11. Nov. Gestern abend fand im Friedrichsbausaal der übliche Spätjahresunterhaltungsabend der Vereins für Bewegungsspiele statt. Herr Vorstand Eisele leitete mit herzlichen Begrüßungsworten den Abend ein, dessen Programm reichhaltig und genussreich war. Die von früheren Jahren bestens bekannten Künstler auf der Laute, das Ehepaar Vogel aus Karlsruhe, wussten die Zuhörer bestens zu unterhalten. Ein herrlicher Blumenstrauß drückte der Sängerin und damit ihrem ehelichen Partner den (herzlichsten) Dank der lauschenden Zuhörerschaft aus. Ein gemütliches Tänzchen beschloss den anmutig verlaufenden Vereinsabend.“*¹⁴

Man kann festhalten: In den schwierigen wirtschaftlichen Zeiten zu Beginn der 1920er-Jahre war es dem Verein an diesem Abend gelungen, dem anwesenden Publikum eine Ablenkung von den Sorgen des Alltags zu bieten.

Am 29. Dezember 1929 feierte der Verein für Bewegungsspiele sein 20-jähriges Bestehen. Zu diesem Anlass war der gesamte Gemeinderat von Bühl sowie der amtierende Bürgermeister Grüninger eingeladen. Im „Acher und Bühler Boten“ vom gleichen Tage stand folgende kleine Anzeige, welche sich lohnt zitiert zu werden, da sie als ein Beleg für die Rührigkeit des Vereins angesehen werden kann. Schließlich ist es damals wie heute nicht als selbstverständlich zu erachten, wenn ein Sportverein eine Veranstaltung mit Musik, Tanz und Tombola durchführt: *„Sonntag, den 29. Dezember, abends 8 Uhr Weihnachtsfeier verbunden mit der Feier des 20. Stiftungsfestes unter Mitwirkung der Stadtkapelle Bühl (Leitung Herr Hundertmark), des Herrn J. Alpel (Bariton) und des Mollhandquartetts Fräulein Anna Grimmer und Kinder hiesiger Eltern (...).“* Die Eintrittspreise von 50 Pfg. pro Person und 1 Mark für eine Familie mögen aus heutiger

Sicht sehr preiswert erscheinen, doch muss dabei die Tatsache der Weltwirtschaftskrise berücksichtigt werden.¹⁵

Im „Acher und Bühler Bote“ wurde am 31. Dezember 1929 und am 2. Januar 1930 in Form eines kleinen Berichtes auf das 20-jährige Stiftungsfest des Vereins für Bewegungsspiele eingegangen. An seinem Beginn erfuhr der Leser, dass sich die „gestern stattgefundenene Weihnachtsfeier des Vereins für Bewegungsspiele“ eines beachtlichen Besuches der Mitglieder erfreut habe. Ihnen wurde „dank der Stadtkapelle unter Leitung des Kapellmeisters Hundertmark ein reichhaltiges Programm geboten, welches beim Publikum auf breite Resonanz stieß“. Aber auch den Ansprachen wie zum Beispiel der Rede des 1. Vorsitzenden, dem Herr Medizinalrat Dr. Moog bzw. der Festansprache des Herrn Dr. Michel wurde Beifall gezollt. Gleiches galt für die Wortbeiträge des „Herrn Landrats Willmaier und des Herrn Bürgermeisters Dr. Grüninger sowie für den einstudierten Kinderreigen.“¹⁶

Anmerkungen

- 1 Soweit nicht anders angegeben, ist die betreffende Akte des Stadtgeschichtlichen Instituts Bühl mit der Signatur Bühl (alt) 1614 der maßgebende Quellenband.
- 2 Über Hepp und die im Laufe des Beitrags erwähnten weiteren Vorstandsmitglieder liegen mir keine biographischen Daten vor.
- 3 Siehe Stadtgeschichtliches Institut Bühl, Bühl (alt) 1614.
- 4 A.a.O.
- 5 Die Lebensdaten von Kusenberg sind mit unbekannt.
- 6 Ebenda: Stadtgeschichtliches Institut, Bühl (alt) 1614.
- 7 A.a.O.
- 8 A.a.O.
- 9 A.a.O.
- 10 A.a.O.
- 11 A.a.O.
- 12 A.a.O.
- 13 Acher und Bühler Bote vom 16. November 1922. Informationen über das Abschneiden von Leichtathleten liegen mir nicht vor.
- 14 So auch: Acher und Bühler Bote vom 11. November 1921.
- 15 Ebenso: Stadtgeschichtliches Institut Bühl, Bühl (alt) 1614.
- 16 So auch: Acher und Bühler Bote vom 31. Dezember 1929 und 2. Januar 1930. Die Lebensdaten von Willmaier, Grüninger und Moog liegen mir nicht vor.

Landesturnfeste in Mittelbaden

Cornelius Gorka

Die Anfänge des „Landesturnens“ in Baden

Turnfeste haben wie das Salz in der Suppe schon immer zur Turnbewegung gehört. Die Mitglieder von Turnvereinen trafen sich immer wieder zum sportlichen Wettkampf und pflegten die Kameradschaft und Geselligkeit. Anfangs gab es nur die örtlichen Feste der Vereine und die regionalen Feste der Turngaue. Nach Bildung von Landesturnverbänden gab es dann auch in regelmäßigen Abständen Turnfeste auf Landesebene.

Die Geschichte der badischen Landesturnfeste reicht fast 150 Jahre zurück und beginnt mit dem 1. „Oberrheinischen Turnfest“ am 17. Juli 1861 in Karlsruhe. Veranstalter war der (am 18. Dezember 1860 gegründete) „Oberrheinische Turnerbund“ als Vorgänger des heutigen Badischen Turner-Bundes (BTB). Zu diesem Zeitpunkt bestanden in Baden erst 26 Turnvereine mit 2.250 Aktiven.¹ Die ersten Turnfeste waren insofern noch überschaubare Sportveranstaltungen, die in der Regel von Turnerbund und örtlichem Turnverein organisiert wurden.

Landesturnfeste vor 1918 in der Ortenau

Die zentrale Lage machte auch unsere Region immer wieder zum Austragungsort für überregionale Turnfeste und Tagungen. Erstmals fand in unserem Raum 1870 mit dem 5. Oberrheinischen Turnfest in Baden-Baden ein Landesturnfest statt. Der Großherzog nahm dabei als Ehrengast teil.²

Vom 17. bis 19. August 1873 war Offenburg Gastgeber des 6. Oberrheinischen Bundesturnfestes. 400 Mitglieder aus 27 Vereinen fanden sich in der Ortenaumetropole ein.³ Selbst Vereine aus Straßburg und sogar Teilnehmer aus Philadelphia/USA waren der Einladung nach Offenburg gefolgt. Die meisten Siegerpreise errangen Pforzheimer Turner mit sieben Siegen; je zwei gingen an Stuttgarter und Lahrer Wettkämpfer und je einen erkämpften sich Turner aus Baden-Baden, Karlsruhe, Heidelberg und Mannheim. In verschiedenen Vereinschroniken wurde vor allem der schöne Blumenschmuck beim Festzug hervorgehoben.⁴

1879 schloss sich der Oberrheinische Turnerbund der 1868 gegründeten Deutschen Turnerschaft an. Baden bildete künftig zusammen mit der Pfalz und Elsaß-Lothringen den X. Turnkreis der Deutschen Turnerschaft.⁵ Die Landesturnfeste führten daher fortan offiziell die Bezeichnung „Kreisturnfeste“.

Das folgende Landesturnfest fand als „1. Oberrheinisches Kreisturnfest“ vom 6. bis 8. August 1881 in Lahr statt. Es sollen bis zu 1.000 Teilnehmer aus Baden und der Pfalz gekommen sein.⁶ Die Eisenbahn setzte dafür Sonderzüge ein. Die meisten Schwierigkeiten hatte der Ausrichter mit Quartiergebern. Das Turnfest wurde am Samstagabend mit einem Festbankett eröffnet, dessen Festansprache der Lahrer Heimatdichter Friedrich Gessler hielt.⁷ Am Sonntag fanden die Sondervorführungen der erschienenen Gaue und Vereine statt. Eine besondere Bestimmung verbot den Teilnehmern damals noch das Erscheinen auf dem Turnfest im Trikot. Eine Riege des Breisgau-Ortenauischen Turngaus zeigte dabei „Ein- und Aussprünge am Barren“. Am Montag folgte das Wettturnen. Das Kreisturnfest soll einen stimmungsvollen Verlauf genommen haben. Am Ende bedankten sich 35 Turnvereine in der „Lahrer Zeitung“ für die erwiesene Gastfreundschaft.

Landesturnfest Lahr 1921

40 Jahre später wurde Lahr erneut Turnfeststadt. Aus Anlass seines 75. Bestehens richtete der TV Lahr im Jahr 1921 das 12. Kreisturnfest aus. Auf der Stadtparkwiese entstand ein Festzelt mit 4.000 Plätzen. Für das erste Nachkriegsturnfest hatten sich rund 1.200 Turnerinnen und Turner angemeldet; hinzu kam eine stattliche Anzahl an Festgästen aus Baden und der Pfalz.⁸ Erstmals nahmen auch die Turnerinnen regulär an den Wettkämpfen teil.

Bereits eine Woche vor dem Festbeginn fanden am 31. Juli die Wettkämpfe der Jugendturner sowie der Schülerinnen und Schüler statt. Außerdem gab es Wettspiele im Trommelball, Faustball und Fußball. Das Landesturnfest wurde am Abend des 6. August mit einer Begrüßungs- und Jubiläumsfeier des Turnvereins Lahr im Turn- und Festzelt eröffnet. Die Gäste erfreuten sich an turnerischen Darbietungen sowie an Gesangs- und Konzertvorträgen. Am nächsten Morgen begann auf dem Turnplatz in der Stadtparkwiese das Wettturnen der Turnerinnen und Turner. Die Turnerinnen absolvierten einen Gerätevierkampf. Die Turner konnten dagegen am gemischten Zwölfkampf (neun turnerische und drei leichtathletische Übungen) oder am leichtathletischen Fünfkampf teilnehmen. Ältere turnten einen Gerätesiebenkampf.

Nachmittags bewegte sich ein Festzug der Turnvereine durch die Stadt bis zum Stadtpark (Festplatz). Dort sahen die Zuschauer anschließend die Vorführungen des Turnvereins Lahr. Außerdem wurden Wettkämpfe im Speerwurf, im Schaufechten, im Staffellauf sowie die Endläufe im 100-Meter-Lauf entschieden. Nach den Sondervorführungen der besten Wettturner am Reck, Barren und Pferd folgten die allgemeinen Freiübungen der Turnerinnen und Turner. Den Abschluss bildete die Siegerehrung. Der Tag klang dann mit turnerischen Darbietungen im Festzelt, einem Konzert mit Tanz und einem Feuerwerk aus.



*Postkarte zum Landesturnfest in
Offenburg*

Am folgenden Montag standen Turnfahrten zum Langenhard und zur Burg Hohengeroldseck auf dem Programm. Das Fest endete dann mit der abendlichen Zusammenkunft der Teilnehmer im Festzelt und auf dem Turnplatz. Unter großer Anteilnahme der Bevölkerung soll das Fest ein Erfolg geworden sein.⁹

Landesturnfest Offenburg 1926

Vom 6. bis 9. August 1926 war Offenburg wieder Turnfeststadt. Offiziell fand das „14. Kreisfest des X. Turnkreises der Deutschen Turnerschaft“ statt, doch wurde erstmals auch die Bezeichnung „Badisches Landesturnen“ verwendet. Die örtliche Durchführung des Turnfestes lag in den Händen der beiden Offenburger Turnvereine (Turngemeinde 1860 und Turnverein Jahn). Zur Vorbereitung bildete man einen Hauptausschuss unter dem Vorsitz von Johannes Bangert (der auch Turngemeinde-Vorsitzender war). Sein Stellvertreter war Karl Grohens. Für einzelne Fachgebiete wurden weitere Arbeitsausschüsse gebildet: Turnausschuss (Vorsitz Kreisturnrat Gustav Ottstadt), Finanz- und Wirtschaftsausschuss, Wohnungsausschuss, Vergnügungsausschuss und Festzug, Bauausschuss, Ausschmückungsausschuss,

Empfangsausschuss, Arbeitsausschuss, Presseausschuss (Vorsitz Redakteur Franz Huber), Kontrollausschuss und Berechnungsausschuss.

Der Hauptausschuss gab sich jede Mühe bei der Vorbereitung, damit das Fest auch den erhofften propagandistischen Erfolg erzielen sollte. Denn jede größere Turnveranstaltung sollte als Werbung für die deutsche und badische Turnsache dienen.¹⁰ So lautete beispielsweise ein Aufruf in der „Badischen Turnerzeitung“ vom Juli 1926: „Auf nach Offenburg! Unser Landesturnen muss durch den Zusammenklang der Herzen und Seelen werden eine machtvolle Kundgebung unseres Turnergeistes, ein hohes Lied deutschen Volkstums und vaterländischer Gesinnung“. Körperliche Ertüchtigung und patriotische Gesinnung gehörten für die Deutsche Turnerschaft untrennbar zusammen. Die Turnvereine sollten dies mit einer regen Beteiligung am Turnfest demonstrieren.

Aber nicht nur die Turnvereine, sondern auch die Feststadt wollte ein guter Gastgeber sein. Stadtrat und Stadtverwaltung unterstützten daher die Festvorbereitungen und stellten städtisches Personal und Räume zur Verfügung. Außerdem sorgte die Stadt für die Herrichtung der Sportanlagen und der Ausschmückung der Stadt.

Zentraler Festplatz waren die früheren Eiswiesen bzw. Kronenwiesen zwischen Kinzigdamm, Eisenbahnlinie und Hauptstraße.¹¹ Dort befand sich seit 1921 der Sportplatz der Turngemeinde Offenburg. Mit städtischer Hilfe wurden weitere Sportplätze für die Freiübungen, für das Einzel- und Vereinsturnen und für die Turnspiele hergerichtet. Die Sportplätze wurden dazu in mehrere Einzelfelder unterteilt, auf denen die jeweiligen Übungen für das Gerätturnen und die Leichtathletik (Volksturnen) zu absolvieren waren. Die Turnhütte der Turngemeinde diente als Wettkampfbüro. Für die zahlreichen Zuschauer wurde eine geräumige Tribüne mit etwa 4.000 Sitzplätzen errichtet.

Für die Wettkämpfe waren 24 Barren, 20 Recke, 20 Pferde, acht Stabhochsprunganlagen, je zwölf Bahnen für Weit- und Hochsprünge und eine renovierte Aschenbahn vorhanden.¹² Die meisten Turngeräte hatte die Turngerätefabrik Pfeiffer (Frankenthal) kostenlos zur Verfügung gestellt.

Bei Regen standen die benachbarten beiden Landwirtschaftlichen Hallen sowie drei Schulturnhallen und sechs große Säle zur Verfügung. Die Fechtwettkämpfe wurden auf dem Tennisplatz hinter den Festhallen ausgetragen. Die Landwirtschaftshallen dienten außerdem als Festhallen für die Festabende, als Gaststätten, als Büros für Presse und Berechnungsausschuss sowie als Aufenthaltsräume während der Wettkämpfe. Auf der Galerie der Hallen waren die Fahnen der teilnehmenden Vereine ausgestellt.

Für die Anreise der Teilnehmer stellte die Deutsche Reichsbahn Sonderzüge bereit. Eine Festkarte kostete die aktiven Teilnehmer 4 RM; die passiven 2,50 RM. Eine weitere Reichsmark war für die Unterkunft im Massenzimmer zu entrichten (im Privatquartier zwei Mark). Zur Finanzierung der

Kosten rief der Landesturnerbund die Vereine zur Gründung von „Reise-sparkassen“ auf. Alle gemeldeten Teilnehmer erhielten das Festabzeichen, das Festbuch¹³ und den Quartierschein.

Die Unterbringung der Festgäste stellte das Organisationskomitee vor eine große Herausforderung, denn zum Landesturnfest hatten sich insgesamt 291 Vereine mit 6.000 Turnern¹⁴ angemeldet. Außerdem waren etwa 120 Kampfrichter im Einsatz. Wenn man noch die Mitglieder der Festausschüsse und des Kreisturnrats, die Kreisfachwarte, die Gauvertreter, die Ehrengäste sowie zahlreiche weitere Gäste hinzurechnete, so hatte die Stadt Offenburg (mit ihren 17.000 Einwohnern) für ein langes Wochenende über 10.000 Festgäste aufzunehmen. Dafür reichten weder die Bettenkapazitäten der Gasthäuser noch der Privatquartiere aus. Die meisten Festteilnehmer erhielten daher einen Schlafplatz in einem Massenquartier, wie das auch heute noch bei Turnfesten üblich ist. Dazu stellte die Stadt Offenburg alle Schulen zur Verfügung. Es waren außerdem 6.000 Strohsäcke zu füllen und mit Decken in die Massenquartiere zu bringen. Ein gründliches Organisationskomitee errechnete dabei einen Gesamtbedarf von 900 Zentnern Stroh, um den Gästen eine angenehmes Nachtlager zu bereiten.¹⁵

Die Teilnehmer trafen am Freitagnachmittag mit den Sonderzügen ein und wurden auf die Quartiere verteilt. Am Abend fand die Festeröffnung mit einer Feierstunde vor dem Bezirksamt statt, bei der das Landesbanner an die Feststadt übergeben wurde. Der damalige Oberbürgermeister Holler erinnerte in seiner Eröffnungsansprache an die großen Volksversammlungen von 1848/49, die ebenfalls auf diesem Platz stattgefunden hatten.¹⁶ Dabei stellte er auch einen Bezug zu den Wurzeln der Turnbewegung her und hob hervor, dass sich viele Turner, wie beispielsweise der Offenburger Karl Heinrich Schaible, aktiv an der Freiheitsbewegung beteiligt hatten. In der Festzeitung und im Festbuch wurde deswegen auch seiner besonders gedacht, so dass die „Neue Badische Landeszeitung“ die Schlagzeile „Offenburg, die schwarz-rot-goldene Turnerstadt“ druckte.¹⁷ Angesichts der in der damaligen Deutschen Turnerschaft verbreiteten deutschnationalen Haltung war dieser Hinweis auf die demokratischen Wurzeln der Turnbewegung beachtlich. Nach der Eröffnungsfeier traf man sich dann zu einem Festbankett in den festlich geschmückten Landwirtschaftlichen Hallen.¹⁸

Am nächsten Morgen begannen die Wettkämpfe bereits um sechs Uhr mit dem Einzelwettbewerb in den Geräte- und den gemischten Kämpfen¹⁹ sowie im Dreikampf für Frei- und Handgeräteübungen.²⁰ Die Turnfestleitung erhoffte sich durch den frühen Wettkampfbeginn bessere Resultate, da bei früheren Festen angeblich viele gute Turner wegen allzu großer Feststimmung schlecht abschnitten.²¹ Im Gegensatz zu den vorherigen Landesturnfesten nahmen nur Männer aktiv teil, da die Frauen seit 1925 ihr eigenes Landesturnfest hatten. Neben badischen Turnern waren auch Teilneh-

mer aus dem Rheinland und Westfalen angereist; sogar Berlin hatte Vertreter entsandt. „Ernst im Gewande jugendlicher Freude“, so bezeichnete ein Turnführer die Wettkämpfe.²² Rund 1.700 Einzelturner stellten sich auf der „Eiswiese“ der Wertung der Kampfrichter. Im Geräte-Zehnkampf war mit Arthur Adler vom Städtgau Mannheim ein Mann auf dem ersten Platz zu finden, der später den Badischen Turnerbund führen sollte.²³

Nachmittags folgten die Wettkämpfe in der Leichtathletik, die aus einem Fünfkampf für Aktive bzw. einem Dreikampf für Ältere bestanden.²⁴ Dabei kam erstmals eine bahnbrechende Neuerung zum Einsatz: In den 100-Meter-Läufen wurden die Laufzeiten erstmals nicht durch Stoppuhr sondern mittels einer elektrischen Zeitmessanlage ermittelt, wie sie zuvor auch bei den 2. Deutschen Kampfspiele in Köln zum Einsatz gekommen war. Diese Anlage ermöglichte eine genauere Feststellung der Sprintzeiten als das bisherige Handstoppen. Messfehler konnten dadurch reduziert und ein exakteres Ergebnis festgestellt werden.²⁵ Bemerkenswert war außerdem die Regelung, dass Fehlstarts nicht abgebrochen, sondern die Fehlstarter mit einer zusätzlichen ¼-Sekunde bestraft wurden.

Neben den Einzelwettkämpfen wurden auch die Landesmeisterschaften in den Turnspielen ausgetragen. Dazu gehörte das in Offenburg sehr verbreitete Faustballspiel sowie das (heute weitgehend vergessene) Trommel- und Schlagballspiel. Außerdem gab es ein Werbespiel im Handball zwischen dem deutschen Handballmeister TuS Polizei Rastatt und der Handballmannschaft des Ortenauer Turnbaus. Das Handballspiel hatte sich nach dem 1. Weltkrieg zu einer beliebten Sportart entwickelt und führte in zahlreichen Turnvereinen zur Gründung von Handballmannschaften.

Während des Turnfestes waren zahlreiche Pressevertreter anwesend, die über das Geschehen laufend berichteten. Das wachsende gesellschaftliche Interesse am Sport hatte bei den Zeitungen zur Einrichtung von Sportredaktionen geführt. Auch die Turnvereine hatten die Bedeutung der Medien erkannt und ihre Öffentlichkeitsarbeit intensiviert. Dem Presseausschuss unter Leitung von Redakteur Franz Huber ging während des Festes die Arbeit nicht aus.

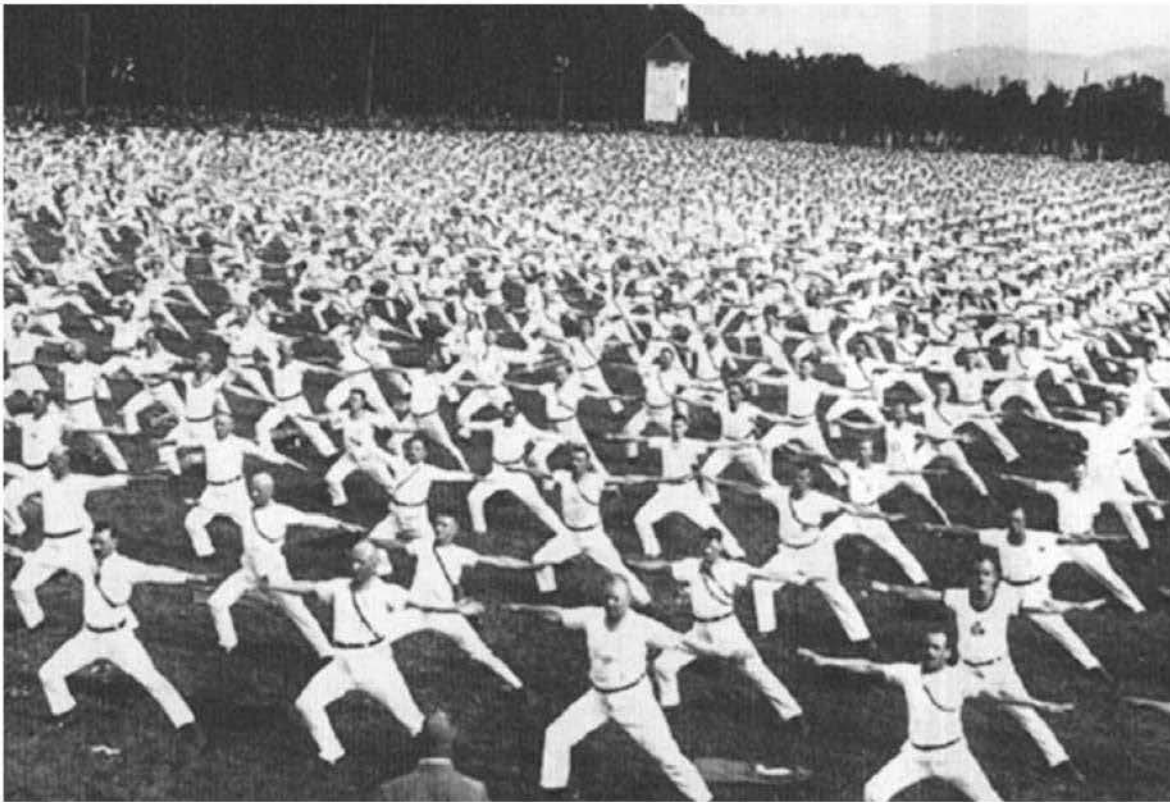
Die Verpflegung der Turner erfolgte zu günstigen Preisen in den Festhallen sowie in den Gasthäusern der Stadt. Unvergesslich blieb das bayerische Bierzelt eines auswärtigen Gastwirts auf dem Festplatz, von dem die örtlichen Presse berichtete: „Den Betrieb machten eine original bayerische Oberländer-Kapelle mit 24 Mann und Typen bayerischer Urwüchsigkeit. Der Ausschank erfolgte vom Fass durch bayerische Schankburschen, die ihr Handwerk verstanden. Die Schweinswürstel, auf dem Rost gebraten, fanden riesigen Absatz. Auch ein am Spieß gebratener Ochse wurde zum 14. Landesturnfest angeschnitten. Er fand reißenden Zuspruch.“²⁶ Sportliche Ertüchtigung und gemeinsames Feiern waren schon damals untrennbar verbunden!

Am Sonntagmorgen wurden das Vereinsturnen wegen Regens in die Säle und Turnhallen verlegt. Die Riegen traten streng militärisch mit Gleichschritt, Stillgestanden und Meldung an die Turngeräte. Um elf Uhr folgte ein Werbeschwimmen in der ehemaligen Militärschwimmanstalt. Außerdem bestand Gelegenheit zur Teilnahme an der Turnveteranen-Versammlung in der Festhalle.

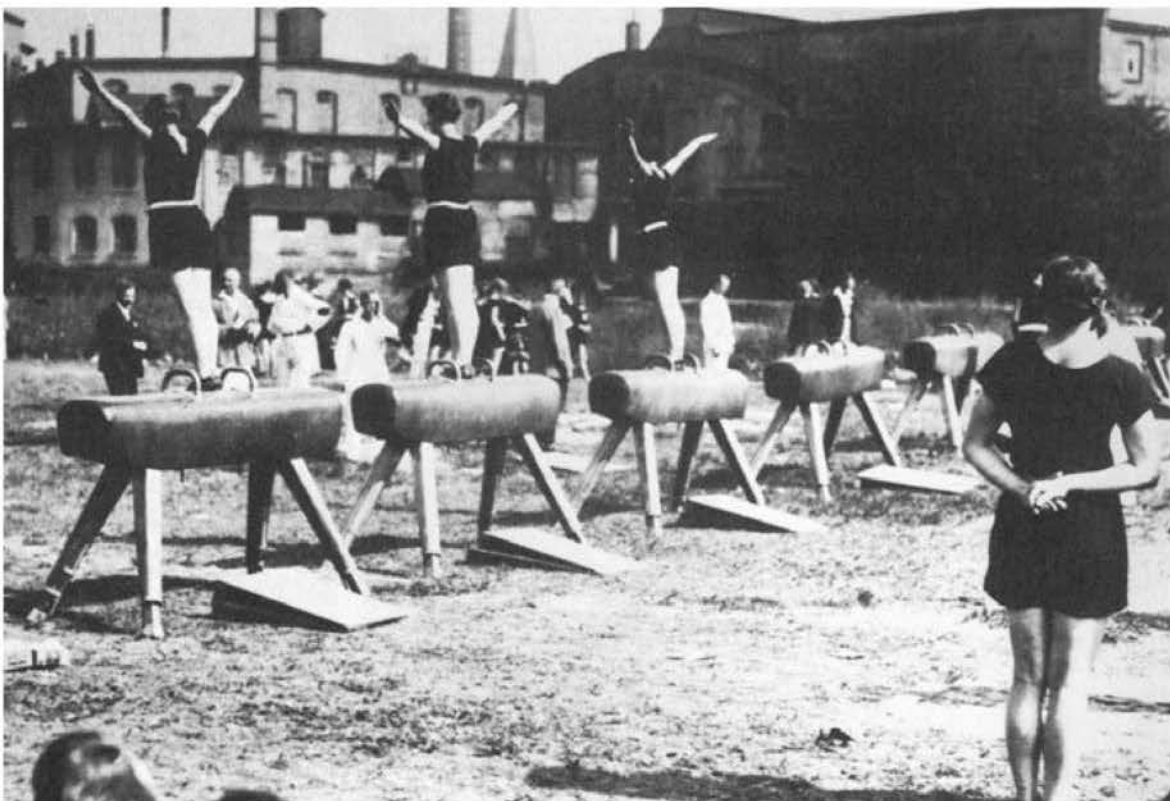
Am Sonntagnachmittag bewegte sich ein Festzug durch die festlich geschmückte Innenstadt Offenburgs bis zum Festplatz. Mehr als 8.000 singende Turner (darunter 250 Fahnenträger) aus 300 Vereinen, sowie Trachtengruppen, Kapellen, Reiter sowie verschiedene Motivwagen gaben dem Festzug ein farbiges Bild. Viele Attribute der jeweiligen Heimatorte, wie das Heidelberger Fass, der Krotzinger Schwartenmagen, ein Schonacher Uhrhändler oder der „Lahrer hinkende Bote“ wurden mitgeführt. Von der Haupttribüne verfolgten etwa 1.000 Zuschauer, darunter auch Staatspräsident Trunk, den Festzug und waren sehr beeindruckt, wie ein Zeitgenosse berichtete: „Einen solchen Festzug hat Offenburg noch nie gesehen“.²⁷

Danach fand auf den Kronenwiesen vor etwa 25.000 Menschen die Schlusskundgebung statt. Dabei stellten zunächst einzelne Vereine als „Sondervorführungen“ neue Übungen vor. Anschließend folgten die gymnastischen Massenfriübungen der 6.000 teilnehmenden Jugend- und Erwachsenenturner sowie die Keulenübungen der Älteren. Die Friübungen waren im Festbuch genau beschrieben und waren möglichst harmonisch und diszipliniert unter Musikbegleitung durchzuführen. Die Turner wollten damit zeigen, dass sie auf Kommando wie eine militärische Einheit ihre Übungen gleichmäßig und ruhig durchführen konnten. Die Zuschauer sollen auch von diesen Vorführungen sehr beeindruckt gewesen sein.²⁸

Nach den allgemeinen Friübungen folgten die Siegerehrungen.²⁹ In fast allen Wettkämpfen kamen mittelbadische Turner unter die ersten zehn Sieger. Aus dem Gerätezwölfkampf ging Franz Huck (TV Rastatt) als 3. und Fritz Braun (TV Jahn Offenburg) als 8. Sieger hervor. 1. Sieger des Siebenkampfes für Ältere (Jahrgang 1888–82) war August Weber (TV Kehl). Karl Geißer (TG Offenburg) wurde 5. und Hermann Fünner (TV Lahr) 7. Sieger. Beim gymnastischen Dreikampf wurde Anton Küpferle 5. und Hermann Schneider (beide TV Oberkirch) 7. Sieger. Im Leichtathletik-Fünfkampf (Volksturnen) erreichte Adam Wegmann (TV Lahr) mit dem 4. Platz, sowie Rene Bauer (TV Kork) als 6. Sieger und Fritz Fleiß (TV Jahn Offenburg) als 7. ein gutes Ergebnis. Beim Fünfkampf wurde Richard Käfer (TV Kehl) zum 7. Sieger gekürt. Beim leichtathletischen Dreikampf erreichte Josef Rothenberger den 4. und Eugen König (beide TG Offenburg) den 9. Platz. Robert Merker (TV Baden-Baden) kam beim Säbelfechten auf den 2. und beim Florettfechten auf den 3. Platz. Bei den Turnspielen wurde der TV Lahr Landesmeister im Faustball.



Massenfreiübungen der Turner



Landesfrauenturnfest in Gaggenau

Der Tag klang abends mit einem gemütlichen Beisammensein in den Festhallen und einem Konzert aus. Nach Einbruch der Dunkelheit wurde die Innenstadt beleuchtet, ehe ein großes Feuerwerk den offiziellen Teil des Landesturnfestes beendete. Am folgenden Montag endete das Landesturnfest mit den Turnfahrten (Ausflügen) in die nähere und weitere Umgebung von Offenburg. Gegen Mittag traten die Festteilnehmer dann in Sonderzügen die Heimreise an.

Der Ortsfestausschuss unter Leitung von Gustav Ottstadt und Johannes Bangert konnte abschließend die Glückwünsche der badischen Turnerschaft für ein gelungenes Turnfest entgegennehmen. Die Presse lobte die gute Organisation und die Gastfreundschaft der Offenburger Bevölkerung: „Das Gelingen ist der Mitwirkung der ganzen Offenburger Bürgerschaft zu verdanken“.³⁰

Landesfrauenturnen Gaggenau 1929

Turnen war ursprünglich reine Männersache. Frauen mussten sich dagegen ihre Teilnahmeberechtigung am Turnbetrieb erst noch erkämpfen.³¹ Auch die Wettkämpfe waren zunächst nur den Männern vorbehalten. 1863 beschloss aber der badische Turntag in Pforzheim, das Turnen der weiblichen Jugend zu fördern. Ende des 19. Jahrhunderts zeigten einzelne Damenriege bei Turnvorführungen der Gauturnfeste ihr Können. Bis zum 1. Weltkrieg entstanden dann nach und nach in zahlreichen Turnvereinen eigene Damenriege. Parallel dazu war auch die weibliche Schuljugend in den Turnunterricht einbezogen worden.

Die deutsche Revolution von 1918/19 führte zur verfassungsrechtlichen Gleichstellung von Mann und Frau. Die politische Veränderung begünstigte auch die Gleichberechtigung im sportlichen Bereich. Alle Turn- und Sportvereine nahmen nun auch Frauen als vollberechtigte Mitglieder auf. Zudem wandelte sich die Einstellung zum Frauenturnen innerhalb der Deutschen Turnerschaft. Den Frauen sollte das Turnen als „Schulung des Körpers und des Geistes“ und als Ausgleich zur beruflichen Belastung zugute kommen.³²

Erstmals traten beim Landesturnfest 1921 in Lahr auch Turnerinnen regulär zum Wettkampf an. Das Frauenturnen nahm in den folgenden Jahren einen starken Aufschwung. Nach der Bestandserhebung vom 1. Januar 1926 hatte der Turnkreis Baden 553 Vereine an 490 Orten. Ihnen gehörten insgesamt 52.566 männliche und 6.279 weibliche Vereinsmitglieder über 14 Jahren an. Bei den Vereinsangehörigen unter 14 Jahren wurden 9.386 Jungen und 4.971 Mädchen gezählt. Alle 15 Turngaue des X. Turnkreises hatten jeweils einen Gaumänner- und einen Gaufrauenturnwart. Da das Frauenturnen stetig an Bedeutung zunahm, führte man schließlich eigene Landesfrauenturnfeste ein.³³ Zum 1. Landesfrauenturnen 1925 in Heidel-

berg kamen nahezu 2.000 Turnerinnen. Das 2. Landesfrauenturnfest fand dann vom 10. bis 12. August 1929 in Gaggenau statt. Die Vorbereitungen lagen vor allem beim Festsausschuss des Turnerbundes Gaggenau unter Leitung von Karl Maurer und Hans Schempp. Hinzu kamen weitere elf Arbeitsausschüsse.

Das Landesfrauenturnfest lockte rund 2.500 Teilnehmerinnen aus allen 15 badischen Turngauen in die Murgstadt, die damals selbst gerade 5.000 Einwohner zählte.³⁴ Zahlreiche Gaggenauer hatten Privatquartiere zur Verfügung gestellt. Die Aufnahme war sehr freundlich. Der Gaggenauer Bürgermeister Schneider begrüßte die Gäste und freute sich, dass „Badens Töchter“ in der Feststadt gekommen seien, „um Frauenehre und Frauensitte zu verbinden mit der Pflege der Gesundheit des Körpers und des Geistes zum Wohle von Volk und Vaterland“.³⁵

Am Samstagmorgen begannen die Einzelwettkämpfe im turnerischen Siebenkampf³⁶ auf den Murgwiesen, die Schwimmwettkämpfe im Waldseebad³⁷ und der leichtathletische Vierkampf³⁸ auf dem Waldsportplatz. 2.000 Turnerinnen aus über 100 Vereinsriegen traten zu den Wettkämpfen in den verschiedenen Disziplinen an. Abends bewegte sich ein Ehrenzug der Turnerinnen durch die Stadt zur Jahnhalle des Turnerbundes, in der anschließend ein Festabend stattfand.

Am Sonntag wurden die Wettkämpfe mit dem Turnen der Vereinsriegen auf der Murgwiese fortgesetzt. Anschließend folgte das erstmals ausgetragene Schau- und Wettfechten der badischen Fechterinnen-Riege, das mit besonderem Beifall bedacht wurde.³⁹ Am Nachmittag präsentierten sich die Teilnehmerinnen bei einem Festzug durch die Innenstadt. Danach wurde das „große Schauturnen“ auf dem Festplatz durchgeführt. Dessen Programm bestand aus Volkstänzen und Staffelläufen sowie Werbespiele im Faustball, Trommelball und Korbball. Abschließend gestalteten 2.100 Turnerinnen „allgemeine Freiübungen“. Nach der Siegerehrung klang dann das Fest mit einem vom Turnerbund Gaggenau organisierten Festabend in der Jahnhalle aus. Am Montag standen überwiegend Turnfahrten in die nähere und weitere Umgebung auf dem Programm.

„Mustergültig aufgebaut und glänzend verlaufen“, lautete das abschließende Lob des Ehrenpräsidiums, mit dem badischen Staatspräsidenten Schmitt und dem Kultusminister Leers an der Spitze. Diesem Lob schloss sich auch die Landesturnleitung an. Für manche Teilnehmerin aber sollte das Landesfrauenturnfest in besonderer Erinnerung bleiben, wie Zeitgenossen berichteten: „So manches Mädle hat anschließend einen Gaggenauer geheiratet.“⁴⁰



Plakat von Fritz Dold zum Landesfrauenturnen in Offenburg

Landesfrauenturnen Offenburg 1932

Vom 29. bis 31. Juli 1932 veranstalteten die beiden Offenburger Turnvereine und die Stadt das 3. badische Landesfrauenturnen. Der badische Turnvorstand hatte das Fest zur „Massenkundgebung für deutsches Frauentum und deutsches Volkstum“ hochstilisiert.⁴¹ Nachdem die Stadt 1926 bereits die badischen Turner beherbergt hatte, so vereinigten sich nun die Turnerinnen „vom Main bis an den Bodensee“ in Offenburg. Wie beim Landesmännerturnfest 1926 wurde ein Hauptfestausschuss gebildet, an dessen Spitze Gustav Ottstadt stand. Als zentraler Festplatz dienten erneut die Kronenwiesen und der Turngemeinde-Sportplatz an der Kinzig. Dort fanden das Gerätturnen, die Leichtathletik, die Gymnastik und die Turnspiele statt. Als Festhallen nutzte man wieder die benachbarten Landwirtschaftlichen Hallen.

Der Festbeitrag betrug 2,50 RM (plus eine Reichsmark für Übernachtungen). Alle Teilnehmerinnen wurden zu ermäßigten Preisen in den Offenburger Gastwirtschaften verpflegt. Als Unterkünfte standen den Turnerinnen einige Betten bei Privatleuten und zahlreiche Schlafstellen in den

Massenquartieren zur Verfügung. Dafür wurden erneut die Schulen und die großen Wirtschaftsäle zur Verfügung gestellt. Während die Männer 1926 noch auf Strohsäcken nächtigen mussten, durften die Frauen nun auf Feldbetten mit Matratzen ruhen.⁴² Für jede Teilnehmerin stand eine Schlafstelle bereit. Und wenn nicht, so wurde unkompliziert geholfen: Als einige Turnerinnen sich nach der Ankunft am Samstagabend hilfeschend an die Polizei wandten, wurden sie kurzerhand im Bezirksamt einquartiert!

Trotz der wirtschaftlichen Not kamen fast 3.000 Turnerinnen mit Sonderzügen nach Offenburg. Das Fest begann am Freitagabend mit einem Fackelzug der Offenburger Turnvereine und der bereits anwesenden Turnerinnen durch die Stadt. Danach wurde das Landesfrauenturnfest mit dem Festspiel „Deutsche Frauen dem Vaterland“ von August Boos eröffnet.⁴³ Am Samstag fanden bei bestem Wetter die Einzelwettkämpfe statt. Vor 8.000 Zuschauern zeigten die Turnerinnen bei den Wettbewerben im Gerätturnen, in der Leichtathletik, in der Gymnastik, im Fechten und im Schwimmen ihr sportliches Können. Wie bereits 1926 kam auch diesmal bei den leichtathletischen Läufen eine elektrische Zeitmessung zum Einsatz. Der Tag klang dann mit einem Gemeinschaftsabend in den Festhallen aus.

Der Sonntagvormittag stand im Zeichen der Vereinswettkämpfe. Am Nachmittag bildeten etwa 3.000 Turnerinnen einen Festzug, der sich von der Ihlenfeldkaserne durch die festlich geschmückte Stadt bis zum Festplatz bewegte. Das Programm war ähnlich wie in Gaggenau: Auf Vorführungen der Volkstänze folgten Staffelläufe sowie das Endspiel im Trommelball; letzteres fand allerdings nur geringes Zuschauerinteresse. Abschließender Höhepunkt des Festes waren die allgemeinen Keulenübungen der Turnerinnen, ähnlich den allgemeinen Freiübungen der Männer. Das Landesfrauenturnen endete mit den Siegerehrungen⁴⁴ und der anschließenden Abreise der meisten Teilnehmerinnen. Wer noch länger bleiben wollte, konnte noch am Unterhaltungsabend in der Festhalle und am Montag noch an einer Wanderung zum Turnerheim Brandeck-Lindle teilnehmen. Das gesamte Sportereignis hat Paul Stober in einem Film dokumentiert.⁴⁵

Das Landesfrauenturnfest unterstrich erneut den Aufschwung und die wachsende Bedeutung des Frauenturnens in Baden. Dem entsprach auch der Besuch von Vertretern der Landesturnbünde Württemberg, Bayern und Sachsen sowie von Vertretern der Regierung, des Bezirksamts und der Stadt Offenburg. Auch verschiedene Sportverbände und zahlreiche Sportärzte beobachteten das Turnfest.⁴⁶

Die Organisatoren waren am Ende ziemlich erleichtert, denn eine Notverordnung des Reiches über das Demonstrationsverbot hatte zunächst verschiedene Einschränkungen bezüglich des Festzuges, der Bannerübergabe und anderer Feierlichkeiten mit sich gebracht.⁴⁷ Durch die Lockerung der Notverordnung war es aber dann möglich geworden, die seit Monaten



Festumzug der Turnerinnen

vorbereitete Veranstaltung im vorgesehenen Umfang und ohne Einschränkung durchzuführen.⁴⁸ Außerdem fand am Festsonntag die Reichstagswahl statt. Deshalb wurde am Festplatz ein Wahllokal eingerichtet, so dass auch den Festteilnehmerinnen die Stimmabgabe möglich war. Die Turnerinnen sollen vom Wahlrecht auch regen Gebrauch gemacht haben.⁴⁹

Mit dem Landesfrauenturnfest in Offenburg endete die Tradition der getrennten Turnfeste für Männer und Frauen. Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten gab es nur noch gemischte Landesturnfeste, die von den braunen Machthabern geschickt für ihre Propaganda genutzt wurden.

Landesturnfest Offenburg 1951

Das Kriegsende 1945 führte zu einem tiefen Einschnitt in der badischen Turngeschichte. Mit dem Reichsbund für Leibesübungen waren auch alle ihm angehörenden Turn- und Sportvereine aufgelöst worden. Der Neuanfang verlief unterschiedlich: Während in der amerikanischen Zone schon bald wieder Turnvereine zugelassen waren, war in der französischen Zone die Wiedergründung der alten Vereine untersagt. Stattdessen sah die französische Sportpolitik vor, dass in jeder Gemeinde nur ein Sportverein als Mehrspartenverein zugelassen werden durfte. Zudem waren weiterhin bestimmte Sportarten verboten, darunter auch das Gerätturnen und das Fechten. Die früheren Turner betätigten sich daher notgedrungen vor allem in den Leichtathletik-, Gymnastik- und Handballabteilungen der neuen Sportvereine. An Turnfeste war unter diesen Bedingungen nicht zu denken.



*Plakat zum ersten
Nachkriegsturnfest*

Erst im Herbst 1948 war das Gerättturnen in der französischen Zone wieder erlaubt, so dass sich in den Sportvereinen wieder Turnabteilungen bildeten. Aufgrund der Teilung Badens in zwei Besatzungszonen waren aber inzwischen auch jeweils ein Turnerbund für Nord- und Südbaden entstanden. Die beiden Landesturnverbände beschlossen aber, in Form einer Arbeitsgemeinschaft im Jahr 1951 wieder ein gemeinsames badisches Landesturnfest in Offenburg zu veranstalten. Die Stadt Offenburg feierte in jenem Jahr ihr 850-jähriges Stadtjubiläum⁵⁰ und bezog das erste Nachkriegsturnfest in ihre Feierlichkeiten ein.

Das Landesturnfest dauerte vom 3. bis 5. August 1951 und stand unter dem Leitwort „Turnen am Oberrhein“. Am Wortlaut der Werbeauftrufe hatte sich kaum etwas geändert: Das Turnfest sollte erneut „eine Demonstration für den Gedanken einer im deutschen Volkstum verwurzelten Leibesertüchtigung“ sein.⁵¹ Auch die erzieherische Wirkung des Turnens wurde betont: „Die Zeit einer zügellosen Vergnügungssucht droht auch das sportliche Leben zu verpesten.“ Das Turnen sollte daher vor allem der Gesundheit und der Gemeinschaftspflege dienen. Deshalb sollte auch das Landesturnfest „Ausdruck einer gesunden Lebensfreude, eine erhebende Schau

turnerisch geprägter Leibesübungen und volkstümlicher Freizeitgestaltung“ sein.⁵²

Organisation und Durchführung lagen bei einem zu diesem Zweck gegründeten Verein „Hauptausschuss Badisches Landesturnen Offenburg e. V.“, dessen Geschäftsstelle in der Kornstr. 4 war. Der Festhauptausschuss wurde von Fritz Fischer (Gernsbach) und dem Vorsitzenden des Ortenauer Turngaus Gustav Ottstadt (Offenburg) geleitet.⁵³ Er wurde bei den Festvorbereitungen wieder von den Offenburger Vereinen und der Stadtverwaltung unterstützt.

Neben den Privatquartieren stellten Stadt und Landkreis ihre Schulen als Übernachtungsquartiere zur Verfügung.⁵⁴ In der „unteren Angel“ (beim ESV-Sportplatz) wurde für die jugendlichen Teilnehmer ein Jugendzeltlager errichtet.⁵⁵ Der Festbeitrag betrug 4 DM für Erwachsene und 2,50 DM für Jugendliche. Übernachtung und Verpflegung wurde zum günstigen Preis von 2,80 DM berechnet. Um die zahlreichen Gäste auch am Sonntag ausreichend versorgen zu können, wurde am Festwochenende für die Bäckereien und die Metzgereien das Arbeits- und Verkaufsverbot aufgehoben.⁵⁶

Als Fest- und Wettkampfstätten waren wieder (wie bereits 1926) der Sportplatz des Turnvereins an der Eisenbahnbrücke, die benachbarte Kronenwiese (heute Burdahochhaus), das Schwimmbad und die landwirtschaftlichen Hallen vorgesehen. Als aber der Landkreis Offenburg im Frühsommer mit dem Bau der Gewerbeschule begann und dabei viel Erde ausgehoben wurde, beschloss der Turnverein Offenburg, seinen Sportplatz in ein großes Stadion umzuwandeln. Am 2. Juli 1951 rollten die ersten LKW zur Stadionbaustelle und entluden die ersten Kubikmeter Erde, aus denen die Zuschauerwälle für das neue Stadion entstehen sollten. In den folgenden Wochen wurden 5.000 cbm Erde (vom Erdaushub der Kreisgewerbeschule), 400 cbm Schlacken und Löss sowie 800 cbm Kies (aus der Kinzig) zum Bauplatz bewegt. Unter Leitung des Architekten F. Weis wurden rund um den bisherigen Sportplatz große Zuschauerwälle aufgeschüttet und planiert. Es entstanden außerdem ein neues Spielfeld und eine neue Aschenbahn nebst Sprung- und Wurfanlagen. Mit Hilfe des städtischen Bauhofs und der Vereinsmitglieder, die insgesamt 6.000 Arbeitsstunden leisteten, konnte ein Stadion für rund 35.000 Menschen kurz vor dem Landesturnfest provisorisch vollendet werden.

Noch ehe aber das Landesturnfest begonnen hatte, drohte es schon „ins Wasser zu fallen“: Die Vorbereitungen am Stadion waren gerade beendet, da ging am Freitagnachmittag des 3. August über Offenburg ein verheerendes Unwetter mit Regenschauern, Hagel und Windböen nieder, wie es seit Jahrzehnten nicht mehr vorgekommen war.⁵⁷ Über eine Stunde regnete es in Strömen. Danach bot sich Helfern ein wüstes Bild:⁵⁸ Zentimeterhoch stand das Wasser auf den Bahnen; wie ein Kartenspiel hatte der Sturm die

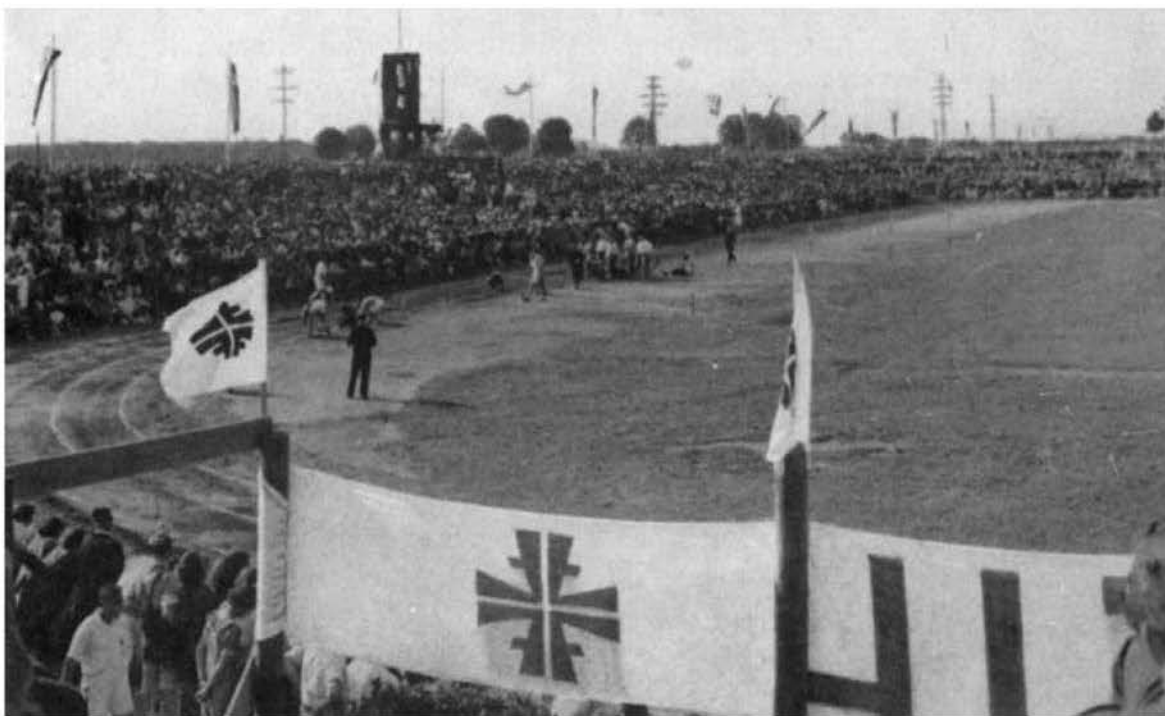
Tribünen hinweggefegt und die Fahnenmasten umgeblasen. Außerdem hatten sich die Sportplätze in Schlamm- und Morastwüsten verwandelt. Alle Vorbereitungen schienen umsonst gewesen zu sein. Die Hoffnungen tausender Teilnehmer auf ein unbeschwertes Turnfest waren somit buchstäblich unter Wasser gesetzt worden.⁵⁹ Inzwischen trafen die ersten Sonderzüge ein. Wie sollten nach dieser Sintflut noch ein Turnfest stattfinden können?

Bei der Eröffnung am Abend machte Oberbürgermeister Karl Heitz den Turnern wieder Mut und ermunterte sie, sich nicht von Schwierigkeiten und schon gar nicht vom Regen die Festlaune trüben zu lassen. Inzwischen begannen die Arbeitskolonnen mit der Behebung der Schäden an Stadion und Festwiese. In pausenloser Arbeit konnten sie schließlich das Stadion wieder so weit herrichten, so dass am anderen Morgen programmgemäß mit den Wettkämpfen begonnen werden konnte.

Inzwischen waren weit über 10.000 Turnerinnen und Turner, davon fast 7.000 Wettkampfteilnehmer, sowie eine größere Anzahl an Gästen aus dem Ausland nach Offenburg gekommen.⁶⁰ Alle Wettbewerbe konnten zwar durchgeführt werden, litten aber an beiden Tagen stark unter den äußeren Bedingungen: Immer wieder führten Regenschauer zu Unterbrechungen. Der starke Regen beeinträchtigte zwar die sportlichen Leistungen, nicht aber die turnerische Stimmung. Diese ging teilweise sogar so weit, dass sich die Wettkämpfer bis auf die Badehose auszogen und die darüber wenig begeisterten Kampfrichter zwangen, bei strömendem Regen weiterzuarbeiten.⁶¹

Die Leichtathleten hatten mit aufgeweichten Bahnen und Sprunggruben zu kämpfen, während die Gerätturner auf dem morastigen Platz keinen leichten Stand hatten. Daneben fanden die Turniere im Faustball, Korbball und Ringtennis auf Spielfeldern statt, die eher einem Schlammfeld glichen. Auch die Schwimmer waren insofern betroffen, da ihre Wettkämpfe bei Gewitter und Schauerregen unterbrochen werden mussten. Außer den üblichen Schwimmläufen gab es diesmal auch Wettbewerbe im Turmspringen sowie zwei Wasserballspiele. Nach den Wettkämpfen fand dann am Abend eine große öffentliche Kundgebung vor dem Rathaus statt. Anschließend folgte ein fröhliches Beisammensein im Festzelt. Nach über einem Jahrzehnt Turnfestpause wurden manch alte Freundschaften neu gefestigt und neue geschlossen. Die Teilnehmer genossen es, nach vielen Jahren des Krieges und der Entbehrungen wieder einmal nach Herzenslust feiern zu können.

Am Sonntagfrüh begann das Vereinsturnen, zu dem fast 300 Vereinsriegen antraten.⁶² Anders als vor 1945 liefen die Wettkämpfe etwas lockerer ab. Das frühere militärische Antreten der Riegen mit Stillgestanden und Meldung gehörte der Vergangenheit an. Gegen Mittag folgte dann der traditionelle Festzug durch die Innenstadt, an dem rund 15.000 Turnerinnen



Das Offenburger Kinzigstadion am Tag nach der Unwetterkatastrophe

und Turner aus allen badischen Gauen teilnahmen. Viele Vereine konnten dabei erstmals wieder ihre über den Krieg geretteten Vereinsfahnen zeigen. Nach dem Festzug versammelten sich 20.000 Zuschauer zur Schlussveranstaltung im Kinzigstadion. Dort sahen die Zuschauer spannende Schlusskämpfe und das Festival „Jubilate“ des Bremer Professors Grauerholz. Wie

bei früheren Turnfesten fehlte auch diesmal die große Festgymnastik mit 5.000 Turnerinnen und Turnern nicht. Anschließend folgte die Siegerehrung, bei der alle ersten Sieger einen Eichenkranz und eine Ehrengabe erhielten. Symbolisch für alle wurden Helmut Karg (Rastatt) und Lore Imhoff (Offenburg) als Turnfestsieger geehrt. Danach klang das Turnfest mit einem Festabend aus.

Soweit die Teilnehmer nicht bereits abgereist waren, konnten sie sich am Montag noch an den angebotenen Turnfahrten beteiligen, ehe sie die Rückreise antraten. Am Dienstag wurde auch das Jugendzeltlager geräumt. Viele Jugendliche brachen danach zu den Jugendwanderungen auf, die sie in die Schweiz, nach Straßburg oder durch den Schwarzwald führten.

Landesturnfest Offenburg 1961

Zehn Jahre später war Offenburg erneut Turnfeststadt. In der Ortenaumentropole fand vom 3. bis 6. August 1961 das 32. Badische Landesturnfest statt. Dazu wurde wieder ein Trägerverein „Badisches Landesturnfest 1961“ unter Leitung von Fritz Fischer und Berthold Baisch gegründet.⁶³ Organisation und Durchführung lagen bei einem siebenköpfigen Ortsausschuss. Für weitere fachliche, technische und wirtschaftliche Fragen wurden zehn weitere Arbeitsausschüsse gebildet. Die Stadt Offenburg unterstützte erneut das Landesturnfest und stellte dessen Geschäftsstelle Räume und Mitarbeiter im Rathaus zur Verfügung.

Insgesamt hatten sich 7.000 Festteilnehmer aus 370 Vereinen angemeldet, von denen die meisten per Sonderzüge anreisten.⁶⁴ Auffallend war vor allem die starke Beteiligung der 1.200 Jugendlichen. Fritz Fischer bezeichnete dieses Treffen daher auch als „machtvolles Bekenntnis der Turnerjugend für Gemeinschaft, Kameradschaft und fairen Wettstreit.“ Das unbekümmerte und ungezwungene Auftreten der Turnerinnen und Turner sollte das Turnfest prägen. Vor allem die jungen Teilnehmer sorgten einmal mehr für eine fröhliche und ungezwungene Stimmung.⁶⁵ Wie bereits 1951 wurde auch diesmal für die Turnerjugend ein Zeltlager beim alten Stegermattsportplatz errichtet. Für die erwachsenen Teilnehmer stellten Landkreis und Stadt Offenburg erneut ihre Schulräume als Übernachtungsquartiere zur Verfügung.

Das Fest wurde bereits am Donnerstagabend auf dem Rathausplatz feierlich eröffnet.⁶⁶ Der folgende Freitag war der „Tag der Einzelkämpfe“ für Aktive, Altersturner und Jugendturner. Man traf sich bei den Wettkämpfen im Gerätturnen, in der Leichtathletik, im Schwimmen, im Friesenkampf⁶⁷ oder in den Turnspielen. Wie bereits 1926 wurden die Läuferzeiten wieder elektrisch gemessen.

Wettkampfstätten waren diesmal das Kinzigstadion, das OFV-Stadion, der Stegermatt-Sportplatz und das Stegermattfreibad. Die Ortenauer freu-



Festumzug zum Landesturnfest vor dem Offenburger „Königshof“

Foto: Willi Reimling

ten sich über den Turnfestsieg des Oberkirchers Werner Hättich im Gemischten Zehnkampf und seines Vereinskameraden Klaus Schmitt im Jahn-Neunkampf. Reiner Kraus vom TV Bühl gewann den leichtathletischen Dreikampf der Junioren und seine Vereinskameradin Irmgard Kühl den Geräte-Sechskampf. Beim Schwimmen siegte Inge Kienzle vom TV Offenburg in 100 Meter Brust und der TV Lichtenau in der 4 x 50-Meter-Schwimmstaffel. Außerdem gewann die 3 x 1.000-Meter-Laufstaffel des ESV Offenburg. Die Männerbadgesellschaft Offenburg sicherte sich den Faustballtitel in der Altersklasse IV. Abends gab es eine Jugendveranstaltung im Stegermattbad unter dem Motto: „Jugend singt, tanzt und spielt.“

Der Samstag wurde als „Tag der Mannschaft“ propagiert. 300 Vereine nahmen am Vereinsturnen bzw. am Gruppenwettbewerb der Jugend teil. Daneben wurden die Turniersieger im Faustball, Korbball, Prellball, Volleyball und Ringtennis ausgespielt.

Parallel dazu fand in der Aula der Gewerbeschule eine „Stunde der Frau“ statt, in der gesundheitliche Fragen besprochen wurden. Nachmittags wurden zusätzlich noch Staffelwettbewerbe und Gruppenwettstreite der Jugend durchgeführt. Außerdem fand die Meisterschaft im Trampolinturnen statt. Insofern war für jeden Besucher etwas geboten. Der Tag endete mit einer Kundgebung auf dem Rathausplatz. Dabei forderte Regierungspräsident Anton Dichtel den Zusammenschluss der beiden badischen Turnverbände, was mit einem stürmischen Applaus der 15.000 Gäste beantwortet wurde. Anschließend bewegte sich ein Fackelzug in Richtung Festzelt, wo ein Unterhaltungsabend stattfand.

Der Sonntag schließlich war der „Tag der Gemeinschaft“. Nach den Festgottesdiensten folgte der Festumzug, der sich vom Hauptbahnhof die Hauptstraße entlang bis zur Ziboldtschen Mühle und zurück bewegte. Heimatliche Symbole (wie die Karlsruher Pyramide oder Faust und Gretchen aus Staufen) machten den Zug attraktiv. Nach dem Umzug folgte ein Festnachmittag mit Siegerehrung im Kinzigstadion. Dabei zeigten jeweils 1.500 Turnerinnen und Turner mit ihrer Festgymnastik eine imposante Schau.⁶⁸ Danach endete die Feier mit der Siegerehrung. Wer länger bleiben wollte, konnte sich am Montag an einigen Ausflügen in den Nord- und Südschwarzwald oder in die nähere Umgebung Offenburgs beteiligen.

Das Turnfestprogramm bewegte sich noch stark in der bisherigen Festtradition. Neu waren Veranstaltungen für die Jugend und Informationsveranstaltungen zum Frauenturnen. Der Festzug ging erstmals die Strecke im Gegenzug zurück, so dass die Teilnehmer auch die anderen Gruppen zu Gesicht bekamen. Auch war das Programm umfangreicher geworden und erstreckte sich nun auf vier Tage.

Was in Offenburg 1961 noch gefordert wurde, sollte sich sechs Jahre später an gleicher Stätte verwirklichen: Am 9. April 1967 vereinigten sich die seit 1945 getrennten Turnverbände Nord- und Südbadens zum neuen

Badischen Turnerbund (BTB). Dem wiedervereinigten Verband gehörten nun 150.000 Mitglieder in 640 Vereinen an. Nachdem die nord- und südbadischen Turner schon seit mehreren Jahren gemeinsam die Landesturnfeste gefeiert hatten, kam es endlich auch zur organisatorischen Vereinigung der beiden Turnverbände.

Landesturnfest Offenburg 1974

Vom 30. Mai bis zum 2. Juni 1974 fand zum sechsten Mal ein Landesturnfest in Offenburg statt. Ein geschäftsführender Ortsausschuss unter Leitung von Karl Lurk, der auch Vorsitzender des Ortenauer Turngaus war, übernahm die Vorbereitungen. Für die einzelnen Arbeitsgebiete (beispielsweise Quartiere, Verpflegung, Kulturelles, Dekoration, Verkehrs- und Transportwesen, Festzug) wurden weitere Fachausschüsse gebildet. Die Stadt Offenburg stellte Räume für die Geschäftsstelle sowie Wolfgang Schwarz als hauptamtlichen Geschäftsführer zur Verfügung. Für die Unterbringung der Teilnehmer stellten Ortenaukreis und Stadt Offenburg wieder ihre Schulgebäude und Turnhallen als Gemeinschaftsquartier zur Verfügung. Auch sorgte die Stadt für die Herrichtung der Sportanlagen und kümmerte sich um den Aufbau und Transport der Geräte und Tribünen.

Das 36. Landesturnfest stand unter dem Motto „Fest der Jugend und der Fröhlichkeit“. Es sollte „alle Festteilnehmer ohne Altersunterschied im Wettkampfgeschehen und im geselligen Kreise vereinigen“, so der Festausschussvorsitzende Karl Lurk, in seinem Grußwort.⁶⁹ Für den Offenburger Baubürgermeister Eugen End sollte es auch „ein Fest der Fröhlichkeit sein, bei dem man sich der Vergangenheit besinnt und sich der Zukunft öffnet.“⁷⁰ Das Fest sollte zwar nach wie vor eine Werbung für den Turnsport sein und der Begegnung dienen. Turnen diene aber längst nicht mehr nur der reinen Körperertüchtigung, sondern vielmehr der allgemeinen Gesunderhaltung. Mit dem Landesturnfest wollte man daher nicht nur das traditionelle Turnen, sondern auch die sportliche Bewegung für jedermann fördern. Die Trimm-Dich-Welle stand damals hoch im Kurs und wurde mit verschiedenen Informationsveranstaltungen und Mitmachangeboten aufgegriffen.

Die Ausschreibung sorgte für eine neue Rekordbeteiligung. Über 8.000 aktive Festteilnehmer aus über 340 Vereinen hatten sich für einen der 86 Einzelwettbewerbe angemeldet.⁷¹ Auffallend war die hohe Zahl an 3.000 jugendlichen Teilnehmern, was auch zum Festmotto passte. Allein 100 Vereine mit 1.500 Turnern und Turnerinnen wollten beim Deutschen Vereinsturnen die Vielseitigkeit der Breitenarbeit der Vereine dokumentieren. Auch das Jedermannsturnen war mit rund 700 Teilnehmern (davon ein Drittel weiblich) stark gefragt. Hinzu kamen noch Mannschaften der Spielturniere.⁷²

Auch das Interesse der Medien war groß: Über das Turnfestgeschehen berichtete unter anderem der Südwestfunk in seinen Fernsehsendungen „Abendjournal“ und „Sport unter der Lupe“. ⁷³ Auch Rundfunkreporter und Journalisten aller südwestdeutschen Zeitungen berichteten regelmäßig aus Offenburg.

Verglichen mit dem Landesturnfest 1961 hatte sich das Sportstättenangebot in Offenburg inzwischen wesentlich verbessert. Es standen nun das Messegelände mit seinen geräumigen Hallen für Gerätturnen, Gymnastik und Trampolinturnen zur Verfügung. Für das Vereinsturnen war das OFV-Stadion reserviert. Die leichtathletischen Wettkämpfe wurden im Kinzigstadion und im Sägeteich-Stadion (heute DJK-Stadion) durchgeführt. Im Kinzig- und im OFV-Stadion (einschließlich deren Nebenplätze) wurde zudem Faustball gespielt. Die übrigen Spielturniere im Volleyball, Prellball und Ringtennis fanden in den verschiedenen Schulturnhallen statt. Für die Schwimmwettbewerbe stand nun ein Hallenbad zur Verfügung. ⁷⁴ Um vom Messezentrum rascher zu den Stadien zu gelangen, bauten französische Pioniere aus Breisach eine provisorische Brücke über die Kinzig. ⁷⁵ Dadurch erlebten die Teilnehmer ein „Fest der kurzen Strecken“.

Das Festprogramm war vielfältiger geworden und hatte sich um einen Tag verlängert. Bereits am Donnerstag der Pfingstwoche reisten die Teilnehmer per Sonderzügen an. Abends begann das Turnfest mit der Eröffnungsfeier auf dem Rathausplatz. Wie bereits 1951 hatte man an den ersten beiden Tagen mit Regen zu kämpfen. Am Freitag wurden die Einzel- und Meisterschaftswettkämpfe ausgetragen. Daneben fanden die Mehrkämpfe (Jahn- und Friesenwettkämpfe) statt. Während das Gerätturnen im Trockenen stattfand, mussten die 2.500 Leichtathleten ihre Wettkämpfe teilweise bei Regen durchführen. Bei den Laufdisziplinen, die alle handgestoppt wurden, herrschte Hochbetrieb. Unter den Zuschauern der leichtathletischen Wettkämpfe befand sich dabei auch der frühere Europarekordler von 1954, Heinz Fütterer, der sich für die Leistungen des Nachwuchses interessierte. ⁷⁶ Nachmittags machte ein Gewitterregen manche leichtathletische Disziplin zum „Schwimm“-Wettbewerb.

Abends folgte in der Ortenauhalle eine „bunte Turn- und Sportpalette“ mit Trampolinturnen, Rollkunstlauf, Sportakrobatik, Gerätturnen, Jazzgymnastik, Kunstradfahren und Formationstanz. Außerdem wurde den Zuschauern ein Trampolin-Länderkampf Deutschland–Frankreich geboten.

Am Samstagvormittag sollten Mannschaftswettkämpfe und Gruppewettbewerbe stattfinden. Aber wie überrascht waren die ersten Wettkämpferinnen und Wettkämpfer, als sie sich in der Frühe des Pfingstsamstags auf den Weg zu den Stadien machten: Vor dem Oberrhein-Messegelände grunzten ihnen viele Dutzend junger Schweinchen lautstark zur Begrüßung entgegen. Die Stadt Offenburg konnte auch am Landesturnfest den obligatorischen und schon lange angekündigten Schweinemarkt nicht verlegen.



Start zum 100-Meter-Lauf der Zehnkämpfer

Foto: Badischer Turnerbund

Die Turnerinnen deuteten diese „Schweinerei“ als gutes Omen für die Mannschaftswettkämpfe und erhofften sich ein Schweineglück in Punkten, Weiten und Zeiten.⁷⁷

Am Samstagnachmittag folgte das Vereinsturnen unter dem Motto „Die Vereine stellen vor“. Dabei wurde deutlich, dass das starre Riegenturnen der Vergangenheit angehörte. Stattdessen präsentierten vor allem jugendliche Teilnehmer aus 80 Vereinen eine Vielfalt neuzeitlicher Übungsformen bei ihren Vorführungen. Parallel dazu wurden im Rahmen von „Sonderveranstaltungen“ Wettkämpfe in Leichtathletik und Schwimmen sowie Lehrvorführungen im Kinder- und Jugendturnen geboten. Der Weltrekordmann im Hammerwerfen Walter Schmidt (TV Lahr) bewies dabei, dass er auch im Schleuderball unschlagbar war. Daneben liefen 129 Orientierungsläufer bei Hohberg ihre Posten ab. Zudem fand der erstmals angebotene Jedermannswettbewerb mit 1.500 Teilnehmern ein unerwartet großes Echo.

Abends erholten sich die Sportler dann im Messezentrum bei einem fröhlichen Beisammensein mit Tanz und Unterhaltung (unter anderem mit Rex Gildo, Ramona und Gabi Baginski).

Am Festsonntag nahmen 6.000 vor allem junge Turner und Turnerinnen am traditionellen Festzug teil, der sich vom Lindenplatz durch die Innenstadt bis zum Messegelände bewegte. Der Umzug verkörperte Tradition und Moderne: Mit ihren Fahnen und historischen Trachten demonstrierten die Vereine ihre lange Geschichte. Während die Turner dabei im traditionellen Weiß mitzogen, liefen Turnerinnen im modischen und farbigen Sportdress. Jeder Turngau hatte zudem einen Motivwagen gestaltet. Handstandlaufende Turner und radschlagende Turnerinnen lockerten den Zug auf und begeisterten die Zuschauer.⁷⁸

Bei der Abschlussveranstaltung im OFV-Stadion präsentierten rund 1.000 Aktive den 8.000 Zuschauern noch einmal eine bunte Palette des sportlichen Lebens der Vereine. Bei der anschließenden Siegerehrung wurden die Besten aus jedem Wettkampf geehrt. Unter den Turnfestsiegern befanden sich auch zahlreiche Teilnehmer aus der Ortenau: Christel Wäckerle (Friesenkampf), Helmut Nöst (Deutscher Zehnkampf), Hermann Trindler (Jahn-Neunkampf), Heinz Benz (Orientierungslauf), Alfred Sieferle (Wahlwettkampf), Lothar Bahr (Geräte-Vierkampf), Ulrich Meier, Trude Schmitz und Gunhild Hetzel (alle Leichtathletik-Dreikampf), Ute Seidel (Dreikampf Leistungsklasse C), Elke Geiss (Kür-Vierkampf), die 4 x 100 m-Staffel weibliche Jugend des ESV Offenburg. Der TV Offenburg wurde badischer Meister in der Bundesklasse der Deutschen Turnvereinsmeisterschaft. Die Faustball-Gemeinschaft Offenburg (Männer I und II) gewann das Faustballturnier und unterstrich Offenburgs Bedeutung als Faustballhochburg. Beim Prellballturnier machte der TV Offenburg (Männer I und Mixed) das Endspiel unter sich aus.⁷⁹

Das Landesturnfest 1974 brachte eine wesentliche Auffrischung dieser (schon in die Jahre gekommenen) Veranstaltung. Es zeigte außerdem, dass dem Breitensport in den Turnvereinen eine wachsende Bedeutung zukam und der Sport für die Freizeitgestaltung der Menschen wichtig war. Die Organisatoren hatten dies bei der Programmgestaltung auch entsprechend berücksichtigt. Die hohe Beteiligung und die gute Stimmung unter den Teilnehmern gab ihnen Recht.⁸⁰

Landesturnfest Lahr 1980

Vom 28. Mai bis 1. Juni 1980 fand zum dritten Mal ein Landesturnfest in Lahr statt. Das 38. Badische Landesturnfest stand unter dem Motto „Turnen heute – Lebensfreude“. Die örtliche Ausrichtung des Festes lag bei den Vereinen aus dem Lahrer Raum, die eine Arbeitsgemeinschaft und einen geschäftsführenden Ortsausschuss bildeten.⁸¹ Stadt und Ortenaukreis stellten



Festzug beim Landesturnfest in Lahr 1980

Foto: Werner Bader

wieder ihre Schulen und Sportstätten zur Verfügung. Karl Dorner war Vorsitzender des Ortsausschusses. Adolf Kohler leitete als Festturnwart zusammen mit Geschäftsführer Hans Geiß die Organisation des Turnfestes.⁸² Als Massenquartiere dienten mehrere Lahrer und Friesenheimer Schulen. Um die Teilnehmer leichter zu ihren Sportstätten und Unterkünften zu bringen, hatte die Stadt eine Turnfest-Buslinie als Kreisverkehr eingerichtet.

Zum 38. Badischen Landesturnfest hatten sich insgesamt 11.300 badische Turner und Turnerinnen aus 459 Vereinen angemeldet, die Hälfte davon Jugendliche. Auch aus anderen deutschen Turnbünden, aus der Schweiz und Frankreich waren Gäste angereist. Diese Teilnehmerzahl bedeute eine erneute Steigerung gegenüber den vorherigen Landesturnfesten.⁸³

Das Landesturnfest hatte sich um einen weiteren Tag verlängert.⁸⁴ Bereits am Mittwochabend erfolgte die Eröffnungsfeier auf dem Rathausplatz. Oberbürgermeister Philipp Brucker begrüßte dabei die Gäste auf Alemannisch:

*„Vun Weinheim bis zum Bodensee,
sin ihr bi uns in Lohr,
's isch guet! Mir welle gar nit mehr,
denn hit wurd's endlich wohr:
Hergloffini vom ganzen Land*

*Sin unsri lääwi Gäscht.
Ihr Männli, Wiwli gänne-ne d'Hand,
no wurd's e großes Fescht!*⁸⁵

Ortsausschussvorsitzender Karl Dorner rief den Anwesenden zu: „Wir wünschen, dass Turnen und sportliches Spiel denen, die aktiv mitmachen, Lebensfreude schenken und zum wichtigen Freizeitinhalt werden.“ Ein Chor aus 300 Sängern rundete die Feier ab.

Von Donnerstag bis Samstag fanden dann die Einzel- und die Mannschaftswettkämpfe sowie die Spielturniere statt. Wieder zeigte sich der starke Trend zu den Wahlwettkämpfen, die von zwei Dritteln der Teilnehmer absolviert wurden.⁸⁶ In den verschiedenen Sporthallen fanden die Landesmeisterschaften und die Wahlwettbewerbe im Gerätturnen, in der Rhythmischen Sportgymnastik, im Trampolinturnen sowie das Prellballturnier statt. Die Schwimmwettbewerbe wurden im Terrassenbad entschieden. Die Wettkämpfe in der Leichtathletik fanden im neuen Stadion an der Dammenmühle, im Stadion Klostermatte, am Sportplatz Mauerfeld und am Polizei-Sportplatz statt. Die Ringtennis-, Faustball- und die Volleyballturniere wurden auf verschiedenen Rasenplätzen ausgetragen. Die Teilnahme von 152 Volleyballmannschaften unterstrich dabei die wachsende Bedeutung dieser Sportart, insbesondere im Freizeitbereich. In und um Lahr waren die Orientierungsläufer unterwegs. Alle Wettkämpfe wurden trotz des wieder einmal wechselhaften Turnfestwetters durchgeführt.

Bei der Auswertung der Ergebnisse kam (wie bereits beim vorherigen Landesturnfest 1977 in Weinheim) der Computer zum Einsatz, der für ein solches Massensportereignis unverzichtbar geworden war. Rasch gaben fleißige Helfer die ausgewerteten Wettkampfdaten ein und erhielten in wenigen Minuten die Siegerlisten ausgedruckt. Insgesamt verarbeitete der „Turnbruder Computer“ vier Zentner Papier zur Erstellung von 6.500 Urkunden und Listen.⁸⁷

Am Samstagnachmittag war das Vereinsturnen mit 153 Vereinen. Außerdem stellten sich die Sportarten Leichtathletik, Schwimmen und Handball vor. Daneben bestand für alle Turnfestgäste die Möglichkeit, verschiedene Jedermanns- oder Mitmachwettbewerbe aus dem Freizeitangebot der Turnvereine auszuprobieren. Um auch die Lahrer Bevölkerung einzubinden, veranstaltete der Badische Turnerbund am Samstagnachmittag in der Klostermatte ein Spielfest, das eine rege Beteiligung fand.

Das Rahmenprogramm war noch vielfältiger geworden und bot Gästen und Einheimischen täglich viel Abwechslung und Unterhaltung. Am Freitagabend konnten die Teilnehmer beispielsweise zwischen einem Rockkonzert, einer Sportpalette oder einem Tanzabend wählen. Ein Novum hatte sich die badische Turnerjugend mit dem „Tu-Ju-Treff“ einfallen lassen, der seitdem zum Turnfestprogramm gehört. Am Samstag veranstaltete die

Stadt Lahr für Gäste und Einheimische auf der Kaiserstraße ein Straßenfest. Der Tag endete dann mit einem Open-Air-Konzert auf dem Schutterlindenberg mit anschließendem Feuerwerk.

Daneben gab es auch kulturelle Angebote. Der Badische Turnerbund zeigte im Alten Rathaus eine Ausstellung mit drei Schwerpunkten: „Aktive Freizeit im TV“ sollte den Besuchern die moderne Auffassung von Turnen und Turnspiel nahebringen. Die historische Ausstellung „134 Jahre Turnen in Lahr“ zeigte die Entwicklung des Turnens in Lahr. Unter dem Thema „Turnen heute – Lebensfreude“ waren die Ergebnisse des Malwettbewerbs der Lahrer Schulen zu sehen.

Am Sonntagvormittag fand trotz Regens wieder der traditionelle Festzug statt. Zwei Festzugskolonnen starteten von der Klostermatte bzw. vom Stadtpark aus und begegneten sich in der Innenstadt. Die für den Nachmittag vorgesehene Abschlussveranstaltung im Dammenmühle-Stadion musste allerdings witterungsbedingt abgesagt werden. Das Landesturnfest wurde zum unvergesslichen Erlebnis, nicht zuletzt wegen dem großen Regen, der schließlich der Veranstaltung ein schnelles Ende setzte.

Beim Landesturnfest gab es weniger Spitzenleistungen zu feiern. Stattdessen bestätigte sich die anhaltende Entwicklung zum Breitensport. Der allgemeine Zuspruch auf dem Sektor des Freizeitsports, getragen von Trimm- und Joggingwelle, wirkte sich auch auf das Lahrer Turnfest aus.

Landesturnfest Rastatt 1988

Rastatt war vom 25. bis 29. Mai 1988 erstmals Gastgeber eines Landesturnfestes. Das 40. Badische Landesturnfest stand unter dem Motto „Turnen baut Brücken“.

Zum Ortsausschuss-Vorsitzenden wurde Günter Naumann gewählt, der auch Vorsitzender des Turngaus Mittelbaden-Murgtal war. Die Geschäftsstelle wurde von Manfred Schaaf geleitet. In der Fruchthalle befand sich das Wettkampf- und Organisationsbüro mit dem großen Pressezentrum.

Die Teilnehmerzahlen waren seit dem Lahrer Turnfest weiter gestiegen und sorgten erneut für ein Rekordmeldeergebnis: Über 8.415 Einzelkämpfer, 4.500 Mannschaftsteilnehmer, 3.915 Besucher, 3.600 zusätzliche Teilnehmer an der Abschlussveranstaltung und 1.200 Wettkampfleiter, Kampfrichter und Helfer sorgten für eine Gesamtbeteiligung von 21.630 Turnerinnen und Turnern am Landesturnfest in Rastatt.⁸⁸ Fast ausgeglichen war auch die Beteiligung der weiblichen (51,04 %) und der männlichen (48,96%) Teilnehmer, wobei die Erwachsenen mit fast zwei Dritteln deutlich in der Überzahl waren. Etwa 300 ausländische Festteilnehmer vermittelten die Internationalität der Veranstaltung.⁸⁹ Mit 478 gemeldeten Vereinen beteiligte sich die Hälfte aller Turn- und Sportvereine im BTB. Beim Landesturnfest 1984 in Singen waren es noch 445 teilnehmende Ver-

eine gewesen. Die große Mehrheit der Festteilnehmer fand in den Rastatter Schulen eine Unterkunft. Die übrigen bevorzugten ein Hotel- oder Privatzimmer oder den Campingplatz.

Rastatts zentrale Lage in Badens „Taille“ und die gute Verkehrsverbindung dürften sicher maßgeblich zu diesem breiten Zuspruch beigetragen haben. Allerdings wurden diesmal die angebotenen Sonderzüge nicht wie gewohnt angenommen, da 70 % der Teilnehmer mit dem Auto anreisten. Erfreulich war dagegen die umweltfreundliche Anreise von 700 Turnerinnen und Turnern aus 60 Vereinen mit dem Fahrrad, die an der erstmals ausgeschrieben Radsternfahrt teilnahmen.

Das Turnfest wurde am Mittwochabend im Innenhof des Rastatter Schlosses feierlich eröffnet.⁹⁰ Von Donnerstag bis Samstag fanden die Einzel- und Mehrkämpfe an den verschiedenen Sportanlagen statt. Neben den Wahlwettkämpfen wurden auch die Badischen Mehrkampfmeisterschaften sowie die Badischen Meisterschaften in den Gemischten Mehrkämpfen (Friesen- und Jahnkämpfe), im Trampolinturnen, im Schleuderballwerfen und im Orientierungslauf ausgetragen. Für das Geräte- und Trampolinturnen und die Rhythmische Sportgymnastik standen die Carl-Diem-Halle, die Altrheinhalle und die Niederbühler Sporthalle zur Verfügung. Die Leichtathletikwettkämpfe fanden im RTV-Stadion, die Schwimmwettbewerbe im Hallenbad statt. Wegen des sommerlich warmen Wetters entwickelte sich das Schwimmbad dabei zum beliebtesten Wettkampfort. Außerdem begannen die Spielturniere. Für den Transport der Teilnehmer zu den Wettkampfstätten wurde (wie bereits in Lahr) eigens eine Turnfest-(Bus-) Linie eingerichtet.

Das Rastatter Turnfest bewies erneut, dass Turnfeste inzwischen breiten sportliche Veranstaltungen geworden waren. Von den 8.415 Einzelstartern nahmen 5.578 an den Wahlwettkämpfen, 1.412 an den Badischen Meisterschaften und 1.425 an den Volkswettbewerben teil.⁹¹ Auch die Turnspiele erfreuten sich großer Beliebtheit. 929 gemeldete Mannschaften bedeuteten eine Steigerung gegenüber dem Landesturnfest 1984 in Singen von 382 Mannschaften. Starke Zuwächse gab es dabei an den Teilnehmerzahlen in den Faustball-, Volleyball- und Prellballturnieren sowie im Orientierungslauf. Erstmals gab es ein Indica-Turnier. Rückläufig war dagegen die Beteiligung beim Ringtennis und beim Völkerball.

Im Vergleich zu früheren Turnfesten war das Rahmenprogramm noch größer geworden, so dass die Veranstaltungen inzwischen parallel stattfanden. Nachmittags und abends waren im Rahmen der „Turngala“, der „Sport- und Leistungsschau“ oder beim Drei-Länder-Kampf (Baden, Hessen und Pfalz) die herausragenden Aktiven im Kunstturnen der Männer und Frauen, im Trampolinturnen und in der Rhythmischen Sportgymnastik zu sehen. Am Freitag folgten Sonderveranstaltungen wie „Gymnastik und Tanz“ oder „Leichtathletik stellt sich vor“.

Am Samstagmorgen fand wieder das traditionelle Vereinsturnen statt, bei dem die Vereine ihre Arbeit präsentieren konnten. Die gleichermaßen gymnastischen, tänzerischen und turnerischen Vorfürhungen erwiesen sich als eine Attraktion des Festes. Auch die Mitmachangebote fanden einen guten Zuspruch. Natürlich kam auch die Geselligkeit bei den „Festlichen Abenden“ im Festzelt auf dem Schlosshof oder den Veranstaltungen im Kulturzentrum nicht zu kurz.

Im Rahmen des Kulturprogramms präsentierten die Rastatter Museen in drei historischen Ausstellungen die Geschichte des Turnens. Außerdem gab es eine Podiumsdiskussion zum Thema „Schule und Sport“, die von dem Fernseh-Journalisten Rudi Michel geleitet wurde. Ausdruck des kulturellen Wirkens im Turnen waren auch die Musik- und Spielmannszüge der Turnvereine, die mit ihrer Musik dem Landesturnfest einen stimmungsvollen Rahmen gaben.⁹² Das Turnfest hatte wieder ein reges Medieninteresse gefunden und bescherte der Turnfest-Pressestelle um Gernot Horn, Hans-Rudolf Müller, Willi Reimling und Helmut Rothweiler viel Arbeit.

Der traditionelle Festumzug mit etwa 15.000 Turnerinnen und Turner fand diesmal am Samstagnachmittag statt und verlief durch die Rastatter Innenstadt. Wie bereits in Lahr starteten zwei Teilzüge, die sich unterwegs begegneten. Danach gab es für jedes Alter eine passende Abendveranstaltung, wie beispielsweise eine internationale Turnschau „Turnen baut Brücken“ in der völlig überfüllten Carl-Diem-Halle.⁹³ Am Sonntagmorgen endete das Landesturnfest dann mit der Abschlussfeier im vollbesetzten Münchfeld-Stadion. 14.000 Zuschauer sahen dabei die Vorfürhungen von 6.500 Mitwirkenden. Nahezu alle Medienvertreter waren sich am Ende einig, dass das Festmotto „Turnen baut Brücken“ zur Realität wurde und das Landesturnfest ein wahres Fest der Begegnung gewesen sei.⁹⁴

Landesturnfest Offenburg 2010

In Offenburg wird vom 2. bis 6. Juni 2010 zum siebten Mal ein Landesturnfest stattfinden. Zu diesem (mittlerweile gemeinsamen) Landesturnfest des Badischen und des Schwäbischen Turnerbundes werden etwa 15.000 Turnerinnen und Turner aus Baden-Württemberg erwartet. Das Fest wird dann wieder Alt und Jung im Wettkampf, bei Spiel und Sport und bei geselligen Veranstaltungen vereinigen. Die Veranstalter werden sich wieder bemühen, den zahlreichen Gästen ein interessantes Festprogramm und ausreichend Übernachtungsquartiere zu bieten. Denn aus einem kleinen Turnertreffen ist heute eine sportliche Großveranstaltung geworden.

Anmerkungen

- 1 Festbuch zum 14. Badischen Landesturnen 1926 in Offenburg, 48; Festschrift des TV Offenburg zum 150-jährigen Jubiläum, 22 ff.

- 2 Karl Herterich: 130 Jahre Turnen in Baden, Karlsruhe 1977, 29.
- 3 Ebd., 66.
- 4 Festschrift zum 150-jährigen Jubiläum des TV Offenburg, 24.
- 5 Festbuch zum 14. Badischen Landesturnen 1926 in Offenburg, 47. Es gab insgesamt 18 Turnkreise.
- 6 Badische Turnzeitung (BTZ) 10/1980, 4.
- 7 Festschrift 150 Jahre TV Lahr, 1996, 18.
- 8 Festbuch zum Kreisturnen Lahr 1921, 1.
- 9 Festschrift des TV Lahr zum 150-jährigen Jubiläum.
- 10 Hierbei sei auf die wiederholten Aufrufe in der Badischen Turnzeitung von 1926 verwiesen.
- 11 Heute befindet sich dort die Firma Burda.
- 12 BTZ 1926, 526.
- 13 Festbuch zum 14. Badischen Landesturnen vom 7. bis 10. August 1926 in Offenburg, Offenburg 1926. Die folgenden Angaben sind teilweise dem Festbuch entnommen.
- 14 BTZ 1926, 549.
- 15 BTZ 1926, 526.
- 16 Festbuch zum Landesturnfest 1974, 37.
- 17 Turnen, Spiel und Sport 4. Ausgabe, Februar 1951.
- 18 Da die Hallen nicht alle Festgäste fassen konnten, wurden die Begrüßungsfeiern auf zwei Abende verteilt.
- 19 Die Einzelwettkämpfe bestanden entweder aus einem Gerätezehnkampf oder aus einem gemischten Zwölfkampf (9 Geräteübungen, 3 volkstümliche Übungen) sowie einem Gerätesiebenkampf für Ältere.
- 20 Frei-, Keulen- und Stabübung.
- 21 BTZ 1926, 526.
- 22 Festbuch Landesturnfest 1974 und Offenburger Tageblatt vom 30. Mai 1974.
- 23 Festbuch Landesturnfest 1926, 30-36 und Badische Turnzeitung 1926, 516.
- 24 Der Fünfkampf enthielt 100-m-Lauf, Weitsprung, Stabhochsprung, Kugelstoßen und Schleuderball; der Dreikampf bestand aus 75-m-Lauf, Weitsprung und Steinstoßen.
- 25 Beschreibung in der BTZ 1926, 557 f.
- 26 Festbuch zum Landesturnfest 1974, 38.
- 27 Festschrift 100 Jahre Ortenauer Turngau, 1996, 44.
- 28 Festbuch zum Landesturnfest 1974, 39.
- 29 Die Ergebnislisten wurden in der BTZ 1926, 541 ff. veröffentlicht.
- 30 Festschrift 100 Jahre Ortenauer Turngau, 1996, 44.
- 31 Zur Geschichte des Frauenturnens in Baden siehe Traudel Bothor: Vom Fahnensticken zum Frauenturnen, in BTZ 6/1998, 10-13.
- 32 BTZ 1932, 392.
- 33 Karl Herterich: 130 Jahre Turnen in Baden, 50.
- 34 125 Jahre Turnerbund Gaggenau 1882, Gaggenau 2007, 38.
- 35 Festbuch zum 2. Landesfrauenturnen, 6 sowie entsprechendes Arbeitsbuch, 9.
- 36 Der Siebenkampf bestand aus Freiübungen, Reck- und Barrenübung, einem Pferdsprung, 75-m-Lauf, Hochsprung und Kugelstoßen bzw. Ballweitwurf.
- 37 Festbuch zum 2. Landesfrauenturnen, 13 f. Beim Schwimmen wurde ein Sprung vom Einmeterbrett und ein 100-m-Schnellschwimmen verlangt.
- 38 Der Vierkampf setzte sich zusammen aus 75-m-Lauf, Hochsprung, Kugelstoßen und Ballweitwurf.
- 39 125 Jahre Turnerbund Gaggenau 1882, Gaggenau 2007, 39.

- 40 Stadt Gaggenau: 60 Jahre Stadt 1983, 14.
- 41 BTZ vom 17. Mai 1932.
- 42 BTZ 1932, 326 f.
- 43 Festablauf in der BTZ 1932, 457.
- 44 Auf eine Auflistung der zahlreichen Siegerinnen aus Mittelbaden wird hier verzichtet. Die Siegerlisten wurden in der BTZ 1932, 489 ff. veröffentlicht.
- 45 BTZ 1932, 528.
- 46 BTZ 1932, 489.
- 47 Reichsgesetzblatt I 1932, 355.
- 48 Mitteilung in der BTZ vom 26. Juli 1932.
- 49 BTZ Nr. 6/1998 (150 Jahre Turnen in Baden), 12.
- 50 Man bezog sich auf die vermeintliche Ersterwähnung in einer Urkunde, die sich später als Fälschung herausstellte.
- 51 Turnen, Sport und Spiele 15. Ausgabe August 1951.
- 52 Ebd.
- 53 Eintrag ins Vereinsregister am 26. April 1951 siehe Kreisarchiv Ortenaukreis (KAOG) OG-Gen1-1587; der Verein wurde am 29. Dez. 1952 wieder aufgelöst.
- 54 Staatsarchiv Freiburg (StAF) B 728/1 Nr. 7134.
- 55 Zuschuss des Landkreises, KAOG OG-Gen3-815.
- 56 StAF B 728/1 Nr. 7134.
- 57 BTZ Nr. 16 vom August 1951.
- 58 Ebenda und Festschrift 100 Jahre Ortenauer Turngau 1896-1996, 54.
- 59 BTZ Nr. 16 vom August 1951.
- 60 Ebd.
- 61 Ebd.
- 62 Ebd.
- 63 BTZ Nr. 23 vom Dezember 1960.
- 64 Karl Herterich: 130 Jahre Turnen in Baden, Freiburg 1977, 78.
- 65 Festbuch Landesturnfest 1974 und Offenburger Tageblatt vom 30. Mai 1974.
- 66 Der folgende Programmablauf ist dem Festbuch zum Landesturnfest 1961 entnommen.
- 67 Der Friesenkampf ist nach dem Jahnschüler Karl Friesen benannt und ist ein Mehrkampf aus Leichtathletik, Schwimmen, Fechten und Schießen. Ähnlich wie der Moderne Fünfkampf verlangt er von seinen Aktiven ein hohes Maß an Vielseitigkeit.
- 68 Festbuch Landesturnfest 1974, 47.
- 69 Festbuch des Landesturnfestes Offenburg 1961, 10.
- 70 Archiv des Ortenauer Turngaus (im Kreisarchiv) Nr. 448.
- 71 Ebd.
- 72 Offenburger Tageblatt vom 30. Mai 1974.
- 73 BTZ Nr. 12/1974, 2.
- 74 Siehe Festbuch.
- 75 Offenburger Tageblatt vom 29. Mai 1974.
- 76 Offenburger Tageblatt vom 4. Juni 1974.
- 77 Ebd.; Festschrift 100 Jahre Ortenauer Turngau 1996, 65.
- 78 Offenburger Tageblatt vom 4. Juni 1974.
- 79 Ergebnisse in der BTZ Nr. 127/1974 abgedruckt.
- 80 Festschrift des TV Offenburg zum 150-jährigen Jubiläum, 64.
- 81 Ebenda. Dem Ortsausschuss gehörten die Vereine TV Lahr, TV Dinglingen, TV Friesenheim und TV Schuttertal an.
- 82 Festschrift 150 Jahre TV Lahr 1846-1996, 44.

- 83 BTZ Nr. 10/1980,4; Archiv OTG-460 (Presseschau).
- 84 Programm im Arbeitsbuch zum 38. Badischen Landesturnfest Lahr 1980, 27.
- 85 BTZ Nr. 12/1980, 4.
- 86 Die Wahlwettkämpfe waren ein Mehrkampf aus vier Disziplinen, die vom Teilnehmer aus einer oder mehreren Sportarten zusammengestellt werden konnten.
- 87 BTZ Nr. 12/1980, 9.
- 88 BTZ Nr. 8/1988, 4.
- 89 BTZ Nr. 10/1988, 3.
- 90 Ausführliche Berichte vom Landesturnfest in der BTZ 12/1988.
- 91 BTZ Nr. 8/1988, 3.
- 92 Geschäftsführer Gernot Horn in der BTZ Nr. 10/1988, 4.
- 93 Angeboten wurde ein Oldie-Show-Abend, ein Folkloreabend, „Turnen baut Brücken“ und ein Konzert der „Rodgau Monotones“.
- 94 BTZ 12/1988, 33.

Vater der schnellen Beine

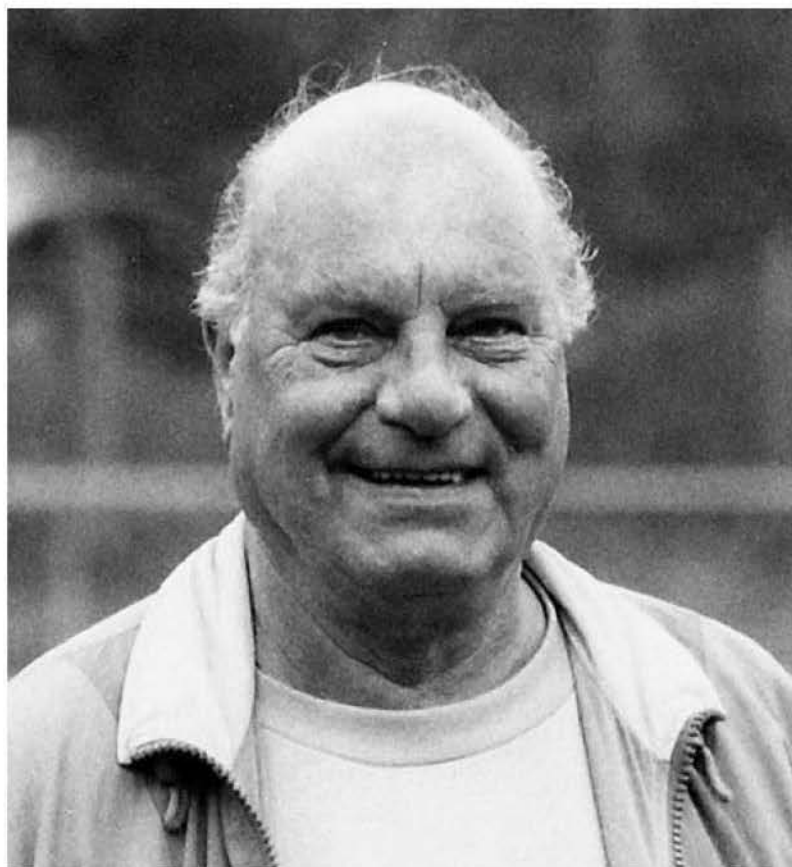
Helmut Häfele – eine beispiellose Trainerkarriere

Eckhart Ibach

Im Alter von vierzehn Jahren verfolgte ich bei Nachbarn – wir hatten noch kein Fernsehgerät – fasziniert das erste große Fernsehereignis meiner Kindheit – die Olympiade in Rom 1960. Noch heute, nach fast fünfzig Jahren, spüre ich die Spannung vor dem 100-m-Endlauf der Herren. Im Starterfeld unser Armin Hary. Mit einem Blitzstart fällt Armin Hary in den Startschuss hinein – Fehlstart! Armin will das Risiko einer Disqualifikation vermeiden und startet beim zweiten Versuch betont langsam und gewinnt trotzdem in einem furiosen Lauf mit 10,2 Sekunden die Goldmedaille.

Wer stand hinter diesem Erfolg? Es war Helmut Häfele. *Sein Markenzeichen war die Trillerpfeife.*

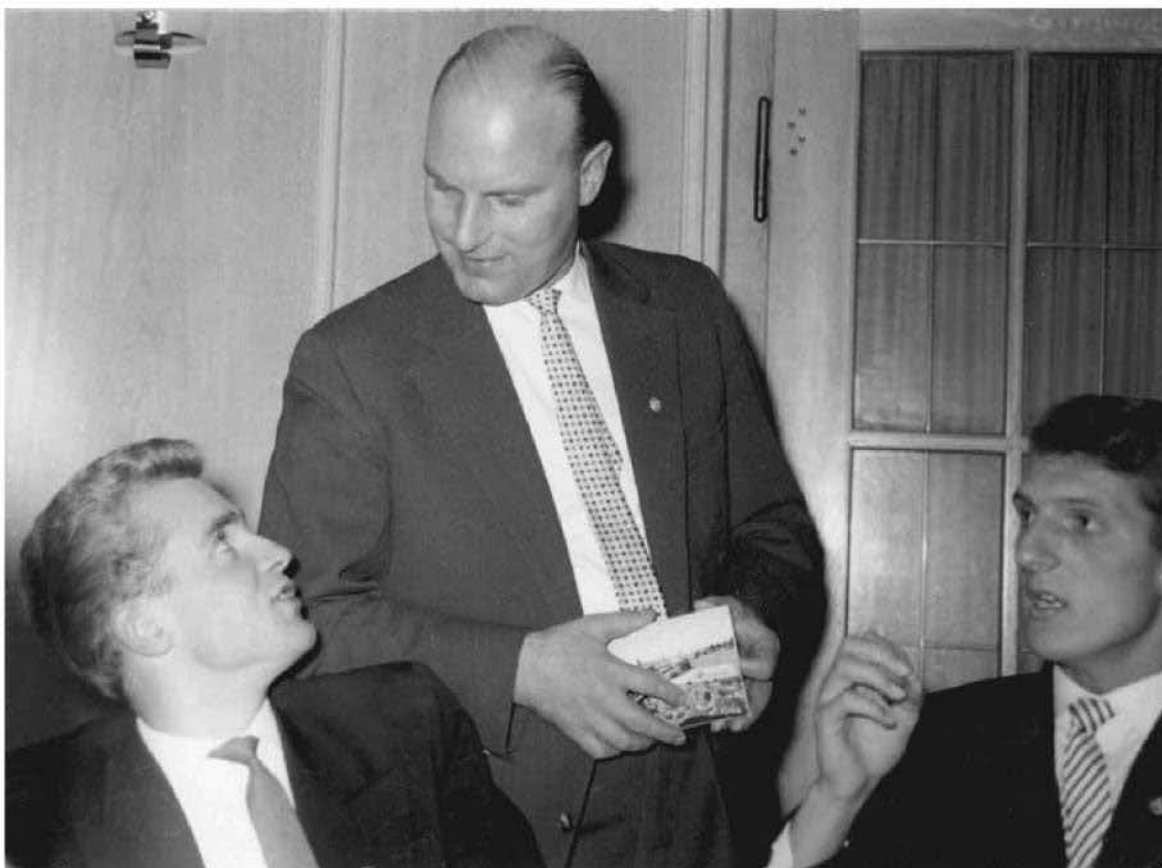
Helmut Häfele schrieb in den 50er und 60er Jahren des 20. Jahrhunderts deutsche Leichtathletik-Geschichte und war bis zuletzt erfolgreich als Sprinttrainer beim SCL-Heel Baden-Baden aktiv.



*Helmut Häfele
im Alter von 73 Jahren*



Armin Hary – Olympiasieger 1960 in Rom über 100 m



Helmut Häfele stehend Mitte der 50er Jahre, links Manfred Germar, rechts Martin Lauer

Auch wenn er unter Sportlern als streng galt – Heinz Fütterer bezeichnete ihn einmal als „Kommissbock“ – und äußerste Disziplin einforderte, so war Häfele bei seinen Athleten doch überaus beliebt und viele hielten auch noch lange nach Ende ihrer sportlichen Karriere engsten Kontakt.

Häfele war fast 60 Jahre als Sprinttrainer tätig. Sportlich begann seine Laufbahn 1949 bei Phönix Karlsruhe. Später fusionierte Phönix mit dem VfB Mühlburg zum Karlsruher Sportclub. Häfele war an der Geburt des KSC maßgeblich beteiligt. Beim KSC ging es dann sportlich steil aufwärts. Anfang der 50er Jahre führte er den talentierten Sprinter Heinz Fütterer nicht nur zu mehreren deutschen Titeln und Europameisterschaften, sondern auch zum Weltrekord über 100 Meter (10,2 Sekunden). Mit der Staffel des KSC gewann Häfele mehrere deutsche Meisterschaften. Das KSC-Quartett mit Knörzer, Kaufmann, Fütterer und Meier lief deutschen 4x100-Meter-Rekord. Mit Edmund Burg hatte Häfele einen weiteren Weltklasse-sprinter unter seinen Fittichen, auch Manfred Germar holte sich in Karlsruhe Know-how in der Häfele-Sprintschule.

Dann kam das Jahr 1960. Es sollte mit zwei olympischen Goldmedailen der Höhepunkt in der Trainerlaufbahn Häfeles werden. Sein Schützling



Helmut Häfele 1962



Die 4x100-m-Gold-Staffel 1960 in Rom: Cullmann, Hary, Mahlendorf und Lauer

Armin Hary gewann in Rom als bislang einziger Deutscher ein 100-Meter-Finale bei Olympia und auch die 4x100-Meter-Staffel mit Cullmann, Hary, Mahlendorf und Lauer wurde Olympiasieger.

Goldene Zeiten erlebte Häfele aber nicht nur als Trainer, sondern auch als Organisator internationaler Meetings. Unvergessen ist das Weltklasse-meeting 1955 im Karlsruher Wildparkstadion. 35.000 Zuschauer jubeln dem Ausnahmeläufer Emil Zatopek zu, das Foto von der Ehrenrunde ging um die Welt. Der damals selbstständige Friseurmeister Häfele hatte in den Folgejahren noch weitere Weltklassethleten nach Karlsruhe geholt. Für seine Verdienste wurde Helmut Häfele vielfach vom Deutschen und dem Amerikanischen Leichtathletik-Verband und dem Land Baden-Württemberg ausgezeichnet.

Anfang der 70er Jahre wechselte Häfele beruflich zum Südwestfunk und zog von Karlsruhe in die Baden-Badener Gegend. Fortan trainierte er die Sportler von LuK Steinbach/Bühl. Anfang der 90er Jahre wechselte Häfele dann als Sprinttrainer zum SCL-Heel Baden-Baden. Hier führte er zahlreiche junge Talente wie Tim Assenheimer und Andreas Vieweger zu herausragenden Leistungen. Bis zuletzt trainierte Häfele ein Team von sieben SCL-Sportlern und stand drei- bis viermal wöchentlich, assistiert von Ehe-

frau Traudel, auf der Bahn im Aumattstadion und blies mit seiner Pfeife zum Start.

Nicht zu vergessen: auch seine Frau Traudel führte er zu nationalen und internationalen Erfolgen. Sie beendete ihre Karriere 1983 mit der Goldmedaille über 200 m bei den Europäischen Senioren-Bestenkämpfen in Straßburg.

Mit Helmut Häfele verstarb am 15. April 2007 einer der erfolgreichsten Leichtathletik-Trainer Deutschlands im Alter von 82 Jahren nach kurzer schwerer Krankheit.

„Er war ein Mensch und Trainer, der uns allen immer ein Vorbild sein wird. Seine menschliche Wärme, seine Sachkunde und seine Kompetenz, junge Sportler zu führen und sie zur Hochleistung zu motivieren, waren einmalig“, würdigte SCL-Vorstand Bernd Hefter den Verstorbenen.

Quelle: *Kursiv* gedruckte Passagen übernommen aus dem Nachruf des SCL-Heel Baden-Baden vom April 2007

Geschichte des ehemaligen Offenburger Kinzigstadions

Cornelius Gorka

Dort wo heute der Burda-Medien-Park steht, befand sich einmal Offenburgs größte Sportstätte: Das frühere Kinzigstadion. Den meisten Offenburgern ist diese Sportarena bis heute als Trainings- und Wettkampfstätte in Erinnerung geblieben. Die einen haben es im Schulsport schätzen (oder fürchten) gelernt. Andere haben in diesem Stadion sportliche Großereignisse erlebt, an die sie sich gerne erinnern.

Die Stadiongeschichte begann allerdings bereits vor dem eigentlichen Stadionbau.

Im Jahre 1921 ging für die Turngemeinde Offenburg endlich ein lang gehegter Wunsch in Erfüllung:¹ Der Verein erhielt von der Stadt auf den „Oberen Eiswiesen“ an der Kinzig bei der Eisenbahnbrücke ein ausreichend großes Gelände für einen Turnplatz zur Verfügung gestellt. Nach jahrzehntelanger Odyssee von einem gepachteten Turnplatz zum nächsten hatte man endlich eine „sportliche Heimat“ gefunden. Die Mitglieder errichteten danach auf dem Gelände einen Turn- und Spielplatz mit Aschenbahn sowie einem Ehrenmal für die Gefallenen des Krieges. Außerdem konnten sie von der Militärverwaltung zwei große Stallbaracken erwerben und zu einer geräumigen Turnhütte mit Umkleide- und Geräteräumen umbauen. Am 9. Juli 1922 wurde der Sportplatz unter zahlreicher Beteiligung der Offenburger Bevölkerung feierlich eingeweiht. Kurz darauf erlebte der Platz mit dem 13. Gauturnfest des Ortenauer Turngaus (1900 Teilnehmer) auch seine erste größere Sportveranstaltung.

Die Sportanlage diente für den regelmäßigen Übungsbetrieb der Gerätturner und Leichtathleten sowie der Spielmannschaften der Turngemeinde. Auch wurde er immer wieder zum Schauplatz von großen Sportereignissen wie dem 14. Badischen Landesturnfest von 1926 (mit etwa 6000 Teilnehmern) und dem Badischen Landesfrauenturnen von 1932 (mit fast 3000 Turnerinnen). Auf dem Sportplatz fanden dann die Wettkämpfe und die Abschlussveranstaltungen statt, bei denen die Turner vor Tausenden von Zuschauern ihre Massenfriübungen machten.

Während des 2. Weltkriegs wurde der Turnplatz in Schrebergärten umgewandelt. Nach Kriegsende wurde die Offenburger Turngemeinde (wie alle anderen Sportvereine auch) zwangsaufgelöst. Ihr Turnplatz wurde aber notdürftig wieder instand gesetzt und der „Offenburger Sportvereinigung“ übergeben, die am 1. Juni 1946 als Nachfolgerin aller Offenburger Sportvereine gegründet worden war. Die Turnhütte war nach Kriegsende aufgebrochen und größtenteils geplündert worden. Nach einem Brand musste



Aschenbahn und Zuschauerwälle im Bau

Foto: TV Offenburg

sogar eine neue Hütte errichtet werden. Schließlich wurde der Sportplatz dem am 12. November 1949 wieder gegründeten Turnverein Offenburg zurückgegeben.

1951 sollte in Offenburg das erste Landesturnfest nach dem Krieg stattfinden. Dabei war auch der Sportplatz des Turnvereins wieder als Wettkampfstätte vorgesehen. Als aber im Frühjahr mit dem Bau der Kreisgewerbeschule begonnen und dabei viel Erde ausgehoben wurde, beschloss der Turnverein, seinen Sportplatz an der Eisenbahnbrücke in ein großes Stadion umzuwandeln. Nachdem Landrat Eduard Joachim den anfallenden Erdaushub für den Stadionbau zur Verfügung gestellt hatte², konnten am 2. Juli 1951 die ersten Lkw anrollen und ihre Fracht am alten Turnplatz entladen. In den folgenden drei Wochen wurden 5000 cbm Erde, 400 cbm Schlacken und Lösch sowie 800 cbm Kies (aus der Kinzig) zum Bauplatz gefahren. Unter Leitung des Architekten F. Weis sowie der ausführenden Firmen R. Harder und Otto Rist aus Offenburg kam der Stadionbau schnell voran. Rund um den bisherigen Sportplatz wurden große Zuschauerwälle aufgeschüttet und planiert. Eine neue Aschenbahn wurde ausgebaggert und mit Kies und Schlacken eingefüllt und abgewalzt. Es entstanden außerdem ein neues Spielfeld und neue Sprung- und Wurfanlagen. Mit Hilfe des städtischen Bauhofs und den Vereinsmitgliedern, die insgesamt 6000 Arbeitsstunden leisteten, konnte ein Stadion für rund 35.000 Menschen kurz vor dem Festbeginn vollendet werden.

Noch ehe aber die ersten Sportler das neue Stadion betreten konnten, musste es eine Belastungsprobe besonderer Art über sich ergehen lassen: Am Vorabend des Landesturnfestes am 3. August 1951 hatten die Arbeiter und Turner noch letzte Hand an die Herrichtung und Ausschmückung des Stadions gelegt. Aber als sie danach beim Feierabendbier saßen, ging in der Ortenau ein verheerendes Unwetter nieder, wie es seit Jahrzehnten nicht mehr vorgekommen war. Sturmböen, Regenschauer und Hagel tobte über das Festgelände. Danach bot sich den Betrachtern ein wüstes Bild:³ Zentimeter hoch stand das Wasser auf den Bahnen. Wie ein Kartenspiel hatte der Sturm die Vortribünen hinweggefegt und den Kommandoturm umgeblasen. Fahnen und Girlanden waren vom Sturm zerfetzt. Außerdem hatte sich das Spielfeld, auf dem die Wettkämpfe stattfinden sollten, in eine Schlamm- und Morastwüste verwandelt. Die Arbeit von fünf Wochen schien umsonst gewesen zu sein. Gleichzeitig fuhr schon der erste Sonderzug aus Müllheim über die Kinzigbrücke!

Nach dem Abflauen des Unwetters begannen mehrere Arbeitskolonnen noch in der gleichen Nacht mit der Behebung der Schäden und konnten schließlich in pausenloser Arbeit das Stadion wieder soweit herrichten, so dass am anderen Morgen mit den Wettkämpfen begonnen werden konnte.⁴ Bei insgesamt 10.000 Festteilnehmern und 20.000 Zuschauern bestand das in wenigen Wochen aus dem Boden gestampfte neue Stadion dann auch seine erste Belastungsprobe.



Turnerheim und Stehtribünen entstehen

Foto: Stadtarchiv Offenburg



*Länderspiel Deutschland – Schweiz am 24. April 1954 im vollbesetzten Kinzigstadion
Foto: Stadtarchiv Offenburg*

Das Kinzigstadion wurde in den folgenden beiden Jahren weiter ausgebaut. Mit Hilfe der Stadt und über Toto- und Vereinsmittel wurde der zerstörte Rasen im Stadion neu angelegt. Die Aschenbahn wurde Zug um Zug weiter ausgebaut und der Platz eingefriedet. Die Zuschauerwälle erhielten feste Stehtribünen und Treppen. An der Südseite des Stadions entstand ein neues Vereinshaus mit Umkleide- und Geräteräumen, Sitzungszimmern sowie einer Dienstwohnung für den Platzwart. Das stark beschädigte alte Gefallenendenkmal beim Stadion wurde durch ein neues ersetzt. Die Stadt sorgte außerdem für die Verlegung der Wasserleitung und Kanalisation. Die Gesamtbaukosten betragen am Ende etwa 17.000 DM für das Stadion und 63.570 DM für das Vereinshaus. Ohne die Unterstützung der Vereinsmitglieder und der Bauunternehmen sowie der unbürokratischen Hilfe der Stadt und des Landkreises, wäre ein solches Stadionprojekt in so kurzer Zeit kaum zu realisieren gewesen.

Das neue Offenburger Kinzigstadion wurde schließlich im Juni und Juli 1953 offiziell mit Fußball-, Handball- und Faustballspielen, Länderkämpfen, Leichtathletikmeisterschaften und einem Sportfest eingeweiht.⁵ Mit einer Gesamtausdehnung von 180 × 110 Meter war es damals das größte Stadion im Landkreis Offenburg und bot bis zu 35.000 Personen Platz.

Wegen seiner Größe diente das Kinzigstadion in den folgenden Jahrzehnten wiederholt als Austragungsort von größeren Sportwettkämpfen im Fußball, Handball und in der Leichtathletik. Vor allem für publikumswirk-

same Länderkämpfe war das Kinzigstadion sehr geeignet. So wurde beispielsweise am 24. April 1954 das Fußball-Länderspiel Deutschland B – Schweiz B im Kinzigstadion ausgetragen. Am 2. Oktober 1955 sahen die Zuschauer ein Freundschaftsspiel zwischen dem Offenburger FV und Eintracht Frankfurt (1:3). Am 26. Mai 1973 kam es hier zu einem Benefiz-Fußballspiel von Altinternationalen gegen eine Burda-Presseelf. Das städtische Stadion wurde auch für regionale Endspiele und Meisterschaften genutzt.

Am 9. und 10. Juli 1955 fanden die Badischen Leichtathletikmeisterschaften dort statt. Ein weiteres Großereignis bildeten die Deutschen Leichtathletik-Jugendmeisterschaften, die im Sommer 1959 im Kinzigstadion ausgetragen wurden. Mehrere Male war Offenburg zudem Austragungsort der badischen Leichtathletikmeisterschaften. Im Übrigen dient es den Offenburger Schulen und Vereinen als Trainings- und Wettkampfstätte.

Auch beim Landesturnfest 1961 in Offenburg war das Kinzigstadion die zentrale Wettkampfstätte für die meisten Wettbewerbe. Auch die Abschlusskundgebung fand hier statt. Beim Landesturnfest 1974 wurde das Kinzigstadion dagegen nur für einen Teil der leichtathletischen Wettkämpfe und für das Faustballturnier genutzt.

Ende der 1970er-Jahre war das Kinzigstadion sehr renovierungsbedürftig geworden. Auch entsprach es nicht mehr den Anforderungen an eine moderne Sportstätte. Es stellte sich nun die Frage nach Renovierung oder



Blick vom Burda-Turm auf das Kinzigstadion

Foto: Stadtarchiv Offenburg

Neubau. Die Stadt Offenburg entschied sich schließlich für den Bau eines neuen Stadions südlich des Christlichen Jugenddorfes. 1982 bis 1984 entstand dort ein modernes Leichtathletikstadion mit Vereinsheim, Geräte- und Umkleieräumen und einer Gaststätte, allerdings ohne Stehränge und Tribüne. Das neue Stadion erhielt bei der Einweihung 1985 den Namen „Karl-Heinrich-Schaible-Stadion“. Damit erfüllte die Stadt einen lang gehegten Wunsch des Offenburger Turnvereins. Der Offenburger Medizinstudent Karl Heinrich Scheible hatte 1846 erfolgreich am Heilbronner Turnfest teilgenommen und war Mitbegründer des Offenburger Turnvereins. Als Teilnehmer der badischen Revolution von 1848/49 musste er nach deren Niederschlagung fliehen. Er ging nach England und war dort zunächst als Arzt, später als Dozent an der königlichen Militäarakademie von Woolwich tätig. 1882 kehrte er nach Offenburg zurück. Ein Gedenkstein vor dem Schaible-Stadion erinnert an ihn.

Das alte Kinzigstadion, dessen Gelände Ende 1980 an Burda verkauft worden war, wurde nach 1986 nicht mehr genutzt und verfiel. Um 1990 wurden das Turnerheim und die Stadionwälle abgebrochen. Auf dem Gelände wurde schließlich von 1998 bis 2000 der neue Hubert Burda Medienpark errichtet.

Anmerkungen

- 1 Chronik des TV Offenburg von 1846 zum 150-jährigen Jubiläum 1996; Festschrift zur Stadionweihe 1953.
- 2 Festschrift zur Stadionweihe 1953 (Grußwort des Landrats). Die folgenden Beschreibungen sind der Festschrift entnommen.
- 3 Festschrift 100 Jahre Ortenauer Turngau 1896–1996, 54
- 4 Festbuch zum Landesturnfest 1961, 13.
- 5 Programm in der Festschrift zur Stadionweihe von 1953, 10 f.

Entwicklung der Turnvereine in Offenburg*

Reinhard Schemel

Am 12. Februar 2008 besiegelten die beiden Offenburger Sportvereine ESV Jahn und Turnverein von 1846 bei einer Mitgliederversammlung im Salmen-Saal ihren Zusammenschluss zum ETSV 1846 Jahn Offenburg. Diese Versammlung fand nicht ohne Grund an diesem historischen Ort statt. Im „Salmen“ hatten sich am 12. September 1847 die Badischen Demokraten getroffen und die 13 Forderungen des Volkes von Baden verabschiedet. Diese 13 Forderungen sind, wie der frühere Bundespräsident Rau anlässlich der Wiedereröffnung des „Salmen“ erklärte, die Grundlage des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland.

In die Zeit der Badischen Revolution fiel auch die Geburtsstunde des ersten Offenburger Turnvereins, der Turngemeinde von 1846. Am 9. Juli 1846 trafen sich ihre Gründungsväter im „Zähringer Hof“ und verabschiedeten die 59 Gesetze der Offenburger Turngemeinde. Die turnerische Bewegung war Teil der damaligen politischen Willensäußerung des Bürgertums. Auch in Bühl, Kehl und Lahr entstanden in diesen Jahren erste Turnvereine. Zur selben Zeit etablierten sich in den 40er-Jahren des 19. Jahrhunderts auch die Gesangsvereine, so die Concordia in Offenburg.

Es ging damals der deutschen Turnbewegung nicht nur darum, sich körperlich zu ertüchtigen oder den Sängern, in der Geselligkeit dem deutschen Liedgut zu frönen. Beide Gruppierungen verfolgten vielmehr politische Ziele: Politisch lehnte man die Kleinstaaterei ab. Die Schaffung eines freien und geeinten deutschen Bundesstaates war das Ziel der Turner, der Sänger und der Studenten. Da solche Ziele damals aber noch als staatsgefährdend galten, stellte der neue Sportverein vor allem den Sport in den Mittelpunkt seiner Tätigkeit und fand dabei die Unterstützung der Stadt Offenburg. Mit Stadtratbeschluss vom 21. September 1846 wurde dem neuen Verein Reck und Barren, Turngeräte die von Friedrich Ludwig Jahn erfunden waren, leihweise, d. h. unentgeltlich überlassen. Außerdem konnte die Turngemeinde den Turnplatz beim Zähringer Hof für eine jährliche Pachtsumme von 25 Gulden pachten. Aber auch diesen Betrag musste der Verein nicht bezahlen, wie aus dem damaligen Ratsprotokoll der Stadt Offenburg hervorgeht:

„In Erwägung, dass der hiesige Turnverein die Mittel zur Anschaffung der Gerätschaften und zur Bestreitung des Pachtzinses zur Zeit nicht besitzt, in der ferneren Erwägung, dass somit dieser Verein seinem sehr nützlichen Zweck nur durch Unterstützung aus Mitteln Dritter erreichen kann, hat man beschlossen, seinen beiden Gesuchen zu entsprechen rücksichtlich der Übernahme des Pachtzinses von 25 Gulden auf die Stadtkasse, jedoch

vorbehaltlich der Zustimmung des kleinen Bürgerausschusses mit dem Anfügen, dass die fraglichen Turngeräte städtisches Eigentum bleiben.“

Unabhängig davon, dass es sich hier um die Amtssprache aus der Mitte des 19. Jahrhunderts handelt, so war man auch damals bei der Abfassung von relativ einfachen Regelungen mehr als kompliziert. Aber auch heute verstehen nur Insider die Regelungen mit unseren Hallennutzungsgebühren.

Die Stadt Offenburg unterstützt heute die Offenburger Sportvereine direkt durch finanzielle Zuschüsse oder indirekt durch die zur Verfügung Stellung von Hallen und Sportplätzen. Aber auch vor mehr als 160 Jahren haben die damaligen Stadträte wie auch die Verwaltung der Stadt den nützlichen Zweck des Turnvereins gesehen und ihm Finanzmittel zur Verfügung gestellt.

Mit dem Scheitern der Badischen Revolution war auch der Turnbewegung nicht nur in ihrer politischen Dimension sondern auch in ihrer sportlichen Dimension ein vorübergehendes Ende beschieden. Nach dem Erlass des badischen Bevollmächtigten beim preußischen Hauptquartierbesitzer vom 12. Juli 1849 wurde das Vereinsgebotsgesetz vom 28. Oktober 1833 wieder in Kraft gesetzt. Die meisten Turnvereine verfielen oder lösten sich auf, da den Führungskräften die Überwachungspraxis der Polizeibehörden missfiel.

So ging es auch der Turngemeinde zu Offenburg, zumal die führenden Köpfe der damaligen Turngemeinde jederzeit mit Freiheitsstrafen oder gar mit Hochverratsprozessen rechnen mussten, denen sich viele nur durch Flucht entziehen konnten. Unter diesen war auch Karl-Heinrich Schaible, dessen Namen heute das größte Leichtathletikstadion in Offenburg trägt. Nachdem der politische Druck der Staatsmacht nachließ, fasste die Offenburger Turnerei im Jahre 1860 wieder Fuß. Dem ging eine Botschaft des Großherzogs Friedrich von Baden am 7. April 1860 voraus. In dieser Botschaft erklärte der Großherzog: „Ich will Frieden haben mit meinem Volke“. Auf Betreiben von Notar Karl Bucherer fanden sich wenige Monate nach diesem großherzoglichen Erlass 32 junge Offenburger Turnbegeisterte, die bereit waren, einen Turnverein aufleben zu lassen.

Die konstituierende Generalversammlung des Turnvereins von 1860 wählte Rechtsanwalt Dr. Habicht zum 1. Vorsitzenden. Dieser Verein erhielt am 11. August 1860 die Genehmigung durch das großherzogliche Oberamt. Die Turnstunden fanden im Gasthaus „Dreikönig“ statt, den heutigen Drei-König-Lichtspielen. Ein Turnplatz und Geräte wurden von der Direktion des Gymnasiums (heute Grimmelshausengymnasium) unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Ab diesem Zeitpunkt ging es in Offenburg mit der Turnerei wieder aufwärts. Neben zahlreichen Erwachsenen fanden auch viele Jugendliche ihren Weg in die Turnstunden. Als sich der Turnverein ab 1868 verstärkt dem Schülerturnen widmete, wurde diese Tätig-



Historische Fahne des Turnvereins Offenburg

Foto: Gorka

keit von der Stadtverwaltung mit 150 Gulden honoriert. 1878 erbaute die Stadt die erste Turnhalle, in die der Turnverein nun seine Turnabende verlegte. Dadurch nahm der Turnbetrieb einen weiteren Aufschwung.

Spätestens seit der Reichsgründung 1871 war allerdings die Mitgliedschaft im Verein kein Ausdruck einer freiheitlich politischen Gesinnung mehr. Mit der Schaffung eines deutschen Nationalstaates hatte die Turnbewegung eines ihrer wichtigsten Ziele erreicht. Nun waren eher der Sport und die Geselligkeit Anlass für den Einzelnen, dem Verein beizutreten und mitzumachen. Außerdem hatten die Turnvereine inzwischen Konkurrenz durch andere Sportvereine bekommen.

In England, dem Mutterland der gesamten Sportbewegung, entwickelte sich im 19. Jahrhundert der Fußballsport. Bald danach freundete man sich auch bei uns mit dem Fußball an. Nach dem Turnen wurde der Fußball die zweite große Sportart, die sich etablierte. So gründeten 1907 Fußballbegeisterte den Offenburger Fußballverein, der letztes Jahr auf eine stolze 100-jährige Vereinsgeschichte zurückblicken konnte. Der OFV ist genauso wenig aus Offenburg wegzudenken, wie die beiden Vereine ESV und TV Offenburg. Über die ersten Olympischen Spiele der neuen Zeitrechnung 1896 in Athen erfuhr die Leichtathletik ihren Impuls. Sie wurde zunächst in den einzelnen Abteilungen der Turnvereine ausgeübt.

Untrennbar ist die Leichtathletik jedoch auch mit dem ESV verbunden:¹

Der Eisenbahnersportverein Jahn Offenburg wurde im Jahr 1934 als Reichsbahn-Turn- und Sportverein Jahn gegründet. Schon kurze Zeit nach der Gründung war er ein namhafter Verein im Kreis Offenburg. Mit viel Eigenarbeit errichteten die Eisenbahner eine eigene Sportanlage mit Geräte- und Umkleidehaus. Der Verein war von Anfang an ein Mehrspartenverein, in welchem sowohl Ballsportarten als auch Leichtathletik betrieben wurden.

Wie alle anderen Sportvereine wurde auch der Reichsbahn-Turn- und Sportverein Jahn Offenburg im Jahr 1945 zwangsweise aufgelöst. Seine Mitglieder schlossen sich vorerst der Offenburger Sportvereinigung an. Die Sportanlage in der Freiburgerstraße wurde zunächst von der Besatzungsmacht beansprucht. Erst in langwierigen Verhandlungen mit den französischen Dienststellen wurden die Platzanlagen schließlich wieder freigegeben. 1953 wurde der Verein als „Eisenbahner-Sportverein (ESV) Jahn Offenburg“ neu gegründet. Das völlig verwahrloste Vereinsheim wurde umgebaut und instand gesetzt. Der Verein entwickelte sich rasch zu einem der größten Offenburger Sportvereine und brachte bis heute zahlreiche internationale Spitzenathleten hervor. Ich erinnere an die Olympischen Spiele 1972 in München mit Ellen Munding, den Geher Robert Ihly und aktuell an Christina Obergföll.

ESV und Turnverein Offenburg haben am 12. Februar 2008 die Vereinigung zum „Eisenbahner-Turn- und Sportverein 1846 Jahn“ beschlossen. Dieser Zusammenschluss – oder neudeutsch „Fusion“ – ist nicht einmalig in der Offenburger Sportvereinsgeschichte. Der Turnverein hatte schon einige Zusammenschlüsse bewerkstelligt:

Der Turnverein von 1860, Nachfolger der Turngemeinde von 1846, existierte zunächst als einziger Turnverein in Offenburg. Aber im Jahre 1891 spaltete sich der Turnerbund, fünf Jahre später der Turnverein Jahn ab. Warum sich in der Blütephase des Turnvereins von 1860 durch Abspaltung zwei weitere Turnvereine gegründet haben, ist aus den Urkunden nicht mehr zu ermitteln. Es soll zu vereinsinternen Spannungen gekommen sein. Die beiden neuen Vereine blühten auf und konnten ihre Mitgliederzahl bis zum 1. Weltkrieg deutlich erhöhen.

Am 22. Dezember 1918 trafen die sich aus dem Krieg zurückgekehrten Vereinsmitglieder der Turngemeinde in der Prinzenhalle. Man kam überein, mit den anderen beiden Turnvereinen Verhandlungen zwecks Vereinigung zu führen, denn alle drei Vereine waren durch die hohen Verluste, die der erste Weltkrieg gefordert hatte, stark dezimiert.

Am 1. März 1919 tagten in Generalversammlungen sowohl der Turnverein von 1860 als auch die anderen Vereine Turnverbund und Turnverein Jahn. In allen Versammlungen ging es um die Zustimmung zur Vereinigung zu einem neuen großen Turnverein. Der Turnverein von 1860 und der Turnerbund stimmten dem Zusammenschluss zu, während der Turnverein

Jahn sich dazu nicht entschließen konnte. Beide Vereine, also Turnverein von 1860 und Turnerbund von 1891, schlossen sich zur Turngemeinde Offenburg von 1860 zusammen.

Nachdem zur Vorbereitung zum 14. Badischen Landesturnfest in Offenburg der Schriftleiter des Vereins, der bekannte Offenburger Franz Huber, anhand alter Unterlagen belegen konnte, dass zwischen der Turngemeinde von 1846 und dem 1860 gegründeten Turnverein viele Beziehungen bestanden, wurde in der Vereinsversammlung vom 9. Juli 1926 (dem Gründungstag der ersten Turngemeinde) beschlossen, den Namen des Vereins in „Turngemeinde von 1846“ zu ändern.

In den 20er-Jahren gründete sich mit dem der Arbeiter-Turn- und Sportverein noch ein weiterer Turnverein, der dann 1933 von den nationalsozialistischen Machthabern verboten wurde. Die bürgerlichen Turnvereine blieben bestehen, mussten aber das Führerprinzip übernehmen und sich dem Reichsbund für Leibesübungen anschließen.

Es gehört aber auch zu einem wahrheitsgemäßen geschichtlichen Rückblick, nicht zu verschweigen, dass der Turnverein bzw. die Turngemeinde von 1846 in Offenburg im Dritten Reich wohl deswegen nicht verboten wurde, weil die damaligen „Turnführer“, so hieß es in entsprechender Sprachregelung unter den Nazis, sich mit markigen Worten im Sinne des Regimes ausgezeichnet haben.

Nach Kriegsende 1945 wurden mit dem Reichsbund für Leibesübungen auch alle ihm angehörenden Turn- und Sportvereine aufgelöst. Die Neugründung von Vereinen musste von der französischen Militärregierung genehmigt werden. Die Zulassung war an strenge Auflagen geknüpft: In jeder Gemeinde durfte nur ein einziger Sportverein als „Mehrsparten-Sportclub“ zugelassen werden. Somit blieb den Offenburger Sportlern keine andere Wahl, als sich zusammenzutun.

Am 1. Juni 1946 gründeten etwa 150 ehemalige Mitglieder des Offenburger Fußballvereins, der Reichsbahnsportgemeinschaft „Jahn“, der Turngemeinde von 1846 und der Freien Turnerschaft im Konkordiasaal der Wagnerbrauerei die „Offenburger Sportvereinigung (OSV)“. Alle Sporttreibenden Offenburgs bildeten nun eine Gemeinschaft unter dem Dach eines Sportvereins. Diese Sportgemeinschaft hielt aber nicht lange. Am 12. November 1949 machten die Offenburger Turner einen Neubeginn. An diesem Tage wurde der Turnverein von 1846 auf Initiative von Gustav Ottstadt von Mitgliedern der drei ehemaligen Turnvereine, der Turngemeinde von 1846, dem Turnverein Jahn und dem 1933 verbotenen Arbeiter-Turn- und Sportverein, gegründet.

Der Energie der damaligen Vorstandschaft, aber auch der aus dem Krieg zurückgekehrten sogenannten Turnwarte, war es zu verdanken, dass dieser aus drei Turnvereinen zusammengeschlossene neue Verein bald 1000 Mitglieder hatte.

Auch der ESV Offenburg entwickelte sich seit seiner Wiedergründung 1953 zu einem der größten Sportvereine in Offenburg. Zuletzt hatte sich 2003 der Postsportverein Offenburg dem ESV angeschlossen, nachdem dem Postsportverein mit der Privatisierung und Aufspaltung der Deutschen Bundespost sein Träger weggebrochen war. Aus dem bisherigen geschichtlichen Rückblick kann man entnehmen, dass die Fusion zwischen dem ESV und dem Turnverein von 1846 für keinen dieser Vereine ein einmaliges Erlebnis war.

Mit der Vereinigung der beiden Vereine wollen wir dem heutigen Gesellschaftswandel aber auch Rechnung tragen. Zusammenschlüsse und Fusionen fanden bei den Turnern in der Regel in Zeiten gesellschaftlichen Wandels oder Veränderungen statt. So war es in den Aufbruchzeiten nach den beiden Weltkriegen richtig, dass die einzelnen Turnvereine ihre Kräfte bündeln und sich zusammenschlossen. Nur so konnte ein Neuanfang erfolgreich sein.

ESV und Turnverein sind sogenannte Mehrspartenvereine. Noch vor einer Generation war neben der Mitgliedschaft in dem Verein auch die Identifikation des Vereinsmitglieds mit dem Verein verbunden und es bestand eine enge Beziehung zu „meinem“ Verein.

Unsere heutigen Mitglieder engagieren sich in ihren Abteilungen, bezahlen ihren Beitrag und haben auch einen berechtigten Anspruch darauf, dass in dieser – ihrer – Gruppe oder Abteilung eine adäquate sportliche Betreuung erfolgt. Die Pflege der Geselligkeit, die für einen Verein selbstverständlich ist, findet aber im Prinzip nur in diesen Abteilungen statt.

Die enge Vereinsbezogenheit wie früher, ist so nicht mehr vorhanden. Mehrspartenvereine wie ESV und Turnverein sind bei all ihrer Tradition und Geschichte häufig nur noch der organisatorische Mantel. Genau diese Entwicklung, die in beiden Vereinen praktisch parallel vonstatten gegangen ist, hat die Vorstände des ESV und Turnverein veranlasst, dem Gedanken näherzutreten, sich zusammenzuschließen.

Im Ergebnis wird es ein großer leistungsfähiger Verein sein, ein großer Partner der Stadt Offenburg. Wir wollen mit der Fusion die Grundlage für eine sichere Zukunft des großen ETSV schaffen.

Der Überblick über die letzten 162 Jahre Sport in Offenburg zeigt den grundlegenden Wandel. Als sich die Gründungsväter 1846 zusammenschlossen, taten sie dies aus politischer Überzeugung. Sie beriefen sich auf die Gedanken des Turnvaters Jahn.

Ich zitiere Jahn, der von 1778 bis 1852 lebte:

„Deutschlands Einheit war der Traum meines erwachenden Lebens. Das Morgenrot meiner Jugend, der Sonnenschein der Manneskraft und dies ist jetzt der Abendstern, der mir zur ewigen Ruhe winkt“.

Diese Sprache aus dem beginnenden 19. Jahrhundert zeigte eines der Ziele, welche die damaligen Gründungsväter verfolgten: Die politische Einheit Deutschlands. Das damalige Ziel ist Geschichte.

Alle Sportvereine, also nicht nur der bisherige ESV und der bisherige Turnverein sondern auch der OFV, der SC Offenburg und andere, stellen sich den heutigen gesellschaftlichen Veränderungen. Ich behaupte sogar, dass die Sportvereine in der Lage sind, behilflich zu sein, eine gesellschaftspolitische Aufgabe zu lösen, zu der bislang die Politik nicht in der Lage war. Ich meine das Migrationsproblem.

Bereits nach dem 2. Weltkrieg erleichterten die Turn- und Sportvereine vielen Flüchtlingen und Heimatvertriebenen die Integration in die neue Heimat. Bis heute hat der Sport diese integrationsfördernde Wirkung behalten. Als Mitte der 80er-Jahre die Macht der UdSSR auch innenpolitisch schwand, war man dort nicht mehr in der Lage, dem Druck der ausreisewilligen deutschstämmigen Mitbürger länger standzuhalten. Seit dieser Zeit sind zwei bis drei Millionen Menschen aus dem Gebiet der ehemaligen UdSSR nach Deutschland gekommen. Im Zusammenhang mit der wirtschaftlichen Blüte der 60er-Jahre kamen von der Türkei bis Portugal unzählige Gastarbeiter. Inzwischen leben zwei bis drei Millionen Türken teilweise schon in der 3. Generation unter uns. Die Politik glaubte ursprünglich, dass die Gastarbeiter bzw. deren Kinder wieder nach Hause gehen würden, wenn sich die wirtschaftlichen Gegebenheiten in ihren Heimatländern ändern. So leben nun bei uns rund 7 Millionen Menschen mit einem sogenannten Migrationshintergrund, d. h. Menschen, die selbst hier nicht geboren und aufgewachsen sind, die aber weiterhin mit den Traditionen, Gebräuchen und Gepflogenheiten ihrer Eltern eng verbunden sind.

Bis in die jüngste Vergangenheit gab es politische Strömungen, die davon ausgingen, dass die hiesige Gesellschaft sich soweit wie möglich den kulturellen Gepflogenheiten der Migranten annähern sollte, um so das Miteinander zu erleichtern. Inzwischen hat man begriffen, dass ein gedeihliches Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher Herkunft und von unterschiedlichen Kulturen gewährleistet ist, wenn die gemeinsame Sprache deutsch ist.

Seit Jahren leisten die Offenburger Sportvereine einen großen Beitrag zu Integration der in Offenburg lebenden Migranten. Die Vereine tragen viel zum sozialen Frieden in Offenburg bei. Die jungen Leute treiben miteinander Sport, turnen und kicken mit Einheimischen, unabhängig vom persönlichen Status der Eltern. Eins haben sie gemeinsam, es wird deutsch gesprochen, gesungen und gelacht. Die Vereine öffnen sich bewusst den Migranten. Ich würde eher sagen: Unseren Neubürgern. Die Turn- und Sportvereine werden auch künftig ihren Beitrag zur Integration junger Menschen leisten.

Anmerkungen

- * Geringfügig überarbeitete Fassung des Festvortrags, den Reinhard Schemel am 12. Februar 2008 anlässlich der Vereinigung von ESV Offenburg und TV 1846 Offenburg zum ETSV 1846 Offenburg gehalten hat. Wir danken Herrn Schemel für die Überlassung seines Manuskripts.
- 1 Die folgenden Angaben über den ESV Offenburg sind der Homepage des Vereins entnommen und wurden zur Ergänzung des Aufsatzes eingefügt.

Das kleine „Wunder von Friesenheim“: Fußballgeschichte und Dorfgeschichte 1953 bis 1963

Uwe Schellinger

Das Jahr 1954 ist in der bundesdeutschen Kollektiverinnerung unweigerlich mit dem sogenannten „Wunder von Bern“ verbunden: dem unerwarteten Gewinn der Weltmeisterschaft durch die deutsche Fußball-Nationalmannschaft. Längst besteht Einigkeit darin, dass dieses Turnier mehr als nur ein Sportereignis war: Es steht beispielhaft für die weitreichenden kulturellen und gesellschaftlichen Auswirkungen eines sportlichen Triumphes.¹

Im Jahr, als die deutsche Fußballnationalmannschaft um die Gebrüder Walter und „Boss“ Rahn mit ihrem Endspielsieg gegen die favorisierten Ungarn Sportgeschichte schrieben, begann für einen Ortenauer Fußballverein ebenfalls ein kleines Wunder: Die zuvor nur begrenzt erfolgreichen und in der Region oft nur durch ihr streitbares Verhalten aufgefallenen Fußballer des Sportclubs Friesenheim katapultierten sich innerhalb von vier Jahren mit drei Meisterschaften in die II. Amateurliga Südbaden und befanden sich dadurch in der damals vierthöchsten deutschen Spielklasse.

Wie kam es zu diesem plötzlichen Aufschwung? Der folgende Beitrag möchte die Gründe für diesen überraschenden Erfolg nachzeichnen und klären, weshalb er nur eine begrenzte Zeit andauerte. Darüber hinaus soll der Frage nachgegangen werden, ob und in welcher Weise sich diese sportliche Erfolgsgeschichte auf das dörfliche Miteinander ausgewirkt hat und wie sie im Nachhinein erinnert wurde.²

Die Glanzzeit des Friesenheimer Fußballs stellt im Vergleich zu ähnlich positiven Entwicklungen anderer Dorfvereine keinen Einzelfall dar. Mancher kleine Verein hat noch weitaus spektakulärere Geschichten zu bieten.³ Dennoch verdient die Episode als besonderer Aspekt lokaler Geschichte Beachtung und lässt beispielhaft erkennen, welche soziale Funktionen der Kulturträger Sport, hier konkret der Fußballsport, für eine dörfliche Gemeinschaft hatte.

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Fußballgeschichte hat in den letzten Jahren einen erheblichen Auftrieb erhalten und befindet sich längst nicht mehr im Abseits.⁴ Neben übergreifenden Arbeiten und Darstellungen, neuerdings beispielsweise zur Funktion des Fußballs im nationalsozialistischen Staat, finden vor allem die historischen Entwicklungen der bekannten oder beliebten deutschen Traditionsvereine größere Beachtung. Hierzu liegen mittlerweile eine ganze Reihe von Studien vor.⁵ Die breite Masse des Amateurfußballs, die Vielzahl der Dorfclubs, der Fußball im ländlichen Umfeld, wurden hingegen bislang wissenschaftlich kaum thematisiert, sieht man einmal von den Selbstbeschreibungen der Vereine

in den vielen vorliegenden Festschriften ab.⁶ Auch der SC Friesenheim hat – in eher rudimentärer Form – seine Vereinsgeschichte bisher im Rahmen der üblichen Jubiläumsbroschüren dargestellt.⁷ Den dort vermittelten Kenntnisstand gilt es mit der vorliegenden Arbeit für das besondere Jahrzehnt zwischen 1953 und 1963 zu erweitern. Äußerst hilfreiche Wegweiser dafür waren die persönlichen Erinnerungen einiger ehemaliger Spieler aus der damaligen Friesenheimer Erfolgsmannschaft.⁸ Zudem konnten Unterlagen aus dem Vereinsarchiv des SC Friesenheim eingesehen werden, hier vor allem die beiden Protokollbücher für den Zeitraum von 1949 bis 1971 sowie das vereinzelt vorliegende fotografische Material.⁹

Fußballgeschichte in der Ortenau

Vergleichsstudien zur dörflich-ländlichen Fußballgeschichte der Ortenau existieren nicht. Die Geschichte des Ortenauer Fußballsports ist noch so gut wie unerforscht. Grundlegende Informationen liefern eine Jubiläumsschrift des südbadischen Fußballverbands¹⁰ sowie das bemerkenswerte „Tabellenbuch“ von Willi Adam und Thomas Riedel.¹¹ Im Einzelfall dienen als erste Informationsquellen die jeweiligen Vereinschroniken und Jubiläumsschriften, die allerdings große Qualitätsunterschiede aufweisen.¹² Viele Ortenauer Fußballvereine präsentieren zudem im Kontext ihrer Internetauftritte mehr oder weniger gut ausgearbeitete historische Rückblicke, teilweise mit anschaulichem Bildmaterial. Diese Seiten lassen vermuten, dass in vielen Vereinen ausreichend Quellenmaterial für die Erarbeitung von Einzelstudien vorhanden ist.

Bis in die 1920er-Jahre hinein war der organisierte Fußballsport in der Ortenau fast ausnahmslos eine städtische Angelegenheit. Bis zum Ersten Weltkrieg kam es nur in wenigen Fällen zu Vereinsgründungen in den Städten Lahr (als wohl erster Gründung 1903), Offenburg (1907), Kehl (1907), Achern (1907), Hornberg (1908) und Bühl (1909). Bemerkenswert ist für diese Phase zudem die vergleichsweise frühe Gründung eines Fußballvereins in Haslach i.K. im Jahr 1911. Der Verein spielte danach innerhalb des nur vier Jahre bestehenden „Schwarzwälder Fußball-Bundes“ und wurde 1912 und 1913 auf Anhieb dessen Meister. Beteiligt waren bei diesen ersten Vereinsgründungen in den Städten vornehmlich Schüler der höheren Schulanstalten. Zudem ist festzustellen, dass sich die ersten erfolgreichen Vereine an Standorten von Militärgarnisonen etablierten. Die Anschubrolle des Militärs bei der weiteren Entwicklung des Fußballs in Deutschland ist bekannt und kaum zu überschätzen. Der Ortenauer Fußball wurde in den ersten beiden Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts maßgeblich von den Offenburger sowie Lahrer Vereinen und somit von städtischen Clubs repräsentiert. Erst nach Beendigung des Ersten Weltkriegs wurden auch in den Ortenauer Dörfern Fußballvereine ins Leben gerufen.¹³

Die Frühphase des Sportclub Friesenheim: 1927 bis 1939

Bevor es in Friesenheim zur Gründung eines Fußballvereins kam, wurde das Feld des dörflichen Sports durch die Radfahrer (Vereinsgründung 1906) und die Turner (Vereinsgründung 1909) geprägt.¹⁴ Erst zwei Jahrzehnte nach Gründung dieser ersten Friesenheimer Sportvereine wurde in der kleinen Gemeinde (damals rund 2800 Einwohner) ein eigener Fußballclub ins Leben gerufen. Wann genau, ist allerdings ungewiss: angegeben wird in den Vereinsschriften die Jahreswende von 1927 auf 1928.¹⁵ Es dürfte kein Zufall sein, dass der Verein seinen ersten Vorsitzenden in dem ursprünglich aus Rötenbach bei Alpirsbach stammenden Zigarrenmacher Wilhelm Engisch (Jg. 1881) hatte.¹⁶ Der Fußballsport hatte sich nach dem Krieg sehr schnell innerhalb der Arbeiterschaft verbreitet und entwickelte sich durch neue Möglichkeiten der Tages- und Freizeitgestaltung im Zuge der Einführung des Achtstundentages schnell zum Massen- und Publikumssport.¹⁷ Waren im Deutschen Fußball-Bund, dem der SC Friesenheim durch seine Zugehörigkeit zum Süddeutschen Fußballverband nun angehörte, vor dem Krieg noch rund 200.000 Sportler organisiert, so hatte sich diese Zahl im Jahr 1922 schon vervierfacht.

Die Friesenheimer Fußballer spielten danach lange Zeit allerdings keine bemerkenswerte Rolle im Ortenauer oder südbadischen Fußball. Weder taucht der Verein in den Jahren der Weimar Republik in den höheren regionalen Ligen (Bezirksliga, Kreisliga und A-Klasse) auf, noch findet man ihn in den Bezirksligen der nationalsozialistischen Zeit. Zwar wird berichtet, dass in der Saison 1936/37 der Aufstieg in die damalige Bezirksliga gelungen sein soll.¹⁸ Diese Angabe kann auf dem Hintergrund der Dokumentation von Adam und Riedel jedoch nicht bestätigt werden. Dort ist Friesenheim in den Tabellen der südbadischen Bezirksligen der nachfolgenden Jahre nicht vermerkt.¹⁹ Wie in den meisten kleineren Ortschaften kam schließlich durch den Ausbruch des Zweiten Weltkriegs auch in Friesenheim der Vereinsfußball zum Erliegen.

Fußballerische Wechselbäder: 1946 bis 1953

Erst 1946 konnte der Spielbetrieb unter komplizierten Bedingungen auf dem Sportplatz zwischen Friesenheim und Heiligenzell – auf der „Gänsweid“ – wieder aufgenommen werden.²⁰ Aus diesen ersten Nachkriegsjahren stammt die bisher älteste bekannte Fotoaufnahme einer Friesenheimer Fußballmannschaft. Es dürfte sich um das Team handeln, das im Spieljahr 1947/48 als „Sportverein Friesenheim“ die Meisterschaft in der Staffel Lahr-Nord der Kreisklasse Bezirk Offenburg errang.²¹ Demzufolge findet man den Verein in der darauffolgenden Spielzeit 1948/49 als Neuling in der „Bezirksklasse Offenburg, Staffel Südwest“, damals nach der soge-

nannten Zonenliga und der Landesliga Südbaden die dritthöchste Spielklasse in der französischen Besatzungszone. Die folgende Saison 1949/50 beendete man dort jedoch als Tabellenletzter. 1950/51, im Spieljahr der Neuorganisation des südbadischen Fußballs²², wurde man erneut Letzter und musste wieder aus der Bezirksklasse absteigen.²³ In den beiden folgenden Spielzeiten 1951/52 und 1952/53 rutschte der Verein noch weiter nach unten ab und fand sich schließlich in der untersten Spielklasse des Bezirks Offenburg wieder. Reichlich demoralisiert durch vier letzte Plätze in Folge und den damit verbundenen Absturz gab der Verein in dieser Zeit alles andere als ein gutes Erscheinungsbild ab. Mehrere der besten Spieler des Ortes waren zu anderen Vereinen abgewandert, die Vorstandschaft war zerstritten und das gesamte Vereinsgefüge zerrüttet. Zum endgültigen Eklat kam es Ende 1952 nach einem verlorenen Spiel gegen Niederschopfheim, als der Schiedsrichter des Spiels vor seiner Abreise von Spielern und Zuschauern „sehr stark verprügelt“ wurde und der Verein sogar für den Lohnausfall des Unparteiischen verantwortlich gemacht wurde. Vom Fußballverband erhielt der Verein daraufhin eine totale Spielsperre. Sechs Spieler wurden langfristig gesperrt. Vereinspräsident Gottfried Gänshirt trat auf dem Hintergrund dieser Ereignisse Ende Februar 1953 von seinem Amt zurück. Auf einer am 6. März 1953 einberufenen außerordentlichen Mitgliederversammlung kam es daraufhin zur Wahl eines völlig neuen Vorstandsgremiums. Diese Neuorientierung führte dazu, dass sich der Verein wieder am Spielbetrieb beteiligen durfte und für die letzten Saisonspiele nur eine Platzsperre hinnehmen musste. Der Abstieg in die unterste Spielklasse des Bezirks konnte allerdings nicht mehr verhindert werden. Doch die neu gewählte Vorstandschaft machte es sich nun zur Aufgabe, einen völligen Neuaufbau in die Wege zu leiten.²⁴

Der goldene Strafstoß: Ein Dorf auf dem Weg in die II. Amateurliga

Schon in der folgenden Saison, die international mit der legendären Fußballweltmeisterschaft 1954 ihren Höhepunkt hatte, begann der rasante Aufstieg des Sportclub Friesenheim und eine mehrjährige ungewöhnlich erfolgreiche Zeit für den Dorfverein: es folgte das kleine Fußballwunder von Friesenheim.

Zunächst gelang mit Abschluss der Saison 1953/1954 die Meisterschaft in der Kreisliga C (Staffel Lahr-Nord) und damit der Aufstieg in die B-Klasse. Ausschlaggebend für dieses erste Erfolgserlebnis seit sechs Jahren war ein Entscheidungsspiel gegen Allmannsweier in Ichenheim, zu dem aus der 3300-Seelen-Gemeinde Friesenheim fast 500 Zuschauer gepilgert waren. Für die Entscheidung sorgte Stürmer Heinz Häfele, der Mitte der zweiten Halbzeit „einen Strafstoß unhaltbar zum 2:1 ins Tor jagte.“ Friesenheim stand Kopf: „Die begeisterten Zuschauer trugen die Friesenhei-



„Schöne Abwehr“ (Bildunterschrift) im Meisterschaftsjahr (1957)

Vorlage: SC Friesenheim e.V.

mer Mannschaft vom Feld.“ Abends fand im Gasthaus „Brauerei Neff“ – dem neuen Vereinslokal – eine große Siegesfeier statt.²⁵ Der Bann war gebrochen. Von nun an ging es stetig bergauf.

Nach acht Jahren Fußball auf dem Platz an der Heiligenzellerstraße zog man 1954 im Zusammenhang mit dem 25-jährigen Vereinsjubiläum²⁶ auf ein neues Sportgelände an der Friesenheimer Sportplatzstraße um. Bei diesem Anlass zeigten sich auch die Verbandsfunktionäre dem Verein gegenüber wieder milder gestimmt. Bezirksobmann Vögtle war zufrieden, denn „was einmal sein Sorgenkind war, weise heute eine mustergültige Struktur auf.“²⁷

Schon in der übernächsten Saison 1955/1956 gelang nicht nur die nächste Meisterschaft und der Aufstieg in die „A-Klasse Offenburg“, sondern mit zwei Siegen gegen Durbach konnte zudem die B-Klasse-Bezirksmeisterschaft errungen werden. Ein Bild der damaligen Meistermannschaft zeigt die Friesenheimer Fußballhelden dieser Tage.²⁸

Ein weiteres Jahr später war die Sensation schließlich perfekt: als Neuling konnten die Friesenheimer Fußballer 1957 sofort den Meistertitel in der „A-Klasse Offenburg“ erringen und sich dadurch den Aufstieg in die II. Amateurliga Südbaden sichern.²⁹ Der „Gipfel des Ruhms in der 30-jährigen Geschichte des S.C. Friesenheim“³⁰ war erreicht.

Innerhalb von vier Jahren hatte sich die vormalige Verlierertruppe mit drei Meisterschaften in die damals vierthöchste Spielklasse des gesamten deutschen Ligabetriebs gespielt. Die 1950 neu konstituierte II. Amateurliga Südbaden war in der „Zeit der Oberligen“ des deutschen Fußballs³¹ als vierthöchste Spielklasse den beiden mit Vertragsspielern ausgestatteten Ligen „Oberliga Süd“ und „2. Liga Süd“ sowie der darunter spielenden „I.



Meistermannschaft von 1957

Vorlage: Werner Pabst

Amateurliga Südbaden“ nachgeordnet. In der Spielzeit 1957/58 spielten neben dem Aufsteiger Friesenheim neun weitere Mannschaften aus der Ortenau in der II. Amateurliga, die insgesamt 65 Mannschaften in vier Staffeln umfasste. Zusammen mit Friesenheim spielten in einer Staffel die Mannschaften aus Haslach, Hornberg und Wolfach. In der Staffel 1 waren zudem Kehl, Offenburg II, Achern, Kappelrodeck, Oberkirch und Zunsweier vertreten. Eine Klasse höher, also in der I. Amateurliga, spielten aus dem Ortenauer Raum in dieser Saison nur noch die städtischen Traditionsvereine Offenburger FV und Lahrer FV. Der SC Friesenheim trat in der Staffel 3 zunächst hauptsächlich gegen Mannschaften aus dem weiteren Freiburger Umland an, um dann in der dritten Saison 1959/60 in die Staffel 1 zu wechseln, wodurch man es nun wieder mit Gegnern aus dem mittelbadi-schen und Ortenauer Raum zu tun hatte.³²

In der ersten Saison in der II. Amateurliga konnte man durch einen 13. Platz erst einmal die Klasse halten, in der nachfolgenden Saison 1958/59 erreichte die Mannschaft dann einen bemerkenswerten 8. Platz und damit für sehr lange Zeit die beste Platzierung der Vereinsgeschichte.³³ In der Staffel 3 hatten die Friesenheimer zu diesem Zeitpunkt aus der Ortenau lediglich den Absteiger Lahrer FV vor sich. In der Staffel 1 waren die Teams aus Kappelrodeck, Oberkirch und Zell a.H. auf vorderen Plätzen gelandet und in der I. Amateurliga spielten mit dem Offenburger FV und dem Neuling Kehler FV zwei Ortenauer Stadtmannschaften. Durch seinen rasanten Aufstieg gehörte der SC Friesenheim in dieser Saison damit zu den acht besten Mannschaften der Ortenau und zu den 50 besten Mannschaften in ganz Mittel- und Südbaden. Nicht mehr, aber auch nicht weniger. Man hat-

te sich innerhalb weniger Jahre von einen fußballerisch eher unbedeutenden Club, der höchstens durch Misserfolg und Undiszipliniertheiten aufgefallen war, zu einer ernsthaften regionalen Größe gemausert.

Fußball-Kunst 1957/58

Die unbekümmerte Freude der Friesenheimer Spieler an ihren eigenen Leistungen und die durch den Erfolg entfachte Euphorie zeigen sich in einer wunderbaren Serie von Karikaturen, mit denen der Spieler, Mannschaftskapitän und offensichtlich talentierte Zeichner Peter Lang viele Spiele seiner Mannschaft in der ersten Amateurliga-Saison 1957/58 in humorvoller Weise nachbearbeitete.

Der erste Auftritt in der neuen Liga geriet am 18. August 1957 für die zuvor erfolgsverwöhnten Friesenheimer Fußballer allerdings zu einem klassischen „Fehlstart“. Zwar schoss Torjäger Hugelmann nach einer halben Stunde das umjubelte Führungstor und auch zur Halbzeit lag man in Führung, doch schlussendlich hatte man gegen die erfahrene Mannschaft aus Schonach mit 2:4 das Nachsehen. Das junge Friesenheimer Team hatte nun mitbekommen „welcher Wind in der II. Amateurliga weht.“³⁴ Auch im zweiten Spiel gab es eine Niederlage (0:2 gegen den späteren Meister FV St. Georgen), wieder mit einer Karikatur kommentiert von Peter Lang.³⁵ Doch es wurde besser: Mit dem Kommentar „Der Sturm war rassig in Form“ konnte Lang seine Karikatur zum ersten Sieg der Friesenheimer in der neuen Liga am 30. August 1957 versehen. Mit 4:3 wurde im Treffen der beiden Liga-Neulinge der TSV Freiburg-Zähringen geschlagen: „Sowohl einsatzmäßig wie auch kameradschaftlich war schönste Harmonie zu sehen“, war danach in der Presse zu lesen.³⁶ Es folgte eine 1:3-Niederlage gegen Herbolzheim³⁷ und auch das fünfte Spiel endete mit einer Heimmiederlage. Nach dem 0:2 gegen den FC Gutach fand man sich auf dem vorletzten Tabellenplatz wieder. Man riet der Mannschaft, sich zu fragen, „wo des Übels Kern begraben liegt.“ Sie sei im Vergleich mit der Meistermannschaft der Vorsaison nicht mehr wiederzuerkennen: „Aus der gewohnten Zügigkeit ist ein undefinierbares Kleinklein geworden, und aus der früheren Wucht eine Zärtlichkeit, die schon die Grenzen der Ballverliebtheit berühren“, monierte der Reporter der *Lahrer Zeitung*.³⁸ Doch schon am folgenden Spieltag schaffte der SC Friesenheim „die große Überraschung“: mit einem Kanter Sieg von 5:1 wurde der aktuelle Tabellenführer FC Neustadt nach Hause geschickt. Nun zeigte man wieder „jenen Einsatz und jene Kameradschaftlichkeit, die immer wieder zu Erfolgen führt.“³⁹ Die Saison entwickelte sich zur Achterbahnfahrt: am folgenden Wochenende verlor man wieder, auswärts 2:4 in Triberg, wo man sich offensichtlich von der harten Gangart des Gegners allzusehr beeindrucken ließ.⁴⁰ Doch nun fing sich die Mann-

Ausschnitt aus der Lehrer-Zeitung
vom 7. 9. 1957

Für Hornberg klingt es schmeichelhaft

SC Friesenheim — Hornberg 1:1 (1:0)

Dieses Ergebnis entspricht keineswegs dem Spielverlauf. Der SC Friesenheim zeigte in der ersten Halbzeit ein schönes, fottes und zweckmäßiges Spiel. Groß spielten die Grünweißen auf, und vergeblich versuchte die Hornberger Hintermannschaft den eisernen Ring zu durchbrechen. Aber dafür winkte mit weichen Armen Fortuna und verhinderte, daß den Friesenheimern Erfolge beschieden waren. Nach vielen Tormöglichkeiten gelingt es dem jungen Mittelstürmer G. Lang in der 11. Minute, das Führungstor zu erzielen. Dieser aus der Jugend kommende Spieler zeigt eine freudige Einsatz- und Schußbereitschaft sowie ein schnelles Abspielden. Doch alles weitere Drängen nach mehr Toren ist vergeblich. Dafür hat Friesenheim eine Minute vor der Halbzeit auch mal Glück. Durch Handspiel des Mittelstürfers bekommt Hornberg ein Elfmeter zugesprochen, und derselbe geht neben das Tor.

In der zweiten Halbzeit kommt Hornberg besser in Fahrt, hat etwas mehr vom Spiel, und bereits vier Minuten später gelingt ihnen der Ausgleichstreffer. Allerdings hätte ein anderer Schiedsrichter auch Abseits pfeifen können. Im zweiten Drittel entwickelt sich ein längeres Mittelspiel, wo abwechselnd vor beiden Toren gefährliche Augenblicke entstehen. Noch einmal setzt eine Drangperiode des Friesenheimer Sturms ein. Von einem Eckball abgeleitet, wird ein scharfer Schuß auf feindliche Tor gejagt, schon brüllen Friesenheims Zuschauer Tor, doch der Ball fegt an die Latte, und nur die Nerven werden beruhigt, die Spannung löst sich, aber ohne weiteren Torerfolg dreht sich der Uhrzeiger dem Spielende zu, was Friesen-

heim bedauert. Hornberg dagegen nimmt mit viel Glück einen Punkt nach Hause. Schiedsrichter Mischek aus Hörden, war bei dem sauberen Spielverlauf vor eine leichte Aufgabe gestellt, wenn gleich er etwas mehr sehen hätte können.

Im Vorspiel standen sich die AI-Jugendmannschaften von Kehl und Friesenheim gegenüber. Nach einem recht einseitbetonten Spiel konnten die Friesenheimer Spieler ein sehr beschütliches 2:2-Unentschieden herausspielen, wobei Werner Sohn beide Tore für Friesenheim schoß.

Im Schülerspiel Friesenheim gegen Orschweier konnten die Friesenheimer Buben einen verdienten 3:1-Sieg davontragen.

Die II. Mannschaft wollte in Dörlinbach und konnte mit 5:2 ein eindeutiger Sieg erringen, während die AI-Jugend mit 2:9 unterlag.

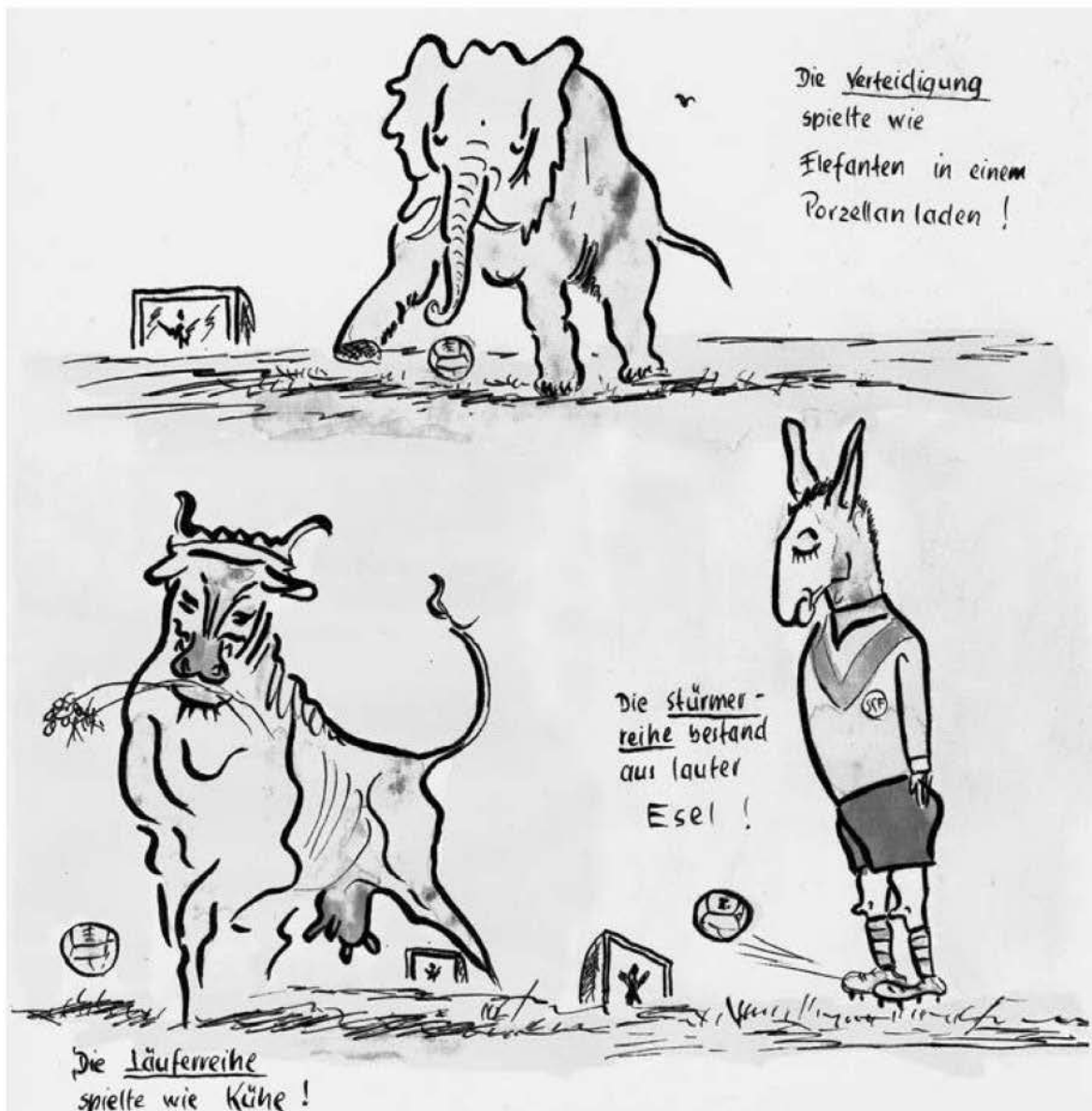


Vorlage: Peter Lang

schaft allmählich. Zuerst folgte ein 1:1-Unentschieden gegen den VfR Hornberg. Mit der dazugehörigen Karikatur wurde das „Debüt des Jüngsten“ gefeiert, womit der erste Torerfolg des aus der eigenen Jugend kommenden Mittelstürmers Gert Lang, jüngster Bruder des Zeichners, gemeint war.⁴¹ In den nächsten Spielen gab es mit einem 2:1-Auswärtssieg gegen den FC Wolfach⁴² und einem umkämpften Heimsieg (2:0) gegen den SV Waldkirch⁴³ hintereinander zwei Erfolge. „Es läßt sich nun nicht mehr leugen, daß Friesenheim sich gegen eine schwache Mannschaft alle Mühe gibt, wennmöglich noch schlechter zu spielen.“ So lautete der Pressekommentar zum folgenden Spiel, das mit 1:4 gegen den Tabellenletzten und späteren Absteiger aus Vöhrenbach kläglich verloren ging.⁴⁴ Auch das nächste Spiel gegen die in diesen Jahren sehr starke Mannschaft des SV Haslach i.K. ging klar mit 0:3 verloren.⁴⁵ Mit nur neun Punkten zierte der SC Friesenheim erneut die untere Tabellenregion. Doch in der folgenden Woche „spielte“ die Mannschaft wieder „groß auf“ und gewann auf dem heimischen Gelände mit immerhin 6:0 gegen den TuS Teningen, wobei die ersten drei Tore der Youngster Gert Lang erzielte. „Die Grünweißen waren einfach nicht mehr wiederzuerkennen“, ließ der Sportreporter wissen und Peter Lang entwarf mit seinem Zeichenstift eine kleine Serie von Heldenbildchen.⁴⁶

Eine Woche später, in Kollnau, verlor man jedoch wieder knapp mit 0:1, mitverursacht durch einen „unbegründeten Platzverweis“ für Mittelläufer Schmidt.⁴⁷ Eine weitere Heim-Niederlage gab es schließlich mit einem 3:5 gegen den Herbstmeister Rhodiaca Freiburg.⁴⁸

Mit seinen Karikaturen konnte Peter Lang aber das erste Auswärtsspiel der Rückserie feiern, das Friesenheim mit 6:3 in Hornberg gewann.⁴⁹ Sein Bruder Gert zeigt sich erneut sehr treffsicher und erzielte allein drei Tore. Im Rückspiel gegen Triberg, einen Tag vor Weihnachten des Jahres 1957, wurde man jedoch anscheinend durch einen angeblich falschen Abseitspfiff „um das Siegtor gebracht.“ Deshalb endete das Spiel nur 1:1.⁵⁰ Im neuen Jahr kam es dann aber zu einer „Revanche der Friesenheimer“, die mit einem 7:2 gegen den Tabellenletzten Vöhrenbach – darunter vier Treffer von Stürmer Hansjörg Jäger – die peinliche Niederlage aus der Hinserie wieder wettmachen konnten.⁵¹ Im weiteren Saisonverlauf konnte der Aufsteiger SC Friesenheim noch einmal so viele Punkte hinzugewinnen, dass mit drei Zählern Vorsprung der sofortige Abstieg vermieden werden konnte. In sportlicher Hinsicht fällt auf, dass die Mannschaft am Ende zwar auf dem 14. Tabellenplatz mit drei Punkten Vorsprung nur recht knapp dem Abstieg entging, aber mit 69 Toren als Aufsteiger immerhin die viertmeisten Tore der Liga erzielte. Mit 71 Gegentoren hatte man aber auch relativ viele Gegentore bekommen. Offenbar konnte die Mannschaft den Abstieg durch ihren jugendlichen Angriffselan vermeiden, der im Saisonverlauf die nicht verkennbaren Schwächen der Abwehrreihe ausglich. Die Stürmerrei-



Vorlage: Peter Lang

he mit den Angreifern Jäger, Hugelmann und Häfele sowie den drei Lang-Brüdern war eindeutig der bessere Mannschaftsteil.

Gründe des Erfolgs

Für die Erfolgsgeschichte der Friesenheimer Fußballer waren mehrere Faktoren verantwortlich. Die junge, in ihrem Elan unverbrauchte Mannschaft mit zahlreichen überdurchschnittlich talentierten Spielern, angeleitet durch geeignete Trainerpersönlichkeiten, konnte auf die Tatkraft sehr motivierter Vereinsfunktionäre sowie auf die Unterstützung einer begeisterten Dorfbevölkerung zählen. Diese Konstellation lieferte für einige Jahre das bestmöglich ausgebaute Grundrezept.



Vorlage: Peter Lang

Spieler

Die Friesenheimer Mannschaft, die den Durchmarsch in die II. Amateurliga schaffte, zeichnete sich durch ein sehr junges Durchschnittsalter aus und legte offenbar eine enorme Begeisterungsfähigkeit an den Tag. Es waren junge Männer, die ihre Jugendjahre im ersten Nachkriegsjahrzehnt erlebt hatten und für die der Fußballsport eine besonders wichtige Rolle für ihre Sozialisation spielte. „Fußball war unser einziges Hobby, Fußball spielten wir Tag und Nacht. Im Hof zuhause, auf der Bundesstraße 3, im Schulhof und auf dem Sportplatz“, wie einer der damaligen Spieler berichtet. Immer wieder wird betont, dass Fußball in der damaligen Zeit, auch aufgrund fehlender anderer Möglichkeiten, die mit Abstand wichtigste Freizeitgestaltung für die männlichen Jugendlichen war.⁵²


Die Erfolgsmannschaft war darüber hinaus sicherlich das, was man einen „guten Jahrgang“ nennt. Somit konnte es – wie es einer der früheren Spieler ausdrückte – „nur eine Frage der Zeit“ sein, bis sich zählbare Erfolge einstellten.⁵³ Seit Beginn der fünfziger Jahre war eine ganze Reihe Talente herangewachsen, von denen einige über außergewöhnliche technische Fähigkeiten, andere über eine beachtliche Physis verfügten. Vor allem

D O P P E L

**Spieler-Ausweis
für Aktive**

№ 004269
4269

Name: Erb
Vorname: Theo
geb. am: 19.7.35



Theo Erb
Eigenhändige Unterschrift

Spielberechtigung

für den Verein	in der	Bestätigung des Verbandes
(14.8.53) SC Friesenheim	1. Mannschaft u. unt. M.g. 1. M. ab: 14.8.53 unt. M.g. unt. M. ab:	Datum: 2.6.55 1. Vorsitzender
	1. Mannschaft u. unt. M.g. 1. M. ab: unt. M.g. unt. M. ab:	Datum: 1. Vorsitzender
	1. Mannschaft u. unt. M.g. 1. M. ab: unt. M.g. unt. M. ab:	Datum: 1. Vorsitzender
	1. Mannschaft u. unt. M.g. 1. M. ab: unt. M.g. unt. M. ab:	Datum: 1. Vorsitzender

Südbadischer
Fußball-Verband

Spielerpass

Vorlage: Theo Erb

die beiden Brüder Peter und Elmar Lang – im ersten Amateurligajahr erst 21 und 20 alt – prägten das hohe spielerische Niveau der Mannschaft. Eine Friesenheimer Besonderheit war, dass der SC Friesenheim neben dem Fußball zeitweise auch eine Leichtathletikabteilung unterhielt. Einige Spieler waren ausgezeichnete Leichtathleten und verfügten dementsprechend über große läuferische Fähigkeiten. Es wurden Leichtathletik-Wettkämpfe gegen den TV Friesenheim gewonnen und 1956 belegten Friesenheimer Fußballer vordere Plätze bei den Kreis-Waldlaufmeisterschaften.⁵⁴

Einzelne Spieler wurden in den Aufstiegsjahren schon als Jugendliche in der Ersten Mannschaft eingesetzt. In der Mannschaft, die 1957 die Amateurliga in Angriff nahm, war Kurt Schmidt mit seinen 35 Jahren (geb. 1922) der mit weitem Abstand älteste Spieler. Vergleichsweise „alte“ Spieler in der Mannschaft wie Norbert Suhm (geb. 1931) oder Oswald Baumann (geb. 1932) waren schon zehn, elf Jahre jünger als Schmidt, der Großteil war noch einiges jünger und 1956 erst zwischen 20 und 25 Jahre alt.

Aus der Mannschaft, für die in der C-Klassen-Saison 1953/54 die Erfolgsgeschichte begonnen hatte, befanden sich im Kader von 1957 nur noch drei ältere Spieler. Die Mannschaft war innerhalb weniger Jahre radikal verjüngt, aber auch verstärkt worden. Schon in der Vorbereitung der erfolgreichen B-Klassen-Saison 1955/56 war es der neuen Vorstandschaft gelungen, auf einen Schlag nicht weniger als sechs in den Jahren zuvor abgewan-

derte Spieler wieder für den SC Friesenheim zu gewinnen. Hinzu stießen Talente aus der Jugend wie die Stürmer Gert Lang und Hansjörg Jäger.

Fast alle Spieler waren im Dorf zusammen groß geworden und pflegten überwiegend ein sehr freundschaftliches Verhältnis untereinander.⁵⁵ Das Gemeinschaftsgefühl war so gewichtig, dass ein Spieler wie Theo Erb, der zur Berufsausbildung das Dorf verlassen hatte, eigens für die Wochenendspiele wieder anreiste.⁵⁶

Trainer

Es lässt sich schwer abschätzen, welchen Anteil die einzelnen Trainer für den Erfolg beisteuerten. Der Aufstieg in die II. Amateurliga gelang unter Trainer Kurt Schmidt, dem man als ersten Friesenheimer Spieler der Nachkriegszeit überdurchschnittliche fußballerische Fähigkeiten bescheinigen kann. Schmidt, der aus einer Vertriebenen-Familie aus Groß-Drewitz stammte, hatte im Sommer 1949 eine Friesenheimerin geheiratet. Anfang 1950 wechselte er als 28-jähriger Spieler vom zwei Klassen höher spielenden Lahrer FV nach Friesenheim. Beim Lahrer Traditionsclub, der damals in der „Zonenliga“ spielte, hatte Schmidt sogar Vertragsspielerstatus, so dass er für seinen Wechsel nach Friesenheim re-amateurisiert werden musste.⁵⁷ Allerdings verließ Schmidt in den Jahren des Niedergangs den Verein zunächst wieder in Richtung des benachbarten SV Heiligenzell, wo er von etwa 1953 bis 1955 sogar als Torwart agierte.⁵⁸ Zur Saison 1955/56 kehrt er wieder zum SC Friesenheim zurück und führte den Verein zunächst als Spielertrainer in die A-Klasse und dann in die II. Amateurliga.

In ihrer ersten Amateurliga-Saison wurde die Mannschaft zunächst durch einen Trainer namens Richter betreut, der seine taktischen Vorstellungen nur schwer bei der von ihrer Begeisterung lebenden jungen Mannschaft durchsetzen konnte.⁵⁹

Schon zur zweiten Amateurliga-Saison 1958/1959 kam dann mit dem aus Fürth stammenden Albert Janda (1916–1970) ein Trainer nach Friesenheim, der mit seiner Person ein Stück der großen Welt des Fußballs nach Friesenheim brachte.⁶⁰ Janda hatte nach seiner Zeit in der Jugendmannschaft der Spvgg Fürth von 1935 bis 1938 in der ersten Mannschaft der Fürther gespielt, gemeinsam mit seinem später noch weitaus bekannter gewordenen Bruder Ludwig Janda. Während Ludwig Janda zu 1860 München gewechselt und mit den „Löwen“ 1942 Deutscher Pokalsieger geworden war, war Albert Janda zum 1. FC Nürnberg gegangen, wo er für die „Clubberer“ bis 1941 insgesamt 58 Spiele bestritt. In den Jahren 1941/42 gehörte Janda der berühmten „Pariser Soldatenelf“ an. Die aus Wehrmachtssoldaten verschiedenster Truppenteile für jedes ihrer 39 Spiele immer wieder neu zusammengestellte Mannschaft galt damals als eine der stärksten Teams auf dem europäischen Kontinent. Die „Soldatenelf“ hatte

den Charakter einer Art Auswahlmannschaft von Spielern unterschiedlicher Vereine. So wurden wie Janda beispielsweise auch Fritz Walter, Jackl Streitle oder Albert Sing rekrutiert. Hauptzweck des Spielbetriebs der „Pariser Soldatenelf“ war ein massenwirksames Unterhaltungsprogramm im Rahmen der Truppenbetreuung.⁶¹ Den Auftritten der ausgesprochen populären Militärmannschaft im Pariser Prinzenpark-Stadion gegen französische Auswahlmannschaften, Vereinsmannschaften oder andere Militärmannschaften sahen stets mehrere Zehntausende von Zuschauern zu. Als die französische Resistance am 5. August 1942 mit Handgranaten ein Attentat auf die „Soldatenelf“ verübte, blieb Janda ohne Verletzungen. Nach Kriegsende spielte er zunächst wieder für seinen Heimatverein Spvgg Fürth und danach für den VfL Günzburg (1946/47). Danach zog es ihn nach Baden. 1947/48 spielte er in der Oberliga Süd für den VfB Mühlburg⁶², danach folgte ein Jahr für den Karlsruhe FV. Schließlich wechselte Albert Janda in die Ortenau. Zwei Spielzeiten, von 1949 bis 1951, fungierte er als Spielertrainer bei den Sportfreunden Lahr bzw. beim Lahrer FV in der „Zonenliga“ und in der I. Amateurliga.⁶³ Allerdings waren seine besten Jahre als Fußballer zu diesem Zeitpunkt im Grunde genommen vorüber. Jandas fußballerischer Weg ähnelt dem des gleichaltrigen Ex-Nationalspielers Ernst Willimowski (1916–1997), der während des Krieges auch in der „Pariser Soldatenelf“ gestanden hatte.⁶⁴ Beide einstigen deutschen Klasse-spieler verdingten sich in den Nachkriegsjahren in der Ortenauer Fußballprovinz. Während Janda 1949 in Lahr anheuerte, schloss sich Willimowski Ende desselben Jahres dem Offenburger FV an. In der Saison 1949/50 trafen die beiden Spieler in der „Zonenliga“ aufeinander. Janda übernahm nach einer ersten Trennung vom Lahrer FV 1952/1953 noch kurze Zeit den Posten als Spielertrainer bei der Spielvereinigung Lahr, die damals für eine Spielzeit in der II. Amateurliga spielte. Beim Lahrer FV übernahm Janda in der Saison 1956/1957 noch einmal das Traineramt in der I. Amateurliga. Nach einer neuerlichen Krise trennte sich der Verein im Verlauf der folgenden Saison im Oktober 1957 ein zweites Mal von ihm. Im Juli 1958 wurde verkündet, dass Albert Janda als Trainer zum SC Friesenheim komme. Der Ex-Vertragsspieler war bei seinem Engagement in Friesenheim 42 alt.

Funktionäre

Die neue Ära des Friesenheimer Fußballs ist unmittelbar mit der Aufbauarbeit engagierter Vereinsfunktionäre verbunden. Der 52-jährige Friesenheimer Elektromeister Wilhelm Eckenfels übernahm in der richtungsweisenden Mitgliederversammlung im März 1953 die Vereinsführung. Zuvor hatten sich in den wechselhaften Nachkriegsjahren seit 1946 nicht weniger als sechs Vereinsvorsitzende abgelöst. Erfolgversprechende Kontinuität war dementsprechend nicht zu erwarten gewesen. Eckenfels hingegen leitete



*Albert Janda (1916–1970)
Vorlage: Lahrer FV e.V.*

die Vereinsgeschichte mehr als zehn Jahre. Unterstützt wurde er von Ernst Färber als Zweitem Vorsitzenden, Ernst Fünier als Schatzmeister, Oskar Kiesele als Spielausschussvorsitzender und dem Journalisten Emil Ell als Schriftführer.

Der neuen Vorstandschaft gelang mit der Rückführung von zuvor abgewanderten Spielern und einer Intensivierung der Nachwuchsarbeit der erhoffte Neuanfang. Dazu kamen Maßnahmen, die die Infrastruktur des Vereins nachhaltig verbesserten: man konnte 1954 auf einen neuen Sportplatz am Mühlbach wechseln und in den Jahren 1956 errichtete der Verein neben dem neuen Platz in einer gemeinschaftlichen Leistung ein neues Sportlerheim mit Tribünenaufbau. Der republikweite Bauboom der 1950er-Jahre war auch in Friesenheim zu spüren und hatte sich hier zudem auf den sportlichen Bereich übertragen.⁶⁵ Der SC Friesenheim fand mit dem Gelände an der heutigen Sportplatzstraße eine neue Heimat und erreichte damit vermutlich auch eine stärkere Identifizierungsbereitschaft seiner Spieler mit ihrem Verein.

Eine maßgebliche Bedeutung für die Erfolgsgeschichte der Mannschaft kann dem Journalisten und Heimathistoriker Emil Ell (1913–1988) zugesprochen werden, der seit der Wende von 1953 innerhalb der neuen Vorstandschaft als neuer Schriftführer fungierte.⁶⁶ Von vielen ehemaligen Spielern wird Emil Ell als „geistiger Lenker“ des Vereins und wichtigster Garant für den Aufschwung bezeichnet.⁶⁷ Ell war im Mannschaftskreis ausgesprochen beliebt, nach Meinung eines früheren Spielers besaß er einen „Blick über den Tellerrand hinaus“, er habe „die Weichen gestellt“ und

den „jungen Burschen den Weg gezeigt“.⁶⁸ Über zwanzig Jahre älter als die meisten Spieler stellte Ell für sie eine Art Vaterfigur dar, der nach reichlich chaotischen Jahren ein besonderes Augenmerk auf die Disziplin der Fußballer legte. Gewissermaßen auf dem Höhepunkt der von ihm angestoßenen Entwicklung verabschiedete sich Emil Ell während der ersten Amateurliga-Spielzeit aus Friesenheim und verlegte seinen Wohnsitz nach Lahr. Am 6. Oktober 1957 wurde er in einer eigenen Abschiedsfeier vom Vereinsvorstand und den Spielern verabschiedet. Spielführer Peter Lang betonte, dass es dem „SC-Manager“ vor allem gelungen war, „elf Spieler mit ihren verschiedenen Meinungen, Eigenschaften und Ansichten so zusammenzuhalten, daß der Kameradschaftsgeist zu Erfolgen führe.“⁶⁹

In seinen noch unpublizierten Lebenserinnerungen, verfasst in der ersten Hälfte der 1980er-Jahre, kommt Ell unter anderem auf seine Tätigkeit beim SC Friesenheim zu sprechen. Im Rückblick sah auch er sich als maßgeblicher „Manager des SCF“, ohne dessen Zutun der Aufschwung des Vereins nicht zu denken gewesen sei.⁷⁰

Trainings- und Führungsmethoden

Laut den Schilderungen ehemaliger Spieler enthielt das in der Regel zweimal pro Woche abgehaltene Training aus heutiger Sicht keine besonders innovativen Elemente. Die Qualität des zur Verfügung stehenden Equipments hielt sich allerdings auch in erheblichen Grenzen. In der Anfangszeit waren für den Trainingsbetrieb „gerade mal 1–2 Fußbälle vorhanden [...], mit einer Lunge im Innern, zusammengenäht und verschnürt mit einem Lederriemen, der seine Spuren hinterließ, wenn man ihn beim Kopfball erwischte.“⁷¹ Darüber hinaus orientieren sich vor allem die Techniker innerhalb der Mannschaft am Vorbild der deutschen Fußball-Weltmeister von 1954.⁷² Weitere besonders erfolgversprechende Trainingsmethoden scheint es hingegen nicht gegeben zu haben und für taktische Kniffe konnten sich die jungen Spieler ohnehin nicht richtig erwärmen. Allerdings wurde nun verstärkt Wert auf Disziplin gelegt. Emil Ell berichtet von „den strikten Forderungen nach Disziplin und Alkoholverzicht vor den Spielen. Wer am Tage vor Pflichtspielen nach 24 Uhr in einem Gasthaus gesehen wurde, stand andertags nicht in der Mannschaft.“⁷³ Eine Besonderheit war zudem die Beratungsstunde im Friesenheimer Gasthaus „Brauerei Neff“ unmittelbar vor den Spielen. Bei einem Achtel Rotwein wurden die Spieler von den Verantwortlichen individuell auf das jeweils folgende Spiel eingestimmt.⁷⁴

Unterstützung durch die Dorfbevölkerung

Der Erfolgsweg des SC Friesenheim in den fünfziger Jahren wurde durch eine enorme Unterstützung der Friesenheimer Dorfbevölkerung begleitet und



*Emil Ell im Kreis seiner
Familie (1954)
Vorlage: Alexander Ell*

bejubelt. Viele Friesenheimer nahmen Anteil an den überraschenden Erfolgen der eigenen Fußballmannschaft. Es wird berichtet, dass wichtige Spiele vor 600 bis 800, ja vor bis zu 2000 Zuschauern stattfanden (wobei letztere Zahl übertrieben erscheint).⁷⁵ Zu den weiter entfernten Auswärtsspielen der II. Amateurliga im Breisgau und im Schwarzwald wurden Busse gemietet, um Mannschaft und Anhang zu transportieren.⁷⁶ Emil Ell berichtete: „Bei Auswärtsspielen waren oft drei große Busse notwendig für mitfahrende Fans. Frauen und Freundinnen der Spieler hatten freie Fahrt. Eine Überlegung, um das zarte Geschlecht stärker an den harten Fußball zu binden.“⁷⁷

Das Vereinslokal – das Gasthaus „Brauerei Neff“ – erlebte manche ausgelassene Feier und die Spieler genossen das Ansehen als lokale Sporthelden. Das „Sponsoring“ der Mannschaft hielt sich allerdings in Grenzen und bestand in Freibier und Essenseinladungen sowie in der Anschaffung neuer Fußballschuhe.⁷⁸ Entgegen der vielen vehementen Plädoyers für einen „reinen Amateurismus“ in der Fußballszene dieser Jahre führte die neue Vorstandschaft zudem ein bescheidenes „Prämiensystem“ ein: für einen Sieg gab es 7 Mark, für ein Unentschieden 5 Mark, noch 3 Mark für ein verlorenes Spiel. Man hat sich somit auch in Friesenheim für finanzielle Zuwendungen an die Spieler entschieden, größere Summen sind hier jedoch nicht geflossen.⁷⁹

Fußballerische Stagnation: 1960 bis 1963

Die Erfolgsphase des Friesenheimer Fußballs im Jahrzehnt zwischen 1953 bis 1963 muss differenziert betrachtet werden, da die geschilderte Zeit des Aufschwungs von einer Periode der sportlichen Stagnation abgelöst wurde. Nach der sehr passabel verlaufenen Saison 1958/59 unter dem neuen Trainer Albert Janda hatte der SC Friesenheim einen ausgesprochen schwierigen Stand in der II. Amateurliga und kämpfte stets gegen den Abstieg.

Nach den Jahren des rasanten Aufschwungs zwischen 1953 und 1959 stellte sich spätestens seit 1960 unübersehbar eine Stagnation in der sportlichen Entwicklung ein, die den Verein erheblich belastete. Es folgten in den drei nachfolgenden Spielzeiten immer jeweils 14. Plätze in der Liga, bevor man dann 1963 mit einem 15. Rang wieder in die A-Klasse Offenburg absteigen musste. Zwar lief es in der Vorrunde der Saison 1961/62 noch einmal sehr gut, als man sich unvermittelt in den obersten Regionen der Tabelle befand und manch einer sogar schon von der I. Amateurliga zu träumen begann. Dann jedoch erfolgte im Frühjahr 1962 ein massiver Einbruch. Das Durchhaltevermögen in der hohen Spielklasse hielt also sechs Jahre und sechs Spielzeiten (1957 bis 1963). Dies kann zunächst als durchaus bemerkenswerte Leistung bezeichnet werden. Doch ein weiterer Schritt nach vorne lag für einen Dorfverein wie den SC Friesenheim zum damaligen Zeitpunkt außer Reichweite.

Bei der Analyse von Hintergründen für den einsetzenden Abwärtstrend sind zwischen den dokumentierten Positionen der damaligen Vereinsleitung und den heutigen Erinnerungen ehemaliger Spieler durchaus Unterschiede feststellbar. Die ehemaligen Spieler betonen eher strukturelle Gründe und führen den Misserfolg darauf zurück, dass einzelne wichtige Spieler den Verein wechselten oder aus beruflichen Gründen den Ort verließen, ihre Wehrpflicht ableisten mussten oder aus Altersgründen mit dem Sport kürzer traten.⁸⁰ Tatsächlich scheint die Wehrpflicht einiger Spieler ein größeres Problem dargestellt zu haben. Im September 1962 veranstaltet man sogar eine Geldsammlung, um die bei der Bundeswehr weilenden Spieler bei ihren Reisekosten unterstützen zu können.⁸¹ Die Vereinsleitung des SC Friesenheim argumentierte hingegen auf der Ebene von Werten und Tugenden und führte für den Niedergang Begründungen aus dem moralischen Bereich wie fehlende „Kameradschaft“, undiszipliniertes Verhalten und eine unangemessene Fixierung auf die finanziellen Zuwendungen ins Feld.⁸²

Finanzprobleme

Die finanzielle Lage des Vereins hatte sich gegen Ende der 1950er-Jahre enorm verschlechtert, nicht zuletzt durch die Aufwendungen für die zum Teil sehr weiten Auswärtsfahrten innerhalb der Amateurliga sowie für die Spesen für die Spieler. Der Ausbau der Tribünenanlage und die Renovierung des Sportheims verschlangen weitere Gelder, so dass schon seit den Sommermonaten 1960 für den Verein „drohende Schatten“ aufzogen.⁸³ Bei der Generalversammlung im März 1962 musste der Vereinsrechner verkünden, dass man für die Auswärtsfahrten keine Busfahrten mehr organisieren könne und alle wieder auf Privatautos umsteigen müssten.⁸⁴ Als dörflicher Verein verfügte der SC Friesenheim bei weitem nicht über die ausreichenden Finanzmittel, um mit den dominierenden städtischen Clubs

auf lange Sicht konkurrieren zu können. Man benötigte die begrenzten Mittel, um überhaupt das Tagesgeschäft bewältigen zu können.

In der Epoche der beiden südbadischen Amateurligen zwischen 1950 und 1978 gelang keinem einzigen dörflichen Fußballclub der Aufstieg in die I. Amateurliga Südbaden (oder gar darüber hinaus in Ober-, Süd- oder Regionalligen). Der Ortenauer Fußball wurde in diesen fast dreißig Jahren vor allem von fünf Mannschaften bestimmt: den beiden städtischen Mannschaften aus Offenburg – der absoluten, konstanten Topadresse – und Lahr, wozu immer wieder abwechselnd die Mannschaften aus Achern, Bühl, Kehl und Oberkirch stoßen konnten. Doch auch für diese führenden Ortenauer Mannschaften ging es in diesen Jahren nie über die I. Amateurliga hinaus, die obersten deutschen Fußballligen (Oberliga bis Bundesliga) waren in diesen Jahren für sie nicht zu erreichen. Somit zeigte sich die Ortenau in diesen Jahren im überregionalen Vergleich als fußballerische Randregion. In Südbaden dominierten in den 1950er-Jahren der FC Freiburg und der FC Singen 04, die in der (quasi-professionellen) 2. Liga Süd bzw. der Regionalliga Süd spielten. In den 1960er-Jahren stieß als dritte Größe noch die Mannschaft des FC 08 Villingen dazu. Von den Möglichkeiten und damit der Klasse dieser Mannschaften war der SC Friesenheim auch in seinen erfolgreichsten Jahren meilenweit entfernt.

Brüche im Mannschaftsgefüge

Die Struktur der unbeschwerten Erfolgsmannschaft änderte sich mit Ausgang der fünfziger Jahre zusehends. Schon 1958 hatte mit Peter Lang eine der Integrationsfiguren Ort und Verein aus beruflichen Gründen verlassen.⁸⁵ Bald danach verließen talentierte Spieler wie etwa der Abwehrspieler Theo Erb oder der Stürmer Hansjörg Jäger den Verein. Elmar Lang, wohl der beste Friesenheimer Spieler der späten 1950er-Jahre, wurde mit der Verlockung eines Profivertrages vom Freiburger FC umworben, was dazu führte, dass er in der Vorrunde der Spielzeit 1959/60 mehrere Wochen nicht zum Einsatz kam.⁸⁶

Umgekehrt stießen schon in der zweiten Amateurliga-Saison – vor allem aus Lahr – die ersten „Legionäre“ zur Friesenheimer Mannschaft. Besonders erinnerlich sind französische Spieler, die als Soldaten im Dienst der in Lahr stationierten französischen Streitkräfte standen.⁸⁷ Von diesen französischen Fußballern, für die eigens ein Abholfahrtdienst organisiert wurde, kennt man heute nur noch die Vornamen. Zwar hoben „die Franzosen“ – so ihre Bezeichnung in den Protokollbüchern – das Niveau der Mannschaft wahrscheinlich an.⁸⁸ Allerdings dürften sie nicht besonders integriert gewesen sein. Für viele Friesenheimer war es sicherlich gewöhnungsbedürftig, nun ausländische Fußballer in den eigenen Reihen zu haben, die Steitkräften angehörten, bei denen man bis 1955 noch von „Besat-

zern“ sprach. Dass es sich um dunkelhäutige Soldaten handelte, machte die Angelegenheit nicht einfacher.⁸⁹ Erschwerend kam hinzu, dass die Fußball spielenden Soldaten aufgrund ihrer militärischen Dienstpläne nicht regelmäßig einsetzbar waren.⁹⁰ Belegt sind Unstimmigkeiten zwischen deutschen und französischen Spielern⁹¹, und mit zunehmenden Misserfolg gab es innerhalb der Mannschaft Diskussionen darüber, ob man weiterhin mit den „Franzosen“ zusammenspielen sollte.⁹²

Zur sportlichen Achillesferse wurde jedoch, dass in den sechziger Jahren kaum mehr ausreichend talentierte Spieler aus der Jugend nachrückten. Der Verein hatte sich in der Aufschwungsphase auf die Fähigkeiten der etablierten Kräfte verlassen und es versäumt, nachhaltig geeignete Nachwuchskräfte heranzuziehen. Die Erfolgsmannschaft der zweiten Hälfte der 1950er-Jahre war zusammen gealtert und hatte nun keine adäquaten Nachfolger.⁹³ Da auch die Mittel fehlten, um diesen Mangel durch auswärtige Kräfte aufzufangen, konnte die fußballerische Klasse in den 1960er Jahren nicht mehr aufrechterhalten werden. Zudem war es offensichtlich um das Verhältnis zwischen den alten „Stammspielern“ und den jungen Spielern nicht zum Besten bestellt. Spätestens seit der Spielzeit 1960/61 bekam das in den Jahren zuvor harmonisierende Mannschaftsgefüge sichtbare Risse.⁹⁴ Wiederholt wurde nun seitens Vorstandschaft und Trainer „bessere Kameradschaft“ und „sportlicher Geist“ in der Mannschaft angemahnt.⁹⁵ Der von einigen früheren Spielern beschriebene fabelhafte Zusammenhalt innerhalb der Mannschaft galt allem Anschein nach nur für die 1950er-Jahre und hatte später keinen Bestand mehr. Eine negative Wende kann für die Zeit zwischen Frühjahr 1962 und Frühjahr 1963 festgestellt werden.

Defizite in der organisatorischen und sportlichen Leitung

Innerhalb der Vereinsleitung fehlte es inzwischen an einer Autoritätsperson wie sie „Manager“ Emil Ell von 1953 bis Ende 1957 für die Spieler dargestellt hatte. Sein Nachfolger als Schriftführer stand offensichtlich der Mannschaft längst nicht mehr so nahe, während der Vereinsvorsitzende Wilhelm Eckenfels in diesen Jahren mit gesundheitlichen Problemen zu kämpfen hatte. Weiterhin gelang es der Vorstandschaft nach einem schweren Unfall des damaligen Spielausschussvorsitzenden im Jahr 1961 nicht, einen Nachfolger für diese Position zu installieren. Die Mannschaft entbehrte somit in den 1960er-Jahren wichtiger Funktionäre im organisatorischen Bereich.

Das Manko der Führungslosigkeit wiederholte sich zeitweise in der sportlichen Leitung. Anfang Oktober 1960 erklärte der prominente Trainer Janda seinen Rücktritt. Ihm sei die Lust abhanden gekommen, die Mannschaft zu betreuen, ließ er wissen.⁹⁶ Somit musste Elmar Lang, selbst erst Mitte Zwanzig, über eine längere Frist als Spielertrainer einspringen. Als der neu verpflichtete Trainer Armbruster sein Amt Anfang 1963 ebenfalls

niederlegte, mussten sich die Friesenheimer Spieler wiederum unter der Anleitung von Lang selbstständig vorbereiten.⁹⁷ Lang gab sich große Mühe und besorgte sich eigens spezielle Fußball-Lektüre wie das damals sehr bekannte Lehrwerk *Die ungarische Fußballschule*.⁹⁸ Festzuhalten gilt jedoch: Die Mannschaft musste in den letzten drei Amateurliga-Spielzeiten immer wieder ohne eine sportliche Leitung auskommen.

In dieser Zeit wurde auch das Verhältnis zwischen der Mannschaft und der Vorstandschaft zunehmend angespannter.⁹⁹ Es kam vermehrt zu Unstimmigkeiten zwischen den ehrenamtlich tätigen Vereinsfunktionären und den Spielern, die in der II. Amateurliga nun ein gewisses Salär erhielten und diese Aufwendungen nach Ansicht der Vereinsleitung nicht mit Leistung zurückgaben. Man zeigt sich enttäuscht über die unverhohlenen geäußerten Interessen der Spieler: „Die Äußerung, von seiten der Spieler, sie könnten Fußball für 3 und für 5 DM spielen, spricht für sich“, beschwerte man sich seitens der Vorstandschaft.¹⁰⁰

Die Mannschaft des SC Friesenheim zeigte zu Anfang der sechziger Jahre plötzlich wieder ähnlich negative Symptome, wie sie etwa ein Jahrzehnt zuvor zu beobachten waren. Seit der Saison 1960/61 waren wieder viele Spiele durch Undiszipliniertheiten geprägt, was sich später vor allem im Jahr des Abstiegs negativ auswirkte.¹⁰¹ Die Vorstandschaft nahm die Spieler – nicht immer erfolgreich – ins Gebet: „Jeder Spieler muß sich stets eingedenk dessen sein, daß Fußball ‚Spiel und Sport‘ bleiben muß. Darüber hinaus er sich stets vor Augen zu halten, daß er nicht nur der Vorstandschaft gegenüber, sondern allen Vereinsmitgliedern gegenüber eine Verpflichtung hat.“¹⁰²

Zwangsläufig: Abstieg 1963

Zum Ende der Saison 1962/63 musste der SC Friesenheim wieder den Weg in die untere Spielklasse antreten. Innerhalb der Vereinsführung zeigte man sich zu diesem Zeitpunkt keineswegs überrascht über den Abstieg. Dieser sei, so die Funktionäre, „keine Schuld des Vorstands“ gewesen, sondern man bemühte andere Gründe: „Mangelndes Spielermaterial, die Mannschaft stand auch zu Beginn der Runde ohne Trainer da [...] und Versagen der alten Spieler gegenüber den jungen Spielern, in Punkto mannschaftsdienlichen und kameradschaftlichen Verhaltens“¹⁰³

In einem „Sonderbericht“ zeigte sich die Vorstandschaft insbesondere enttäuscht vom fehlenden Idealismus der Spieler und vermisste bei ihnen Tugenden wie „sportliches Benehmen“, „Aufopferung“, und „Kameradschaft“. Besonders die angebliche Fixierung der Spieler auf ihre Spesen wurde kritisiert, so dass man nach dem Abstieg den Beschluss fasste, Sonderzahlungen vorerst einzustellen: „In Zukunft gibt es nur ein Essen oder eine Flasche Bier bei bestimmten Spielen.“¹⁰⁴ Abschließend gab man

zu verstehen, es sei nicht „unbedingt als Vorteil“ anzusehen, dass in der ersten Saison nach dem Abstieg „alle Spieler der 1. Mannschaft wieder [mit machen] dürften.“¹⁰⁵ Die Vereinsleitung hatte das Vertrauen in die gescheiterte Mannschaft verloren. Da auch nach dem Abstieg das gravierende Trainerproblem noch längere Zeit bestehen blieb und der Leistungsstand des Spielerkaders sich mittlerweile als zu schwach herausstellte, war an einen sofortigen Wiederaufstieg nicht zu denken. Im Januar 1964 gab schließlich der langjährige Vorsitzende Willy Eckenfels seinen Rücktritt bekannt, auch mehrere Vorstandskollegen taten es ihm gleich. Am 29. Februar 1964 wurde eine völlig neue Vereinsleitung gewählt. Damit war die Erfolgsära des SC Friesenheim beendet.

Nach dem Abstieg aus der Amateurliga schaffte es der Verein, noch drei Spielzeiten in der A-Klasse durchzuhalten. 1967 kam es allerdings – leider pünktlich zum 40-jährigen Vereinsjubiläum – zum nächsten Abstieg, den man in der Saison 1968/69 mit einer letzten Meisterschaft noch einmal kurzzeitig kompensieren konnte. Im Jahr 1970 stieg der Verein jedoch sofort wieder ab. Von da an ging es mit dem SC Friesenheim stetig bergab, so dass sich die 1970er-Jahre für die erste Seniorenmannschaft zu einem sportlichen Fiasko entwickelten. Am Ende befand man sich wieder in der untersten Spielklasse, der B-Klasse des Bezirks Offenburg.¹⁰⁶

Das erinnerte Fußballwunder von Friesenheim

„Ihr Einsatz und ihre Tatkraft sei unvergessen!“ – so notierte man es pathetisch auf das „Ehrenblatt“ für die 1956er-Meistermannschaft im Protokollbuch des Vereins und setzte damit den Spielern eine Art internes Denkmal.¹⁰⁷ Darüber hinaus verankerte sich die Erinnerung an die damalige Erfolgsgeschichte zusätzlich und sicher nicht ohne Grund auch im dörflichen Kollektivgedächtnis.

Der unerwartete Erfolg der örtlichen Fußballmannschaft war für die Friesenheimer das sportliche Begleitprogramm zu den Jahren eines gesamtgesellschaftlichen Aufschwungs, den man gemeinhein als das deutsche Wirtschaftswunder bezeichnet. Auch in Friesenheim hatte man seit 1945 noch lange mit den Folgen des Weltkrieges zu kämpfen. Über 100 militärische oder zivile Opfer aus der Gemeinde waren zu beklagen, hinzu kamen 13 Opfer der nationalsozialistischen Judenverfolgung. Fliegerbomben hatten gegen Kriegsende mehrere Gebäude und Häuser zerstört. Zudem waren in den Nachkriegsjahren der Zuzug zahlreicher Vertriebenenfamilien und eine erhebliche Wohnungsknappheit zu bewältigen.¹⁰⁸ Doch seit Anfang der fünfziger Jahre gewannen, wie es der Friesenheimer Ortshistoriker Oskar Kohler konstatierte, „die Menschen [...] allmählich ihr Selbstvertrauen zurück, und nach einer Zeit dumpfer Niedergeschlagenheit begann sich der Unternehmungsgeist wieder zu regen.“¹⁰⁹ Der neu entfachte Elan der fünfziger Jahre

Ehrenblatt 1955/56



Sie waren es . . .
die Friesenheim den Aufstieg zur A-Klasse
sicherten

Ihr Einsatz und ihre Tatkraft sei unvergessen!

fand in Friesenheim in besonderer Weise im sportlichen Aufschwung des Fußballvereins seinen Ausdruck. Vermutlich sind die Jahre des rasanten Aufstiegs von 1953 bis 1959 und die damit verbundenen Protagonisten deshalb weitaus stärker in der dörflichen Erinnerung verankert als die nachfolgende Zeitspanne von 1960 bis 1963, die sich trotz der hohen Spielklasse durch eine gewisse Stagnation kennzeichnen lässt und sogar mit dem Abstieg endete. Da es dem Dorfverein nicht gelingen konnte, das in der zweiten Hälfte der 1950er-Jahre zum ersten Mal erreichte hohe sportliche Niveau auf längere Sicht hin zu stabilisieren, stellte die Rückbesinnung auf die unerwartet eingetretenen Erfolge der Jahre 1953 bis 1959 ein besonderes Element der Vereinsidentität, aber aber auch der dörflichen Kollektiverinnerung dar.

Als es im August 1971 im Rahmen eines großen Festes zur Einweihung eines neuen Fußballplatzes in Friesenheim kam – mit Alt-Bundestrainer Sepp Herberger als Ehrengast – waren es natürlich die Helden der 1950er-Jahre, die man zu einem Einlagespiel bewegen konnte.¹¹⁰ Emil Ell, der frühere „Manager“ erinnerte bei dieser Gelegenheit noch einmal an „jenes Fußballfieber [...], das während fünf Jahren die Friesenheimer mit Mann und Maus erfaßt hatte.“¹¹¹ Die Erinnerung an dieses „Fieber“ hat sich bei vielen Einwohnern bis heute aufrechterhalten. Für die Friesenheimer Bevölkerung bedeutete Fußball in den fünfziger Jahren über einen bestimmten Zeitraum weitaus mehr als nur ein Spiel von elf Männern gegen elf Männer in kurzen Hosen mit einem Lederball.

Anmerkungen

- 1 Die Geschichte der Fußballweltmeisterschaft 1954 ist inzwischen sehr gut aufgearbeitet. Siehe beispielsweise Brüggemeier, Franz-Josef: Zurück auf dem Platz. Deutschland und die Fußball-Weltmeisterschaft 1954, München 2004; Heinrich, Arthur: 3:2 für Deutschland. Die Gründung der Bundesrepublik Deutschland im Wankdorf-Stadion zu Bern, Göttingen 2004; Raithel, Thomas: Fußballweltmeisterschaft 1954. Sport – Geschichte – Mythos, München 2004.
- 2 Ich danke ausdrücklich meinem Vater Hans Schellinger für seine vielfältige Unterstützung bei der Erarbeitung dieser Studie.
- 3 Am bekanntesten ist derzeit sicherlich der rasante Aufstieg der TSG 1899 Hoffenheim seit Anfang der 1990er-Jahre. In der Saison 2008/2009 spielte der Verein aus dem Vorort von Sinzheim im Kraichgau erstmals in der Fußball-Bundesliga und wurde 2008 sogar auf Anhieb Herbstmeister. Siehe hierzu aus der Zeit inmitten des Hoffenheimer Aufschwungs: Philipp Köster/Jan-Christoph Poppe/Robert Mucha: Aufruhr im Kraichgau. In: 11 Freunde. Magazin für Fußball-Kultur Nr. 52/März 2006, 77–81. Weiterhin: Turn- und Sportgemeinschaft Hoffenheim 1899 e.V. (Hrsg.): Festschrift der Turn- und Sportgemeinschaft Hoffenheim 1899 e.V. zum 100-jährigen Jubiläum (Redaktion: Theo Berberig), Hoffenheim 1999. Für den Ortenauer Raum ragt in der jüngeren Fußballgeschichte der Erfolg des Dorfvereins SV Linx, einer Teilgemeinde von Rheinau, besonders heraus. Die Mannschaft stieg innerhalb von nur zehn Jahren (zwischen 1977 und 1987) von der B-Klasse des Bezirks Offenburg in die Oberliga Baden-Württemberg auf. Siehe <http://www.svlinx.de/statistik.html> [letzter Zugriff: 23.03.2009].

- 4 Pyta, Wolfram: Nicht mehr im Abseits – Fußball als Gegenstand bundesdeutscher Geschichtswissenschaft, in: Court, Jürgen/Müller, Arno/Wacker, Christian (Hrsg.): Fußballsport und Wissenschaftsgeschichte (= Jahrbuch 2006 der deutschen Gesellschaft für Geschichte der Sportwissenschaft e.V.), Berlin 2007, 65–77.
- 5 Siehe etwa zum erfolgreichsten Verein in Südbaden der jüngeren Geschichte: Nachbar, Toni/Schnekenburger, Otto: SC Freiburg: der lange Weg zum kurzen Pass, Göttingen 2002 sowie Sport-Club Freiburg (Hrsg.): Hundert Jahre 90 Minuten. Die Geschichte des SC Freiburg von 1904 bis 2004, Freiburg 2004; siehe zum Deutschen Meister von 1907 und bis Mitte der 1970er-Jahre bestimmenden südbadischen Verein: Freiburger FC (Hrsg.): 100 Jahre FFC 1897–1997. Ein Stück Freiburger Stadtgeschichte, Freiburg i. Br. 1997 sowie Freiburger FC (Hrsg.): 1907–2007: 100 Jahre Deutscher Meister. Jubiläumsausgabe, Freiburg i.Br. 2007. Als Auswahl aus der jüngeren Vereinshistoriographie siehe beispielsweise Schulze-Marmeling, Dietrich: Die Bayern. Die Geschichte des Rekordmeisters, Göttingen 2007; Herzog, Markwart: Der „Betze“ unterm Hakenkreuz. Der 1. FC Kaiserslautern in der Zeit des Nationalsozialismus, Göttingen 2006; Matheja, Ulrich: Schlappekicker und Himmelsstürmer. Die Geschichte von Eintracht Frankfurt, Göttingen 2004; Schmidt-Lauber, Brigitta (Hrsg.): FC St. Pauli. Zur Ethnographie eines Vereins, Hamburg-Münster 2008.
- 6 Siehe aber nun Oswald, Rudolf: „Fußball-Volksgemeinschaft“: Ideologie, Politik und Fanatismus im deutschen Fußball 1919–1964, Frankfurt-New York 2008. Der Autor widmet sich weit mehr niederklassigen Fußballregionen als vorhergehende Studien.
- 7 Siehe Ell, Emil: 50 Jahre Sportclub Friesenheim (unpubliziertes Manuskript), wahrscheinlich 1977; 75 Jahre SC Friesenheim 1927–2002. Festschrift, Friesenheim 2002.
- 8 Ich danke Theo Erb, Karl Hugelmann, Elmar Lang, Gert Lang, Peter Lang und Werner Pabst für ihre vielfältigen Auskünfte.
- 9 Archiv des SCF: Protokollbuch I (20.12.1949 bis 17.1.1961) und Protokollbuch II (25.2.1961 bis 30.11.1971). Wie Rudolf Oswald unlängst betont hat, stellen die Vereins-Protokollbücher „eine bisher völlig unbeachtete Quellengattung“ dar, die „wie kaum ein zweites zeitgenössisches Dokument [...] unverfälschte Einblicke in den Alltag des Sports [gestatten].“ Oswald: „Fußball-Volksgemeinschaft“ 21. Wichtig ist in diesem Zusammenhang eine seriöse Archivierung oder zumindest Sicherung der Vereinsunterlagen. Ich danke Klaus Kiefer (früherer Vereinsvorstand) und Matthias Gießler (derzeitiger Vereinsvorstand) für ihre Unterstützung und für die Möglichkeit, das Archivmaterial benutzen zu dürfen.
- 10 Südbadischer Fußballverband (Hrsg.): 50 Jahre (1948–1998) Südbadischer Fußballverband, Freiburg 1998.
- 11 Adam, Willi/Riedel, Thomas: Das große Tabellenbuch. Fußball in Südbaden von 1898 bis 2000, Freiburg 2000.
- 12 Vgl. exemplarisch zum dominierenden Ortenauer Verein in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts das eher journalistisch konzipierte Buch Kastler, Thomas: Mythos OFV: 100 Jahre Offenburger FV – Titel und Typen, Pleiten und Pannen, Offenburg 2007. Besonders der Traditionsverein Lahrer Fußballverein (LFV) hat immer wieder sehr viel Mühe in der Dokumentation der eigenen Vereinsgeschichte aufgewandt, was sich in hervorragend gestalteten und historisch ausgesprochen informationsreichen Jubiläumsschriften widerspiegelt. Siehe zuletzt Lahrer FV e.V. (Hrsg.): Lahrer FV. Hundert Jahre Fussball – Fußballgeschichte 1903–2003 (Text: Alexander Ell), Lahr 2003.
- 13 Siehe Schellinger, Uwe: Sportgeschichte in der Ortenau. In: Die Ortenau. Zeitschrift des Historischen Vereins für Mittelbaden 86 (2006) 523–540, bes. 528–530.

- 14 Die Friesenheimer Sportgeschichte wurde allerdings bislang nur sehr fragmentarisch dokumentiert. Neben einem kurzen Artikel über den 1906 im Ort gegründeten Radclub „Berglust“ haben insbesondere pittoreske Abbildungen von eben diesen Radfahrern sowie Gruppenbilder von Turnern und Handballern Eingang in zwei ortsgeschichtliche Bildbände gefunden. Vgl. Klem, Ekkehard: Fahrradfahren war Männersache. In: Der Altvater 4 (1990) 59; ders.: Friesenheim. Eine Bilddokumentation, Bd.1: Fotografien und Postkarten vom Ende des letzten Jahrhunderts bis in die Zwanzigerjahre, Lahr 1998, 55, 57, 58; ders.: Friesenheim. Eine liebenswerte Dorfgemeinschaft, Erfurt 2006, 40, 41.
- 15 Ell, Emil: 50 Jahre Sportclub Friesenheim (unpubliziertes Manuskript), wahrscheinlich 1977; 75 Jahre SC Friesenheim 1927–2002. Festschrift, Friesenheim 2002. Offenbar existieren heute aus der Frühzeit des Vereins von 1927 bis 1947 keine schriftlichen Unterlagen oder sonstige Materialien mehr. Die Protokollbücher der Vorstandschaft sind erst seit 1949 überliefert.
- 16 Vgl. Loleit, Antje: Mutters Füße. Ein historischer Spaziergang durch die Mühlgasse in Friesenheim/Baden, o.O. 2008, 51f. Wilhelm Engisch hatte 1904 eine Friesenheimerin geheiratet.
- 17 Eggers, Erik: Fußball in der Weimarer Republik, Kassel 2001.
- 18 Ell: 50 Jahre Sportclub Friesenheim; 75 Jahre SC Friesenheim 1927–2002.
- 19 Adam/Riedel: Das große Tabellenbuch 62.
- 20 Zur Organisation des Sports in der französischen Besatzungszone siehe umfassend Woi-te-Wehle, Stefanie: Zwischen Kontrolle und Demokratisierung: Die Sportpolitik der französischen Besatzungsmacht in Südwestdeutschland 1945–1950, Schorndorf 2001.
- 21 Die Meisterschafts-Urkunde sowie das Mannschaftsbild befinden sich im Vereinsarchiv des SC Friesenheim (im Folgenden: Archiv des SCF). Zu sehen auch in der „Chronik“ unter <http://www.scfriesenheim.de> [letzter Zugriff: 4.4.2009]. Auf diesem Mannschaftsbild sind zu sehen oben von links nach rechts Oskar Kiesele, unbekannter Spieler; Roland Bühler; Werner Bühler; Fritz Lauer; Lothar Seider; Adolf Bucher; unten von links nach rechts: Richard Kiesele; Hans Kempf; Fritz Roller; Max Erb; Karl Kopp.
- 22 Die „Zonenliga“ wurde 1950 aufgehoben. Die höchsten Klassen für die südbadischen Vereine bildeten nun Oberliga, Zweite Liga Süd, I. und II. Amateurliga.
- 23 Adam/Riedel: Das große Tabellenbuch 86.
- 24 Archiv des SCF: Protokollbuch I („Gesamt-Protokoll für die Zeit vom November 1952 bis März 1953“). Einberufen wurde die richtungsweisende Krisensitzung durch den Vereinsschatzmeister Ernst Fünér. Der neue Schriftführer Emil Ell notierte als Motto: „Fehler sind da, um gemacht zu werden – Krisen, um sie zu meistern.“
- 25 Ebd. Das entscheidende Spiel in Ichenheim bestritt folgende Mannschaft: Heß, Böhm, Zeller, Kiesele, Suhm, Lienert, Roßnagel, Seider, Baumann, Bohnert, Häfele.
- 26 Bei der Festlegung der Jubiläumsfeierlichkeiten auf das Jahr 1954 nahm man es unter historischen Gesichtspunkten offenbar nicht so ganz genau. Eigentlich hätte man das Vereinsjubiläum schon zuvor, 1952 oder 1953, begehen müssen. Wahrscheinlich hat die unsichere Situation des Vereins in diesen Jahren dies aber unmöglich gemacht.
- 27 Archiv des SCF: Protokollbuch I.
- 28 Archiv des SCF: Fotosammlung sowie ebd.: Protokollbuch I. Auf dem Bild der Meis-termannschaft 1956 sind folgende Spieler zu sehen: in der oberen Reihe von links nach rechts Konrad Kratzer, Oswald Baumann, Karl Hugelmann, Richard Röderer, Heinz Häfele, Rudi Retzlaff, Richard Kiesele, Peter Lang, Kurt Schmidt (Spielertrainer), El-mar Lang. In der unteren Reihe von links nach rechts Hans Lauer, Norbert Suhm, Gün-ter Brucker, Siegfried Golombiewski, Roland Stückle. Es existiert eine weitere Auf-nahme dieser Mannschaft vom Endspiel um die B-Klasse-Bezirksmeisterschaft in

- Ichenheim (Archiv des SCF: Protokollbuch I). Für eine Variante dieses zweiten Bildes danke ich Gerd Lang.
- 29 Das Mannschaftsfoto aus dem Jahr 1957 zeigt folgende Spieler: Kurt Schmidt als Trainer, Roland Stückle, Karl Hugelmann, Werner Papst, Hans Golombiewski, Hansjörg Jäger, Rudi Retzlaff, Peter Lang, Elmar Lang, Siegfried Golombiewski, Norbert Suhm, Günter Brucker, Oswald Baumann. In der Festschrift „75 Jahre SC Friesenheim 1927–2002“ ist das Bild falsch auf 1956 datiert. Siehe Archiv des SCF: Protokollbuch I. Ich danke auch Werner Pabst für die Vorlage des Bildes.
 - 30 Protokollbuch I (Emil Ell in der Generalversammlung am 1.2.1958).
 - 31 Siehe Wick, Uwe: Die Zeit der Oberligen. In: Der Ball ist rund. Die Fußballausstellung, hrsg. von Franz-Josef Brüggemeier/Ulrich Borsdorf/Jürg Steiner, Essen 2000, 212–221.
 - 32 Die Staffel 3 war vor dieser Saison wieder auf nur 12 Mannschaften reduziert worden. Grund hierfür könnte sein, dass die dort spielenden zahlreichen Mannschaften aus höheren Schwarzwaldgemeinden aus Witterungsgründen eine Reduzierung des Spielplans anstrebten. Mit derselben Begründung hatte man die Staffeln 3 und 4 zuvor mit nur 14 Teams ausgestattet, was 1957 zunächst aber aufgestockt wurde. Vgl. 50 Jahre Südbadischer Fußballverband 44.
 - 33 Falsch angegeben in der Festschrift „75 Jahre SC Friesenheim 1927–2002“.
 - 34 Lahrer Zeitung vom 19. August 1957: „Ein Fehlstart der Friesenheimer“. Siehe Stadionheft „Elfmeter“ des SC Friesenheim vom 31.08.2008, 22f („Sportgeschichte Teil 1“). Aus den Zeitungsmeldungen und Zeichnungen kristallisieren sich für das erste Amateurligajahr folgende 18 Spielernamen heraus: Peter Lang, Elmar Lang, Gert Lang, Hansjörg Jäger, Karl Hugelmann, Kurt Schmidt, Klaus Fahner, Günther Bruckert, Heinz Häfele, Hans Golombiewski, Siegfried Golombiewski, Werner Pabst, Theo Erb, Hans Lauer, Oswald Baumann, Konrad Kratzer, Norbert Suhm, Roland Stückle. Ich danke den Brüdern Elmar, Gert und Peter Lang für die Überlassung der Karikaturen.
 - 35 Vgl. Stadionheft „Elfmeter“ des SC Friesenheim vom 19.09.2008, 18–20 („Sportgeschichte Teil 2“) sowie Lahrer Zeitung vom 26.8.1957: „Eine zweite Niederlage der Friesenheimer“.
 - 36 Vgl. Stadionheft „Elfmeter“ des SC Friesenheim vom 3.10.2008, 18–20 („Sportgeschichte Teil 3“) sowie Lahrer Zeitung vom 1.9.1957: „Kompromißloses Rennen der Neulinge“.
 - 37 Lahrer Zeitung vom 8.9.1957: „Herbolzheim ein forscher Sieger“.
 - 38 Lahrer Zeitung vom 16.9.1957: „Die vierte Niederlage der Grünweißen“.
 - 39 Lahrer Zeitung vom 23.9.1957: „SC Friesenheim schaffte die große Überraschung“.
 - 40 Lahrer Zeitung vom 1.10.1957: „Triberg legte eine harte Platte auf“.
 - 41 Lahrer Zeitung vom 7.10.1957: „Für Hornberg klingt es schmeichelhaft“. Auf der Karikatur ist das Datum mit 7.9.1957 falsch notiert. Siehe Abb. 3.
 - 42 Lahrer Zeitung vom 14.10.1957: „SC Friesenheim kehrte glücklich heim.“
 - 43 Lahrer Zeitung vom 21.10.1957: „Je ein Tor in beiden Halbzeiten.“
 - 44 Lahrer Zeitung vom 28.10.1957: „Friesenheim vom Tabellenletzten geschlagen.“ Zu diesem Spiel gehören wahrscheinlich vorliegende Karikaturen mit den Kommentaren „Die Verteidigung spielte wie Elefanten im Porzellanladen“, „Die Läuferreihe spielte wie die Kühe“ und „Die Stürmerreihe bestand aus lauter Esel!“. Vgl. Stadionheft „Elfmeter“ des SC Friesenheim vom 17.12.2008, 18–20 („Sportgeschichte Teil 6“). Siehe Abb. 4.
 - 45 Lahrer Zeitung vom 5.11.1957: „Friesenheim ein gleichwertiger Gegner“. Haslach war in der Saison 1955/56 Meister der Liga geworden, dann aber in der Aufstiegsrunde am Aufstieg in die Erste Amateurliga gescheitert.
 - 46 Lahrer Zeitung vom 11.11.1957: „Friesenheim spielte groß auf“. Siehe Abb. 5.

- 47 Lahrer Zeitung vom 17.11.1957: „Friesenheim hatte keine Chance“.
- 48 Lahrer Zeitung vom 10.12.1957: „Friesenheim unterlag auf eigenem Platz“.
- 49 Lahrer Zeitung vom 16.12.1957: „Friesenheim hatte noch Glück“.
- 50 Lahrer Zeitung vom 23.12.1957: „Um das Siegtor gebracht“.
- 51 Lahrer Zeitung vom 7.1.1958: „Die Revanche der Friesenheimer“. Vgl. Stadionheft „Elfmeter“ des SC Friesenheim vom 2.11.2008, 18–20 („Sportgeschichte Teil 4“). Hier enden die Karikaturen von Peter Lang.
- 52 Spieler-Zuschrift Nr. 2 vom 18.3.2009; Spieler-Zuschrift Nr. 3 vom 24.3.2009; Spieler-Zuschrift Nr. 4 vom 20.3.2009.
- 53 Spieler-Interview vom 17.07.2007. Siehe zu diesem generationellen Zusammenhang exemplarisch Neil Billingham: Die Klasse von 1992. In: 11 Freunde. Magazin für Fußball-Kultur Nr. 64/2007, 98–104. Bei den in diesem Artikel beschriebenen sogenannten „Beckham Babies“ von Manchester United des Jahres 1992 handelt es sich um eine Mannschaft, die viele für die beste Juniorenmannschaft aller Zeiten halten. Mit David Beckham, Ryan Giggs, Gary Neville, Paul Scholes und Nicky Butt – alle zwischen 1973 und 1975 geboren – spielten darin die späteren Stars, die 1999 für Manchester United die UEFA Champions League gewannen.
- 54 Archiv des SCF: Protokollbuch I sowie Lahrer Zeitung vom 4.4.1956. Namentlich die Spieler Heinz Häfele, Konrad Kratzer, Konrad Heß, Richard Röderer, Gerd Lang und Peter Lang.
- 55 Spieler-Zuschrift Nr. 3 vom 24.3.2009.
- 56 Spieler-Zuschrift Nr. 3 vom 24.3.2009.
- 57 Archiv des SCF, Protokollbuch I (Vorstandssitzung am 11.1.1950; Vorstandssitzung am 1.2.1950). Siehe Lahrer FV e.V.: Hundert Jahre Fußball 50.
- 58 Siehe <http://www.sv-heiligenzell.de/page22.htm> [letzter Zugriff: 4.4.2008].
- 59 Spieler-Interview vom 17.07.2007; Spieler-Zuschriften Nr. 2 vom 18.3.2009, Nr. 3 vom 24.3.2009 und Nr. 4 vom 20.3.2009. In einer Karikatur zum Spiel gegen Neustadt Ende September 1957 bezeichnete Peter Lang den Trainer als „Spieß-Richter“.
- 60 Vgl. <http://www.jandapedia.de> [letzter Zugriff: 4.4.2009]. Ich danke zudem Christian Janda (Wuppertal) und Horst Janda (Lahr) für ihre Auskünfte.
- 61 Siehe Herzog, Markwart: „Sportliche Soldatenkämpfer im großen Kriege“ 1939–1945. Fußball im Militär – Kameradschaftsentwürfe repräsentativer Männlichkeit. In: Ders. (Hrsg.): Fußball zur Zeit des Nationalsozialismus. Alltag – Medien – Künste – Stars, Stuttgart 2008, 67–148, bes. 88–111.
- 62 Der VfB Mühlburg fusionierte später mit Phönix Karlsruhe zum Karlsruher SC.
- 63 Lahrer FV e.V.: Hundert Jahre Fußball 50f.
- 64 Vgl. Harke, Karl-Heinz/Kachel, Georg: Die Lebensgeschichte des Fußball-Altnationalspielers Ernst Willimowski, Dülmen 1996.
- 65 Kohler, Oskar: Friesenheim – eine Ortsgeschichte in Einzelbildern, Bühl/Baden 1973, 92. Die Finanzierung des Sportheimbaus – es war die Summe von 15.000 DM aufzubringen – war mit einer enormen Energieleistung des Vereins verbunden. Es wurden dazu unter anderem Ansichtskarten des Architekten-Modells gedruckt und verkauft sowie eine Haussammlung im Dorf durchgeführt.
- 66 Emil Ell hat später seit Beginn der 1960er-Jahre vor allem in der Zeitschrift *Geroldsecker Land* sowie in der kulturgeschichtlichen Zeitungsbeilage *Der Altvater* zu Themen der Geschichte Lahrs und der umgebenden Ortschaften publiziert. Vor allem nach seiner Pensionierung war Ell als Autor ungemein produktiv: allein aus den 1980er-Jahren sind über 140 historische Artikel aus seiner Feder bekannt.
- 67 Spieler-Zuschriften Nr. 1 vom 30.10.2007 und Nr. 2 vom 18.3.2009.

- 68 Spieler-Zuschrift Nr. 3 vom 24.3.2009.
- 69 Archiv des SCF: Protokollbuch I.
- 70 Emil Ell: [Lebenserinnerungen], verfasst um 1985 (in Privatbesitz), Zit. 163. Ich danke Alexander Ell (Lahr) für die Möglichkeit der Einsichtnahme in diesen Text. Allerdings hat sich Emil Ell in diesem späten Text bei den Datierungen zur Vereinsgeschichte durchgängig vertan.
- 71 Spieler-Zuschrift Nr. 2 vom 18.3.2009.
- 72 Spieler-Zuschriften Nr. 2 vom 18.3.2009 und Nr. 3 vom 24.3.2009.
- 73 Ell: [Lebenserinnerungen], 163.
- 74 Ebd. sowie Spieler-Zuschrift Nr. 1 vom 30.10.2007.
- 75 Spieler-Interview vom 17.7.2007; Spieler-Zuschriften Nr. 3 vom 24.3.2009 und Nr. 4 vom 20.3.2009.
- 76 Spieler-Interview vom 17.7.2007; Spieler-Zuschriften Nr. 2 vom 18.3.2009, Nr. 3 vom 24.3.2009 und Nr. 4 vom 20.3.2009.
- 77 Ell: [Lebenserinnerungen], 164.
- 78 Spieler-Interview vom 17.07.2007; Spieler-Zuschriften Nr. 2 vom 18.3.2009 und Nr. 3 vom 24.3.2009.
- 79 Ell: [Lebenserinnerungen], 163. Rudolf Oswald meint hierzu: „Wie eine Analyse der vom Institut für Sportgeschichte in Maulbronn archivierten Protokollbücher nahe legt, scheint selbst in Dorf- und Kleinstadtklubs die illegale Spielerentlohnung rasch wieder an der Tagesordnung gewesen zu sein.“ Siehe Oswald: „Fußball-Volksgemeinschaft“ 304, Anm. 19.
- 80 Spieler-Zuschriften Nr. 1 vom 30.10.2007, Nr. 2 vom 18.3.2009, Nr. 4 vom 20.3.2009 und Nr. 5 vom 30.3.2009.
- 81 Archiv des SCF: Protokollbuch II (Vorstandssitzung am 12.9.1962).
- 82 Siehe zu diesen im deutschen Fußball in dieser Zeit auch übergreifend geführten Wertedebatten Oswald: „Fußball-Volksgemeinschaft“ 300–309.
- 83 Ebd.: Protokollbuch I (Vorstandssitzung vom 17.1.1961); Protokollbuch II (Tätigkeitsbericht vom 25.2.1961).
- 84 Siehe den Pressebericht zur Versammlung, in ebd.: Protokollbuch II.
- 85 Archiv des SCF: Protokollbuch I (Vorstandssitzung vom 6.10.1958).
- 86 Ebd. (Vorstandssitzung am 26.8.1959; Vorstandssitzung am 21.10.1959).
- 87 Die Präsenz des französischen Militärs in Lahr als militärischer Bündnispartner innerhalb der NATO ist noch nicht aufgearbeitet. Das Besatzungsstatut endete erst 1955. Auch deshalb ungenügend Fäßler, Peter: Lahr unter französischer Besatzung 1945–1952, in: Geschichte der Stadt Lahr III, hrsg. von der Stadt Lahr, Lahr 1993, 180–206. Vgl. für die Situation in Offenburg Schellinger, Uwe: Eine Kaserne und ihre Menschen. Dokumentation zu einem Ort Offenburger Geschichte, Offenburg 1998, 119–135.
- 88 Archiv des SCF: Protokollbuch I (Vorstandssitzung am 11.3.1959).
- 89 Friesenheim war am 16. April 1945 von Soldaten der französischen 9. Kolonial-Infanterie-Division eingenommen worden, die sich vor allem aus dunkelhäutigen Soldaten zusammensetzte. „Fremdartige Soldaten“ – so Ortshistoriker Oskar Kohler – belegten in den folgenden Tagen zahlreiche Friesenheimer Wohnhäuser. Siehe Kohler: Friesenheim 87f. Eine größere Abneigung der örtlichen Bevölkerung gerade gegen die dunkelhäutigen französischen Soldaten in der Nachkriegszeit ist für Offenburg belegt. Siehe dazu Schellinger: Eine Kaserne und ihre Menschen 120–122.
- 90 Spieler-Zuschrift Nr. 2 vom 18.3.2009 und Nr. 4 vom 20.3.2009.
- 91 Archiv des SCF: Protokollbuch I (Vorstandssitzung am 6.4.1960). Die Vorstandschaft musste sich damit beschäftigen, dass ein französischer Spieler von einem deutschen Spieler beleidigt worden war.

- 92 Archiv des SCF: Protokollbuch II (Vorstands- und Spielersitzung vom 3.4.1963); Spieler-Interview vom 17.07.2007.
- 93 Spieler-Interview vom 17.7.2007.
- 94 Archiv des SCF: Protokollbuch II (Vorstandssitzung vom 16.5.1962; Vorstandssitzung vom 30.6.1962). Der Kader für ein Spiel im November 1962 lautete: Klaus Giessmann – Norbert Suhm – Peter Kempf – Bruno Pflum – Klaus Weichert – Roland Stückle – Karl Hugelmann – Elmar Lang – Gerd Lang – Werner Sohn – Walter Zimmer.
- 95 Archiv des SCF: Protokollbuch II (Vorstands- und Spielersitzung vom 5.1.1962; Tätigkeitsbericht über das Geschäftsjahr 1961 vom 10.3.1962; Vorstandssitzung vom 16.5.1962; Vorstandssitzung vom 16.1.1963).
- 96 Archiv des SCF: Protokollbuch I (Erweiterte Vorstandssitzung vom 5.10.1960).
- 97 Archiv des SCF: Protokollbuch II (Vorstandssitzung vom 16.1.1963)
- 98 Siehe Bukovi, Márton/Csaknád, Jenő: Die ungarische Fußballschule, Budapest–Berlin (Ost) 1955.
- 99 Archiv des SCF: Protokollbuch I (Vorstandssitzung am 21.9.1960);
- 100 Ebd. (Vorstandssitzung am 4.2.1959). Siehe zu den auch Debatten über die „Materialisierung des Fussballs“ im deutschen Fußball dieser Jahre. Oswald: „Fußball-Volksgemeinschaft“ 300–309.
- 101 Die Protokollbücher belegen Vorkommnisse in Spielen gegen Au a.Rh., gegen Lichtenental, gegen Haslach und wiederholt gegen Schutterwald.
- 102 Archiv des SCF: Protokollbuch II (Tätigkeitsbericht vom 25.2.1961)
- 103 Ebd. (Vorstandssitzung am 28.1.1964).
- 104 Ebd. (Sonderbericht vom 24.6.1963; Vorstandssitzung vom 3.7.1963).
- 105 Ebd. (Vorstands- und Spielersitzung vom 19.7.1963).
- 106 1982 später startete der Verein dann jedoch unerwartet eine zweite Erfolgsgeschichte mit erneut vier Meisterschaften in vier Jahren. Insbesondere die zweite Hälfte der 1980er-Jahre gestaltete sich für den Verein erneut äußerst erfolgreich. 1986 erfolgte der Aufstieg in die Südbadische Verbandsliga und somit in die damals vierthöchste deutsche Spielklasse. In den Jahren 1987 und 1988 war man sogar neben dem Offenburger FV und der Mannschaft des SV Linx die dritte Kraft in der Ortenau. Der hervorragende vierte Verbandsligaplatz in der Saison 1987/1988, nur relativ knapp vom Aufstieg in die Oberliga Baden-Württemberg entfernt, stellte das bis dahin beste Ergebnis der gesamten Vereinsgeschichte dar. Nach dem Abstieg aus der Verbandsliga 1995 und einer Periode, in der man ein einigermaßen passables Niveau in der Landesliga behaupten konnte, ging es seit 2000 mit dem Abstieg aus der Landesliga stetig bergab. Momentan spielt der SC Friesenheim wieder in der untersten Spielklasse.
- 107 Archiv des SCF: Protokollbuch I.
- 108 Siehe Klem, Ekkehard: Fünfzig Jahre nach dem II. Weltkrieg. Augenblicke und Erinnerungen an eine schlimme, schreckliche Zeit in Friesenheim, in: Geroldsecker Land 38 (1996) 23–35. Die Nachkriegsjahrzehnte der Friesenheimer Ortsgeschichte sind vollkommen unerforscht.
- 109 Kohler: Friesenheim 92.
- 110 Am Samstag, den 16.8.1971, verlor die Seniorenmannschaft gegen eine AH-Kreisauswahl mit 2:5. Die Brüder Peter und Elmar Lang, einst Garanten des Aufschwungs, waren die Torschützen.
- 111 Emil Ell in einem Artikel „Hartplatzweihe des SC Friesenheim läßt Erinnerungen aufleben“, wahrscheinlich in der *Lahrer Zeitung*. Enthalten im Archiv des SCF: Protokollbuch II.

Früher Motorsport in der Ortenau: Das Ruhenstein-Bergrennen 1946 war die erste deutsche Rennveranstaltung nach dem Zweiten Weltkrieg

Martin Walter

Entgegen aller Vorstellungen ist der Schwarzwald eine Region, die seit vielen Jahrzehnten sehr eng mit dem Motorsport verbunden ist. Das mag zunächst verwundern, aber der Schwarzwald bot mit seiner verkehrstechnischen Infrastruktur geradezu ideale Strecken für spannende Bergrennen. Zwischen Pforzheim und Pforzheim-Huchenfeld fand zu Beginn der 1920er-Jahre ein weithin bekanntes Bergrennen „An der Pforte des Schwarzwaldes“ statt, ebenso eines im Kurort Bad Herrenalb. Hier wurden 1922 und 1923 hochkarätige Motorsportveranstaltungen in Richtung Dobel geboten. Bei Freiburg wurde über viele Jahre hinweg das berühmte Schauinsland-Rennen durchgeführt, das heute als anspruchsvolle Oldtimer-Prüfung immer noch Tausende von Zuschauern in seinen Bann zieht. Damals, beispielsweise im Jahre 1927, kamen über 50.000 begeisterte Menschen an den Schauinsland. Ebenso war das nicht allzu weit entfernte Feldbergrennen ein Besuchermagnet, auch hier donnerten die Boliden mit heulenden Motoren den Schwarzwald hinauf. Und nicht zu vergessen, die anspruchsvollen Bergrennen im mondänen Baden-Baden, die zum einen als Teil des damals weltbekannten Baden-Badener Automobilturniers stattfanden, zum anderen aber auch im Rahmen der Baden-Badener Herbstsporttage als Schlossbergrennen die Besucher am Rande der Rennstrecke begeisterten. So steht das Ruhenstein-Bergrennen 1946 in einer langen Tradition motorsportlicher Veranstaltungen im Schwarzwald.

Prolog

30.000 Zuschauer waren gekommen, weit über 100 Fahrer hatten sich am 21. Juli 1946 zum ersten deutschen Bergrennen nach dem Zweiten Weltkrieg in Baiersbronn im Schwarzwald eingefunden. Aufgerufen hierzu hatte die Süddeutsche Motorrennfahrer-Vereinigung unter Vorsitz des Karlsruher Motorsportenthusiasten Kurt Nitschky. Nicht einmal 15 Monate waren seit dem Ende des unsäglichen Krieges vergangen, hinzu kam in jenen Tagen die unzureichende Versorgungslage in fast allen Bereichen des täglichen Lebens. Lebensmittel, Brennholz, Dinge des täglichen Bedarfs konnten nur mit zugeteilten Marken und unter unsäglichen Schwierigkeiten eingekauft, bzw. organisiert werden. Deutschland war seit Kriegsende

in vier Besatzungszonen eingeteilt, die Bundesrepublik Deutschland wie auch die „DDR“ waren noch nicht geboren. Und doch gab es die Unentwegten, die Motorsportbegeisterten, die im Sommer 1946 ein einzigartiges Bergrennen auf die Beine stellten, das mit 8.000 Meter Streckenlänge und einer zu bewältigenden Höhendifferenz von gut 500 Metern sehr anspruchsvoll und schnell angelegt war. Wie lange schon die Idee zu einer Veranstaltung zwischen Baiersbronn und dem Kurhaus Ruhestein kursierte, wird nicht mehr zu rekonstruieren sein. Am 30. Juni 1946 war die Süddeutsche Motorrennfahrer-Vereinigung unter Beteiligung von Kurt Nitschky sowie den Brüdern Rolf und Kurt Hammer aus Reutlingen gegründet wurden. Die Geschäftsführung übernahm Kurt Nitschky, der seit 1940 in der Baiersbronner Murgtalstraße eine Motorradhandlung und Reparaturwerkstätte unterhielt. Mit im Boot waren zudem einer der besten deutschen Rennfahrer, Europameister Georg „Schorsch“ Maier und der begnadete Baden-Badener Motorradrennfahrer Siegfried Fuss. Unterstützung fand das Vorhaben bei dem damaligen Tübinger Landesbeauftragten für Sport und Körperkultur Klumpp, der darüber hinaus zwei wertvolle Preise zur Verfügung stellte. Ohne das Wohlwollen der Französischen Besatzungsmacht, allen voran Major König in Baden-Baden, hätte das Bergrennen nicht veranstaltet werden können. Die Genehmigung wurde am 4. Juni des Jahres von der Abteilung „Jeunesse et Sport“ der Militärregierung erteilt. Zudem unterstützten der Kreis Freudenstadt sowie das württembergische Staatssekretariat das einzigartige Motorsportevent. Die schreibende Zunft publiziert vorab sehr angetan darüber. Das Schwäbische Tagblatt berichtet: *„Mit dem am 21. Juli stattfindenden 1. Ruhestein-Bergrennen gelangt in Deutschland eine Motorsportveranstaltung zur Durchführung, bei der zum ersten Mal seit Kriegsende auch wieder deutsche Sport- und Rennwagen an den Start gehen dürfen.“*

Vorbereitungen zum Rennen

Die Nennungen für das Ruhesteinbergrennen mussten bis spätestens 7. Juli, 18.00 Uhr vorliegen (der Nennungsschluss wurde allerdings später auf den 14. Juli vorverlegt). Melden konnten alle Inhaber eines gültigen Fahrer ausweises oder einer Fahrerlizenz der bestehenden bzw. neu gegründeten Rennsport-Vereinigungen. Zugelassen waren Fahrer aus allen vier deutschen Besatzungszonen. Allerdings stammte der große Teil der Fahrer aus der französischen Besatzungszone. Nur wenige kamen aus anderen Besatzungszonen, so wie der Marburger Karl Lottes, der aus Bad Honnef stammende Bugatti-Pilot Kurt Kiefer oder der Bad Godesberger Heinrich Thorn Prikker auf seiner eindrucksvollen Imperia. Etwas größer war da schon die Gruppe, die aus der „benachbarten“ amerikanischen Zone anreiste, hier sind der Karlsruher Hermann Gablenz oder der aus Graben-

Neudorf stammende Hermann Herzog zu nennen, der aber mit dem Ausgang des Rennens nichts zu tun hatte. Ein großer Teil der Rennfahrer kam aus Bayern.

Rennleiter Georg „Schorsch“ Maier, ebenfalls ein waschechter Bayer, verschob aufgrund der unerwarteten feuchten Witterung, es setzte an diesem 21. Juli, einem Sonntag, Regen ein, den Rennbeginn von 9.30 Uhr auf 10.30 Uhr, andere Quellen nennen 10.00 Uhr. Aufgrund der folgenschweren Stürze, bei denen zunächst zwei Fahrer bei den Trainingsläufen zu Tode kamen, war dies eine besonnene und vertretbare Entscheidung. Die Strecke selbst war von vielen Helfern aufwändig präpariert worden. Die Schlaglöcher wurden eingeebnet. Französische Soldaten schufen durch das Abholzen einiger Festmeter Holz die dringend benötigten Auslaufzonen. Trotzdem war die Strecke bei den herrschenden Wetterverhältnissen recht rutschig und an einigen Stellen unberechenbar. Fünf Spitzkehren sorgten zudem für entsprechende fahrerische Anforderungen. Leitplanken oder ein nur in etwa den heutigen Ansprüchen genügender Fahrerschutz gab es keinen. Kaum eine der Außenkurve war mit Heuballen gesichert, so wie es bei den Vorkriegsrennen in Deutschland Standard gewesen war. Leitplanken waren in jenen Jahren ebenso unbekannt, nur alle 20 Meter zeigte ein Granitsstein den Fahrbahnrand auf. An der Strecke wurde eine Lautsprecheranlage (der Streckensprecher ist bedauerlicherweise nicht bekannt), und eine elektrische Zeitmessanlage installiert. Die Rennstrecke selbst forderte den Rennfahrern und ihrem Material alles ab. Sie war ungemein schnell, aber auch sehr kurvenreich und damit auch sehr gefährlich. Organisator Kurt Nitschky schätzte diese folgendermaßen ein: *„So oft ich diese tückische Strecke befahre, immer wieder bringt sie neue Überraschungen, man muß mit allem rechnen. Die 500 Meter Höhenunterschied haben es in sich.“*¹

Mit großen Schwierigkeiten kämpften zudem die Fahrer, die ihre Maschinen und Sportwagen für das Rennen angemeldet hatten. Nur mit viel Glück hatte vieles die Wirren des Krieges überstanden. Manches Teil fehlte, ging verloren, und wurde doch mit viel Improvisationstalent beschafft und passend gemacht. Hinzu gesellten sich der Mangel an Benzin und, was wichtig war, an passenden neuen oder neuwertigen Reifen. Auch die Beschaffung von Verschleißmaterial, wie Bremsbelägen, Motoröl oder Dichtungen geriet zu einem manchmal kaum lösbaren Unterfangen. Nur so ist es zu erklären, dass viele der Sportwagen ausfielen.

Bereits am Freitag und am Samstag hatten die rund 120 Fahrer Gelegenheit sich mit der Strecke vertraut zu machen. Michael Wiesent aus dem oberbayerischen Gröbenzell rutschte mit seiner Halbliter-NSU beim Samstags-Training von der nassen Fahrbahn und erlitt tödliche Verletzungen. Der Allgäuer Walter Müller verunglückte beim Rennen am Sonntag. An einer kleinen, leicht zu unterschätzenden Kurve zwischen Wiesloch und

unterer Steinhütte wurde er aus der Kurve getragen und schleuderte über den Abgrund und traf mit voller Wucht auf einem Baum². Walter Müller starb noch an der Rennstrecke. Der aus dem badischen Achern stammende Rüdiger Franke erlitt bei seinem Sturz am Samstag so schwere Verletzungen, dass er beim Transport in die Heimat verstarb.

Die technische Abnahme der Fahrzeuge fand am Samstag Nachmittag in Baiersbronn statt, hier war in der Ortsmitte ein Fahrerlager eingerichtet worden. Mancher Teilnehmer schraubte bis kurz vor dem Start an seiner Maschine. Eintrittskarten für das Rennen konnten schon einige Wochen im Vorverkauf zum Preis von 4,- Mark erworben werden, so warben das Autohaus von Siegfried Fuss in Baden-Baden im Badischen Tagblatt, aber auch die Gebrüder Hammer, die in Reutlingen ein Autohaus unterhielten, für das Bergrennen und den Vorverkauf.

Das Rennen

Die damals herrschende Atmosphäre muss eindrucksvoll gewesen sein. Schon lange vor Beginn strömten Tausende von Menschen in den Ort und wanderten von dort aus weiter an die Rennstrecke. Vor allem in den schwierigen Kurven waren „interessante Spurts“ zu erwarten und eben dort fanden sich, wie historische Bilder belegen, mehrere Hundertschaften von rennsportbegeisterten Menschen ein. Der Start, der aufgrund der Wetterlage um etwa 1 Stunde verschoben werden musste, fand in Höhe des Gasthauses Adler in Baiersbronn-Obertal statt. Dort war neben dem Starter- und Zeitnehmerhäuschen eine hölzerne Zuschauertribüne aufgebaut worden, die später beim Karlsruher Dreiecksrennen im September 1946 und in Hockenheim 1947 weitere Verwendung fand. Die ersten Starts wurden durch den herrschenden dichten Nebel erschwert, allerdings ließ der Regen mehr und mehr nach. Der jüngste Rennteilnehmer, der 18-jährige Rolf Hammer legte schon früh mit seiner Puch in der 125-ccm-Klasse der Ausweisfahrer eine glänzende Zeit von unter 7 Minuten vor, die zu einem ungefährdeten Klassensieg reichte. In der 350er-Klasse für Ausweisfahrer startete der Bühlertaler Ewald Kohler sein erstes Rennen. Das war ihm allerdings nicht anzumerken, denn mit 5.33 Minuten sorgte er doch für einen Paukenschlag gegen stärker eingeschätzte Konkurrenz. Allerdings schied der Klassenfavorit Kurt Kopf aus Baiersbronn nach einem Sturz aus. Er hatte aber Glück im Unglück und fuhr nur kurz darauf mit seiner glänzend präparierten Triumph in der Halbliterklasse der Ausweisfahrer einem ungefährdeten Sieg entgegen (5.03 Minuten). Der Zweitplatzierte, Hans Müller aus Wangen, benötigte über 23 Sekunden mehr. Besonders gespannt erwarteten die 30.000 Zuschauer den Start der Seitenwagenrennen, bei denen der Einsatz der Kopiloten für Geschwindigkeit und Platzierung mit entscheidend war. Eine glänzende

Leistung bot der Nürnberger Hermann Böhm mit seinem halsbrecherisch agierenden Beifahrer Karl Fuchs, den die zeitgenössische Presse als „den zurzeit Besten“ in Deutschland einstufte. NSU-Lizenzfahrer Böhm fuhr mit großer Präzision, oft nur wenige Zentimeter von hervorstehenden Felsnasen entfernt, die anspruchsvolle Strecke zum Ruhestein hinauf. Böhm gewann souverän die Lizenzfahrerklasse bis 600 ccm und das Rennen (Karl Braun Gedächtnislauf) bis 1000 ccm auf seiner NSU. Mitfavorit Seppenhauser aus München wurde hinter Eugen Haselbeck (Nürnberg) zwar guter dritter, seinen Erwartungen wird es aber nicht entsprochen haben.

In den verschiedenen Motorradklassen wurden von 100 Startern insgesamt 13 Läufe absolviert. In allen Klassen wurden hervorragende Leistungen geboten. Den Streckenrekord erzielte Josef Faistenhammer aus Ismaing auf seiner einzigartigen Rudge in der Halbliterklasse für Lizenzfahrer. Er schrammte mit durchschnittlich gefahrenen 98,63 km/h nur knapp an der magischen Schallmauer von 100 km/h vorbei. Seine Zeit: hervorragende 4.52 Minuten. Mitfavorit und Organisator Kurt Nitschky kam nur einen Wimpernschlag später ins Ziel, er benötigte lediglich vier Zehntelsekunden mehr.

Mit großer Spannung wurden die Rennen bei den Sport- und Rennwagen erwartet. Legt man die Angaben des Rennprogramms zu Grunde, waren 25 Fahrzeuge gemeldet. Mit am Start bekannte Namen jener Zeit, wie Hermann Lang, Kurt Kiefer, Alex von Falkenhausen, Heinrich Herbst oder Hermann Holbein. Zehn BMW, ebenso viele Bugatti, drei Morgan, ein Maserati und ein MG finden sich im Rennprogramm wieder. Mit der Startnummer „1“ wird zwar Hans Stuck genannt, der vor dem Krieg auf Mercedes-Benz und den Silberpfeilen der Auto-Union glänzende Grand-Prix-Erfolge einfuhr, allerdings sagte er ab, „angeblich stand ihm kein Fahrzeug zur Verfügung“, so der zeitgenössische Pressekommentar. Besonders spannend geriet der Zweikampf zwischen von Falkenhausen und Lang, beide auf BMW. Lang fuhr übrigens den Mille-Miglia BMW aus dem Jahr 1940 (im Vorfeld wurde auch über den Einsatz eines Mercedes-Benz Rennwagens mit Lang am Volant spekuliert). Lang erzielte mit 4.57 Minuten die schnellste Zeit bei den Sport- und Rennwagen. Alex von Falkenhausen kam 1,6 Sekunden später ins Ziel.

Der „Fritz-Held-Gedächtnislauf“, das Rennen der Rennwagen, sollte als Höhepunkt das Ruhestein-Bergrennen abschließen. Am Start waren neben einem Maserati³ mit Kurt Kiefer am Steuer, insgesamt fünf schnelle Bugatti. Fritz-Georg Martin gewann die Klasse mit 5.13,4 Minuten. Mit dieser Zeit blieb er weit hinter den Erwartungen der Zuschauer zurück. Martin hatte man aufgrund seines Bugatti eine weitaus schnellere Zeit zugetraut (Eventuell muss man zugutehalten, dass das Fahrzeug nur notdürftig für das Rennen präpariert werden konnte).

Der aus Lörrach stammende Fritz Herbst, der sich selbst gute Chancen auf den Gewinn ausrechnet, rutschte aufgrund zu hoher Geschwindigkeit aus einer Kurve. Sein Bugatti geriet aus der Bahn und schoss annähernd ungebremst in den Wald einen Abhang hinunter. Das Fahrzeug prallte gegen einen Baum und wurde beschädigt. Wie durch ein Wunder blieb Herbst unverletzt. Auch wenn Herbst bei diesem 17. Lauf nicht in das Geschehen am Ruhenstein eingreifen konnte, so weist sein Fahrzeug doch eine bemerkenswerte und interessante Geschichte auf. Heinrich Herbsters Bugatti entstand 1930 als Typ 35 B (8-Zylinder, 2,3 Liter Hubraum mit Kompressor) in Molsheim. Gekauft hat er ihn 1938 oder 1939 von Herbert Wimmer aus dem bei Achern liegenden Kappelrodeck. Der Wagen wurde 1930 beim Großen Preis von Monaco eingesetzt und dabei von Guy Bouriat pilotiert. Der Franzose Bouriat erzielte einen hervorragenden dritten Platz. Es ist damit das einzige erfolgreiche Grand-Prix-Fahrzeug, das beim Ruhenstein-Bergrennen teilnahm. Das weitere Schicksal des Rennwagens ist allerdings tragisch. Heute haben sich nur der Motor und einige andere Einzelteile erhalten, die in einem nachgebauten Chassis eingebaut wurden⁴.

Das Ende des Ruhenstein-Bergrennens nahte für die Besucher und die Rennfahrer allerdings allzu rasch. Der letzte Rennwagen durchfuhr nach rund vier Stunden Dauer gegen 14.30 Uhr die Ziellinie⁵. Am Abend fand in Baiersbronn-Obertal sehr wahrscheinlich im Gasthaus Adler und unter großem Beifall die Ehrung der Sieger und die Preisübergabe durch den Landesbeauftragten für Sport und Körperkultur Willi Klumpp⁶ und Georg „Schorsch“ Maier statt. Dabei wurde in einer stillen Minute auch den beiden Rennfahrern gedacht, die beim Training und dem Rennen ihr Leben lassen mussten (Franke lebte zu diesem Zeitpunkt noch). „Die Sprecher der bayerischen, württembergischen und süddeutschen Motorrennfahrer-Vereinigungen sprachen in kurzen Worten allen Teilnehmern und Helfern sowie den Baiersbronnern für ihre Gastfreundschaft ihren Dank aus.“ So ein zeitgenössischer Pressebericht. Die Süddeutsche Motorradrennfahrer-Vereinigung stiftete den Reingewinn des Ruhenstein-Bergrennens in Höhe von 10.000 RM für die „Ostflüchtlinge und für die soziale Betreuung“ an die Gemeinde Baiersbronn.⁷

Epilog

Das Ruhenstein-Bergrennen fand nur ein einziges Mal statt. Dass bei der Veranstaltung drei junge Männer ihr Leben lassen mussten, wurde weiter oben beschrieben. Und zunächst liegt die Vermutung nahe, als ob dies der Grund für diese „Einmaligkeit“ gewesen wäre. Organisator Kurt Nitschky war durchaus weiter gewillt, das Rennen in den Folgejahren auszurichten. Die zweite Ausgabe war für den 15. Juni 1947 ausgeschrieben, das Rennbüro wurde im Gasthaus „Zur Brücke“ eingerichtet. Bis Anfang Juni hat-

ten sich über 50 Rennfahrer gemeldet. Vielleicht erschien diese Zahl den Veranstaltern zu wenig. Das Rennen sollte allerdings verlegt werden, aus unbekanntem Gründen wurde es nicht durchgeführt.

Die extra zur Durchführung des Bergrennens gegründete „Süddeutsche Motorradrennfahrer-Vereinigung“ (SMRV) wurde Anfang September 1947 aufgelöst und sollte durch die Neugründung der „Motorrennfahrervereinigung Schwarzwald“ mit Sitz in Baiersbronn und mit Nitschky an der Spitze ersetzt werden. Warum diese Vereinigung keinerlei Tätigkeit aufnahm, ist aufgrund der Quellenlage nicht mehr zu klären. Als Nachfolger der „SMRV“ gilt der „Automobil- und Motorrad-Sportclub Württemberg-Hohenzollern in Tübingen, zumindest ist dies Stand der Akten im September 1948. Die Gemeinde Baiersbronn selbst war vom weiteren Erfolg des Rennens überzeugt. Im Februar 1948 schreibt das Bürgermeisteramt an die Arbeitsgemeinschaft des deutschen Motorsports (ADM) in Hamburg: *„Die Gemeinde Baiersbronn ist, vorbehaltlich der Genehmigung durch die französische Militärregierung, an den Ruhestein-Bergrennen sehr stark interessiert und würde es begrüßen, wenn dieses hier veranstaltet würde. Das 1. Ruhestein-Bergrennen wurde hier im Jahre 1946 mit sehr viel Aufwand und Mühe durchgeführt und bedeutet für die Gemeinde Baiersbronn natürlicherweise eine sehr starke Werbung und hoffentlich in aller Bälde eine Wiederbelebung des Fremdenverkehrs, auf den die Gemeinde nach der Währungsreform mehr denn je angewiesen sein wird.“*⁸

Die Zeilen machen deutlich, dass die Gemeindeverwaltung ohne Einschränkung hinter weiteren Rennveranstaltungen stand. Und in der Tat hatte das Engagement zunächst den entsprechenden Erfolg. Das Ruhestein-Bergrennen wurde 1948 in den Terminkalender der Motorsportveranstaltungen in Deutschland aufgenommen. Ein Veranstaltungstermin wurde auf den 1. August festgesetzt. Zur Bedingung machte der ADM allerdings, dass das Rennen von einer anerkannten Vereinigung, etwa dem in Gründung befindlichen Automobilclub Süd-Württemberg in Tübingen, veranstaltet und getragen wird. Hierzu kam es wohl zunächst nicht. Der Rennleiter des Bad Säckinger Eckberg-Rennens, Zumkeller, berichtete dem Baiersbronner Bürgermeister im Juni 1948, dass die „Motorsport-Vereinigung Oberrhein“ die Organisation des Ruhestein-Rennens übernehmen sollte, es aufgrund einer Verletzung eines Funktionärs aber nicht könne. Inwieweit diese Vereinigung ihre Finger im Spiel hatte, ist aus der Nachsicht nur schwer zu durchschauen. Das Eggberg-Rennen fand übrigens aufgrund wirtschaftlicher Schwierigkeiten nicht statt. Kurt Nitschky setzte sich auch weiterhin – allerdings ohne Erfolg – für eine Fortsetzung des Ruhestein-Bergrennens ein. *„Mit Rücksicht auf die Währungsreform und deren Auswirkungen ist ein solches Unternehmen mit einem zu großen Wagnis verbunden.“* So formulierte Bürgermeister Johannes Mast in einem Schreiben vom Juni 1948 das Ende des Ruhestein-Bergrennens. Was in diesem Som-

mer übrig blieb, war ein Fünkchen Hoffnung, und so versuchte der umtriebige Bürgermeister Mast weiter, diese Idee am Leben zu erhalten, Er schrieb im September 1948 an den „Automobil- und Motorradsport-Club Süd-Württemberg in Tübingen: *„Die Gemeinde hofft nicht, dass mit dem diesjährigen Ausfall das Rennen überhaupt aus dem Terminkalender gestrichen wurde. Sie möchte aber trotzdem hierdurch bitten, das Ruhestein-Bergrennen im nächstjährigen Terminkalender aufzunehmen und durchzuführen. Es braucht sicher nicht von unserer Seite darauf verwiesen zu werden, dass das Rennen seinerzeit von den beteiligten Rennfahrern als ein Rennen von besonderer Eigenart gerne gefahren wurde. Die Rennstrecke, auch dies dürfte Ihnen bekannt sein, ist eine Leistungsprüfung für das Material und besonders für den Fahrer sehr günstig, wie es seinerzeit vor und nach dem Rennen mehrfach von den Teilnehmern bestätigt wurde.“*⁹

Wie wir wissen, kam es zu keiner weiteren Auflage der einzigartigen Rennveranstaltung. Das Ruhestein-Bergrennen blieb ein besonderes Bergrennen. Es war das erste Rennen nach dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland, es wurde trotz oder gerade wegen vieler Schwierigkeiten zu einer Zeit durchgeführt, in der viele Menschen in dem noch nicht geordneten Nachkriegsdeutschland existenzielle Probleme hatten. Gerade das macht es so einzigartig in der deutschen Motorsportgeschichte.

Anmerkungen

- 1 Stadtarchiv Reutlingen Nachlass Hammer: Pressebericht „30.000 Zuschauer erleben das Ruhestein-Rennen“.
- 2 Gemeindearchiv Baiersbronn, Bbr. AII/2F2 Nr. 8360, Maschinenschriftliches Manuskript von W. Günter.
- 3 Dieser Maserati-Rennwagen wurde 1931 gebaut, hatte einen 2,5-Liter Kompressor-Motor. Kurt Kiefer siegte damit u. a. 1949 auf dem „Kölner Kurs“.
- 4 Ebenda.
- 5 Eine erste Würdigung des Ruhestein-Bergrennens bietet auch Ernst Troeltsch in seinem Artikel: Wieder Rennsport in Deutschland! Premiere am Ruhestein. In: Das Auto. 1. Jahrgang, Heft 1, Dezember 1946, Seite 11.
- 6 Willi Klumpp wurde im Dezember 1945 von Staatsrat Prof. Carlo Schmid zum Landessportbeauftragten für Südwürttemberg-Hohenzollern berufen. Diese Tätigkeit endete 1949 mit der Gründung des Landessportbundes Südwürttemberg-Hohenzollern. Klumpp starb am 7. Januar 1992 in Tübingen. Freundlicher Hinweis von Herrn Udo Rauch.
- 7 Gemeindearchiv Baiersbronn, Amtsblatt 1946.
- 8 Gemeindearchiv Baiersbronn, Bbr. A II/2FS 8360.
- 9 Gemeindearchiv Baiersbronn, Bbr. A II/2FS 8360, Schreiben des Bürgermeisteramts an den AMC vom 13. September 1949.

Steinbach, das Stadtrechtsprivileg von 1258 und die Markgrafen von Baden

Konrad Krimm

Nicht nur die Bürger, sondern auch die Historiker freuen sich über ein „echtes“ Jubiläum.¹ Runde Daten der Stadtgeschichte knüpfen sich oft an Ersterwähnungen – in der Regel sind es zufällige Nennungen in einer Urkunde oder einem Güterverzeichnis, isolierte Marken in der Entwicklung eines Gemeinwesens, dessen Anfänge trotzdem im Dunkeln bleiben. Beim Steinbacher Jubiläum ist es anders. Auch hier reicht die Geschichte der Siedlung viel weiter zurück, aber mit der Erhebung zur Stadt 1258 beginnt ein wirklich neues Kapitel in der städtischen Verfassung und – wie wir sehen werden – in der Sozialordnung nach innen und außen. Und auch für die Geschichte der Markgrafschaft Baden hat dieses Datum 1258 seine besondere Bedeutung. Keine andere Stadt unter der Herrschaft der Markgrafen erhielt im Mittelalter eine solche königliche „Geburtsurkunde“. Städte gab es wohl, auch ältere, aus der staufischen Zeit. Aber schon das Steinbacher Stadtsiegel gibt uns Auskunft über die Besonderheit dieser neuen, anderen Qualität eines königlichen Stadtrechtsprivilegs. Es zeigt nicht wie die Siegel der anderen badischen Städte, Durlach, Ettlingen oder Pforzheim, das Wappen des markgräflichen Stadtherren, den Schrägbalken, sondern die heraldische Figur der Stadt „an sich“, die bekrönte Mauer, wie wir sie von der Reichsstadt Offenburg und von der selbstbewussten Zähringerstadt Freiburg kennen; dem Offenburger Siegel scheint das Steinbacher direkt nachgebildet. Lassen wir uns nicht irritieren von der Größe dieser anderen Städte und von ihrer wirtschaftlichen oder politischen Rolle, die sie noch zu spielen hatten – Steinbach sollte in seiner Geschichte nicht in diese Klasse gehören. Aber die Frage nach der „Wichtigkeit“ einer Stadt ist keine wirklich historische. Wir fragen nicht nach Größe, nach Erfolg oder Misserfolg, sondern nach Entwicklung und Wandel. Wir wollen das Funktionieren von Gemeinwesen rekonstruieren und das Verhältnis von Stadt und Stadtherren beschreiben.

Dabei müssen wir aber auch nicht allzu bescheiden sein, denn die Steinbacher Stadtrechtsurkunde kann sich in ihrer Bedeutung durchaus sehen lassen. Im urkundenschweren Generallandesarchiv in Karlsruhe ist sie das einzige Exemplar einer Urkunde aus der Kanzlei König Richards von Cornwall. Und sie gibt dies nicht nur vor, sondern sie stammt tatsächlich von einem königlichen Schreiber; die Diplomatiker nennen eine Urkunde „kanzleimäßig“, wenn sie auch beim Aussteller geschrieben und nicht vom Empfänger vorgefertigt und nur zur Besiegelung eingereicht wurde. Die Urkunden aus der Kanzlei Markgraf Rudolfs können sich aber nicht mes-

sen mit der ruhigen Eleganz der echten Königsurkunden. In der badischen Schreibstube schrieb man wesentlich gröber. Der Markgraf hatte also in Kauf genommen, die teuren Gebühren der königlichen Schreiber für die Urkunde bezahlen zu müssen. Sie war ihm wichtig, sie konnte helfen, seine Herrschaft demonstrativ zu befestigen. Auch wenn wir nicht wissen, welcher Handel zwischen dem König und dem Markgrafen „im Hintergrund“ abließ: Die Urkunde für Steinbach sollte die höchstmögliche Authentizität und Autorität haben.

Hier breche ich vorerst ab. Wir Historiker retten uns gerne in die allgemeine politische Geschichte, wenn es mit der Konkretion schwierig wird. Wir müssen uns aber eingestehen, dass sich in der Geschichte Steinbachs erst eine ganze Generation später, erst 1288, ein weiteres Fenster öffnet; dann erhält Kloster Lichtenthal den Steinbacher Zehnten als Geschenk des Markgrafen. Die dunkle Zeit dazwischen könnten wir füllen mit Berichten über das Interregnum, die Periode der schwachen Könige und der erstarkenden Territorialherren, die Umorientierung der Markgrafen vom mittleren Neckar an den mittleren Oberrhein, die Verfestigung und Verdichtung ihrer Herrschaft durch Städteausbau wie im Fall Steinbach, in dem das kleine Herrschaftsgebiet nach Süden eine ummauerte, sichere Geleitstation mit attraktivem Ansiedlungsrecht erhielt – andere haben das besser und im großen Überblick beschrieben.² Wir wollen uns dagegen die Urkunde selbst und vor allem ihre lange Wirkungsgeschichte ansehen. Dabei soll das Verhältnis zwischen Stadt und Stadtherren im Mittelpunkt stehen. Denn eines ist nicht zu vergessen: Die Urkunde ist für den Herren der Stadt aufgesetzt, nicht für die Bürger. Der Markgraf kann mit günstigen Bedingungen Siedler anlocken (und das gelingt ihm auch, wie die Adelshöfe in Steinbach beweisen). Als Gütesiegel für die Werbung dient das Freiburger Stadtrecht. Herr des Verfahrens bleibt aber der Markgraf und er bleibt vor allem Herr der Urkunde. Nicht die Stadt erhält sie, sondern die markgräfliche Kanzlei; von dort, von dem *gewölb zu Baden* nimmt sie ihren langen Weg über Rastatt nach Karlsruhe bis ins Generallandesarchiv; die Steinbacher müssen um eine Abschrift bitten.³ Was wissen sie überhaupt über ihre Rechte, zumal über den Inhalt des Freiburger Stadtrechts? Offenbar nichts Genaues, denn 1366 fragt Steinbach in Freiburg nach. Die Antwort – die wir nicht kennen – dürfte aber bereits anders ausgefallen sein als 100 Jahre zuvor, denn das Freiburger Stadtrecht ändert sich seinerseits, ist nichts Statisches. So wird die Reichweite des Steinbacher Stadtrechts eher unklar oder umstritten geblieben und – wie wir sehen werden – zeitweise auch in wesentlichen Punkten vergessen oder zumindest eingeschränkt worden sein; auch der Markgraf muss sich im 15. Jahrhundert nach dem Grenzverlauf zwischen fürstlichem und städtischem Recht erkundigen.⁴ Dass sie aber ein Stadtrecht besaßen, wussten die Steinbacher immer – und sie beriefen sich darauf. An das Privileg *des Kaysers Rei-*

chardi erinnerte die Stadt 1749; 1654 datierte sie die Stadtrechtsurkunde *des römischen Königs Reichardi* bei einem ähnlichen Pro Memoria auf 1285.⁵ Auch wenn das historische Wissen also unklar war und aus dem König ein Kaiser wurde, waren ein hohes Alter ebenso wichtig wie der ehrwürdig-fremde Klang des Herrschernamens. Die phonetische Verwechslung des kurzen „i“ von Richard mit dem langen von *rîche*, das zu „ei“ diphtongiert, verrät die Bedeutung des Uralten für die Gegenwart. Ihr Alter und die ferne Majestät legitimieren die aktuellen Rechtsverhältnisse und in der konkreten Situation wird das „schon immer“ zur Instanz: 1749 lässt sich die Gemeinde vor der markgräflichen Regierung *dahin vernehmen ... das unter glorreichster Regierung des Kaysers Reichardi anno 1258, sodann von Ihro Hochfürstlichen Durchlaucht Herrn Marggrafen Wilhelm Höchstseligen Angedenkens in anno 1644 sie von allen oneribus gleich die statt Freyburg hievon eximiert, befreyet worden seyen und bisher weder Leib- noch Bürgerschaft abgeführt hetten, auch solchs niemahls an Sie als jetzo neuerlich angefordert werde, also verhofften, bey ihren uralten privilegiis gnädigst zu manuteniren*⁶. Und nicht nur die Bürgerschaft zieht das Stadtrechtsprivileg von 1258 heran, wenn es um die allgemeine Abgabenlast geht, sondern auch der einzelne Bürger weiß sich gegenüber Obrigkeit und Mitbürgern darauf zu berufen.⁷

Dabei haben wir bei der Reichweite des Stadtrechts zu unterscheiden zwischen Innerstadt und Vorstadt – das war vor allem den Innerstädtern bewusst und lieferte Konfliktstoff. *Soweit die Ringmauer um sich begreift*⁸, hielt man sich für frei von Leibeigenschaft und damit auch frei von Fron; wenn man den Wohnsitz in der Innerstadt aufgeben wollte, war kein Abzugsgeld zu zahlen, man besaß also Freizügigkeit. Ob mit dieser Freiheit aber auch tatsächlich die Freiheit *von allen oneribus*, von allen Leistungen gemeint war, war mehr als fraglich. Steuern aller Art wurden regelmäßig gefordert und gezahlt. Selbst die Leibfreiheit scheint zunächst auch in der Innerstadt nicht durchweg gegolten zu haben. 1297 befreite Markgraf Friedrich II. den Steinbacher Hof eines Gernsbacher Bürgers von der Abgabe von Heu und Futter und von Frontagen – das konnte noch auf Sonderverhältnissen eines Einzelfalls beruhen.⁹ Wenn die Steinbacher aber Markgraf Bernhard 1401 bei der Huldigung insgesamt geloben mussten, Leib und Gut nicht zu entfremden, galten sie offenbar nicht als Freie. Bei Bernhards Sohn, Markgraf Jakob, huldigten sie 1431 ausdrücklich als Eigenleute, zwar in der guten Gesellschaft von Pforzheim oder Kuppenheim, aber auch zusammen mit vielen einfachen Dörfern¹⁰; nur Baden-Baden und Ettlingen waren von dieser Formel befreit. Bis ins 16. Jahrhundert scheint demnach die Freiheit der Steinbacher zumindest durchlöchert, wenn nicht nur auf dem Papier bzw. Pergament des Stadtrechtsprivilegs gegolten zu haben. Noch 1575 verlangte die Herrschaft ohne Einschränkung Fron von allen Bewohnern der Stadt. Erst im 17. Jahrhundert hören wir von Auseinander-

setzungen mit der Herrschaft um die Freiheiten der Bürger und erst jetzt erhielt der Kanon der Bürgerrechte seine anerkannte Gültigkeit. Wir sollten uns also verabschieden von der Vorstellung, dass ein weitreichendes, altes Stadtrecht langsam aufweicht und schließlich unter dem Druck des absolutistischen Fürstenregiments verschwindet. In Steinbach scheint vielmehr das Stadtrecht von 1258 lange nur rudimentär Form und Realität gefunden zu haben. Erst die Verfestigung und Verschriftlichung des herrschaftlichen Rechts ließ auch die bürgerliche Gemeinde deutlichere Konturen gewinnen und das Rechtsprivileg zur gern zitierten Norm werden.

Freilich hängt diese Deutung sehr von den Quellen ab, die uns zur Verfügung stehen – es sind nicht viele, gerade deshalb verführen sie uns, ihre zeitgebundene Gültigkeit ins Dauerhafte zu verallgemeinern. Das lässt sich an den Konflikten zwischen den Stadtbürgern und den Vorstädtern veranschaulichen. Weil wir mehrfach von solchen Konflikten hören, neigen wir dazu, uns in Steinbach eine Art Dauerkrach vorzustellen oder – um es gewählter auszudrücken – anhaltende soziale Spannungen zwischen den privilegierten Innerbürgern und den benachteiligten Außerbürgern. Tatsächlich kennen wir aber nur eine Form des sozialen Miteinander, den Streit, der sich in Akten niedergeschlagen hat. Unsere Archive „leben“ von solchen Konflikten, ohne Prozesse gäbe es bedeutend weniger schriftliche Überlieferung. Prozesse aber spiegeln Ausnahmesituationen; das „normale“ Leben in Alteuropa dürfen wir uns, trotz aller bürokratischen Fortschritte, papierlos vorstellen – und also für uns stumm.

Zudem erleben wir in den Steinbacher Konflikten um Bürgerrechte und -lasten nur solche Konflikte, die vor der Herrschaft ausgetragen werden und in denen es um das Verhältnis zur Herrschaft geht. Die Herrschaft ist zwar Entscheidungsinstanz – der Stabhalter oder Amtmann, die Räte der fürstlichen Kollegien in Baden-Baden oder Serenissimus selbst –, zugleich ist die Herrschaft aber auch nicht frei in ihrer Entscheidung. Sie ist an das Recht, besser: an die Rechte gebunden; sie kann Rechte zwar ändern, aber das hat seine Grenzen, die Untertanen können sich durchaus auf Rechte berufen und deren Gültigkeit manchmal durchsetzen. Eine automatische, unbeschränkte Herrschaft (wie wir sie uns für das Zeitalter des Absolutismus gerne vorstellen) gibt es also nicht; das Herkommen und die Realitäten sind Mächte, an denen Herrschaft vielfach ihre Grenzen findet.

Vor allem von der Herrschaft stammen allerdings auch die Quellen, die wir besitzen, zumindest für die Zeit bis etwas 1700. Wir sehen also durch deren Brille, und wenn keine Bitt- oder Protestschreiben von Untertanen darin Eingang gefunden haben, folgen wir zunächst einmal der selektiven Wahrnehmung von oben. Die großen Brände des 17. Jahrhunderts taten das ihre, um diesen beschränkten Quellenbestand noch weiter zu reduzieren. Was übrig blieb, ist allerdings immer noch spannend und aussagekräftig genug. Die Lagerbücher und Zinsregister seit dem 15. Jahrhundert legen

das ängstliche Bemühen der Herrschaft bloß, ihre Rechte bis zur letzten Kornabgabe zu wahren, und die Prozessakten führen unbeabsichtigt direkt in die realen Nöte und Reibereien einer kleinen, einer Mikro-Gesellschaft hinein. Mikrogeschichte ist es denn auch, die wir vor allem aus diesen Quellen herausarbeiten können. Mein persönliches Vorbild für diese Art, sich städtischer Sozialgeschichte zu nähern, ist ein Klassiker der französischen Historiographie, die Untersuchung des Karnevals in Romans von Emanuel Le Roy Ladurie (1979). Er greift zwei Jahre einer südfranzösischen Kleinstadt am Ende des 16. Jahrhunderts heraus, dramatische Jahre, die in Gewalt enden. Gegenstand ist aber weniger der blutige Schlussakt, sondern sind die Lebensverhältnisse, die Sozialstrukturen und die Äußerungsformen der verschiedenen städtischen Schichten in ihren Stadtquartieren. In Steinbach erleben wir keinen dramatischen Moment wie die Karnevalsexzesse in Romans, aber auch hier gibt es lang eingeschliffene Verhalten der einen und der anderen, der Gruppen, die nicht so sehr durch Reichtum und Armut als vielmehr durch Rechtsungleichheit geschieden sind. So entzündeten sich Konflikte vor allem an Fragen der Gleichbehandlung, der Gerechtigkeit; es geht meist um die Verteilung der Lasten, nicht so sehr um deren Minderung.

Wie in Romans ist auch in Steinbach der Adel privilegiert. In Romans bedeutet die völlige adlige Abgabefreiheit, dass ein Adliger durch den Erwerb von Grund diesen der Steuerpflicht entziehen kann; dadurch wächst automatisch die Steuerlast der Bürgerlichen, selbst wenn sie von der Herrschaft nominell nicht erhöht wird. In Steinbach liegen die Verhältnisse wieder etwas anders. Ganz abgabefrei ist der Adel nicht, auch er zahlt Hausstättenzins, ist aber frei von aller Fron. Da diese Freiheit „mitwandert“, hat auch die Herrschaft Interesse daran, dass hier nicht zu viele Freiräume entstehen, und verbietet 1550 den Güterverkauf an Adlige ohne Genehmigung. Der Amtmann schätzt die Lage jetzt aber schon dramatisch ein: *und wie woll schier das halbtheil des stätlins denen vom Adel schon ist, befind ich doch in erfahrung, dass die Eptissin von Beurn die scheuer im stätlin Steinbach gelegen, auch den Edelleuten zu khauffen geben will ... So dan die vom Adel das gantz stattlin an sich bringen ...*¹¹ Ob er übertreibt? Der Zugang zur großen Scheuer am Ort ist für die Bürger offenbar besonders wichtig, darauf weist der Amtmann auf der Rückseite seines Berichts an die Herrschaft noch einmal eigens hin. Unklar bleibt, was sich an der Nutzung der Scheuer ändert, wenn Kloster Lichtenthal sie an den ortsansässigen Adel verkauft. Das Thema „Adel in der Stadt“ will ich hier aber ausklammern, so wichtig es ist. Bei der Ungleichbehandlung soll es uns vor allem um die Fronleistungen gehen. Der Adel ist davon, wie gesagt, befreit, die Amtleute – soll heißen: die Bediensteten der Herrschaft – leisten nur „einfache Fron“. Die übrigen trifft die Wucht der Fronforderungen mit aller Härte und wer sich ihnen entziehen kann – etwa durch den Hin-

weis auf das Privileg von 1258 – zieht den Zorn der Nichtprivilegierten geballt auf sich. Für die Fron, die oftmals aus Fuhren besteht, ist der Besitz von Pferden besonders wichtig. Wer mehr als zwei Pferde hat, muss *schwere* und *weite* Fuhrfronen leisten. Da die Metzger am Ort zugleich die Post zu versehen haben, verfügen sie auch über den größten Pferdebestand. Sie scheinen aber als Freie beides, Fuhrfron und Postdienst, mit Erfolg auch umgehen zu können, sodass die Leibeigenen, die *Fronbauern*, die Post zu Fuß transportieren und ihre Pferde immer wieder für die Herrschaft einspannen müssen. 1664 schließen sich 15 dieser Fronbauern zusammen und beschweren sich in Baden-Baden, sie müssten *mit Führung Sandts, Ziegel und Kalkhes zue fürstlicher Hofstatt schon 3.mahl Vass und Stein nacher Ettlingen und allhie alles Bawholtz und was zur Erbauung des Rebhauses zu Umbwegen vonnöthen, geschweigende anderer ordinari frohnen, ein woch in die ander kommen, 2 oder ufs höchste 3 Tag an unserer Bauers und Veld Arbeit stehen könnnden, und so wir dann nach haus kommen, ererst auch wegen obiger [Metzger] für unsere Pferd keine Wayde finden. Dannenhero nothwendiger Weiß darbey verderben müeßen*¹². Die privilegierten Metzger haben die Abwesenheit der Fröner offenbar dazu genutzt, sich mit ihren Pferden – zusammen besitzen sie 19! – auf der Allmende, der Gemeindeweide auszubreiten. Mit Allmende-Missbrauch und ungleicher Lastenverteilung sind hier die beiden wichtigsten Stichworte in den sozialen Konflikten der frühen Neuzeit gefallen.

In Steinbach stehen in diesen Auseinandersetzungen die privilegierten Innerbürger gegen die zweifellos leibeigenen Außerbürger. Das heißt aber nicht: die „reiche“ Innerstadt gegen die „arme“ Vorstadt. Nutzen wir die regelmäßigen Abgaben wie den Hofstättenzins als Vermögensindex, wird schnell deutlich, dass es auch in der Vorstadt bedeutenden, ja z. T. größeren Grundbesitz gibt als in der Innerstadt, und auch in der Innerstadt ärmerer neben reicheren Einwohnern leben. Ausschließlich in der Innerstadt wohnen allerdings die Funktionäre wie der Stadtschreiber (er zählt immer zu den reicheren) und die Händler, deren Umsatz nennenswertes Geld einbringt; die Metzger haben wir schon kennengelernt. Nicht im Besitz, wohl aber im Status gegenüber der Herrschaft sind Inner- und Außerbürger deutlich geschieden bzw. sind die hierarchischen Ränge zugewiesen. Dabei bringt es die Ummauerung der Innerstadt ganz von selbst mit sich, dass wir hier eher statischen Verhältnissen begegnen. Während die Vorstadt wächst, bleibt es innen lange beim Zins für 12 bis 13 Hofstätten. Um 1800 ist die Vorstadt mehr als dreimal so groß wie die Innerstadt, die sich mit 37 Gebäuden etwas verdichtet hat. In der Innerstadt zählt man auch nach dem verheerenden Brand von 1643 nach wie vor 12 Hofstätten; am Status ihrer Besitzer, die sich bis zum Wiederaufbau in der Vorstadt ansiedeln müssen, entzündet sich neuer Streit. Die Außerbürger verlangen jetzt endlich Rechtsgleichheit, da die Innerbürger ja nicht mehr innerhalb ihrer Mauern

wohnen. In diesem heiklen Moment bezieht die Obrigkeit in der Person von Markgraf Wilhelm allerdings einen erstaunlich eindeutigen Stadtpunkt und erneuert nicht nur nachdrücklich das Privileg von 1258, sondern verleiht den Innerbürgern für ihren Wiederaufbau auch noch zusätzliche Schatzungs- und Bedefreiheit. Dass es der Markgraf mit der Leibfreiheit der Innerbürger ernst meint, beweist deren Freistellung von der Wolfsjagd wenig später.

Wir nehmen das etwas verwundert zur Kenntnis. Welche Rolle spielt die Herrschaft hier? Handelt sie nicht gegen ihr eigenes Interesse? Die Herrschaft respektiert offenbar Schranken, die ihr gesetzt sind, pragmatisch sucht sie das Gleichgewicht zwischen Herkommen und Staatsräson; nicht jedes Herrenrecht ist auch zu jeder Zeit durchsetzbar. Schon das Stadtrechtsbuch von 1575, das scheinbar eindeutig von Leibeigenschaft und Fronpflicht aller Steinbacher ausgeht, zeigt diesen Weg des Lavierens zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Zunächst postuliert es die uneingeschränkte Fron: *Ein Yeder Burger oder Innwoner zu Steinbach und was zu selbigem Stab und Gericht gehörn, seien gemeine und zimliche frondienst ze thun und zu leisten schuldig und pflichtig.*¹³ Wirtschaftlich bedeutungslos, aber rechtlich stets ein sicheres Indiz für Leibeigenschaft ist die Abgabe von Hühnern („Leibhühner“, in Steinbach „Umgangshühner“ genannt) – und gerade gegen diese nur symbolische Last scheinen sich die Steinbacher energisch zu wehren: *Und wiewol diese umbgang hüener, wie die zu Steinbach anzeigen, bey alten Manns gedencken heer nit gereicht oder gegeben wurden, dieweil aber solliche inn allen alten und newen Lagerbüchern eingeschrieben, so befindt sich, dass diese umbgang hüener allein usser Gnaden und keiner gerechtsame nachgelassen und bißher nit eingezogen. Solliche mag auch furthin die Herrschaft Baden nehmen und einziehen oder usser Gnaden nachlassen.* Der salomonische Schluss der Obrigkeit – das Recht wahren, es aber nicht anzuwenden – verrät die Macht des Herkommens.

Solche unklaren Rechtsverhältnisse begünstigen aber auch Konflikte; will die Herrschaft pragmatisch entscheiden, müssen die Untertanen geradezu testen, wie weit ihre Freiräume reichen. Ich fasse im Folgenden zwei Prozesse zu einer Art idealtypischer Auseinandersetzung zusammen, um die Formen der Selbstbehauptung, des Anspruchs, der Herrschaftswahrung, aber auch sprachliche Möglichkeiten und Verhaltensmuster exemplarisch vorstellen zu können – das ist methodisch ein wenig gewagt, möge aber in dieser zeitlich weitgespannten Untersuchung einmal erlaubt sein. Den Prozess um die Fronpflicht der drei reichen Pferdebesitzer aus dem Jahr 1667 kennen wir schon. 1755 geht es um den Wachdienst der Innerbürger. Unter Berufung auf ihre Freiheiten wollen sie sich nicht zur allgemeinen Wache gemeinsam mit den Außerbürgern einteilen lassen und wollen auch kein Holz sammeln für die öffentlichen Bediensteten, für den

Lehrer oder für die Hebamme. Aus der Sicht des badischen Beamten ist dies im neuen Zeitalter der Vernunft reiner Starrsinn; er rechnet vor, *dass die stättische Bürger dahier unter der Renitenz, nicht in der Vorstadt zu wachen, wozu sie blos eine falsche Einbildung, als wäre solches ihrer Freyheit und Ehr nachtheilig, vermöget, den größten schaden leiden, maßen, da die Vorstädtische, eben auch nur aus Eigensinn, nicht herinnen, wann erste nicht auch draußen wachen wollen*¹⁴. Die Patrouillen gelten vor allem herumstreifendem Gesindel, wir bewegen uns in der Zeit der allgemeinen Verelendung durch die europäischen Kriege am Oberrhein in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts; da nur 20 Innerstädter zur Verfügung stehen (die Amtleute sind von Wachdienst befreit), kommt jeder wöchentlich daran – die über 80 Außerbürger trifft es nur alle zwei Wochen. Der Beamte kennt aber den Kern dieses Konflikts sehr gut und resümiert kühl: *So duncket mich nicht, dass die Vorstädtische deßwegen, weil sie gnädiger Herrschaft mit leibeigenschaft verhaftet, deren stättischen Knecht seyen.*

Konstant ist also im 17. wie im 18. Jahrhundert das Bedürfnis der Außerbürger, den Innerbürgern, mit denen sie die gemeinsame Lebenswelt ja teilen, rechtlich gleichgestellt zu sein. Dabei sind beide Parteien, die von innen und die von außen, durchaus auf dieselbe Art auch prozessbereit. Wenn das Amt 1755 zunächst zugunsten der Außerbürger entscheidet und – was von der Obrigkeit aus gesehen naheliegt – von den Innerbürgern allgemeinen Wachdienst und Holzmachen verlangt, fordern diese sofort einen „Apostelbrief“, eine Urteilsbestätigung, um dagegen höheren Orts protestieren zu können. Wenn die Herrschaft wie im Fall der Fuhrfronen einen der drei Pferdebesitzer als Freien von der Fron ausnimmt, verlangen die Gegner von der Herrschaft einen schriftlichen Beweis dieses Privilegs (das zeitweise nämlich verloren gegangen schien); mit einem Spruch von oben lässt sich niemand so schnell ruhigstellen. Überhaupt treten die Untertanen vor der Herrschaft selbstbewusst auf, sie argumentieren geschickt und vor allem beharrlich. So verweisen die Fronbauern 1667 darauf, dass die Fuhrfron mit Pferden früher stets alle getroffen habe. Das gelte nur für die Zeit der Okkupation, kontern die Metzger, als Markgraf Georg Friedrich tatsächlich Fronen von allen erzwungen habe – damit wird der Prozessgegenstand wirkungsvoll in den Zusammenhang des Konfessionskonflikts gerückt, werden die aufgeheizten Jahre vor dem Großen Krieg assoziiert, in denen die evangelische Linie der Markgrafen den katholischen Landesteil besetzt und widerrechtlich darin geschaltet hatte, bis das kaiserliche Heer dem Schrecken endlich ein Ende machte. Diese Volte verrät rhetorische Juristenkunst, mehr als 50 Jahre nach dem Geschehen, denn wer will gemeinsame Sache machen mit Rechtsbrechern wie den Wüstgläubigen! Wenn die Herrschaft dann ihre Entscheidung wie so gerne hinauszögert, erlauben sich die Fronbauern eine *untertänigste Anmahnung* und setzen mit der Forderung von Schadensersatz für 6 Jahre zuviel geleisteter Fron

noch eins darauf. Auch in der gegenseitigen Beschuldigung und Beweisführung sind die Parteien nicht zimperlich und werfen die jeweiligen Berechnungen nach Frönern und Pferden als Lügen; die Metzger hätten *vielleicht auf ihrer eigenen güether gefrohnet*, spotten die Bauern. Die Metzger wiederum glauben ignorieren zu können, was der städtische Rat über Bürgerpflichten beschließt, sobald es ihre Freiheit berührt – denn hat der Rat ihnen ihre Freiheiten gegeben? Das waren König Richard und die Markgrafen, also hat der Rat hier auch nichts zu melden. Schließlich entscheidet Serenissimus doch und lässt die Fronfreiheit zumindest des Metzgers Haug gelten. Das beeindruckt die Fronbauern aber nicht; sie beweisen, dass die Fronpflicht Haugs aus seinem Gülthof herrührt, der außerhalb der Stadt liegt, und geben nicht nach, bis sie tatsächlich Recht erhalten und der Metzger doch unterliegt. Erst als er nun auch wieder weiterklagen will, macht der Markgraf mit einem harschen Randvermerk der Sache ein Ende.

Ob der benachteiligte Haug, der Innerbürger, dazu auch eine *verächtliche Miene* gemacht hat wie sein Nachfahre 1756, der die Innerstädter Wachpflicht sabotieren wollte? Die Beamten von 1756 jedenfalls empören sich über dieses aufsässige Verhalten und die *Verachtung des Amt, so gemein geworden*.¹⁵ Auch ihre Vorgänger im 17. Jahrhundert raten ihrem Herrn eher zu strikter Herrschaftswahrung; Amtmann und Amtsschreiber in Steinbach empfehlen 1667, der Markgraf solle den Metzgern die Fron *gnädigst auflegen* und deren konkreten Umfang dann dem Steinbacher Rat und Gericht überlassen – eine nicht ungeschickte Taktik, die örtlichen Funktionäre für die fürstliche Entscheidung mitverantwortlich zu machen.¹⁶ Das Fürstenhaus selbst findet letztlich nur einen Ausweg aus den wiederkehrenden Konflikten zwischen Inner- und Außerbürgern, indem es nicht etwa das lästige Sonderrecht von 1258 aufhebt, sondern: die Leibeigenschaft. Dazu kommt es in Steinbach 1768 – im Geist der Aufklärung, lange vor den allgemeinen Deklarationen von Kaiser Josef II. für Österreich (1781) und Markgraf Karl Friedrich für das vereinigte Baden (1783)? Da müssen wir vorsichtig sein. Einzelakte dieser Art gab es immer und auch der Loskauf von der Leibeigenschaft hatte lange Tradition. Für die Herrschaft kann das zunächst auch Geschäft und willkommene Geldquelle sein. Die Steinbacher Außerbürger bezahlen für ihre Leibfreiheit 6585 Gulden. Überhaupt sollten wir die Perspektive der Herrschaft nüchtern sehen: Die interessanteste Seite der Stadt ist hier sicher ihre Zahlungsfähigkeit. Die vielen Möglichkeiten, Abgaben zu erheben, Dauer- und Sonderzahlungen, statische und dynamische Beträge, will ich nicht aufzählen – sie wäre eindrucksvoll. Neben der Gesamtsteuerlast der Gemeinde kann der Einzelne durch Kreditschulden von der Herrschaft abhängig werden; diese Verschuldung scheint im 16. Jahrhundert deutlich zuzunehmen, jedoch müsste das genauer erhoben und mit anderen Gemeinden verglichen werden. Der Fürst ist auch als Grundbesitzer mit Stadthaus und

Höfen in Steinbach präsent. Ein einträgliches Recht ist der Patronat. Was zunächst mehr ideeller Wert und Lenkungsinstrument zu sein scheint, wird doch recht handfest gehandelt: 1341 „schenkt“ Markgraf Hermann VIII. dem Kloster Lichtenthal den Steinbacher Kirchensatz, im Gegenzug „schenkt“ das Kloster dem Markgrafen das Dorf Oos zurück, das das Kloster als Schuldpfand innehatte, und legt noch 550 Pfund Heller darauf.¹⁷

In Schuldgeschäften der Markgrafen ist Steinbach ohnehin oft dabei, etwa als Bürge gegenüber Gläubigern – das können Adlige sein wie 1455 und 1461, bei 3000 und 8400 Gulden, oder kirchliche Geldgeber wie 1463 bei 500 Gulden.¹⁸ Meist hat Steinbach gemeinsam mit der Residenzstadt Baden-Baden Bürgschaft zu leisten. Solche Bürgschaften müssen nicht automatisch auch zu Zahlungen führen. Als sich Markgraf Philipp aber 1580 bei einem Arzt 1000 Gulden leiht, für die Steinbach alleine als Bürge dient, und Philipps Nachfolger 1611 den Schuldendienst einseitig einstellen, kommt es zu einem bedrohlichen Prozess vor dem Reichskammergericht, wer nun eigentlich wieviel zu zahlen hat.¹⁹ Über solche Eventualleistungen hinaus gehen Verpfändungen, bei denen die Markgrafen als Anzahlung auf ihre Schulden die Einnahmen aus der Stadt auf unbestimmte Zeit an ihre Gläubiger versetzen. So sind Steinbacher Abgaben Teil des großen Geschäfts mit den Baden-Badener heißen Quellen, die die Markgrafen im 14. Jahrhundert von den von Selbach an sich bringen können.²⁰

Mit diesen Zahlen und Fakten ist freilich noch nichts über die tatsächliche Finanzkraft der Stadt Steinbach ausgesagt. Was sich sehr wohl in Ziffern aus Lagerbüchern und Steuerquellen zusammenstellen ließe, wäre erst im Vergleich mit anderen badischen Gemeinden auch aussagekräftig – das würde hier zu weit führen. Greifen wir aber ein Einzelbeispiel heraus und versuchen wir, es in seinem Zusammenhang zu verstehen. 1288 schenkt Markgraf Rudolf I. den Steinbacher Zehnten an Kloster Lichtenthal (ohne dass wir wüssten, wie hoch dessen Erträge zu dieser Zeit eigentlich sind). Unter den großen und kleinen frommen Stiftungen ist es auch nur eine von vielen – man könnte darüber hinweggehen. Mit den Einkünften aus dem Zehnten soll das Kloster aber eine Kapelle bauen und unterhalten, eine Grablege für die markgräfliche Familie – die Fürstenkapelle nördlich der Klosterkirche.²¹ Plötzlich erscheint der Steinbacher Zehnte in einem anderen Licht. Die Grablege im Zisterzienserinnenkloster gehört zu den konstituierenden Akten der fürstlichen Residenzbildung im Oos-Tal, sie ist Teil des badischen Herrschaftsprogramms; die Markgrafen sind in der Region „angekommen“. Herrschaft muss in Zeichen sichtbar sein und die Fürstenkapelle zählt zu diesen Zeichen wie die Burg Hohenbaden. Dem Steinbacher Zehnten wird also zugetraut, ein solches sichtbares Zeichen zu finanzieren, jetzt und in Zukunft.

Nicht jede solcher Prognosen für die Entwicklung der Stadt Steinbach gehen in Erfüllung. Das Marktrecht, das das Privileg von 1258 nennt, hält

auf Dauer nicht, was sich der Stadtherr wohl davon versprochen hat. Aber wir dürfen die Bedeutung der Stadt auch nicht auf ihre Finanzen reduzieren. Für die Markgrafen ist auch ihre Existenz, ihre Mauer, ein Herrschaftszeichen, so wie die Ansiedlung von Ortenauer Adligen in „ihrer“ Stadt den Markgrafen die Zeichenwelt der fürstlichen Patronage und fürstlichen Klientel liefert. Mit diesen Zeichen – Mauer, Markt, Adelsitze – kann Steinbach auch politischer Ort sein, an dem der Markgraf „auftreten“ kann: sicher nicht häufig, aber doch auch zeichenhaft genug. So will Markgraf Bernhard bei schwierigen Geldverhandlungen mit dem Bischof von Straßburg 1407 in Steinbach Hof halten, der Bischof soll in „seinem“ Sasbach abwarten; die Unterhändler zwischen beiden Hoflagern sollen sich in Bühl treffen.²²

Hat das Stadtrechtsprivileg von 1258 nun also doch eine „bedeutende“ Stadt geschaffen? Wir können die Frage getrost weiter offen lassen und stattdessen resümieren: Das Privileg hat einen eigenen Rechtsraum entstehen lassen. Er verändert sich, seine Grenzen sind uns wie den Steinbachern selbst nicht immer deutlich, aber er besteht rund 550 Jahre. Die Landesherrschaft im Alten Reich setzt sich – vor allem im deutschen Südwesten – oft aus einer Addition solcher Rechtsräume zusammen und selbst die Aufklärung, die vormoderne Staatsbildung, legt die Grenzen solcher Rechtsräume selten nieder. Erst am Ende des 18. Jahrhunderts gewinnt die Vorstellung vom abstrakten Staat langsam an Gewicht. Nicht mehr die Leibesherrenschaft, nicht mehr die persönliche Bindung der Untertanen an den Fürsten begründen die Steuern und Lasten und Fronen, sondern die „Staatspflichten“. Diese Staatspflichten sind darum aber auch nicht mehr verhandelbar, denn es sind ja abstrakte, eherner Gesetze (die Last wird keineswegs geringer). Trotzdem bleiben die vielfachen Rechtsräume im Kern bestehen bis ins 19. Jahrhundert, bis die deutschen Schüler der französischen Revolution, die Minister der Rheinbundstaaten, mit kühlen Verordnungen die Rechtsgleichheit des Staatsvolks erzwingen.

Wir feiern eine Urkunde, die 750 Jahre als ist. Mehr als ein halbes Jahrtausend besaß sie Rechtskraft und wirkte auf die Lebensbedingungen eines Gemeinwesens – Grund genug, eine solche Wirkungsgeschichte zu betrachten, sie von allen Seiten zu bestaunen und immer wieder Neues darin zu entdecken.

Anmerkungen

- 1 Vortrag bei der Jahresversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden am 5. Oktober 2008 in Baden-Baden-Steinbach zum 750-jährigen Jubiläum der Stadtrechtsverleihung durch König Richard von Cornwall.
- 2 Vgl. Der Stadtkreis Baden-Baden, bearb. von der Außenstelle Karlsruhe der Abt. Landesforschung und Landesbeschreibung in der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg (Kreisbeschreibungen des Landes Baden-Württemberg), Sigmaringen 1995,

- S. 161–171, dazu Kurt Andermann, Wein- und Fruchtpreise in Steinbach, in: Michael Matheus (Hg.), Weinbau zwischen Maas und Rhein in der Antike und im Mittelalter, Mainz 1998, S. 481–502, mit der in Anm. 8 genannten älteren Literatur, vor allem: Gerhard J. Kratz, Studien zur Rechts-, Wirtschafts- und Kirchengeschichte der Stadt Steinbach, masch. Staatsexamensarbeit Freiburg 1955 und Günter Haselier, Die Markgrafen von Baden und ihre Städte, in: Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins 107 (1959), S. 263–90.
- 3 vgl. GLA 67/1377 fol. 5.
 - 4 vgl. 1452 August 28, Regesten der Markgrafen von Baden und Hachberg [künftig: RMB], 4 Bände, Innsbruck 1900ff., Nr. 7412.
 - 5 GLA 66/8285 und 66/8279 fol. 1v.
 - 6 GLA 66/8285.
 - 7 vgl. 1664: GLA 181/88.
 - 8 1654, GLA 66/8279 fol. 1v.
 - 9 Vgl. RMB 641.
 - 10 vgl. RMB 5123.
 - 11 GLA 181/126.
 - 12 GLA 181/77.
 - 13 GLA 6667/8271 fol. 2v, das folgende Zitat fol. 5r.
 - 14 GLA 229/100619, hier auch das folgende Zitat.
 - 15 GLA 229/100619.
 - 16 GLA 181/88.
 - 17 vgl. RMB 990 und 991.
 - 18 vgl. RMB 7917, 8571, 9092.
 - 19 vgl. GLA 71/1677.
 - 20 vgl. RMB 1698, dazu RMB 900.
 - 21 vgl. RMB 570, dazu Hansmartin Schwarzmaier, Lichtenthal als Grabkloster der Markgrafen von Baden im 13. und 14. Jahrhundert, in: Harald Siebenmorgen (Hg.), 750 Jahre Zisterzienserinnen-Abtei Lichtenthal, Sigmaringen 1995, S. 23–34.
 - 22 vgl. RMB 2392.

Ein „Bestseller“ im 16. Jahrhundert

Francesco Petrarca

Von der Artzney bayder Glück des guten und widerwärtigen

Constanze Albecker-Gänsler

Zu den Schätzen der Historischen Bibliothek Offenburg zählt die deutsche Erstausgabe von Francesco Petrarca *Von der Artzney bayder Glück*, die 1532 bei Heynrich Steyner in Augsburg erschien. Es ist eines der schönsten und bedeutendsten Bücher der Dürerzeit. Die 261 Holzschnitte sind eine hochrangige Bildquelle für die Welt des Humanismus und der Reformation. Petrarcas „Trostspiegel“ wurde in der Folgezeit zu einem der meistverbreiteten Bücher. Deshalb soll an dieser Stelle die Entstehungsgeschichte des epochemachenden Werkes und seinen Platz im geistigen Leben seiner Zeit ausführlich besprochen werden.

Das moralphilosophische Hauptwerk von Francesco Petrarca (1304–1374) „*De remediis utriusque fortunae*“¹, in der deutschen Übersetzung von Peter Stahel/Georg Spalatin: *Franciscus Petrarcha, von der Artzney bayder Glück, des guten und widerwertigen*“², das 1532 in Augsburg erschien, gehörte zum festen Bestandteil der Lehrbücher der deutschen Humanisten und hat deren Denken und Wirken deutlich beeinflusst.

Drei Elemente bestimmen in der Folgezeit zugleich die Wirkung des Buchs auf den Humanismus und nicht zuletzt auch auf das reformierte Deutschland bis ins 17. Jahrhundert hinein³:

1. Der bewusste Rückgriff auf das antike Vorbild in Form und Sprache
2. Die im Zusammenhang damit stehende, selbstverständliche Erweiterung der Schicksals-Beispiele um mythologische und antike Figuren
3. Das an stoischer Philosophie orientierte einheitliche Grundmodell menschlicher Haltung zum Leben

Die Illustrationskunst dieses Werkes gehört zu den bedeutendsten Druckgraphiken des frühen 16. Jahrhunderts in Deutschland. Wer der Zeichner für die Holzschnitte war, ist bis heute ungeklärt. Er hat nach seinem Hauptwerk, den 261 Holzschnitten zu diesem Buch, den Namen *Petrarca-Meister* erhalten und gilt neben Dürer als einer der fruchtbarsten Grafiker seiner Zeit.

Als er um 1520 die Holzschnitte zu diesem Buch schuf, lag ihm die deutsche Übersetzung der Texte noch nicht vor. Es ist nicht bekannt, ob der Künstler über Lateinkenntnisse verfügte, oder ob Sebastian Brant⁴ (1458–1521) ihm deren Inhalt erklärte. So verstand er sich nicht als reiner Illustrator, sondern als Künstler. Er schuf Holzschnitte, die nicht nur den Text



Abb. 1 „Das Glücksrad“ Titelblatt zum ersten Band des Werkes: „Von der Artzney bayder Glück, des guten und widerwärtigen. Und weiß sich ein jeder in Glück und Unglück halten soll“.

Das Rad ist als Symbol des wechselnden Lebens zu verstehen. Obenauf sitzt ein König, rechts fällt einer hinab, unten ist einer gefallen, links wiederum steigt einer empor. Der Fall des Königs steht für die Launenhaftigkeit des Glücks.

Abb. 2: aus Band I
„Vom guten
Glück“
„Von glückseliger
Gesundheit“

Ein Mann, der Kleidung nach ein Handwerker oder Bürger, balanciert auf zwei Kugeln von denen eine auf der Erde, die andere im Meer ruht. In seiner rechten ausgestreckten Hand hält er eine brennende Kugel, in seiner linken einen Wind und Wolken blasenden Winddämon. In der Vorstellung der mittelalterlichen Medizin treffen im menschlichen Körper die polarisierenden Kräfte der vier Elemente, Feuer, Erde, Wasser und Luft aufeinander. Daher bedarf es akrobatischer Geschicklichkeit, das Gleichgewicht der Gesundheit im Köpers aufrechtzuerhalten.



Abb. 3 aus Band I
„Vom guten
Glück“
„Von menge und
vile der Bücher“.

Petrarca geht es um das Büchersammeln. Er spottet über die Menschen, die sich mit dem Besitz der Bücher auch im Besitz ihres Inhaltes wähnen. Hier ist die Bibliothek des ägyptischen Königs Ptolemäos Philadelphos mit ihren 50.000 Bänden gemeint, die in Alexandria um 280 v. Chr. verbrannte.



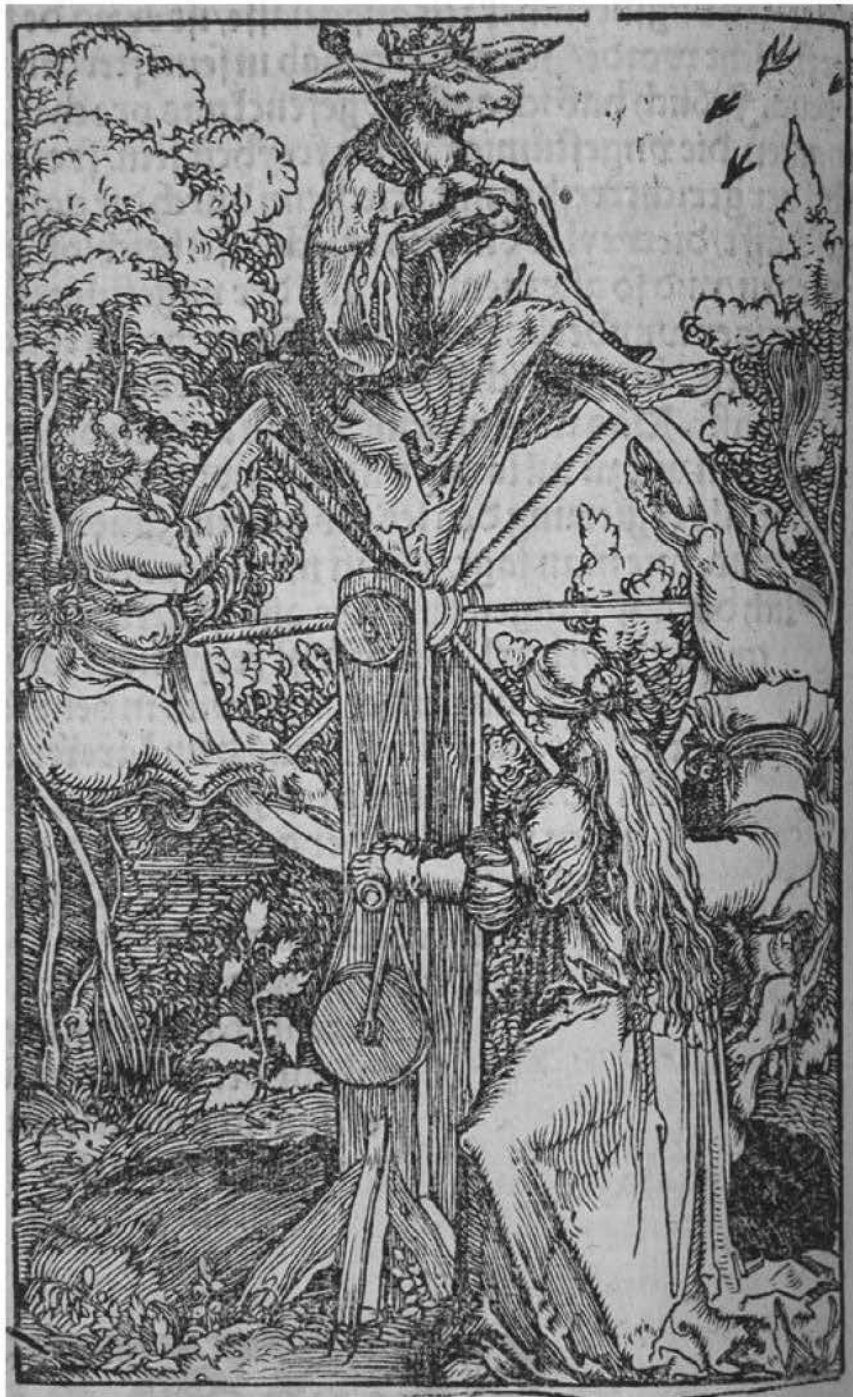
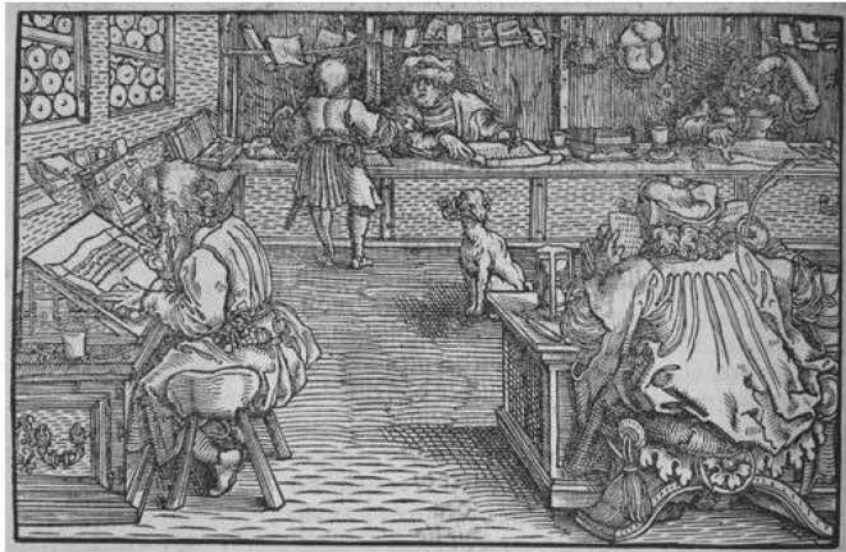


Abb. 4 aus Band I „Vom guten Glück“
„Vom geruwigen Stand“

In dieser satirischen Darstellung des Glücksrades zeigt der Petrarca-Meister ein sich von links nach rechts drehendes Rad. Links klammert sich eine Gestalt, mit Eselsleib und menschlichem Oberkörper, an das Rad, obenauf sitzt ein ganzer Esel, nur seine FüÙe erinnern noch an seine menschliche Herkunft. Er thront, in einen Hermelinmantel gehüllt mit Krone und Szepter, wie ein König auf dem Rad. Rechts stürzt der Esel kopfüber in das Grab. Das Glücksrad selbst wird von einer Schicksalsgöttin mit verbundenen Augen gedreht.

Abb. 5 aus Band I
 „Vom guten
 Glück“
 „Vom Beruch der
 dichter/oder
 Beschreiben der
 Bücher“



In einer Werkstatt, die zugleich ein Laden ist, sind Schreiber bei der Arbeit. Mit der Sanduhr wird die Arbeitszeit gemessen. Bücher liegen zum Verkauf aus, der Herr der Werkstatt verhandelt im Hintergrund mit einem Käufer. Neben ihm rauft sich ein Schreiber die Haare, wohl wegen eines Fehlers, der ihm unterlaufen ist.

Abb. 6 aus Band I
 „Vom Guten
 Glück“
 „Von Kleidung und
 zierd des leibs“



Der Freiburger Reichstag von 1497 verabschiedete eine Reihe von Rechtsordnungen, die wesentliche Lebensbereiche der frühneuzeitlichen Gesellschaft normierten. Dazu zählt auch die Kleiderordnung. Bauern wurden Kleider aus einfachem Tuch zugestanden. Einfache Bürger ohne Adelstitel mussten ebenfalls kostbarer Kleidung entsagen.

Abb. 7 aus Band II
 „Vom widerwärtigen Glück“
 „Von verlornen tyranney“

Hier ist die Tyrannis dargestellt als eine uneinnehmbare Höhenburg mit hochgezogener Brücke. Der Tyrann steht wie eine Statue auf seiner Burg, während Bauern Taue um die Befestigung geschlungen haben und versuchen, sie zu schleifen. Im Vordergrund ist ein gestürzter König zu sehen, der von einem Bauern mit der Saufeder getötet wird.



Thema sind letztlich die Bauernaufstände der Zeit.

Abb. 8 aus Band II
 „Vom widerwärtigen Glück“
 „Vom Geitz“

Der Geiz sitzt nackt auf Dornen und Disteln. Die Sorge um seinen Reichtum lässt ihn keinen Schlaf finden. Er schwört auf das aufgeschlagene Buch, in dem sein Besitz ver-



zeichnet ist, wie auf die Bibel. Die schwere Goldkette auf den Schultern und die Mütze verraten trotz seiner Nacktheit den Patrizier. Seine Schätze hat er in Truhen und Säcken um sich versammelt. Damit niemand sie sieht, ist das Fenster des Raumes mit einem Stoff verhängt. Wie selbstzerstörerisch und menschenfeindlich Geiz ist, wird hier sehr eindrücklich gezeigt.

Abb. 9 aus Band II
 „Vom widerwärtigen Glück“
 „Von armut“



Eindringlich schildert der *Petrarca-Meister* armes, notleidendes Volk, wie es zur damaligen Zeit in Städten wie Augsburg zu finden war. Ein Bettler klopft an eine Tür, eine hochschwängere Frau führt einen Esel, in dessen Satteltaschen Kinder transportiert werden. Voran geht eine Krüppelfamilie. Die wirklichkeitsgetreue Darstellung ist ungewöhnlich für die Zeit.

bildhaft erläutern, sondern als eigenständige Kunstwerke verstanden werden können.

Der *Petrarca-Meister* gilt als einer der ersten Künstler, der die Bauern nicht tölpelhaft und lächerlich darstellte, sondern ihren Stand ernst nahm und ihr hartes Leben realitätsnah abbildete. Auch zeigte er wohl zum ersten Mal in der bildenden Kunst Bettler, Kranke und Krüppel, die für das Bild der Städte am Beginn der Neuzeit charakteristisch waren.

Wegen verschiedener Todesfälle im Kreis der Verleger und Drucker konnte das Buch erst 1532 gedruckt werden⁵. Hieraus erklärt sich vielleicht auch, dass der Name des genialen Zeichners der Holzschnitte schon 1532 nicht mehr erwähnt wird. Es wird angenommen, dass er 1523 oder bald danach gestorben ist, denn es ist nach diesem Jahr kein Werk mehr von ihm nachweisbar.⁶ Der außerordentliche Erfolg dieses Buches im 16. Jahrhundert ist sicherlich zum Großteil auf die eindrucksvollen Holzschnitte zurückzuführen. Bis 1620 erschien das Buch, sprachlich überarbeitet, in neun Nachdrucken, was klar für seine begeisterte Aufnahme beim Publikum spricht.

Anmerkungen

- 1 Franciscus Petrarca: *Von der Artzney bayder Glück*, Augsburg 1532.
- 2 Francesco Petrarca, der 1341 in Rom zum Dichter gekrönt wurde, kommt zweifache Bedeutung zu. Durch das Studium der Antike und ihre Nachahmung in seinen lateinischen Werken ist in ihm der Begründer des Humanismus zu sehen. Mit seinen Sonetten und Kanzonen, in denen er seine Liebe zu Laura erstmals in italienischer Sprache besingt, gilt er als einer der größten Lyriker Italiens.

- 3 Zusammenfassend zur Wirkung in Deutschland: Werner Handschin: Francesco Petrarca als Gestalt der Historiographie, Basel/Stuttgart 1964.
- 4 Der Straßburger Jurist, Schriftsteller und Humanist Sebastian Brant ist der Herausgeber dieses Buches.
- 5 Der Plan, eine deutschsprachige Gesamtausgabe der *Remedia* Petrarcas zu drucken, geht auf die beiden Augsburger Verleger Sigmund Grimm und Max Wirsung zurück. Grimm war Stadtarzt in Augsburg und zugleich Inhaber einer Apotheke. 1517 richtete er sich zusammen mit dem reichen Kaufmann Wirsung eine Druckerei ein, welche sie von 1518 bis 1522 betrieben.
- 6 Walther Scheidig: Die Holzschnitte des Petrarca-Meisters zu Petrarcas Werk *Von der Artzney beyder Glück, des guten und widerwärtige* – Augsburg 1532 –, Berlin 1955.

Literatur

- Bock, Sybille: Zu Dürers Zeiten, Druckgrafik des 15. und 16. Jahrhunderts aus dem Augustinermuseum Freiburg, Freiburg 1991, S. 9–14, S. 72.
- Handschin, Werner: Francesco Petrarca als Gestalt der Historiographie, Basel/Stuttgart 1964.
- Fischer, Heidi: Buckdruckerkunst, in: Spätmittelalter am Oberrhein, Karlsruhe 2001, S. 164.
- Funke, Fritz: Buchkunde: ein Überblick über die Geschichte des Buches, München/Wiesbaden 2006, S. 275.
- Musper, Theodor: Die Holzschnitte des Petrarcameisters. Ein kritisches Verzeichnis, München 1927.
- Muther, Richard: Die deutsche Buchillustration der Gotik und Frührenaissance (1460–1530), 2 Bde., München und Leipzig 1884.
- Pannewitz, Otto: Aspekte der *Renaissance*-Druckgraphik im Südwesten, in: Die Renaissance im deutschen Südwesten zwischen Reformation und Dreißigjährigem Krieg, Karlsruhe 1986, S. 374.
- Raupp, Hans Joachim: Die Illustrationen zu Francesco Petrarca „Von der Artzney bayder Glück des guten und widerwertigen“ (Augsburg 1532), in: Wallraf-Richartz-Jahrbuch 45, 1984, S. 59–112, S. 61, 62 ff.
- Röttinger, Heinrich: Hans Weiditz der Petrarcameister, Straßburg 1904 (= Studien zur deutschen Kunstgeschichte, 50).
- Röttinger, Heinrich: Neues zum Werk des Hans Weiditz, in: Mitteilungen der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst (1911), S. 46–52.
- Scheidig, Walther: Die Holzschnitte des Petrarca-Meisters zu Petrarcas Werk *Von der Artzney beyder Glück, des guten und widerwärtige* – Augsburg 1532 –, Berlin 1955.

Der Froschmäusekrieg

Ein seltener venezianischer Wiegendruck (1486) in der Historischen Bücherei Offenburg

*Manfred Merker**

Eine kleine Randnotiz und ihre Folgen

Als der neue Direktor des Großherzoglichen Gymnasiums in Offenburg, Professor Franz Weißgerber, im Jahre 1841 seine Schulbibliothek „genauer durchforschte“, machte er im Katalog der Bücherei eine aufregende Entdeckung, die er unter der Überschrift „Alterthumsfreunden zur Nachricht“ des Jahresprogramms für das Schuljahr 1841/42 (Seite VI) der Öffentlichkeit vorstellte. Er hatte beim Vergleich mehrerer klassischer Schulautoren eine „sehr alte Ausgabe der *Batrachomyomachie*“ (= Homers „Froschmäusekrieg“) entdeckt. Bei einer genaueren Untersuchung fand er heraus, dass sie um zwei Jahre älter war, als die bislang als älteste geführte Florentiner Ausgabe des Chalkondylas von 1488, die der gelehrte Altphilologe Weißgerber entweder kannte oder ebenfalls in der Bibliothek vor Augen hatte. So wurde der neue Direktor, der bereits seit 1834 als Gymnasiallehrer an der Schule unterrichtete, schon in seinem ersten Amtsjahr zum Entdecker eines bedeutenden Wiegendrucks aus dem Erbe der Klosterbibliothek. Begeistert beschreibt er sie als „besser in der Anordnung der Verse“, der „Lesarten“ und der „Scholien“ (= Kommentare), die er „roth gedruckt“ über dem Text lesen konnte. Sein Fazit: „Diese Ausgabe ist die wahre *editio princeps* (= Erstausgabe), höchst interessant und würdig, neu edirt zu werden.“ Ob Weißgerber, der als kritischer Herausgeber altgriechischer Lyrik dazu sicher in der Lage gewesen wäre, sich dieser verlockenden Aufgabe tatsächlich unterzogen hat, ist nicht bekannt.¹

Ermutigt die durch die sensationelle Wiederentdeckung der Amerikakarte Martin Waldseemüllers aus dem Jahre 1507 in einer Aristotelesausgabe derselben Franziskanerbibliothek versuchte der Autor, gewissermaßen ein später Lehramtsnachfolger Weißgerbers am selben Gymnasium, dieser kleinen Randnotiz nachzugehen. Die Nachfrage in der Offenburger Stadtbibliothek war erfolgreich: Die von Weißgerber entdeckte Homerausgabe von 1486 ist im Sicherheitstrakt der „Historischen Bibliothek“ unversehrt vorhanden: gut konserviert, klimatisch wohltemperiert, in vollem Umfang, – und trotz erheblicher Holzwurmlöcher in allen Teilen noch vollständig lesbar.² Wie konnte dieser kostbare Wiegendruck aus der Zeit kurz nach der Erfindung des Buchdrucks über mehr als ein halbes Jahrtausend bis in unsere Zeit unversehrt alle Kriege überstehen, namentlich den



Alterthumsfreunden zur Nachricht.

In meiner vorjährigen, dem Programme beigegebenen Abhandlung über die von mir aufgefundenene Römische Meisensäule behauptete ich (p. I.), daß einstens hier eine Römische Niederlassung (castrum unita) gewesen; dieses hat sich durch eine etwa 1000 Schritte von der Stadt aufgefundenene zweite Meisensäule so wie durch eine dabei befindliche Anzahl sehr interessanter Römischer Münzen (auf Einer derselben ist ein herrliches Bild der Faustina, Gattin des Antoninus Pius) nicht wenig bestätigt. —

In unserer Bibliothek befindet sich eine sehr alte Ausgabe der *Batrachomyomachie*, die ich, da die Zeit und der Ort des Druckes im Katalog nicht bestimmt angegeben waren, genauer durchforschte und als schon im Jahre 1486 in Venedig gedruckt erkannte. Sie ist also zwei Jahre älter, als die Florentiner von Chalkondylas, und demnach die wahre editio princeps. Sie ist, bessere Anordnung der Verse, Lesarten und Scholien (die roth gedruckt sind) betreffend, höchst interessant und würdig, neu edirt zu werden.

Weißgerber.

Abb. 1: Programm für das Schuljahr 1841/42 mit Weißgerbers Mitteilung

barbarischen Dreißigjährigen, die Bomben beider Weltkriege und besonders die Verheerungen des Offenburger Stadtbrands von 1689, bei dem die gesamte Stadt einschließlich ihres blühenden Franziskanerklosters und seiner Bibliothek in Schutt und Asche gelegt wurde? Dieser Frage soll hier kurz nachgegangen werden, ehe im Einzelnen Geschichte, Form und Inhalt des antiken Werkes untersucht und vorgestellt wird.

Die Offenburger Klosterbibliotheken und das Großherzogliche Gymnasium

Bekanntlich ging die Schulbibliothek des Offenburger Grimmelshausen-Gymnasiums auf die Bestände der beiden aufgelösten Klöster der Stadt zurück. Namentlich das *Offenburger Franziskanerkloster*, das auf Bitten des Stadtrats bereits 1280 auf dem nordöstlichen Gelände der Stadt gegründet worden war, entfaltete neben der umfangreichen seelsorgerischen Tätigkeit eine überaus reiche kulturelle Wirkung als Träger gelehrter Bildung nicht nur der Mönche. 1660 wurde im Kloster ein Gymnasium nach dem Vorbild der pädagogisch äußerst erfolgreichen Jesuiten eingerichtet.³ Besitzübertragungen, Schenkungen und Stiftungen machten das Franziskanerkloster zu einem der reichsten „Bettelklöster“ in Baden. Ständig wurde die Bibliothek im Umfang des gesamten Wissens der Zeit, erst der Scholastik, dann des Humanismus und schließlich des Barockzeitalters, für den Bedarf gelehrter Studien erweitert.⁴ Als 1689 „die Kriegsflagel in der ganzen Stadt loderte und das Kloster vollständig eingeäschert wurde“ haben die Mönche wahrscheinlich die Schätze ihrer Bücherei ausgelagert, vielleicht in die Weinkeller ihrer Fessenbacher Außenbesitzungen, darunter auch unseren kostbaren Wiegendruck von 1486, und später in ihr 1703 neu errichtetes Stadtkloster zurückgeholt. Zahlreiche Einträge in den Buchdeckeln, mehrfach aus dem Jahre 1705, sind ein Beweis dafür, dass die Bibliothek auch später noch kräftig erweitert wurde. Wo die Klosterbücherei jetzt untergebracht war, lässt sich aufgrund franziskanischer Architektur in einem Raum des ersten Stockwerks neben der oberen Kapelle an der geschützten Ostfront nur vermuten.⁵

Im Rahmen der allgemeinen Säkularisation als Folge der Französischen Revolution wurde auch dies Offenburger Kloster der franziskanischen Minoriten 1808 aufgelöst. Das auf fast 145.000 Gulden geschätzte Gesamtvermögen fiel einschließlich der Bibliothek an das 1806 neu gegründete badische Großherzogtum, den letzten 16 Brüdern wurde ein würdiges „Ableben“ im Kloster garantiert. Schon 1807 mussten vom letzten Guardian, dem Kloostervorsteher, Bücher an die großherzogliche Hofbibliothek abgegeben werden, wahrscheinlich die ältesten und wertvollsten Drucke. Ein nicht unbeträchtlicher Teil der wertvollen Bibliothek wurde dem nunmehr ausgelagerten, neuen „Großherzoglichen Gymnasium“ übereignet. Als Ort



Abb. 2: Das ehemalige Franziskanerkloster (Bibliotheksort von 1284–1808)

hierfür bestimmte man nach jahrelangen zähen Verhandlungen 1822 das ehemalige Kapuzinerkloster am südwestlichen Ende der Stadt, das hierfür entsprechend umgebaut worden war. Das ehemalige Franziskanerkloster, das heutige „Kloster Unserer Lieben Frau“, wurde dem weiblichen Lehrinstitut der Augustinerinnen überlassen.

Zum *Kapuzinerkloster Offenburg* nur ein paar Worte. Knapp 400 Jahre nach Gründung des Offenburger Franziskanerklosters hatte man diesen franziskanischen Reformzweig der Kapuziner mitten in Dreißigjährigen Krieg als Seelsorger und Prediger der Gegenreformation nach Offenburg gerufen. 1645 wurde das von den Kapuzinern aus Steinen des Stadtschlösschens Uffhoven in Eigenarbeit errichtete schlichte Gebäude mit „Kürch und Klösterlin“ eingeweiht. Die Kapuziner waren im Gegensatz zu den reicheren Barfüßern am anderen Ende der Stadt zu sehr der praktischen Nächstenliebe und dem Armutsgebot verpflichtet, als dass ihnen viel Zeit für Gelehrsamkeit und Bücherstudium geblieben wäre.⁶ Dass somit die in der Historischen Bibliothek nachgewiesenen Provenienzen dieses Klosters („Loci Capucinatorum Offenburgi“, oft mit der Jahreszahl 1676) vergleichsweise geringfügig ausfallen, hat aber auch andere Ursachen: Was an wertvollen Klassikern der Theologie, Philologie und anderer Wissenszweige geeignet war, durfte der erste Direktor des Gymnasiums, Barthelmes, laut Erlass von 1808 für seine Schule auswählen, die übrigen Bestän-



Abb. 3: Das Kapuzinerkloster (die Bibliothek lag von 1822–1991 im gesamten Obergeschoss der Westfront)

de sollte er für die geplante „bischöfliche Seminarium Bibliothek“ vor Ort aufbewahren. 1831 hat man einen Teil dieser Bücher durch den zweiten Direktor des neuen Gymnasiums und unmittelbaren Amtsvorgänger Weißgerbers, Prof. I. Scharpf, „nach dem Gewichte“ versteigern lassen, nachdem bereits 1821 im Prüfungssaal des Gymnasiums mehrere hundert Bände juristischer, theologischer und philosophischer Werke unter den Hammer gekommen waren.⁷

Insgesamt wurden alle dem Gymnasium zu Unterrichtszwecken überlassenen Bücher beider Offenburger Klöster, dazu auch Bestände der aufgelösten Reichsabtei Gengenbach, dem neuen Gymnasiums fonds übereignet und aufgelistet. Sie erhielten bei der Neukatalogisierung den Stempel „Großherzogliches Gymnasium“ und neue Nummerierungen. Professor Weißgerber hat den entsprechenden Katalog der Schulbibliothek in Händen gehalten, kritisch gesichtet und kommentiert, was zur Entdeckung unseres Wiegendruckes führte.

Was geschah in den Jahren zwischen Direktor Weißgerbers Entdeckung 1841 und unserer glücklichen Wiederauffindung im Jahre 2008? In den ersten Jahren des Offenburger Gymnasiums im Kapuzinerkloster sind offensichtlich wenige neue Werke angeschafft worden, eine systematische Bestandserweiterung der Bibliothek fand nicht statt. Bezeichnenderweise tauchen in den dreißiger Jahren dann vermehrt Bücher für den neu einzu-



Abb. 4: Die Offenburger Stadtbibliothek

führenden Turnunterricht auf.⁸ Da die Bibliothek somit nur noch historischen Wert hatte und keine Vorteile mehr für die schulischen Benutzer bot, versuchte die Direktion sie in der Zeit reformpädagogischer Erneuerung 1926 zugunsten moderner Neuanschaffungen zu verkaufen, erhielt dafür aber nicht die behördliche Genehmigung. Ein damals deshalb offensichtlich manipuliertes Verzeichnis enthält auf 13 Seiten lediglich 500 statt der tatsächlichen 1000 Titel, wobei besonders die altphilologischen Klassikerausgaben arg reduziert auftauchen. Wegen der Kontroverse zweier verschieden begutachtender Kultusbeamter verblieb die Gymnasiumsbibliothek zunächst vor Ort. Im Rahmen der nationalsozialistischen Zentralisierungsmaßnahmen sollten die Bestände dann den Landes- und Universitätsbüchereien zugeschlagen werden, was aber an der Geheimhaltungsstrategie des Direktors Albert Hiß scheiterte, der die Bücher in Kisten verpackt im Sanitätsraum des Luftschutzkellers versteckte. Später war dann ein Transport wegen der Luftangriffe nicht mehr zu rechtfertigen. So blieben die wertvollen Bestände vor Ort im Kapuzinerkloster, wo sie auch während der gesamten dortigen Lehrtätigkeit des Autors (1968–2003) Teil der Lehrerbücherei des Grimmelshausen-Gymnasiums waren.

Eine Wendung in der Behandlung der weitgehend unbenutzten und unbekanntenen Gymnasiumsbibliothek trat in den 90er Jahren ein, als nach ei-

ner ersten Bestandsaufnahme eine adäquate Unterbringung erforderlich wurde. Mit Unterstützung universitärer Fachleute und der Stiftung Kulturgut Baden-Württemberg wurden die Bestände ausgelagert, restauriert, katalogisiert und 1997 in geeignete Räume der neuen Offenburger Stadtbibliothek verbracht. Ein Teil der Werke war, wie unser Wiegendruck, Bestandteil der großen Ausstellung „Neue Welt und Altes Wissen“ 2007, in der die berühmte Amerikakarte Waldseemüllers von 1507 präsentiert wurde. Einen besonderen Status und Schutz erfuhr die Historische Bibliothek, allerdings unter dem unzutreffenden Namen „Offenburger Gymnasialbibliothek“, im Jahre 2000 durch Eintrag in die Liste der Kulturdenkmäler.⁹

F 384 = rarum, – ein rätselhafter Wiegendruck aus dem Venedig des Jahres 1486

Diese über 700-jährige Geschichte einer wertvollen Bibliothek ist ein einzigartiges Beispiel für die erstaunlichen Wege lokaler Kulturtradition. Dass sich in diesem Rahmen ein so kostbares Buchexemplar wie unser griechischer Wiegendruck erhalten hat, ist darüber hinaus ein tröstliches Kapitel des historischen Zufalls. Es gewinnt darüber hinaus noch einmal mehr an Wert, wenn wir uns dies Werk aus der Frühzeit des Buchdruckes einmal näher ansehen. Der Kürze halber sei es im Folgenden „unser Homer“ genannt.¹⁰

In der bibliographischen Katalogisierung der 19 Offenburger Inkunabeln rangiert unser Homer (Venedig 1486) nach Werken mit den Jahreszahlen 1479 (Strassburg), 1481 (Nürnberg), 1483 (Vicenza) und 1485 (Brixen) als nur geringfügig jünger an fünfter Stelle. Er ist damit der fünft älteste Offenburger Wiegendruck, gleichzeitig aber der älteste griechische Buchdruck der Bibliothek, der einzige Schwarz-Rot-Druck und auch ihre älteste Homeredition. Wenn man von der Annahme ausgeht, dass die ersten griechischen Buchdrucke erst 1465 (Lactanz in Subiaco, Ciceros, de officiis, lateinisch mit nur wenigen griechischen Zitaten, in Mainz) erschienen waren, verdient unsere Ausgabe als rarum (= Rarität) fast den Titel eines rarissimum (= äußerste Rarität)!

Hier soll zunächst das 353 Seiten umfassende Büchlein in seinen materiellen Qualitäten vorgeführt werden. In Günthers Vorstellung erscheint es unter den Rubriken Sachgebiet Philologie, bei den Jahresdatierungen als die Nummer 5, bei den Autoren unter Homer mit dem Kurztitel *Batrachomyomachia*, nicht jedoch bei den Druckorten, also Venedig, das sonst 22 Mal zitiert wird. Umfang des homerischen Teils: 46 Seiten, Maße: 4/o, 22 cm, Sprache: griechisch, Einband: Halblederband auf Holzdeckeln, 1 intakte Messingschließe,

Provenienz: – ehem. Signatur „Bibliothek = Nro. 280, A80 – „Frat. Minorum Conventualium Offenburgi“ (Minoritenbrüder der Konventualen in Offenburg), handschriftlich



Abb. 5: Stempel

„Großherzogliches Gymnasium Offenburg“

Angebunden sind

F384-1 = rarum: Dictys Cretensis de historia belli Troiani. In ... urbe ... Venetiarum 1499

F 384-2 = rarum: Ausonius, Decimus M. Venedig 1507.

Die beiden letztgenannten, wesentlich umfangreicheren Werke, einmal 141 Seiten, dann noch einmal 166 Seiten und auf derselben Papiersorte gedruckt, hat der Buchbinder sicher aus ökonomischen Gründen für den Käufer mit angebunden. Sie haben im ersten Teil einen inhaltlichen Bezug zum Trojanischen Krieg des Homer, die Werke des Ausonius aber, einschließlich seines bekannten Gedichtes „Mosella“ über eine idyllische Bootsfahrt von Trier nach Koblenz, passen für uns nicht so recht in den inhaltlichen Zusammenhang. Offenbar wurden die Werke so zusammen gelesen, wie es auch der Holzwurm getan hat, der sich bis zu den Epigrammen des Ausonius auf Seite 112,2 (= XVI, 2) durchgearbeitet hat, ausgerechnet bis zu dem lateinischen Wort „Appetit..et tergo..“ Beide angebundenen Werke sollen hier unberücksichtigt bleiben. Folgende vor Ort gewonnenen Maße sind zu ergänzen, um eine genauere Vorstellung des Büchleins zu vermitteln:

Breite: 15,5 cm (bedruckt: 8,5 cm); Länge: 21 cm (bedruckt: 16 cm).
Buchstabenhöhe und -breite: 2,5– 4 mm; Unter- und Oberlängen: 2 mm.

Der griechische Text ist nicht im Blocksatz gesetzt und nicht Zeile für Zeile im gleichmäßigen Rhythmus des Hexameters, wie in einem Epos üblich, so dass sich ein sehr uneinheitliches, schwer lesbares Schriftbild ergibt. Pro Textseite sind in 14 Zeilen somit lediglich sieben Verse gedruckt, darüber, auch in 14 Zeilen, die roten Scholien.

Zahlreiche Hindernisse waren bei der Entschlüsselung des Textes zu überwinden:

Es gibt in dem durchlaufenden Gedicht keinerlei Worttrennungen, geschweige denn Satzzeichen. Der Drucker verwendet unterschiedslos große und kleine Buchstaben. Akzente, Spiritus und Iota subscripta sind willkürlich oder gar nicht gesetzt. Außerdem häufen sich im Text zahllose, schier

unentwirrbare Kürzel und Ligaturen, die ohne Kenntnis des erst zu erschließenden Zusammenhangs keinen Sinn machen. Ein kleines psi entpuppte sich zum Beispiel als epsilon plus ny! Alle griechischen Buchstaben, sowohl die schwarzen, wie auch die roten, sind auch deshalb so schwer zu entziffern, weil sie selten dem Normalalphabet entsprechen. Vielleicht spiegeln sie die flüchtige zeitgenössische Minuskelkursive byzantinischer Gelehrter? Der Eindruck, eine Handschrift und nicht einen Druck vor Augen zu haben, wird auch noch durch das raufasrige Büttenpapier untermauert. Eine weitere Schwierigkeit tauchte bei den roten Scholien auf: Während der Originaltext im Abgleich mit den gedruckten Editionen unseres Homers verglichen werden und so trotz vieler Textvarianten gelesen und übersetzt werden konnte, gab es diese Vergleichsmöglichkeit ja bei den Scholien nicht: Ihr Inhalt ist nicht bekannt! Um ihn zu erschließen, musste mit Hilfe mehrerer Lexika erst einmal eine komplette Konkordanz von alt- und neugriechischem Alphabet mit allen Varianten angelegt werden. Beim Entziffern, Lesen und Übersetzen des griechischen Textes waren auch Unstimmigkeiten in der Metrik hinderlich: 10–20% der ca. 300 Verse weisen eine falsche Setzung der Längen und Kürzen der Vokale in den Hexametern auf.¹¹

Als letztes Hindernis bei meinem ersten Einstieg in das Werk erwies sich die Tatsache, dass die gesuchte Jahreszahl nicht in Ziffern, sondern in Buchstaben und als Ordnungszahl ausgeführt ist. Als Umschrift für 1486 war zu entziffern: „zyn etä chiliosto-tetrakosio-sto-ogdoäkosto-hekto“ (= im 1486. Jahr). Für das V im Druckort Venedig steht im Griechischen kein Buchstabe zur Verfügung, für „in Venedig“ liest man daher: „eis-ue-netian“ (auch mit anderer Ortsauffassung!): „nach Venedig“!

Endlich gab mir der schwarze Schlussblock (Kolophon) sein erstes Geheimnis preis. Die wörtliche Übersetzung der letzten acht Zeilen des BÜCHLEINS lautet:

*Im Namen der Heiligen Dreieinigkeit
Des Vaters des Sohnes und des
Heiligen Geistes
Zusammenfügung von mir, Laonikos von Kreta
und Protothytos von Chania, im Jahre
eintausendvierhundertsechsdachtzigsten im Monat
April am zweiundzwanzigsten in Venedig*

Damit werden nach der religiösen Anrufung des dreieinigen Gottes als Segensformel für das Gelingen des Werkes die Namen der beiden Drucker greifbar, nämlich der des *Laonikos aus Kreta* und des *Protothytos aus Chania*, dazu die genaue Zeitangabe des Druckes, nämlich der 22. April des Jahres 1486 und der *Druckort Venedig*.

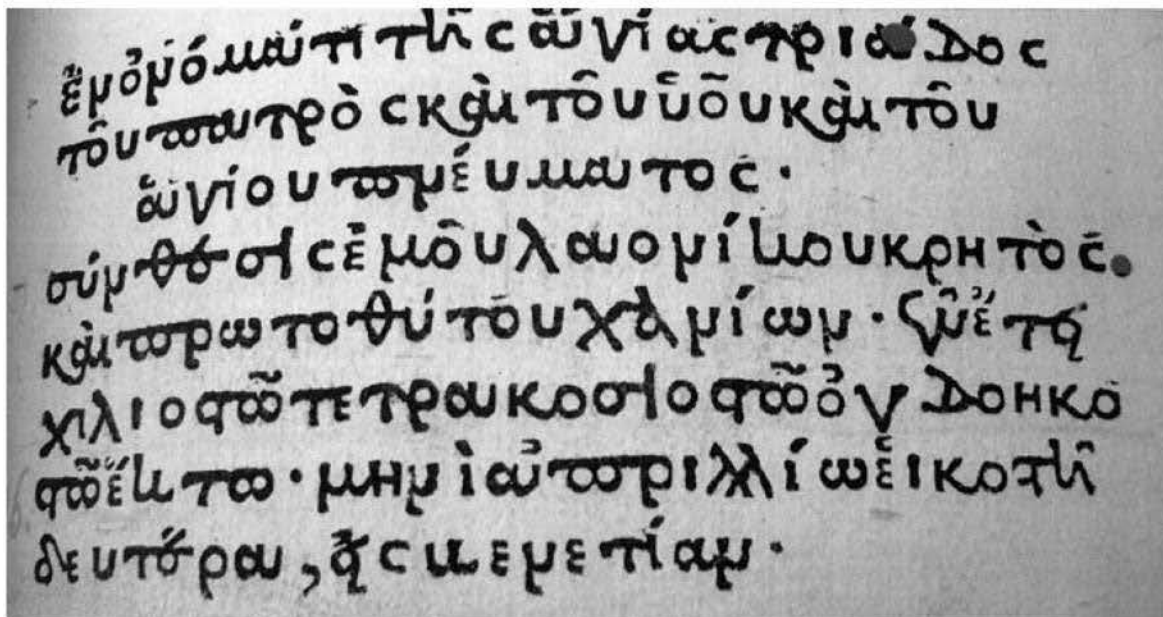


Abb. 6: Der Schlussblock

Wie kamen die beiden Männer 1486 aus Kreta ausgerechnet nach Venedig, um hier in griechischer Sprache am Ende des Mittelalters ein beliebtes episches Gedicht des großen Homer zu drucken? Die epochale Wendezeit zwischen mittelalterlicher Handschriftentradition und ihrem humanistischem Buchdruck wird dadurch greifbar, dass noch 1465 in Bologna eine unserer sogar namentlich nachweisbaren Handschriften, die Fr = Laurentianus XXXII 6, verfasst wurde, und zwar vom Presbyter Johannes Rhosos aus Kreta (!).¹²

Die Seerepublik Venedig als größte Handelsmacht ihrer Zeit war Ende des 15. Jahrhunderts eine der reichsten und größten Städte Europas. Sie verfügte über Außenbesitzungen und Handelsbeziehung im gesamten Mittelmeerraum und unterhielt fast 1.000 Jahre lang diplomatische und kulturelle Kontakte zu allen Ländern der damaligen Welt. Mit ihren 180.000 Einwohnern beherbergte die Stadt eine multikulturelle Gesellschaft aus Einheimischen, Juden, Armeniern, Persern und Griechen und war mit ihrer Universität in Padua Anziehungspunkt für viele humanistische Gelehrte. Zur Zeit unserer Inkunabel 1486 war Venedig als Nachfolgerin von Straßburg außerdem das unbestrittene Zentrum des europäischen Buchdrucks, vorbildlich für die Entwicklung von Schrifttypen, Qualität der Texte und ihre kritische Edition. Allein 150 Drucker sind namentlich bekannt, Venedig kann noch heute mit 387 Wiegendruckern, meist antiker Klassiker, nach Straßburg (491) und Köln (434) glänzen. Die berühmte BIBLIOTEKA MARCIANA am Markusplatz hatte die umfangreichste Sammlung griechischer Manuskripte: Bei der Plünderung Konstantinopels im vierten Kreuzzug 1204 hatte sich Venedig an den kulturellen Schätzen

der Hauptstadt des byzantinisch-griechischen Kaiserreiches mit seinem großen antiken Erbe bereichert. 1362 hatte Petrarca ihr seine Handschriften vermacht, der bedeutendste Zuwachs kam durch das Vermächtnis des griechischen Kardinals Bessarion 1468 mit 482 griechischen und 264 lateinischen Handschriften. Eine Handschrift aus diesem Fundus (Nh, Nt, beide 15. Jahrhundert, und Nx= Venetianus Marcianus IX 14, 14. Jh.) hat unser kretischer Herausgeber wahrscheinlich für seinen Erstdruck (v = editio princeps bei Ludwich) benutzt.

In diesem Venedig der beginnenden Renaissance gab es also genug Material für die Druckerpresse der einheimischen und zugezogenen Wanderdrucker aus ganz Europa. Schon 1453 war mit der Eroberung Konstantinopels durch die Türken ein wichtiger Wendepunkt in der Geschichte Europas gekommen: Tausende griechische Flüchtlinge strömten sowohl in die Lagunenstadt, wo sie mit 10.000 Menschen die größte Minderheit mit einer eigenen Kirche (1514) bildeten, als auch in das venezianische *Kreta*, das 500 Jahre lang Außenbesitz der Adriametropole war und dadurch eine neue Kulturblüte erlebte. Chania, aus dem unser Drucker Protothyos stammte, hat mit seinem Hafen und Stadtbild noch heute ein stark venezianisches Gepräge. Von hier waren unsere beiden Drucker nach Venedig gekommen, um ihr Glück zu versuchen und mit ihrer griechischen Homer Ausgabe um die Osterzeit des Jahres 1486 ihr Geld zu verdienen. Wussten sie doch, dass es für diesen Text große Nachfrage sowohl bei den Humanisten als auch in den Schulen gab. Dass ihr Werk schließlich zu den Franziskanern, vielleicht über ihre Brüder im großen Straßburger Nachbarkloster, nach Offenburg kam, erklärt sich leicht aus Venedigs engen Handelsbeziehungen nach Süddeutschland und der ständigen Verbindung des Ordens zu Italien. Im Unterricht des hiesigen Gymnasiums fand es dann irgendwann einmal in den Händen des Griechischprofessors F. Weißgerber und seines Deputatsnachfolgers K. Baumann vor 170 Jahren seine Verwendung als willkommene kleine Lektüreeinführung in die gewichtigeren großen Epen Homers, die Ilias und die Odyssee, aus der gleichen Bibliothek. Im Lehrplan des Gymnasiums von 1837 für die vierte Klasse Griechisch taucht sie tatsächlich in dieser Funktion auf!

Die Batrachomyomachie in der Homerüberlieferung

Der Titel unseres Buches in der ersten Zeile des Werkes lautet umschriftlich „omeroubatrachomyomachia“ = Homers Batrachomyomachia (s. Abb. 7). Dieser Buchanfang direkt über den ersten Versen des Gedichtes erklärt sich entweder daraus, dass Titelblätter erst etwas später in Mode kamen, namentlich durch den berühmtesten Drucker Venedigs, Aldus Manutius, der als Erster auch handliche Klassikerausgaben in Antiqualettern und mit Punkt und Komma, die Aldinen, druckte, oder aber daraus, dass es Teil ei-

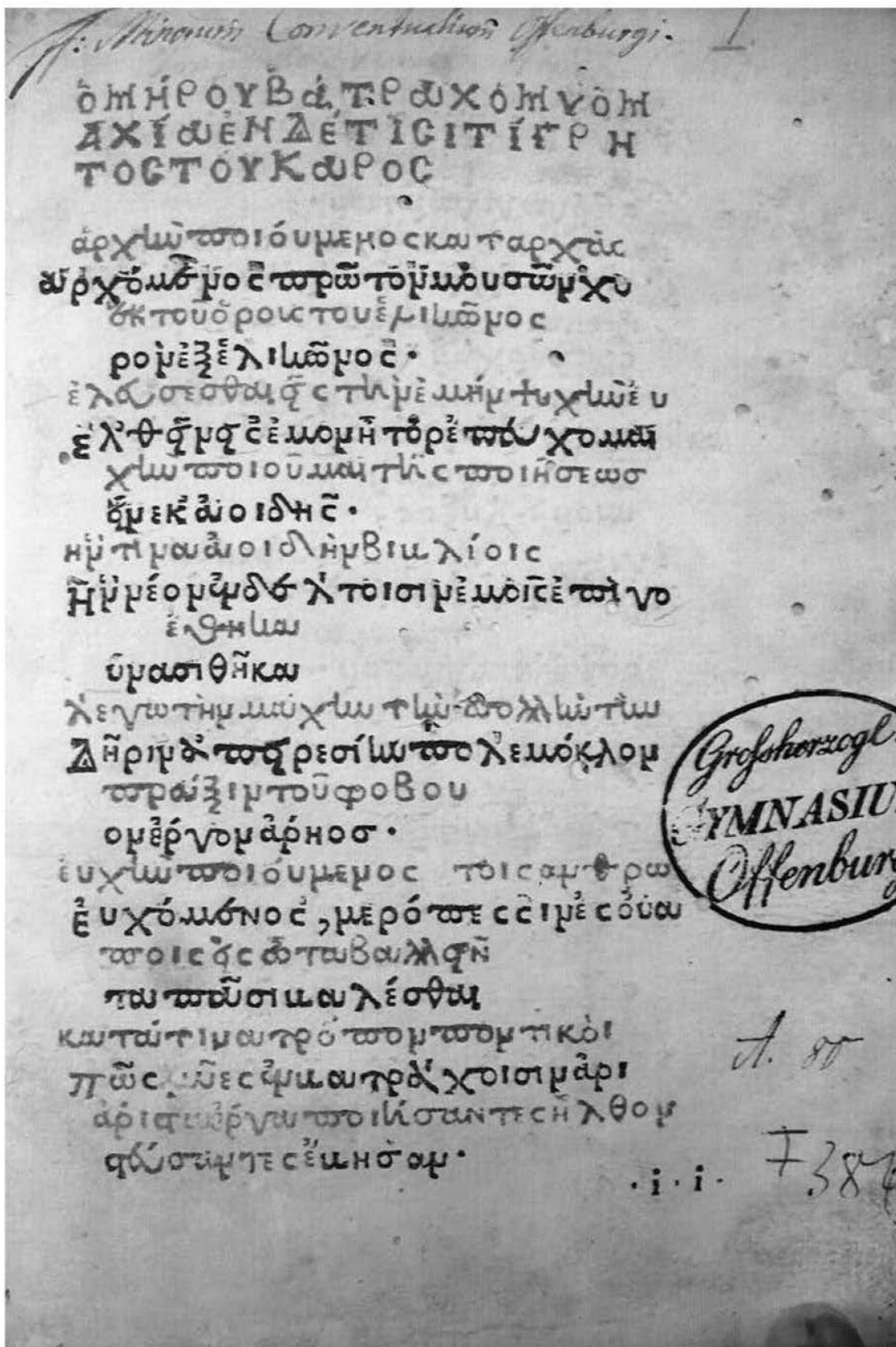


Abb. 7: Die erste Seite

ner verlorenen Gesamtausgabe Homers war, wie sie unten näher beschrieben wird.

Die Stadtbibliothek Offenburg besitzt, meist mit der Herkunftsbezeichnung „aus dem Franziskanerkloster“ und dem späteren Stempel „Großherzogl. Gymnasium“, manchmal mit persönlicher Bezeichnung des Vorbesitzers, insgesamt sechs wertvolle Homerausgaben. Sie reichen von unserem Wiegendruck von 1486 über die Postinkunabeln (16. Jahrhundert) bis ins 18. Jahrhundert, die alle mit einigen Varianten Folgendes beinhalten: Dem Titelblatt mit Druckort, Jahreszahl, Vignette und Herausgeber folgt ein Vorwort mit Erläuterungen und Widmungen. Dann die umfangreichen 24 Bücher der Odyssee mit ihren 14.000 und der Ilias mit ihren 16.000 Versen, dazwischen unsere kleine *Batrachomyomachie*, gefolgt von den homerischen Hymnen an die olympischen Götter und die Vita des Homer nach Herodot oder Plutarch. Bisweilen findet man ein Register, manchmal am Rand Kommentare, manchmal zweisprachige oder rein lateinische Ausgaben. Alle Ausgaben, bis auf die F 383 von 1776, sind von Günther in der Homepage der Bücherei kurz vorgestellt, diese und die eigene Sichtung in der Bibliothek dienten als Grundlage folgender Kurzcharakteristik:

F 340 Basel 1561 Homer: Opera Graecolatina; Folioformat (33,5 cm). Links lateinisch, rechts griechisch. Seitennummerierung, schöner Blocksatz, handschriftliche Einträge. Ilias. Odyssee. Batrachomyomachie (S. 226–231, 294 Verse). Hymnen. Homervita Plutarchs.

F 380 Köln 1537 Homer „per Laurent. Valla“ = lateinische Prosaübersetzung durch den italienischen Frühhumanisten Lorenzo Valla (1405–1457). Oktavformat (16 cm). Vorwort (lat.). Ilias. Vorbesitzer: J. Schmautz OFMCon mit seinem Wahlspruch: „praestant adversa secundis“ (= dem Glück geht das Unglück voraus).

F 380-1 Köln 1534 Homer: Homervita Herodots. Odyssee. Batrachomyomachie (13 Seiten), lateinisch als „Homeri ranarum et murium pugna“. Hymnen.

F 381 Worms 1563 Homer: Oktavfoma (16,5 cm). Widmung an Philipp Melanchthon. Anmerkungen von Weißgerber 1842 oben im Deckel, 1839 unten. Index. Odyssee. Batrachomyomachie (S. 214–218). Hymnen. Griechischer Brief des Chalkondylas. Vita des Plutarch. Vorbesitzer: Johannes Baesinger aus Villingen („gekauft in Freiburg für einen Gulden“).

F 382 Genf 1586 Homer: lat. und griech. Bei E Vignon. Oktavformat (12,5 cm). Vorwort des Druckers. Verzeichnis der Lesarten. Odyssee. Batrachomyomachie (S. 714–731). Hymnen. Index. Diverse Homergeschichten des Herakleides Pontikos. Vorbesitzer: J. Waibelio 1564.

F 383 Chemnitz 1761 Homer: Vol. I; 1,1/2, 18,5 x 11 x 6,5 cm. Vorwort. Ilias, griechisch und lateinisch, hrsg. von Georg Hageri bei C. Stoessel. Index; Vol. II; 2,1/2 1776. Odyssee mit Vorwort. Batrachomyomachia (S. 748–820) mit kritischem Apparat. Hymnen. Epigramme. Index rerum.



Abb. 8: Historische Bibliothek: Unser Buch zwischen seinen homerischen Schwestern

F 384 = rarum Venedig 1486 Homer: Batrachomyomachie (S. 1–46), angebunden:

F 384-1 = rarum Venedig 1499 Dictys Cretensis, De historia belli Troiani (S. 1–141)

F 384-2 = rarum Venedig 1507 Ausonius, Decimus M. (S. 1–166)

Kurz vor Abschluss des Manuskripts macht eine eher zufällige Entdeckung in der Historischen Bibliothek eine Ergänzung dieser Liste nötig – eine weitere, versteckte Homeredition wurde gefunden! Hier ist sie:

F 317 Basel 1538: Aesopi Phrygis fabulae Graece et Latini. 363 S. Mit abgedruckt: *Homeri Batrachomyomachia* (S. 262–285) Griechisch-lateinisch mit Kommentaren und handschriftliche Einträgen. Oktav, 18,5 cm. Provenienz: Loci Capucinorum 1756, ex libris: Ioannes Conrady Frey. Fabeln des Äsop. In seiner Vita: die „Urgeschichte“ von Maus in Frosch, aber mit anderer Pointe. Ferner „Der Katzenmäusekrieg“ (nur griech.). Vorwort von J. Froben (lat.)

Unsere Batrachomyomachie und ihre Tücken

Der oben besprochene Titel unseres Buches enthält folgenden merkwürdigen griechischen Zusatz: „endetisitigretostoukaros“. Erst nach langem Einlesen und anschließendem Forschen in der Fachliteratur erhellte sich der

FROBENIVS, GRAECARVM LY
TERARVM CANDIDATIS S. D.

Nunc HOMERI Βατραχο
μυομαχίαν exhibemus, ut a principe poetarum exor
si, poeticas figuras, & his peculiarē uocabulorū usum
paulatim discatis.

Eram
propemodum oblitus lectores admonere Βατραχομυο
μαχίαν, ab ijs qui inter doctos acerrimo sunt iudicio,
non ab Homero credi profectam, sed a quopiam qui
illū æmulatus, hoc poemation iulerit, & ut libello plus
accederet gratiæ, Homericō nomini inscripserit. Tameñ
si huius, quisquis fuerit, diuini ingenii ex hoc poemati
o fati abunde eluxit, ut hinc nō multo minus qualis
fuerit appareat, nempe eximius, q̄ ex Iliade Homerus,
quod nugæ serio tractare, & feliciter, taulto maximi in
genij sit argumentū. Quidam ad Tigreten Carera refe
runt, nā memini nobis a Beat. Rhenano demonstratū
exēplar uetustū, in quo titulus erat, ΤΙΓΡΗΤΟΣ ΤΟΥ
ΚΑΡΟΣ. Bene Valete. Apud inclytā Germaniæ Ba
silēā, postridie Cal. Ianuarias. An. M. D. X V I I I.

Abb. 9: Frobens Homerzitat 1518

Sinn der Buchstabenfolge. Gelesen als „en de tisi Tigretos, tou Karos“ bedeutet das: „In der Fassung des *Tigres, des Karers*“? Ein zufälliger Hinweis führte zur Teillösung des Rätsels in einer griechisch-lateinischen Homerausgabe des Basler Druckers und Erasmusverlegers J. Froben von 1518. Am Ende des lateinischen Vorworts werden Zweifel an der Autorschaft des Homer geäußert: „Ich hätte beinahe vergessen, meine Leser darauf hinzuweisen, dass einige von den scharfsinnigsten Gelehrten glauben, dass die *Batrachomyomachie* nicht von Homer stammt“. Weiter unten heißt es dann: „Einige schreiben sie dem Tigres zu, denn ich erinnere mich, dass uns von Beatus Rhenanus ein altertümliches Exemplar mit dem Titel ‚von Tigres, dem Karer‘ gezeigt wurde“. Damit hat unser berühmter Schlettstadter Humanist offenbar „unseren Homer“ in seinen Händen gehalten!

Auch in der Homervita Plutarchs, im Codex Venetus A der Ilias, dem Codex Parisinus aus dem 11. Jahrhundert und einigen späteren Handschriften erscheint die griechische Zuschreibung „einige lesen sie als Werk des Tigres aus Karien“. Konkret wird ein Tigres oder Pigres in der SUDA, dem umfangreichsten byzantinischen Lexikon des zehnten Jahrhunderts, als Bruder oder Sohn der karischen Königin Artemisia von Halikarnassos (heute Bodrum in der Südwesttürkei) zur Zeit der Perserkriege genannt. Ihm wird auch eine Versverdoppelung der Ilias zugeschrieben und den „Margites“, ein komisches Epos über einen Tölpel im Versmaß des Hexameters und Jambus. Dadurch ergäbe sich für die Abfassungszeit unseres Epos ein Ansatz für die erste Hälfte des fünften vorchristlichen Jahrhunderts (Seeschlacht bei Salamis, 480 v. Chr.).

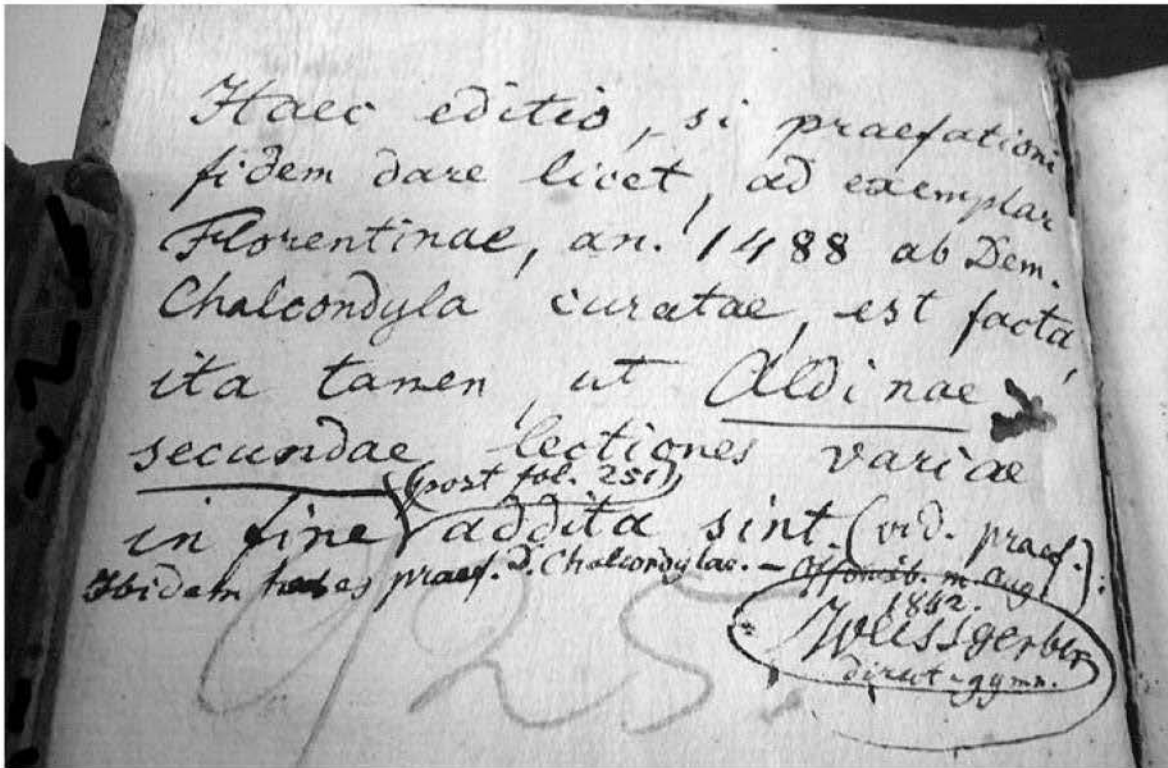


Abb. 10: Weißgerbers Eintrag von 1842

Kurz zu den beiden erwähnten Einträgen Weißgerbers. Der erste Eintrag im oberen Deckel der Homerausgabe *F 381 Worms 1563* von 1842 weist darauf hin, dass diese auf die von Demetrios Chalkondylas in Florenz von 1488 zurückgehe. Dieser hoch angesehene griechische Gelehrte (1428–1511) war ebenfalls vor den Türken nach Florenz geflohen und hatte dort mit als Erster bedeutende altgriechische Klassiker drucken lassen. Sein kurzer Brief als Einleitung zu dieser Ausgabe ist hinten im Text abgedruckt, dann folgen die von ihm beobachteten Textvarianten in der florentinischen Ausgabe im Vergleich zu zwei venezianischen Aldinen (nach 1500) mit Hinweis auf die Chemnitzer Edition von 1776. Beide erwähnten Homerausgaben muss also Weißgerber für seine handschriftlichen Einträge im Bestand seiner Klosterbibliothek vor Augen gehabt haben, um dann im Vergleich unseren Homer als älteste Edition den „Alterthumsfreunden“ mitzuteilen (s. o.!).

Am Ende des Textes folgen noch zwei Blätter mit merkwürdigen Details: Das vorletzte Blatt enthält vier voneinander abgesetzte schwarz gedruckte Blöcke mit römischen Ziffern von eins bis vier und je vier griechischen Wörtern, die sich nach intensivem Suchen als Anfänge der jeweils vierten rechten Seite unseres Kleinepos herausstellten. Offensichtlich handelt es sich hier um eine Anweisung an den Buchbinder zum Schneiden und Heften der Druckbögen.

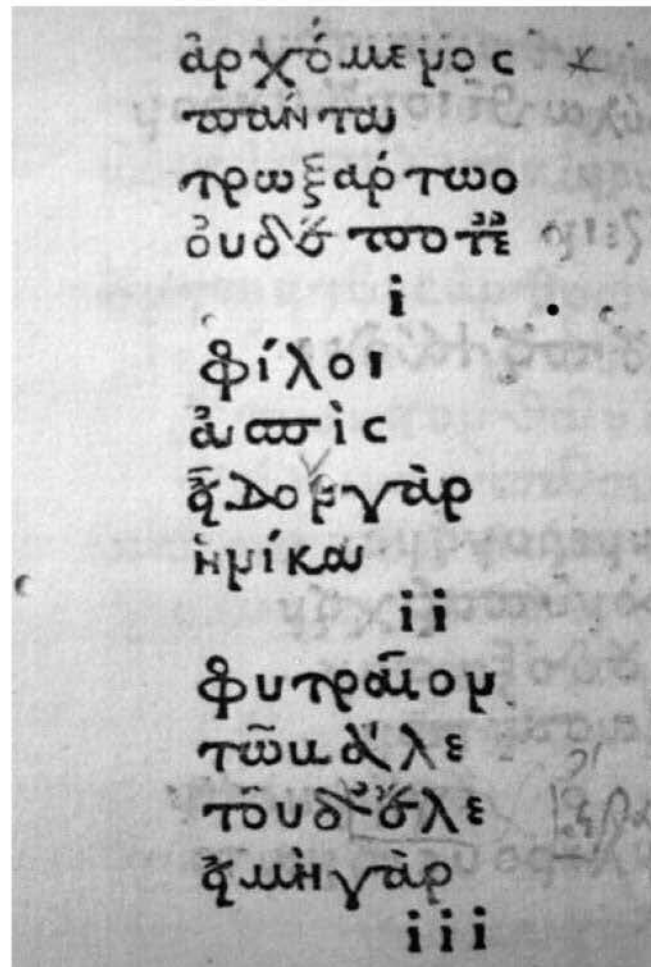


Abb. 11: Anweisung der Drucker
an die Buchbinder

Eine letzte Hürde zum Verständnis des Büchleins war mit den hoch gelobten, rot gedruckten Scholien zu nehmen.¹³ Da keinerlei Vergleichsmöglichkeiten zu gedruckten Texten gegeben waren, musste ein Bezugspunkt für eine Erklärung in den erst noch zu enträtselnden Wörtern gefunden werden. Untersucht wurden die ersten 13 Verse, die Schlussverse und die zusätzlichen zehn eigenen Hexameter des „Scholiasten“ am Ende samt deren Kommentar. Das Ergebnis kann auf folgenden nüchternen Nenner gebracht werden: Die von Weißgerber so bewunderten Scholien sind nichts anderes als eine Prosaparaphrase, die offenbar dem Leser Erklärungen geben zu müssen glaubt. So wird im Proömium zum Helikon mit „oros“ erklärt, dass es sich um ein Gebirge handelt. Poetische Wörter des Epos werden durch prosaische ersetzt: Herz durch *Geist*, Gesang durch *Gedicht*, Streit durch *Kampf*, Gastfreund durch *Freund*. Äußerst interessant ist der Erklärung des altgriechischen Wortes „mys“ für Maus durch das neugriechisch(-byzantinische) „pontikos“ und des Wortes „galä“ (Wiesel) durch „katä“ (Katze), beides in Zeile 9.¹⁴ Im erwähnten Anhang ersetzt der „rote Kommentator“ das etymologische völlig ungeklärte Wort „meropes“ für

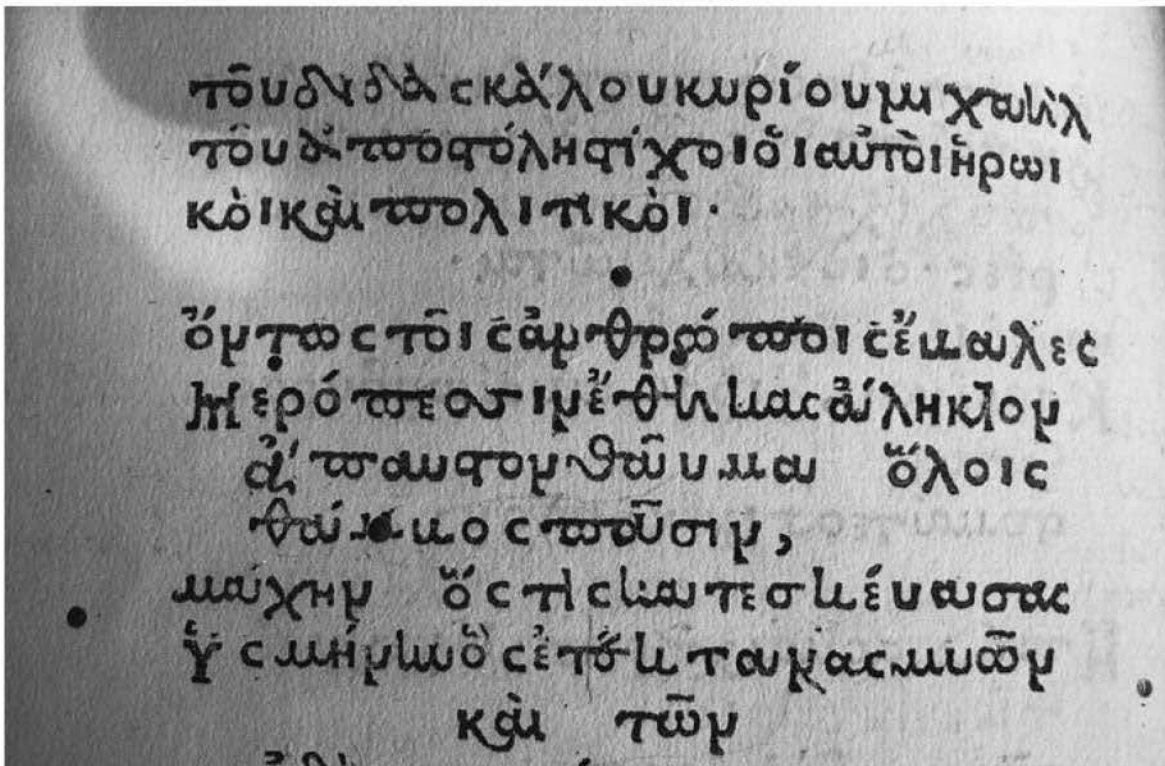


Abb. 12: „Der Lehrer Michael(tos)“

Sterbliche zweimal durch das geläufigere Normalwort für Menschen „*anthropoi*“. Meropes sind aber nicht nur „die sterblichen Menschen“, sondern auch die Bezeichnung für die Bewohner der Insel Samos, die der Landschaft Karien, der Heimat des Tigres, vorgelagert ist. Typisch ist auch die häufige Erläuterung von Einwortpartizipien durch präpositionale Ausdrücke, wie „beginnend“, durch „den Anfang machend“, „sich auszeichnend“ durch „gute Taten machend“, „monohämeros“ = „eintägig“ durch „an einem Tag“, „polemoklonon“ = „Kriegslärm erzeugend“ durch „gewaltig“. Insgesamt muss wohl davon ausgegangen werden, dass diese Scholien, wie es der Name schon sagt, für Schulzwecke geschrieben wurden.

Wer ist dieser „Scholiast“. Was wollte er sagen? Aufschluss könnte der Nachtrag nach dem „Telos“ (Ende) des Gedichtes geben: Die zwei Zusatzseiten mit zehn schwarz gedruckten, ärgerlich schlecht gebildeten (eigenen?) Hexametern (nur vier entsprechen der metrischen Norm!), darüber wieder die roten Scholien, beginnen mit der fast unleserlichen, dreizeiligen roten Überschrift: „Des Lehrers Herrn Michael(tos) Ausgabe, sowohl die heroischen als auch die politischen Verse“ und fahren dann fort: „Wenn die Menschen den Homer als Gott und als Quelle der Weisheit bestaunen, dann sollen sie doch auch den Tigres, der das Werk verfasst hat und dessen weltweiter Ruhm nie vergehen wird unter dem Himmelsgewölbe, als Halbgott verehren, ihn, den der Gesang der schön singenden Muse der Dicht-

kunst, Melpomene, erschaffen hat“.¹⁵ Mit Nennung des Tigres kommt der Autor auf die zweite Zeile des Buches zurück und wirft damit mehr Fragen auf als zuvor. Ist der Scholiast der „Lehrer Herr Michael (tos)“, der hier gerechten Ruhm in der Nachfolge Homers fordert? Ist damit die Frage der Autorschaft wieder offen? Ist oben mit den „heroischen Versen“ ein Bezug zu Homer angedeutet, mit „politischen“ die Kritik an seiner Apotheose zu lasten des wahren Autors Tigres? Eine kritische Edition, die Weißgerber angeregt hat und die es bislang nicht gibt, wäre hier eine echte wissenschaftliche Aufgabe und könnte die Antwort geben.

Warum gibt es noch keine Edition? Warum gibt es „unseren venezianischen Homer“ als echte Rarität nur viermal auf der Welt, außer in Offenburg noch in Paris, München und Manchester? Kann es sein, dass er seine Erhaltung dem Umstand verdankt, dass etwas später handlichere und besser lesbare Homerausgaben verfügbar waren? Ist damit unser schwarz-rotes *F 384 = rarum* aus der Experimentierphase frühen griechischen Buchdrucks auf uns gekommen als ein unhandlicher Ladenhüter?

Eine gigantische Kleintierschlacht mit homerischem Pathos

Ungewöhnlich wie die hier mit all ihren ungewöhnlichen Merkmalen vorgestellte griechische Inkunabel aus Venedig ist auch ihr Inhalt, ihre Deutung und, damit verknüpft, der Streit um die Autorschaft. Es handelt sich in dem Epos um einen komisch-ernsten Eintageskampf zwischen zwei Kleintierheeren, der auch den bombastischen und zungenbrecherischen griechischen Titel ausmacht:

Batrachos = der Frosch, mys = die Maus, machä = die Schlacht

Batrachomyomachie = die Froschmäuseschlacht oder der Froschmäusekrieg, in den besseren Handschriften meist als „Froschkrieg“ (Batrachomachia) überliefert. Aus harmlosen Anfängen lässt der Dichter in ca. 300 epischen Hexametern einen Beinahevernichtungskrieg entstehen, der sogar zweimal das Eingreifen der hohen olympischen Götter heraufbeschwört.

Zum Aufbau des Epyllions: Einem klassischen Musenanruf (1–8) folgt ein beinahe märchenhaft idyllischer Anfang: Einst labte sich eine kleine Maus, soeben den Fängen eines Wiesels entwischt, genüsslich am süßen Wasser eines Teiches, als sie von einem Frosch angesprochen wird (9–23).¹⁶ Eine hochepische, homerische Selbstvorstellung der königlichen Abstammung beider Tierchen und ihrer Esskultur schließt sich an (24–55), dann gleitet die Maus auch schon auf dem Rücken ihres neuen Freundes, „*der sie trug wie der Stier die Last seiner Liebe, Europa*“, über den Teich in das Reich des Froschkönigs (56–81). Plötzlich aber macht eine Wasserschlange der trauten Überfahrt ein jähes Ende: Der Frosch taucht ab, „*und entgeht dem dunklen Todeslos*“, die Maus ertrinkt vor den Augen ihrer Stammesbrüder, die ihren Seemannstod vom Ufer entgeistert miterleben

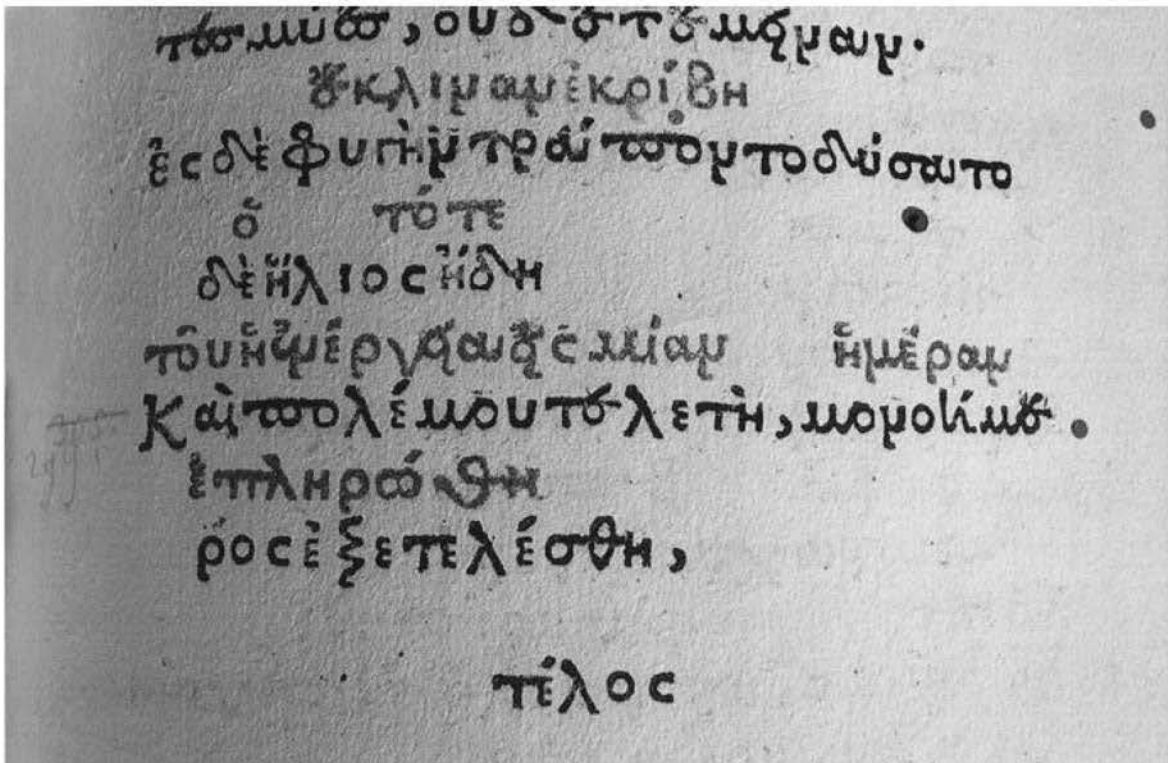


Abb. 13: Letzte Seite

(82–99). Das ist dann auch der Anlass für eine Kriegserklärung (100–107) und Rüstung beider Heere mit den kleinen Hilfsmitteln der Natur, wie Schoten, Schalen, Halmen und Muscheln und der Anfang einer erbitterten Auseinandersetzung zweier waffenstarrer Kriegsheere (108–167). Das ruft den besorgten Zeus auf den Plan. In einer Götterversammlung „im sternreichen Himmel“ bittet er die Olympier um ihr Eingreifen, aber niemand fühlt sich persönlich angesprochen: Athene ist sauer sowohl auf die ihre Opfer fressenden Mäuse, die sogar ihr eigenhändig gewebtes Festtagskleid angenagt haben, als auch auf die ihre Nachtruhe störenden Frösche (168–201). Machtlos sehen die Olympier nun von oben zu, wie sich in tödlichen Einzelkämpfen homerische Dramen, mit ca. 65 nachweislich originalen Iliaszitatzen, abspielen, wie „sein Hirn tropfte ihm aus der Nase“, „die Eingeweide quollen auf den Boden“, „Todesdunkel sank über seine Augen“ und schließlich „seine Seele stieg zum Hades hinab“ (202–269). Um die Frösche vor ihrem vollständigen Untergang zu bewahren, greift Zeus doch noch zu seinem Donnerkeil und schickt ein Entlastungsheer von Krebsen gegen die mörderischen Angreifer (270–301). „Da wandten sich die feigen Mäuse zur Flucht, und als die Sonne unterging, war der ganze eintägige Kriegszauber zu Ende“. Telos-Ende!

So schließt mit den Versen 302–3 das kleine Tierepos mit seinen zahlreichen Anspielungen und Zitaten aus Homers Kampf um Troja. Ist es aber wirklich ein Werk des großen kleinasiatischen Rhapsoden aus dem achten

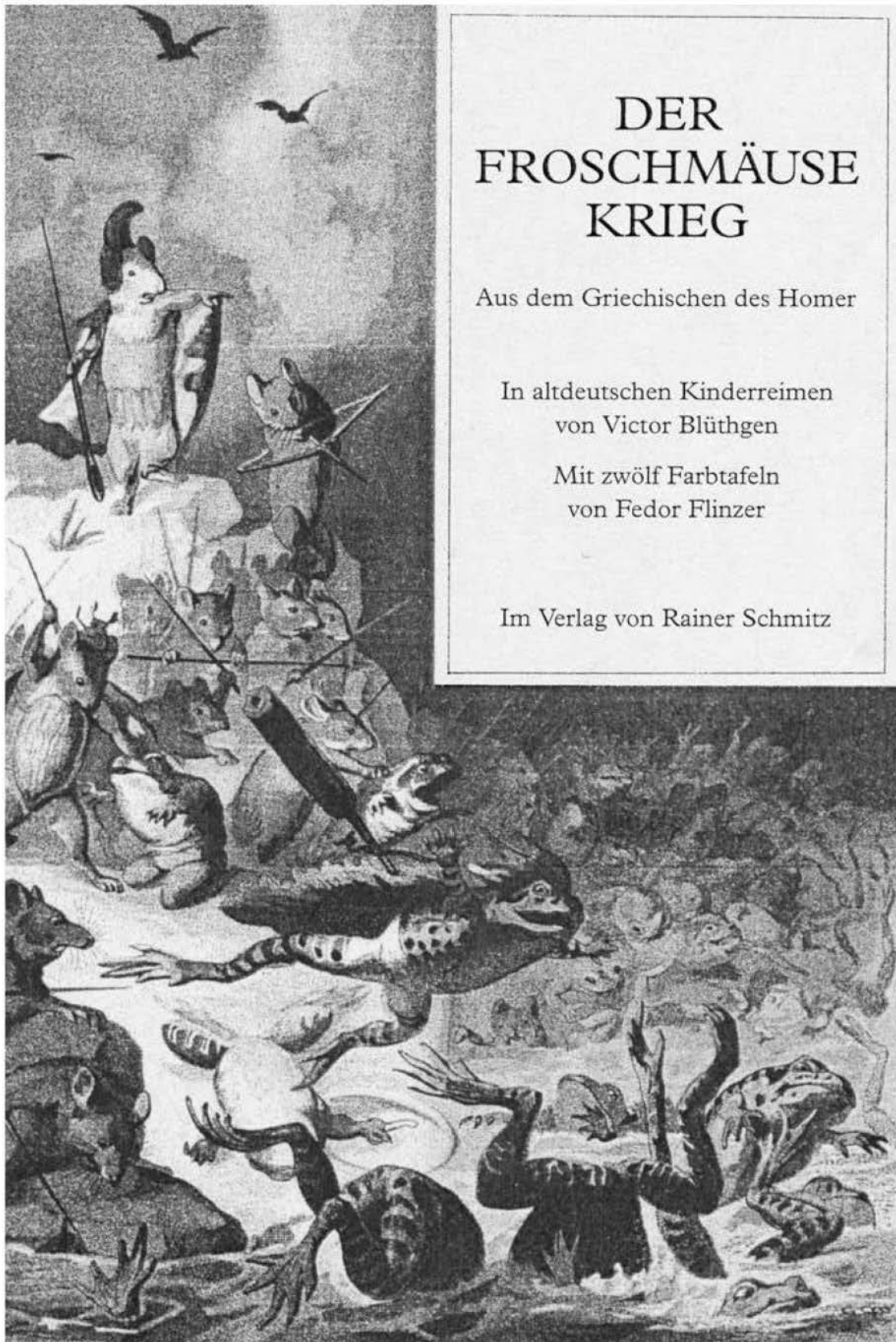


Abb. 14: Altdeutsche Kinderreime und Farbtafeln zum Froschmäusekrieg

Jahrhundert v. Chr.? Generationen von Homerlesern haben das geglaubt und das kleine Werk zusammen mit den 48 Büchern seiner beiden großen Heldenepen und den Hymnen überliefert und sogar zum Teil begeistert weitergedichtet. Über 100 Handschriften vom 10. bis zum 17. Jahrhundert haben das Werk über die Zeiten gerettet. Das Homer zugeschriebene lustig-ernste Kleinepos wurde später ein Lieblingstext der Renaissance und des Barock und sollte Schulkinder altersgerecht in die Sprache des ersten großen Dichters Europas einführen. So hat der Humanist und Theologe Philipp Melanchthon das witzige Tiergedicht zu seinem Tübinger Griechischunterricht genauso herangezogen, wie es dann der Konstanzer Griechischprofessor Weißgerber und seine Kollegen 300 Jahre später in Offenburg getan haben. Auch Goethe war der Text bestens bekannt. Der jesuitische Rhetorikprofessor *Jacob Balde* (1604–1668) aus dem benachbarten Ensisheim im Elsass dichtete den Froschmäusekrieg auf Lateinisch, auf fünf Bücher erweitert, mit viel Sprachwitz und zeitgenössischen Anspielungen nach: „tuba Romana cantata et Aevo nostro accomodata“ (1647). Zwei Exemplare dieses „deutschen Horaz“ aus dem Besitz des Offenburger Franziskaners L. Schmautz (anno 1705) gehören zu den Schätzen der Historischen Bibliothek mit einer kritischen Randnotiz von Weißgerber 1842: „non dubitat de Homericæ origine“ („er glaubt noch an die Autorschaft Homers“!).¹⁷ Der Magdeburger Gymnasiumsleiter *Georg Rollenhagen* (1542–1609) hatte es 1595 und in zahlreichen späteren Auflagen mit seinem deutschen „Froschmeuseler“ in 19.000 Versen auf über 660 viel gelesene Seiten erweitert! Das bedeutendste Zeugnis der Rezeption ist die italienische Nachdichtung von *Giacomo Leopardi* 1831–1837. Zu den heute über zwei Dutzend deutschen, zum Teil metrischen Nachübersetzungen und bebilderten Versuchen als Tierhumoreske mit altdeutschen Kinderreimen, gesellt sich im Internet mit seinen 33.310 einschlägigen Einträgen (Seite 19, vierter Titel: die japanische Fassung!) aktuell ein nachdichtender Poet namens *Aristoquakes* mit vielen eigenen Versen und Zeichnungen, der den Froschmäusekrieg – auch eine Deutungsmöglichkeit! – als Antikriegsepos auffasst.

Das hochtrabende Reden und hochstilisierte Handeln von Mäusen mit Heldennamen wie Psycharpax (Krümelklauer), Pternophagos (Schinkenschlucker) und Fröschen namens Physignatos (Blasebacke) und Hydromedusa (Nasstrude) im Habitus homerischer Helden, ferner das karikierte Versagen der olympischen Götter und das tragikomische Gehabe im trojanischen Streit der Mäuse am Teich der Frösche macht den pseudohomerischen Froschmäusekrieg zu einer der gelungensten literarischen Parodien der Antike.¹⁸ Lassen wir zum Abschluss dazu noch einmal, wie oben (Abb. 6), den Basler Humanisten und Drucker Froben (1518) zu Wort kommen: „quisquis fuerit, qui Homerum aemulatus poemation eius luserit, divinum ingenium ex hoc poematio satis abunde eluxit.“ „Wer auch immer es war,

der hier Homers Dichtung parodiert hat, sein göttliches Talent leuchtet in hohem Maße überall aus diesem kleinen Gedicht hervor“.

Nehmen wir den Froschmäusekrieg als das, was er auch schon vor 2500 Jahren war: eine spaßige Tiergeschichte und gelungene Literaturparodie von hohem intellektuellen Reiz, die noch heute durch das pseudoheroische Pathos im Sprechen und Handeln winziger Mäuse und Frösche homerisches Gelächter hervorrufen kann.

Anmerkungen

- * Franziskanische Studien III, 1 (Schätze der ehemaligen Offenburger Franziskanerbibliothek).
- 1 Die textkritisch maßgebliche Werkedition hat Th. W. Allen im fünften Band in der Homergesamtausgabe der Oxfordtexte 1912 vorgelegt (s. auch unter R. Gleis). Weißgerbers Theokritische Studien erschienen 1828, 1848, 1852 und 1858.
- 2 Zu verdanken ist diese bibliophile Trouvaille in erster Linie dem Leiter der Offenburger Stadtbibliothek, Herrn Ralf Eisermann, auf den auch die entscheidende Initiative zur Rettung und Konservierung der Offenburger Klosterbibliotheken zurückgeht. Ihm sei für seine erneute vertrauensvolle Unterstützung meiner Arbeit ganz herzlich gedankt. Auch seiner Mitarbeiterin Frau Kraus bin ich zu großem Dank verpflichtet. Sie hat mir selbst die ausgefallensten Buchwünsche per Fernleihe erfüllen können, wodurch eine wissenschaftliche Forschung erst ermöglicht wurde.
- 3 Dazu Näheres bei Batzer, Ernst: Zur Geschichte der Offenburger Schulen 1937, ferner bei Merker, Manfred: Die Klosterpforte des ehemaligen Offenburger Franziskanerklosters. Franziskanische Studien I, in: Die Ortenau (87) 2007, S. 329–360.
- 4 Ute Obhof (siehe die Literaturliste!) hat in ihrem fundierten Aufsatz zahlreiche Provenienzen nachgewiesen, neben J. Braunstein und L. Schmautz, beide OFMCon, namentlich auch umfangreiche Familienbibliotheken der Umgebung. Der Umfang der Braunsteinschen ex libris macht in Günthers Auswahlverzeichnis (siehe unter Anm. 10!) eine Seite, die von Schmautz drei Seiten aus.
- 5 „... libris conlocandis conservandisque locum ad orientem vergentem eligant, qui supra ...“ („zur Aufbewahrung der Bücher und deren Schutz, sollen sie einen Ort auswählen, der nach Osten weist und der oberhalb“...). Vergleiche zu lokalen Einzelheiten jetzt Merker, Manfred: Im Namen der Hyazinthe, Franziskanische Studien II, in: Die Ortenau (88) 2008 S. 273–300.
- 6 In Günthers Provenienzenliste von 2005 umfasst die (spätere) Herkunft „Großherz. Gymnasium“ elf, die aus dem Franziskanerkloster acht, dagegen die aus dem Kapuzinerbesitz nur eine Seite!
- 7 So annonciert in D'r alt Offenburger vom 6.6.1931 „Vor 100 Jahren“, StaOG 1663. Wichtig dazu auch die Akte „Die Bibliothek der Kapuziner zu Offenburg 1808, GLAK Abt.216, Fasc. 32a mit einem Dank an Frau Archivamtfrau Wüst in Karlsruhe.
- 8 Näheres zu diesen Anschaffungen in Merker, Manfred: „Turnlehrer Baumann ...“ in diesem Jahresband der Ortenau (89), S. 81 ff. Ein Erlass der damaligen Kultusbehörde vom 28.01.1838 ordnet z. B. für die Bibliothek die Anschaffung der Werke von Gutmuths (1804) und Werner (1834) an.
- 9 Die Darstellung folgte weitgehend der Arbeit von Isolde Tröndle (s. Literaturliste), die in ihrem Beitrag für das Handbuch historischer Buchbestände in Deutschland 1989 in der Gymnasiumsbibliothek eine erste Bestandsaufnahme vorgenommen hat. Merkwür-

- digerweise erwähnt sie auf Seite 274 zwar 230 Titel der „Klassischen Philologie“ mit sieben Inkunabeln, übersieht dabei aber offensichtlich unsere Homerausgabe von 1486!
- 10 Mein Emmendinger Kollege Dr. Hans-Jürgen Günther hat sich bleibende Verdienste um die detaillierte Katalogisierung der Bestände der Historischen Bibliothek und ihre unentbehrliche Internetpräsenz erworben, auf die jede weitere Arbeit aufbauen kann.
 - 11 Darauf hat Reinhold Glei in seiner synoptischen Edition und Kommentierung der Batrachomyomachie 1984 hingewiesen, in der er die nachlassende Fähigkeit, korrekt quantifizierende Hexameter statt akzentuierender Verse zu bilden, in der hellenistischen und byzantinisch-griechischen Literatur untersucht hat.
 - 12 Zitiert nach Arthur Ludwich, *Die homerische Batrachomachia* (s. die Literatur), dem wohl fundiertesten Werk, das zu unserem Gedicht verfasst wurde, S. 41. Auf 484 Seiten gelehrter Textkritik gibt der Königsberger Ordinarius auch indirekt unserem Offenburger Direktor Weißgeber mit seiner Hochschätzung unserer Ausgabe von 1486 als wahrer *editio princeps* Recht.
 - 13 Als griechisch versierten und findigen Mitarbeiter konnte ich meinen Kollegen STD Klaus Hauser, Offenburg, gewinnen. Ihm gilt für seine unermüdliche Mithilfe beim Entziffern, Übersetzen und Bewerten besonders der Randpassagen und Scholien des Textes mein besonderer Dank ebenso wie für sein konstruktives Lesen der Korrektur.
 - 14 Katzen gab es zur Zeit Homers noch nicht in Griechenland, – ein Argument gegen seine Autorschaft? „galä“ (gr.) heißt sowohl Katze, als auch Wiesel, – ein Grund es hier (also 1486) durch „kata“ zu ersetzen? In der byzantinischen Tragödienparodie „Der Katzenmäusekrieg“ des Theodor Prodromos (vor 1156) hat der Erstherausgeber Aristoboulos Apostolikos (1463–1533) jeweils „kata“ durch „galä“ ersetzt, was die moderne textkritische Edition von Herchen Leipzig 1873 wieder rückgängig gemacht hat.
 - 15 Damit schließt das Werk, das mit der Anrufung der helfenden Musen begann, mit der Rückführung des Werkes auf eine Muse als seine Schöpferin. Melpomene wird auch auf einem römischen Wandmosaik im Bardomuseum in Tunis zur Rechten des Dichters Vergil dargestellt, Homer schließt triumphierend sein drittes Odenbuch mit der Bitte: „Krone mein Haupt mit Lorbeer, Melpomene, – und tue es gern!“
 - 16 A. Ludwich (a. a. O. S. 381) hat diese Szenerie zu Recht in Verbindung gesetzt zur karischen Heimatlandschaft unseres Autors Pigres von Halikarnassos, was plausibel erscheint wegen der Namensgebung für einige der streitbaren Tiere und der Ähnlichkeit der Sumpflandschaft bei Myus, der „Mäusestadt“ (mys = die Maus!) am Mykalegebirge nahe der Mäandereinmündung in den latmischen Golf unweit von Halikarnassos, (die 1908 vom deutschen Archäologen Theodor Wiegand ausgegraben wurde).
 - 17 Als vielfach ausgewiesene Kennerin hat Veronika Lukas eine kritische Ausgabe, Kommentierung und Übersetzung von J. Baldes erstem Buch vorgelegt, die auch seine zeitgenössischen Bezüge zum 30-jährigen Krieg und zu den Türkenkriegen nachweist (s. auch unter U. Schmitzer). Zum Folgenden sei auf die Ausgabe von H. Ahlborn 1978 und die Textsammlung von A. Sommer 2007 verwiesen, die auch Frobens Edition abdruckt.
 - 18 Zur Theorie und Geschichte der Parodie ist die Erlanger Digitale Edition überaus hilfreich und im Internet leicht verfügbar (s. T. Verweyen und auch die amüsante Erlanger Parodieliste „Lenore fuhr ums Morgenrot“).

Literatur

- Paul Adam: Der Humanismus zu Schlettstadt, Obernai o. J.
- Helmut Ahlborn: Pseudo-Homer, Der Froschmäusekrieg (gr.-dt.), Berlin 1968.
- Constanze Albecker-Gänsler: Beispiele früher Buchkunst in der Historischen Bibliothek Offenburg. In: Neue Welt und Altes Wissen, S. 55–66, Offenburg 2007.
- dies.: Hunger nach Bildern und Bildung. Beispiele früher Druckerzeugnisse in der Offenburger Historischen Bibliothek. In: Die Ortenau 88 (2008), S. 257–272.
- Ernst Batzer: Zur Geschichte der Offenburger Schulen, Offenburg 1937.
- Victor Blüthgen/Fedor Flinzer: Der Froschmäusekrieg in altdeutschen Kinderreimen, München 1994.
- Richard P. Bredan: The first book printed in Greek. Bulletin of the New York Public Library, Bd. 51, 1947, S. 586–512.
- Severin Corsten/Reimar Fuchs: Der Buchdruck im 15. Jahrhundert. Eine Bibliographie, Stuttgart 1988.
- Ralf Eisermann: Die Restaurierung der Historischen Bibliothek Offenburg, Offenburg 2007.
- Konrad Eubel: Geschichte der oberdeutschen (Straßburger) Minoritenprovinz, Würzburg 1886.
- Anselm Fremmer: Venezianische Buchkultur. Bücher, Buchhändler und Leser in der Frührenaissance, Köln 2001.
- Reinhold Gleis: Die Batrachomyomachie. Synoptische Edition und Kommentar, Frankfurt 1984.
- Hans-Jürgen Günther: Humanistischer Geist in Offenburgs alten Bibliotheken, Offenburg 2007.
- Eugen Hillenbrand: „Unser fryheit und alt harkommen“, Offenburg 1990.
- Leonhard Lehmann OFMcap: Franziskanische Architektur (Franziskanische Studien 73), Werl 1991.
- Arthur Ludwich: Die homerische Batrachomyomachia des Karers Pigres nebst Scholien und Paraphrase, Leipzig 1896.
- Veronika Lukas: Batrachomyomachia. Homers Froschmäusekrieg auf römischer Trompete geblasen von Jacob Balde SJ (1637/1647) mit kritischer Ausgabe der ersten Buches, Übersetzung und Kommentar, München 2001.
- Otto Mazal: Der erste Versuch griechischen Buchdrucks im 15. Jahrhundert. In: Ars Impresoria (Internationale Festgabe für Severin Corsten zum 65. Geburtstag), München 1986.
- Manfred Merker: PROPOSITIQUE TENAX. Studien zum Offenburger Gymnasium, I. In: Die Ortenau 81 (2001), S. 199–219.
- dies.: Die Klosterpforte des ehemaligen Franziskanerklosters. Franziskanische Studien I. In: Die Ortenau 87 (2007), S. 329–360.
- dies.: Im Namen der Hyazinthe. Franziskanische Studien II. In: Die Ortenau 88 (2008), S. 273–300.
- dies.: Turnlehrer Baumann. Studien zum Offenburger Gymnasium, II. In: Die Ortenau 89 (2009), S. 81 ff.
- H. J. Mette: Artikel „Batrachomyomachia“ in: Der kleine Pauly. Lexikon der Antike Bd. I, S. 842.
- Glenn Most: Die Batrachomyomachie als ernste Parodie. In: W. Ax und R. Gleis (Hrsg.), Literaturparodie in Antike und Mittelalter, Trier 1993.
- Ute Obhof: Provenienzen der Bibliothek des ehemaligen Franziskanerklosters in Offenburg. In: ZGO 145 (106) 1997.

- Der kleine Pauly. Lexikon der Antike in 5 Bänden, München 1978.
- Isolde Tröndle: Die historische Bibliothek des Grimmelshausen-Gymnasiums in Offenburg. In: Die Ortenau 69 (1989).
- Hermann Schmid, Die Säkularisation der Klöster in Baden 1802–1811. Überlingen 1980.
- Wolfgang Schmitt: Die ersten griechisch gedruckten Bücher. In: Marginalien 66, Wiesbaden 1977.
- Ulrich Schmitzer: Jakob Baldes Batrachomyomachie. In: Balde und Horaz (hrsg. von E. Lefevre), Tübingen 2002.
- Victor Scholder: Red printing in early books. In: Gutenberg Jahrbuch 33, Wiesbaden 1958.
- Anton Sommer: Pseudo Homer. Batrachomyomachia (gr.-lat., bei Froben) 1518. Georg Rollenhagen, Froschmäuseler 1683, Wien 2007.
- Theodor Verweyen: Die pseudo-homerische „Batrachomyomachia“ als Beispiel hellenistischer Epos-Parodie, Erlangen 2008.
- Carl Watzinger: Theodor Wiegand. Ein deutscher Archäologe 1864–1936. München 1944.
- Theodor Wiegand: Halbmond im letzten Viertel. Briefe und Reiseberichte aus der alten Türkei von Theodor und Marie Wiegand, 1895 bis 1918. München 1970.

Abbildungen und Fotos: Manfred Merker

Ein rätselhafter Kupferstich zur Schlacht bei Willstätt im Jahre 1675

Walter E. Schäfer

Ein Kupferstich des 17. Jahrhunderts, der eine Schlacht zwischen französischen und kaiserlichen Truppen vor und bei Willstätt im Jahre 1675 darstellt, gibt manche Rätsel auf.¹ Von dieser Schlacht, bei der diesem Stich zufolge etwa 4000 französische Soldaten gefallen oder verwundet worden sind, ist in den gängigen Darstellungen zur badischen Geschichte keine Rede. Nur Regionalhistoriker berichten davon und stellen den Verlauf anders dar als der Kupferstich.²

Zunächst in Kürze die historischen Zusammenhänge. Das denkwürdigste Ereignis des Holländischen Krieges, der am Oberrhein mit einem Angriff französischer Brandschiffe auf die Rheinbrücke zwischen Kehl und Straßburg begann und mit dem Friedensschluss von Nymwegen im Februar 1678 endete, war wohl die Schlacht bei Sasbach am 27. Juli 1675. Das Hauptkorps der französischen Armee war unter dem Kommando des sieggewohnten Marschall Turenne vom Südwesten, von Achern her, gegen Sasbach vorgestoßen. Vom Norden, von Bühl her, hatte sich die kaiserliche Armee unter Graf von Montecuccoli bemüht, dem Gegner durch die Besetzung einer befestigten Stellung in Sasbach zuvorzukommen. Es entwickelte sich ein Artillerieduell über den Fluss Sasbach hinweg, bei dem die kaiserliche Artillerie in besserer Stellung stand. Turenne suchte einen besseren Ort für die Aufstellung seiner Geschütze, als er von einer Kanonenkugel mehr zufällig als gezielt niedergeworfen wurde und rasch starb.³ Einer der ältesten Berichte des Vorgangs, das „Theatrum Europaeum“, schildert im Jahrgang 1682 den Todesfall so:⁴

*Eine Kugel habe „endlich wider des Turenne Brust geschlagen /
und dieselbe dergestalt zerschmettert / daß er /
ohn einiges Wort = sprechen / und mit auswerffung
viel Bluts todt zur Erden nieder gefallen. Als nun
dieser Todesfall in der Frantzösischen Armee ruchtbar
worden / verursachte derselbe eine große Bestürtzung /
und kann die Traurigkeit / welche die
Frantzosen heirüber bezeuget / mit Worten nicht
gnügsam ausgesprochen werden / gestalten dann
viel derselben geruffen: Unser Vatter ist todt /
wir sind verlohren“*

Der Schreckensruf macht deutlich, welches Charisma Turenne ausgestrahlt hatte und wie groß Resignation und Verzweiflung auf französischer Seite waren. Sie erklären weithin das Versagen der französischen Truppen im weiteren Verlauf.

Hinzu kam, dass Turenne keine Anweisungen für den Fall seines Todes im Kampf gegeben hatte. Die Frage, welcher der Generäle das Oberkommando in diesem Fall übernehmen sollte, war offen geblieben. Darüber kam es zu Auseinandersetzungen zwischen dem Marquis Nicolaus Vaubrun, der eine Militärlaufbahn unter Turenne genommen hatte, und dem Grafen Jaques Henri de Lorges.⁵ Beide kamen aus dem französischen Hochadel und hatten den gleichen militärischen Grad erreicht: als General-Leutnants. Ihre strategischen Vorstellungen differierten: de Lorges wollte die französischen Truppen möglichst rasch über die in Altenheim erbaute Rheinbrücke retten und im Elsass Verstärkungen erwarten. Vaubrun dachte an weiteren Widerstand rechts des Rheins. Ihre Befehle widersprachen sich.

Die französischen Truppen waren durch Mangel an Proviant zusätzlich demoralisiert. Sie fluteten in südwestlicher Richtung gegen Goldscheuer zurück, die Rheinbrücke bei Altenheim als Zuflucht im Auge.

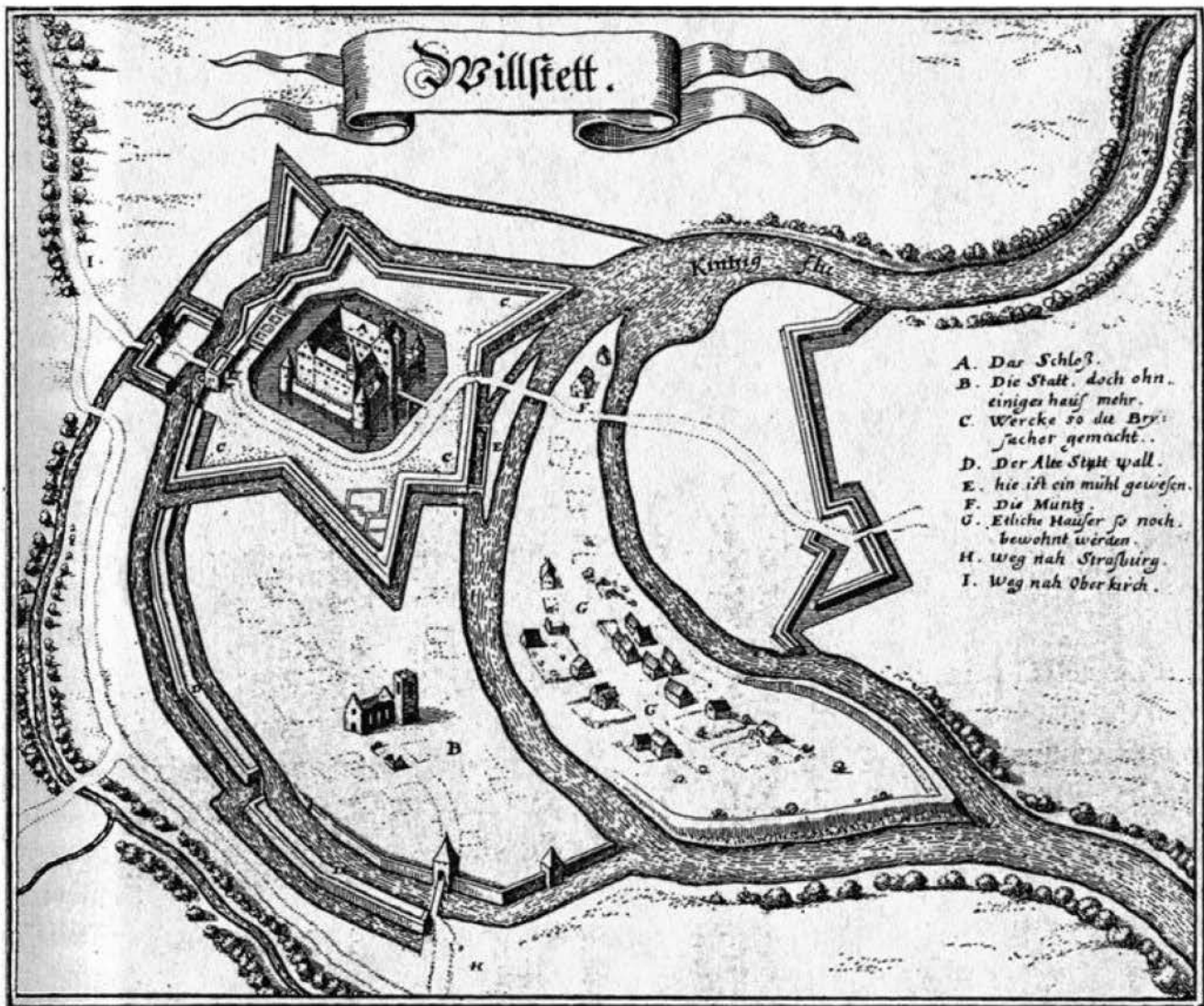
Die Erstürmung von Willstätt

Die Verfolgung wurde von den Kaiserlichen nur zögerlich aufgenommen. Der Wunsch des Kaisers Leopold II., zunächst Willstätt, das Schloss und den Ort einzunehmen, soll dabei eine Rolle gespielt haben. Man fragt sich als Leser unserer Zeit, warum die Einnahme Willstätts eine solche Bedeutung hatte, dass Montecucculi die Verfolgung der französischen Armee nur mit Teilen seiner Truppen aufnahm.⁶

Willstätt wird in Urkunden und Geschichtsberichten des voraufgegangenen 16. Jahrhunderts trotz seiner geringen Einwohnerzahl – es hatte nach dem Dreißigjährigen Krieg auch noch 1667 nur zweiundsechzig Bürger und vierzehn Witwen und Waisen – auffällig oft genannt.⁷

In Willstätt wurden diplomatische Verhandlungen anberaumt, Verträge abgeschlossen, besonders wenn die Freie Reichstadt Straßburg mit betroffen war. Einige der Gründe dafür sind leicht zu erkennen: An der Straße von Straßburg nach Renchen und Oberkirch gelegen, von wo der Weg weiter über den Kniebis nach Württemberg führte, war Willstätt leicht erreichbar. Eine Brücke führte über die Kinzig und das Schloss bot bequeme und standesgemäße Unterkünfte für Ratsherren und Delegierte. Auch auf dem Wasserweg, der Kinzig, konnte man nach Willstätt gelangen.

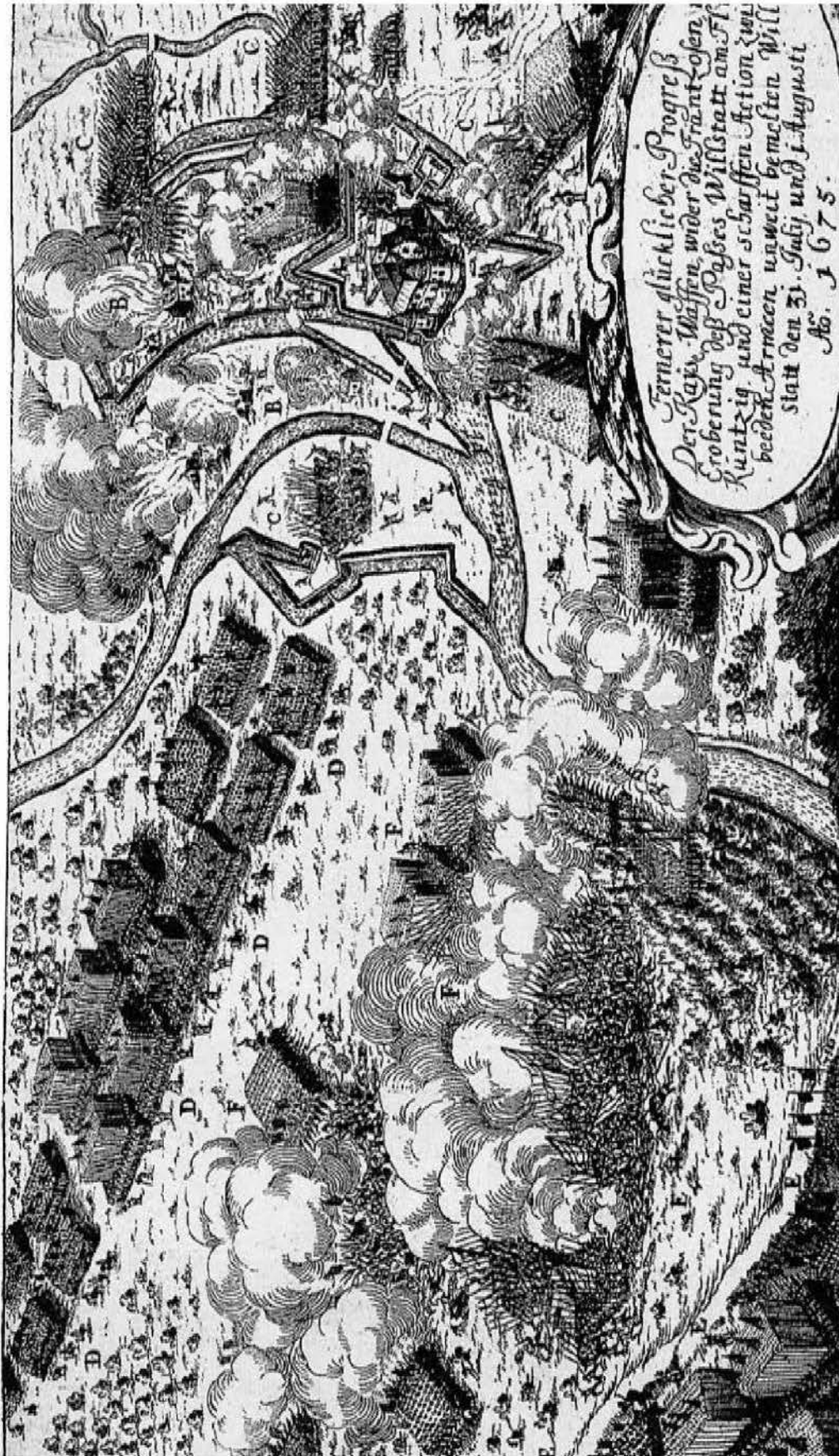
Im 17. Jahrhundert kam ein weiterer Faktor hinzu: Willstätt wurde zum befestigten Ort ausgebaut. Die topographischen Voraussetzungen dafür waren günstig. Der Ort war von zahlreichen Gewässern und Bachläufen



Aus den Großh. Sammlungen f. Altertums- u. Völkerkunde in Karlsruhe.
Willstätt im Jahre 1643 nach Merian.

A. Das Schloß. B. die Statt, doch ohn einiges haus mehr. C. Werke, so die Brysacher gemacht. D. Der Alte Statt wall. E. hie ist ein mühl gewesen. F. Die Münz. G. Etliche Häuser so noch bewohnt werden. H. Weg nach Strasburg. J. Weg nach Oberkirch.

Willstätt nach dem Dreißigjährigen Krieg. (Aus Johannes Beinert: Geschichte des ehemaligen hanau-lichtenbergischen Schlosses zu Willstätt. In: Die Ortenau 1/2 (1910/11), S. 43.)



Fernerer glücklicher Progreß
 Der Kay. Wäffen wider die Frantzosen
 Eroberung des Raths Willstatt am 21.
 Junij und einer scharffen Action zw
 beeden Armeeen unweit bemelten Will
 statt den 31. Julij und 1. Augusti
 No. 1675.

A. B. Das Besloß und Stadt Willstatt so
 mit 300 Frantzosen besetzt gewesen.
 Ihr Excellenz Herr Graf Wachtelberg Ernst
 v. Sinzendorf mit 1000 Mann erobern
 Willstatt den 21. Julij Abends gegen 5.
 Uhr brechen die Frantzosen heraus und
 verhoffend bei 20000 Malter Frucht und
 20000 Stund Brod so der Frantzosen
 Armee hat sollen zugeführt werden.
 D. Die Kay. Armee so dem Feind den 1. Au
 gusti ubers Waßer nach gesetzet.
 E. Frantz. Armee so sich ein vortzuwand v
 Willstatt wider in Bettingen gestofft.
 F. Keyserl. Avantgarde welche alsbald
 mit dem Feind zu ehargiren angefa
 gen biß die Armee hinbey geruckte.
 B. Dese bar te Occasion hat gewaret von
 den 12. Mittags biß Abends um 8. und
 ist Frantzosen seiten todt gebliben der Mar
 schall de Blossis der Marf. Vandenbrun und
 in die 4000. gemeine, auch ist der Comte de
 Longe so ein Turanne stert comandirt ver
 wundet und seind in diesen und vorige Acte
 onen das Champagnische Regt. biß auf 4. Das
 Turrisse biß auf 60. Mann ruinirt
 den 12. Feldzeugm. Sagilliere ist aus 30
 Wunden gestorben. Kay. Seiten sind
 so biß 11000. gebliben, und ist bemelter
 von Marsternberg in einen Armscher
 Dine wald an Hals (jedoch nicht ge
 lich) verwundet.

umgeben, von Kinzig und Schutter im Süden, von einem Nebenarm der Kinzig im Norden, schließlich dem Mühlbach, darüber hinaus von verbreiteten Sumpfbereichen. Schon im Spätmittelalter, durch die Grafen von Lichtenberg, war der Ort mit Mauern, Türmen und Wällen davor befestigt worden. Während des Dreißigjährigen Kriegs hatten die wechselnden Okkupanten die Befestigungen ausgebaut, so dass die Schutzwälle nach Westen und Osten weit über den Ortsetter hinausreichten. Besonders das französische Militär, im Festungsbau erfahren, hatte immer wieder die Wälle und Türme durch vorgelagerte Schanzen und Glacis erweitert, insbesondere in den vierziger Jahren. In der Folge gewann der Ort immer mehr an strategischer Bedeutung. Heeresformationen im offenen Feld konnten sich an die Festungsanlagen anlehnen, auch unter Umständen in sie zurückziehen.⁸

Nicht zufällig hatte Turenne im Sommer 1675, vor der Schlacht bei Sasbach, sein Hauptquartier in Willstätt aufgeschlagen und die Befestigungen des Schlosses verstärken lassen. Seine Nachfolger im Oberbefehl hatten nach der Schlacht ein Detachement von sechshundert Mann zu Sicherung des Schlosses zurückgelassen. Die Kaiserlichen erschienen am 31. Juli vor Willstätt, „zwei Stunden vor Tag“. Hören wir den Bericht von Johannes Beinert, der denkbar knapp gehalten ist:⁹

*„Die Franzosen hatten bereits Willstätt in Asche gelegt, die Verteidigung beschränkte sich nur auf das Schloß. Es wurde von den Kaiserlichen mit Kanonen beschossen, bis eine bedeutende Bresche offen stand. Graf Stahremberg drang am Abend durch diese im Sturm ein. Darauf steckten die Franzosen die Proviantvorräte in Brand und verließen das Schloß“.*¹⁰

Der Name des wagemutigen Grafen von Starhemberg (so die korrekte Schreibung) wäre eines Kommentars wert gewesen. Willstätt hat es mit einer der herausragenden Figuren des Jahrhunderts zu tun bekommen. Der Name von Ernst Rüdiger Graf von Starhemberg (1638–1701) ist mit einem der denkwürdigsten Ereignisse der Türkenkriege verbunden, mit der Bela-



Die Erstürmung Willstätts am 31. Juli 1675 und eine Schlacht zwischen österreichischen und französischen Truppen vor Willstätt. Kupferstich von J. M. Lerch. Hess. Staatsarchiv Marburg (StA MR) WHK 4/36.

gerung Wiens im September 1683 durch die Türken. Starhemberg kommandierte die 16.000 Mann, welche die Hauptstadt des Reiches erfolgreich verteidigten. Er leistete 1675 als Dreißigjähriger das Bravourstück, dass er durch die in die Schlossmauern Willstätts geschossene Bresche in die Schlosshöfe eindrang. Die französische Besatzung rückte auf den Befehl de Lorges noch am gleichen Tag, dem 31. Juli 1675, aus Willstatt ab.

Das Ergebnis des französischen Feldzugs am Oberrhein von 1675 lässt sich rasch zusammenfassen: Die Armee Turennes stellte sich am 1. August noch einmal in Schlachtordnung, in zwei Linien, gegen die kaiserlichen Truppen, wobei der linke Flügel in der Höhe von Goldscheuer an den Rhein anstieß, der rechte Flügel hinter der Schutter bei Müllen im Süden stand.¹¹ Das Zentrum der Kämpfe lag bei Goldscheuer, wohin die Vorhut der kaiserlichen Truppen unter Generalfeldwachmeister Harrant vorstieß. Die Entscheidung fiel wieder einmal durch ein Umgehungsmanöver, worin Montecuccoli Meister war. Unter dem Kommando von Generalmajor Dünewald umging ein Truppenteil der Kaiserlichen den rechten Flügel der Franzosen südlich von Altenheim, wodurch die erste Linie der französischen Schlachtordnung aufgerissen wurde und auf die zweite, die Reservelinie, auflief.¹² Die Franzosen wichen in Verwirrung zurück. Die Kämpfe dauerten am 1. August von 10 Uhr morgens bis 8 Uhr abends. Einzelne Einheiten der Franzosen verschanzten sich noch um die Rheinbrücke von Altenheim, bis auch sie am 4. August ins Elsass abrückten. Dort gingen die Kampfhandlungen in Richtung Hagenau weiter, auf französischer Seite nun unter dem Kommando von Louis, Prinz von Condé (1621–1680), der in Flandern und den Niederlanden Kriegsruhm erworben hatte. Die Verluste der französischen Armee beliefen sich auf ca. 3000 Mann, die der Kaiserlichen auf etwa die Hälfte davon.

Der Kupferstich mit der Darstellung des Kampfes um Willstatt

Die Kriegshandlungen und Ereignisse des Jahres 1675 in der Ortenau sind durch zeitgenössische Aufzeichnungen, Militärberichte, Briefe (auch von Turenne) und durch historische Darstellungen ausreichend dokumentiert. Eine besondere Stellung unter den Zeitzeugnissen nehmen die zahlreichen überlieferten Kupferstiche ein. Das vollständigste Verzeichnis, das von Adolf Siefert in den Jahrgängen 1919/20 und 1925 der „Ortenau“, verzeichnet schon im Jahrgang 6/7 (1919/20) fünfundzwanzig Kupferstiche und andere graphische Darstellungen zur Schlacht bei Sasbach am 27. Juli 1675. Sie sind thematisch zentriert um den überraschenden Tod Turennes. Sein Ende auf dem Schlachtfeld wurde die bedeutendste aller Kriegsnachrichten überhaupt. Im Verzeichnis des Jahrgangs 12 (1925) der „Ortenau“

finden sich auch fünf Kupferstiche, die sich auf die Kämpfe um Goldscheuer und Altenheim beziehen. Der größte Teil all dieser Stiche kam aus französischen Druckereien.¹³

Ein Kupferstich, den das Hessische Staatsarchiv Marburg bewahrt, ist bei Adolf Siebert und in den von mir geprüften Verzeichnissen von zeitgenössischen Stichen nicht aufgeführt.¹⁴ Er scheint bis jetzt unbekannt geblieben zu sein, auch Johannes Beinert, der seiner „Geschichte des badischen Hanauerlandes unter Berücksichtigung Kehls“ und seiner „Geschichte des ehemaligen hanau-lichtenbergischen Schlosses zu Willstätt“ Reproduktionen von Stichen eingefügt hat. Er findet sich auch nicht unter den Stichen, die das Turenne-Museum in Sasbach zeigt. Er stellt unter dem Titel „*Fernerer glücklicher Progreß Der Kays.Waffen, wider die Frantzosen in Eroberung des Passes Willstätt am Fluß Küntzig und einer scharffen Action zwischen beeden Armeen unweit bemeltem Willstatt den 31. Julij und 1. Augusti AD 1675*“ die Eroberung Willstätts durch kaiserliche Truppen und eine Schlacht in unmittelbarer Nähe von Willstätt dar.

Der Stecher hat offenbar den älteren Stich von Matthäus Merian, der den Zustand Willstätts nach der Zerstörung durch kaiserliche Truppen im Jahr 1634 zeigt, zum Muster für die Zeichnung der Umrisse des Dorfes und seiner nächsten Umgebung genommen. Die Übereinstimmungen bis in Details, etwa der Festungswerke, sind zu deutlich.¹⁵ Doch stellen sich der Interpretation eine Reihe von Schwierigkeiten entgegen. Die erste: wie häufig auf Landkarten und Stichen dieser Zeit ist die Darstellung nicht genordet, wie wir gewohnt sind. Die Kinzig oberhalb des Dorfes schwingt nicht nach Nordosten aus, sondern nach der entgegengesetzten Seite. Um den Stich in die gewohnte Lage zu bringen, müsste man ihn um neunzig Grad drehen. Das macht es schwierig, die Himmelsrichtungen zu erkennen, in der die Truppen aufgestellt sind und in die sie ausweichen.

Die zweite Schwierigkeit liegt darin, dass der Stecher offenbar versucht hat, verschiedene Phasen einer Schlacht darzustellen. Mit D und E sind die Ausgangsstellungen der österreichischen und der französischen Armeen bezeichnet. Mit F dagegen schon der Angriff der österreichischen Avantgarden auf das französische Heer und dessen chaotische Verwirrung.

Doch die hauptsächliche Schwierigkeit: Welche Schlacht vor den Toren Willstätts – „ein Viertelstund von Willstätt“ (E) ist hier eigentlich gemeint? Die Erstürmung des Ortes und Schlosses Willstätt ist historisch eindeutig belegt, auch die im Kommentar unter C genannten Einzelheiten, der Verlust von 20000 Malter Frucht und 200000 Pfund Brot auf der Seite der Franzosen. Eine Schlacht in Sichtweite von Willstätt am 1. August 1675 aber nicht.

Eine Prüfung der im Bildkommentar genannten Details dieser Schlacht, ihr Datum, die Namen der Armeeführer auf beiden Seiten, die Darstel-

lung ihres Verlaufs machen klar, dass die Schlacht um Goldscheuer und Altenheim gemeint ist. Dann aber stellt sich die Frage, was hat den Stecher oder den – nicht genannten – Verlag veranlasst, die Ereignisse vom 1. August, mehr als zehn Kilometer von Willstätt entfernt, so nahe heranzurücken? Ein bloße Unkenntnis der örtlichen Gegebenheiten ist es wohl nicht.

Der Stich ist ein Medium der kaiserlichen Kriegspropaganda. Darauf deutet die Inschrift der Kartusche: „Fernerer glücklicher Progreß der Kays. Waffen wider die Frantzosen ...“, aber auch der Name des Graveurs, der den Stich signiert hat, „Lerch“, Johann Martin Lerch lässt sich von 1653 bis 1684 als Kupferstecher in Wien nachweisen.¹⁶ Er schuf neben Porträtstichen auch Darstellungen politischer Tagesereignisse. Es kam in unserem Fall darauf an, österreichische Siegestaten ins rechte Licht zu heben, eben die Erstürmung von Willstätt und die Schlacht um Goldscheuer. Die französische Kriegspropaganda war zu dieser Zeit intensiver, doch gab es auch Propaganda auf der Seite des Kaisers.

Wer mehr von der kriegsgeschwängerten Atmosphäre dieser Jahre erfahren wollte, von den Täuschungsmanövern und Finten der Kommandeure und den plötzlichen Umschwüngen des Kriegsglücks, der könnte das Turenne-Museum in Sasbach besuchen. Freilich ist es der Verkündigung des Ruhmes von Turenne verpflichtet, auch nach dem Übergang aus französischem Staatsbesitz in die Hände bundesrepublikanischer Instanzen, vor allem des Hauses der Geschichte Baden-Württemberg im Jahr 1996. Doch man muss sich von den Fanfaren französischen Heldentums nicht unbedingt betäuben lassen. In gesonderten Räumen ist einiges von dem Niedergang der umliegenden Dörfer der Ortenau zu sehen, auch auf Kupferstichen.

In einer Epoche der wechselseitigen Verständigung, der Neufassung von Geschichtsbüchern auch in den schwierigen Fragen von Krieg und Frieden, wäre es an der Zeit, auch des ehemaligen politischen Gegners zu gedenken. Graf Raimund von Montecuccoli zum Beispiel war ein nicht weniger begabter Stratege, hatte nicht weniger Kriegserfahrung als Turenne. Seine militärtheoretischen Schriften waren ebenso zahlreich und nicht weniger bekannt als die des französischen Marschalls. Er könnte im Turenne-Museum in Sasbach mehr Beachtung finden.¹⁷

Was freilich aus den Literaten in der betroffenen Ortenau, was aus Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen (1621 oder 1622–1676), dem Schultheis von Renchen, was aus Quirin Moscherosch (1623–1675), dem Pfarrer von Bodersweier, in den Wirren der Jahre zur Zeit ihres Lebens geworden ist, darüber erfährt man im Turenne-Museum nichts. Von Grimmelshausen weiß man nur so viel, dass er im Alter von fünfundfünfzig Jahren noch einmal zu militärischen Hilfsdiensten einberufen worden

ist, aber am 16. August 1676 im Kreis der Familie in Renchen gestorben ist, vermutlich durch die Kriegsstrapazen erschöpft.¹⁸ Quirin Moscherosch ist schon ein Jahr zuvor aus dem mitten im Kampfgebiet liegenden Bodersweier nach Straßburg geflohen und am 19. April im Straßburger Exil gestorben.¹⁹

Anmerkungen

- 1 Ich danke dem Kollegen Hans-Rüdiger Fluck für den Hinweis auf diesen Kupferstich im Hessischen Staatsarchiv Marburg (StA MR) WHK 4/36. Eine Reproduktion findet sich am Ende dieser Darstellung.
- 2 Ich benutzte folgende Schriften:
Jakob Trunkenbold III: Turenne. o.O. Altenheim 1908 (Bad. Landesbibliothek O 56 A 482). Johannes Beinert: Geschichte des badischen Hanauerlandes unter Berücksichtigung Kehls. Kehl 1909 (2. Aufl. Kehl 1990). Johannes Beinert: Geschichte des ehemaligen Schlosses Willstätt. In: Die Ortenau 1/2 (1910/11), S. 29–47. Carl Steckner: Das Schloss Willstätt. In: Die Ortenau 21 (1934), S. 278–285.
- 3 Ich legte folgende Darstellungen zugrunde: Paul Lumkemann: Turennes letzter Feldzug 1675. Halle 1883 (= Hallische Abhandlungen zur Neueren Geschichte Heft 18). Karl Tschamber: Der deutsch-französische Krieg 1674–1675. Hünigen 1806, besonders S. 231–237. Johannes Beinert: Geschichte d. bad. Hanauerlandes (wie Anm. 2), besonders s. 232–237.
- 4 Theatrum Europaeum Teil 11, Frankfurt/M. 1682, S. 671.
- 5 Vaubrun (1653–1675), s. Dictionnaire de Biographie Française BD.V (1951), S. 963. De Lorges (1628–1704), s. Nouvelle Biographie Générale BD.XV (1965), S. 463.
- 6 Karl Tschamber (wie Anm. 3), S. 232.
- 7 Willstätt. Aus Geschichte und Gegenwart, hrsg. v. Arbeitskreis Brauchtum und Geschichte der Gemeinde Willstätt, Vorsitzender Alfred Hetzel, Kehl-Goldscheuer 2003, S. 26.
- 8 Über die Befestigungsanlagen Willstätts Johannes Beinert: Geschichte des Schlosses (wie Anm. 2), S. 26.
- 9 Johannes Beinert: Gesch. des bad. Hanauerlandes (wie Anm. 2), S. 233.
- 10 Ebd. S. 236. Joh. Beinert: Geschichte des ehem. Schlosses (wie Anm. 2), S. 46.
- 11 Joh. Beinert Gesch. des bad. Hanauerlandes (wie Anm. 2), S. 236.
- 12 K. Tschamber (wie Anm. 3), S. 234.
- 13 Adolf Siefert: Die Ortenau im Bilde. In: Die Ortenau 6/7 (1919/20), S. 24–39. Die Ortenau 12 (1925), S. 102–112. S. auch die Liste bei Friedrich Lautenschlager: Bibliographie zur badischen Geschichte, Bd.I,1, Karlsruhe 1929, S. 270–277. Wilhelm Edmund Gugulin: Historischer Bildatlas BD.I. Hildesheim 1964 (drei Kupferstiche zur Schlacht bei Sasbach).
- 14 Ich verdanke dem Kollegen Hans-Rüdiger Fluck, Universität Bochum, den Hinweis auf diesen Stich, Martin Ruch eine digitale Reproduktion.
- 15 Johannes Beinert: Geschichte des badischen Hanauerlandes (wie Anm. 1), S. 204.
- 16 Ulrich Thieme, Felix Becker (Hg.) Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart, Bd. 23, S. 110.
- 17 Von den zahlreichen biographischen Schriften zu Montecuccoli (1609–1680) sei nur die jüngst erschienene genannt: Georg Schreiber: Raimondo Montecuccoli. Feldherr, Schriftsteller und Kavalier. Ein Lebensbild aus dem Barock. Graz, Wien, Köln 2000.

- 18 Dieter Breuer: Grimmelshausen-Handbuch. München 1999, S. 16.
- 19 Walter E. Schäfer: Quirin Moscherosch. Ein Poet der Grafschaft Hanau-Lichtenberg (1623–1675), S. 54.

„... gleich als ob sie lauter Atheisten wären ...“

Beziehungen zwischen den Fischern von Kehl und der Straßburger Fischerzunft im 17./18. Jahrhundert

Hans-R. Fluck

Während über die Fischerzünfte in Altenheim, Auenheim und Straßburg mehrfach publiziert worden ist¹, wissen wir über die frühere Fischerei im Kehler Gebiet bisher nur wenig.² Dass aber auch in Kehl (sowie Sundheim und dem einstigen Iringheim/ Hundsfelden) Fischfang berufsmäßig betrieben worden ist, kann man sich unschwer vorstellen. Denn Fisch war in der Vergangenheit überall am Rhein ein gleichermaßen wichtiges und unverzichtbares Nahrungsmittel³. Eine Fischerzunft scheint im engeren Kehler Gebiet (Dorf und Stadt Kehl) zwar nie bestanden zu haben, doch müssen es schon eine größere Zahl von Fischern gewesen sein, dass die Straßburger Fischerzunft – sie hatte weit über 100 Zunftmitglieder – sich mit ihnen wiederholt auseinandersetzte.

Solche Auseinandersetzungen mit Straßburger Beteiligung über die gegenseitigen Fischereirechte, bei denen es auch zu handfestem Streit, Gefangennahmen bis hin zu vereinzelt Schießereien kam, dokumentieren die Fischereiakten rheinauf und rheinab⁴.

Kehl, 1678 von den Franzosen erobert, war seit 1680 zu einer Festung außerhalb des Dorfbanns ausgebaut worden, die nach Wunder⁵ ein Allod der Herren von Geroldseck gewesen zu sein scheint. Die Festung entwickelte sich allmählich zur Stadt und erhielt 1774 das Stadtrecht. Ab 1698 gehörte die Festung als Reichslehen dem Markgrafen von Baden, stand jedoch 1703–1714, 1733–1736 und 1808–1814 unter französischer Herrschaft. Das eigentliche Dorf Kehl (zusammen mit Sundheim und Iringheim) blieb bis 1910 selbständig.

Informationen über die gegenseitigen Beziehungen jener Zeit finden sich zahlreich in den Akten der Straßburger Fischerzunft. Sie zeigen, dass die nachbarlichen und offiziell als freundschaftlich deklarierten Beziehungen über Jahrhunderte hindurch bestanden haben. Zumindest einmal war sogar ein (Dorf-) Kehler Pastor Mitglied der Straßburger Zunft, wie die Straßburger Zunftbücher ausweisen⁶. Das hängt mit dem erwähnten Kondominat und der rechtsrheinischen Teilherrschaft des Straßburger Hochstifts zusammen, das für seine Untergebenen die Mitgliedschaft in einer Zunft vorsah. Und viele Geistliche entschieden sich aus traditionellen Erwägungen in Straßburg für eine Mitgliedschaft in der Fischerzunft.

Von 1671 liegt ein Dokument vor, in dem sämtliche Bannherren des Dorfs Kehl zur Beseitigung bisheriger Streitigkeiten („Spän undt Miß-



Abb. 1: Repertorium zum Archiv der Straßburger Fischerzunft 1767

hell“) den Straßburger Bann, „wie von alters her üblich“, als Gemein- und Freiwasser erklären, dazu u. a. die Gewässer Kollachen und den Neuen Graben.

Sicher waren die Kehler Fischer keine Konkurrenz zu der gut organisierten, mächtigen Straßburger Fischerzunft, die den heimischen Markt beherrschte. Denn diese Zunft besaß auch alte Fischereirechte auf der rechtsrheinischen Seite, im Einflussgebiet der Straßburger Bischöfe. Aber trotz des Bemühens um gute Nachbarschaft mit den Kehler Fischern wurden Über- und Eingriffe in ihre angestammten oder vermeintlichen Rechte von den Straßburgern nicht geduldet. Doch auch die Kehler Fischer wussten sich gegenüber den Straßburgern zu wehren. Die Beziehungen waren daher nicht immer ungetrübt.

Mehrere Schreiben, die sich in den überlieferten Straßburger Akten finden, künden davon. Sie sind erfasst im „Repertorium Über Die in dem Zunft-Archiv E.E. Fischerzunft in Straßburg befindliche Documenten er sucht und aufgericht den 27.ten May et sequentibus Anno: 1767“⁷.

In dem umfangreichen Aktenkonvolut findet sich ein undatiertes Brief-Entwurf der Straßburger Zunft (Mitte 17. Jahrhundert), der die Kehler Fischer mit Nachdruck auffordert, ein Zunftgericht zu installieren, um entsprechend den Handwerksbräuchen zu arbeiten. Zugleich wird das Recht auf Gegenseitigkeit der Fischereiausübung in den jeweiligen Fischgründen eingefordert, wie es – so wird vermerkt – mit der Fischerzunft Auenheim seit langem üblich sei:

Die Fischer zu Keyl sollen der Straßburger Articul halten und ein Zunftgericht auffrichten zu halten was handtwerckhs brauch ist, wann sie solches thun werden, sollen sie macht haben, so weit ihr Bann gehet, im Straßburger Bann und die Straßburger im Keyler Bann zu fischen wie die Awenheimer [= Auenheimer] auch thun⁸.

Ein weiteres Dokument ist ein ebenfalls undatiertes Briefentwurf, überschrieben mit „Endliche Resolution der Fischer zu Straßburg gegen die Fischer zu Keyl“; er stammt gleichfalls aus der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts.

In zwei Punkten werden die unterschiedlichen Standpunkte erläutert und Forderungen aufgestellt. Sie beziehen sich auf das Fischen in bestimmten Gewässern, das Fischen mit Zugnetzen und das Eisfischen. Dabei werden gegenseitige Erlaubnisse ausgestellt, beim Eisfischen aber die Kehler Fischer in ihre Schranken verwiesen.

Erstlich daß wir fischen wollen mit fliegenden Garnen wie wir vor 50. u. mehr Jahren gefischt haben, deßgleichen mögen die Keyler [Kehler] auch mit fliegenden Garnen im Straßburger Bann wie sie vor 50. und mehr Jahren gefischt, fischen, was aber die Jser anlangt soll jeder theil in seinem bann mit dem garn empfangen. Was aber die Leben gewendt Fach gewendt betrifft soll jeder theil in seinem Bann fischen so gut als er kann.⁹

Vermutlich war es für die Straßburger damals nicht immer einfach, den jeweils richtigen Ansprechpartner zu finden, da die Kehler Fischer nicht als Berufsgruppe organisiert waren. Deshalb wurden die Schreiben an die Verwaltung bzw. die zuständige Herrschaft gerichtet, in diesem Falle an das Kehler *Gemein Bann Herrlich Hochlöbliche Amt*. Ob die so transportierten Vereinbarungen und Forderungen dann auch alle betroffenen Fischer wirklich erreichten, kann bezweifelt werden. Denn die Straßburger mussten offensichtlich häufiger Forderungen oder Klagen vorbringen als sie es eigentlich wollten.

Ein einzelnes, undatiertes Blatt aus dieser Zeit enthält ausführliche Vorschläge für eine Vereinbarung, wie es zwischen beiden Parteien gehalten werden sollte. Die Vorschläge beziehen sich auf folgende Punkte:

Kehler wie Straßburger Fischer beschränken sich auf die ihnen gehörenden, in ihrem Bann liegenden Gewässer (Punkte 1–3). Der Salm- oder Lachsfang an der Kinzigmündung, die auf Kehler Gebiet liegt, soll auf Grund bestehender Rechte gemeinsam, aber abwechselnd betrieben werden. Die Straßburger Fischer verpflichten sich dabei, auf den Einsatz zu enger Garne und anderer Fischnetze, die der Fischerei schaden können, zu verzichten (Punkte 4–5). Schließlich unterwerfen sich bei Verstößen gegen diese Vereinbarung beide Parteien derjenigen Gerichtsbarkeit, wo der „Frevvel“ stattgefunden hat (Punkt 6).

[1] Erstlich begeben sich hirmit freywillig die Fischer Zu Keel [= Kehl], aller der Straßburger Jnnwasser, sie haben nahmen wie sie wollen.

[2] Für daz annder wöllen Keyler [= Kehler], daz der Offenbare Rhein ein gemein Waßer vnd jedem theil ohn hindernuß des anndern

darinnen Zu fischen, erlaubt vnd zugelassen sein soll, wie von alters hero.

[3] Drittens behalten Jhnen Keeler [= Kehler] die Im Jhrem Bann ligende Innwaßer, so von alters hero eigen gewesen, bevor, nemblich daz Kollöchel, Newgraben, und Jrckenbronnen.

[4] Viertens ob Zwar der Außfluß der Kinzig auff Keeler grundt und Boden, so wollen doch die Keeler den Straßburgern daß fischen darinn biß ahne die alte Kintzig Bruckh vmb erhaltung guter Nachbarschaft nicht sperren oder verwehren, Jedoch mit dem außdrucklichen anhang daz die Straßburger der Engen garn¹⁰ und andern schädlichen gezöges darinn müßig stehn.

[5] Fünfftens Wann sich über kurz oder lang an gemelten Ort der Kintzig ein Salmen oder Lachsfang presentiren solte, so soll der halbe theil der Züge den Kehlern, der andere halbe theil aber den Straßburgern doch Umbwechßlendt [abwechselnd] gebühren, also wann ein Keeler gezogen, hernach ein Straßburger, und also fortan.

[6] Vndt dann für daz letzte in welcher Jurisdiction [Gerichtszuständigkeit] und Bottmäßigkeit einer oder der ander fräffelbar gefunden wirdt, vor derselben Obrigkeit soll er der verbrechen Zu recht stehn, und seiner frevel büssen.¹¹

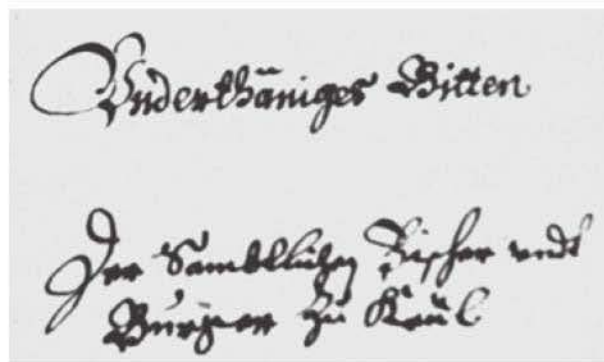
Als eines von vielen im Straßburger Stadtarchiv noch erhaltenen Zeugnisse der Beziehungen, die zwischen guter Nachbarschaft, großer Uneinigkeit und gegenseitigen Vorwürfen schwanken, enthält das Zunftarchiv die Dokumentation eines länger währenden Streits um die Mitte des 17. Jahrhunderts. Mehrere Klagen und Gegenberichte der Kehler Fischer und der Straßburger Fischerzunftbrüder wechseln sich ab. Wie es dazu kam, ist aus den Akten nicht mehr ganz genau herauszulesen. Ausgangspunkt waren auf jeden Fall wiederholte Anzeigen der Kehler bei ihrer Herrschaft gegen Straßburger Fischer wegen unrechtmäßiger Fischerei innerhalb der Kehler Banngrenzen.

Hinzu kamen Vorwürfe wegen eines angeblichen Verstoßes gegen das Fischfangverbot an Sonntagen und des Versäumens des Sonntagsgottesdienstes. Der Besuch des Sonntagsgottesdienstes war damals den Fischern zwingend vorgeschrieben, und das Fischen zu dieser Zeit daher eine schwere Verfehlung. Außerdem sahen sich die Kehler Fischer in ihren Verdienstmöglichkeiten benachteiligt, wie die Bitt- und Klageschrift ausführt:

Freye Reichs HochEdelgebohren, Gestreng, Edel, Vest, Ehrnvest, Fromb, Fürsichtig, Hoch und Wohlweiße, Gnädig gebietende Herren

Ew. Gnd. könnnen wir in underthänigkeit nicht verhalten was gestalten die Straßburgischen Fischer abermahls einen eingriff in vnser fischerey gethan, mit nahmen Daniel Wydemanns Söhn und Georg

Abb. 2: Titelblatt Bittschrift
(17. Jahrhundert)
Vnderthäniges Bitten Der Sambt-
lichen Fischer undt Burger zu
Keul [Kehl]



Schmunzen Buben /:wie sie dann die unßrigen gleich ihres Alters auch pflügen also zu nennen :/ In dem Sie sich vergangenen Sontag unter wehrendem Gottesdienst, da man das Heylig Abendmahl mit großer frequenz administrirt, an unßern dreytägigen Gewenden Lax-Zug gelüsten laßen zu fischen, auff den Abend haben besagter Daniel Wydemann mit seinem geferd selbst noch einen Zug gethan, ungeacht er von den vnßeren abgewehrt worden, einen als den andern weg die ganze Nacht durch gefischt; Wann dann dieses wider alle Geist: und weltliche Recht, daß man den heiligen Sontag feyerlich begehen soll, auch in Ew. Gnad. Löblichen Landts Policity Ordnung wohl verfast, und man keine grobe Handtarbeit ohne Noth nicht vornehmen soll bey gewißer Straff, zu dem so wird Vnß das Brodt auff solche weiß vor dem Mundt abgeschnitten, auch die angewandte mühe und arbeit vergebens, wo nicht solchen unrechtmäßigen beginnen gesteuert werde, Also ist und gelangt derowegen an E. Gnd. Vnßere underthänige Bitt, Sie geruhen dießen verwägenen Fischern in Vnßerer Banns Gerechtigkeit alßo zu erwehren, daß Sie sich des ohnerlaubten Fischens in unseren gewendt und waßern enthalten, auch den zweyten LaxZug in vnßerem bann Vnß, und den dritten den Straßburgischen Fischern wie vor diesen bereits Erkant, gnädig zu vergünstigen, wie wir dann auch in Ihrer Banns Gerechtigkeit nicht mehr als den dritten LaxZug begehren, damit allerseits gute Nachbarschafft erhalten, hingegen allerhandt Streit und Zanck vermieden bleibe, auch wir vnser stücklein Brodt mit ehren gewinnen mögen, daran wird Vnß die Obrigkeitliche Hülf vnd Hand geboten, daß wir mit eüßerstem vermögen in vnderthänigkeit vndt gehorsam zu erwidern schuldig sindt.

Vnderthänige Burger vnd Fischer zu Keyhl¹²

Gegen diesen Vorwurf des unrechtmäßigen Fischfangs und der „Gottlosigkeit“ setzten sich die Straßburger heftig zur Wehr, indem sie die Kehler als Unruhestifter darstellten, den Sachverhalt aus ihrer Sicht vortrugen und mit Nachdruck ihre Religiosität beteuerten. Gerichtet ist das Schreiben wiederum an die für das Kehler Gebiet zuständige Bann-Herrschaft.

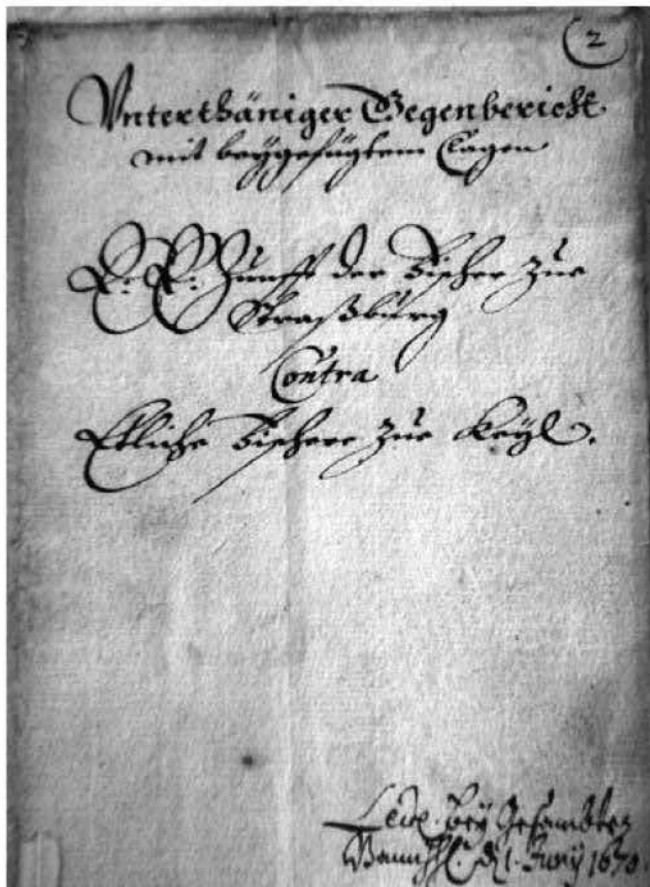


Abb. 3: Titelblatt
 Vnterthäniger Gegenbericht
 mit beygefügetem Clagen
 E.E. Zunfft der Fischer zu
 Straßburg
 Contra
 Etliche Fischer zu Keyl.
 Juni 1670

[Briefftext]

24. 9bris [November] 1669

Gnädig Gebietende Herren

*Es ist sich nit wenig zu verwundern daß aber mahlen etliche von den unruhigen Fischern zu Keyl, dann daß gesambte Fischern daselbst- en wissenschaftt davon haben oder belieben davon tragen sollen, fast nit zu glauben, sich understehen dörrffen, ihro hohe Obrigkeit mit sachen so sonst für das Fischer Handwerck gehörig und daselbst- en debattirt und erörtert werden solten zu behälligen, und noch dazu solche umbstände und clagen einzuführen die theils oh- nerheblich, theils aber in der that und wahrheit sich nit erfinden werden; denn soviel Erstlichen die Clag, daß an einem Sontag zwi- schen der Ampt-Predig, und also in der Zeit alß die Fischer zu Keyl in höchster devotion gestanden der communion beygewohnet, und dem Gottesdienst eiferig abgewartet, die Straßburger Fischer mitler weilen gleich alß ob Sie lauter Atheisten weren, verbottener weise in Ihr der Keyler gemachts gewende uffm Rhein gefahren [...]*¹³

So ging es über Jahrzehnte hin und her, mit wechselseitigen Anschuldigun- gen, ohne dass eine abschließende Einigung erzielt werden konnte. Ein Einigungsvorschlag von Kehler Seite ist uns erhalten geblieben in einem

undatierten Schreiben an die Straßburger Zunftherren. Einleitend wird nochmals die unerfreuliche Situation zwischen der Straßburger Zunft und den Kehler Fischern geschildert in einem Streit, „in dem Sie vnß vnßer stücklein Brodt vor dem Mund abzuschneiden begehren [...]“¹⁴. Anschließend werden in 7 Punkten Feststellungen getroffen, wie beide Parteien miteinander verfahren sollten, um die bestehende Uneinigkeit zu beenden.

Die Straßburger waren in diesem Kampf um Fischereirechte die unzweifelhaft mächtigere Partei. Von daher ist es verständlich, wenn im Verlauf des Schreibens die Gegenseitigkeit des Fischens im jeweiligen Bann gefordert oder aber die Beschränkung der Fischerei auf den jeweils eigenen Bann vorgeschlagen wird. Dabei stützen sich die Kehler einmal mehr auf das alte Recht, im freien Rhein einen Fischzug tun zu dürfen.¹⁵ Es gilt allerdings die Einschränkung, dass dieses Recht nur dann besteht, wenn kein einheimischer Fischer dazukommt und selbst fischen will. Gefordert wird dieses Recht insbesondere für die Söhne der Kehler Fischer, die von den Straßburgern oft beim Fischen gestört und vertrieben wurden:

1. *Ist es in dem ganzen Rheinstrohm das alte Recht, daß ein Fischer in eines andern Bann wohl einen fischzug mag thun, aber wann der Burger einer deßelben orths darzu kompt, vnd begehrt zu fischen, alßdenn der frembding weichen muß, alßo solt es auch zwischen Vnß beeden Parthen [Parteien] gehalten werden.*
2. *Sollen die Straßburgischen Fischer der Engen Garn in Vnßerm Bann sich gänzlich enthalten, weilen Sie den grösten Schaden Vnß damit zufügen, deßgleichen wollen wir vnß in den Ihren mit solchen Garnen auch mäßigen.*
3. *Sollen Sie kein Schiff über Landt in vnßere Altwasser ketschen [mit Mühe ziehen,- tragen] viel weniger die Garn daselbst intragen, darin zu fischen, wie bißher geschehen, auch vnßerer eigenen Schiff, wann Sie an orthen und enden antreffen, vielmahls sich bedienen, ebenmäßig wollen wir Vnß in Ihrem Bann dergleichen zu verüben, enthalten.*
4. *Haben sich etlich der widerparthen [gegnerische] Fischer, darunter einer der Krütler genant, gelusten laßen, über Vnßer gewendt deß Laxzugs zu fahren, darinnn zu fischen wie auch in den Inneren verbottenen Wasser dergleichen zu thun vielmahls geschehen, vnd wir daran große Arbeith gethan, welches alles wider fischer Recht, wie wir dann dießen Krüttler von dem Jrckenbrunnen vor Sechs wochen ohne scheu fischend angetroffen, ihm gütlich abgemahnet, Er gesagt, habe vor 40. Jahren alda gefischt, und deßen Sohn sich mit dem Ruder zur Wehr gestellt, welche wir hernachher vor H: [errn] Schultheißen geführt, Er ihnen angedeut, solten nit mehr alda fischen sich erkühnen.*

5. *Wollen Sie vnßere Söhn uff dem freyen Rhein nicht fischen laßen, welches hiebevorn nie gewesen und allzeit fischen Dörffen, hingegen Ihre Söhn in allem Bännen sich der Fischerey bedienen, So aber nicht recht vndt gleiche portion sol gehalten werden.*
6. *Wann nun vnßere Ihnen widerwertigen vorgeschriebene Puncten zuwider und nit eingehen wollen, sollen sie sich deß Ihrigen und wir deß vnßerigen Banns zu fischen hinfüro gebrauchen.*
7. *Weilen wir auch bey dießen Straßburgischen Fischern alßo sehr vnrecht und vielmahls vnß vorgeruckt, daß wir nicht zünfftig, alß weren wir gewillt (:wofern es Ew: Gnd.: beliebig:) Eine Zunfft allhier auffzurichten, maßen unßer bereits in die 20 Burger, ohne die Söhn, die sich darzu einschreiben laßen wollen.*

Dass die Kehler nicht ganz unschuldig an solchen Auseinandersetzungen waren, ersieht man aus der Kompromissbereitschaft in den Punkten drei und vier. Dabei geht es um die Verwendung von schädlichen engen Garnen und der (widerrechtlichen) Benutzung von Schiff und Handwerkszeug der jeweils anderen Partei, wobei die Kehler versprechen, sich „mäßigen“ zu wollen.

Ein weiterer Punkt betrifft das Ausfischen von künstlich angelegten Fischnestern, so genannten Gewenden (in Ufernähe aus Holz, Reisig etc. errichtet), und die Lachsfischerei im Kehler Bann. Diese stand nach der mündlichen Überlieferung beiden Parteien zu, sie mussten sich jedoch bei den Zügen mit dem Fischnetz abwechseln.

Schließlich bekunden die Kehler Fischer im letzten Punkt auch ihren Willen, wie es die Straßburger mehrfach vorgeschlagen hatten, eine eigene Zunft zu begründen. Und das Schreiben vermeldet, dass bereits 20 Bürger, ohne die mitfischenden Söhne, sich dazu eingeschrieben hätten. Zu einer solchen Zunftgründung ist es allerdings nach unseren bisherigen Kenntnissen nie gekommen¹⁶.

Die Straßburger reagierten prompt, lenkten teilweise ein und machten Gegenvorschläge, um ihre bisherigen Rechte weiter zu sichern. Insbesondere sollten sich die Nachbarn aus Kehl an die Straßburger Fischerzunft-Artikel halten und die Maße für die Maschenweite der Netze übernehmen.

Es ist der aufsatz eines Proiect Vergleichs Zwischen den Straßburger vndt den Keyler Fischern entstandener Streittigkeit wegen, von gewissen Deputirten, Sowohl außer der Zahl der Schöffen als Gemeinen Zünfftigen mit allem Vleiß durchgangen, vmbständiglich erwogen und in vielen stückhen der Straßburgischen fischerey praejudicirlich vndt hochschädlich gefunden worden. Dann dadurch werden nicht allein die besten Waßer alß den Jrcken Brunnen, die Kollach und der Neue Graben den Straßburgern eines mahles entzogen, und für eygen gemacht, sondern die übrige Innwaßer [innerhalb des Bann

gelegene Gewässer] vnd besonders der Sallmen oder LaxZug in der Küntzig) würde dergestalt beschräncket, daß sich kein Straßburger deßen in geringsten nichts zu erfrewen hette. Dahingegen die Keyler offene Handt behielten der Straßburger Innwaßer zu befahren nach Ihrem belieben und Wohlgefallen; welches ein Zu willigen die Straßburger so vnthunlich erachtet, daß Sie auch lieber von bißheriger recipirter Gemeinschaft der Waßer ablassen, und sich des Keyler Banns (: darinnen außer obiger wäßerlein so ietzt für eigen gemacht werden wollen seindt daß einzig der SallmenZug, Gott weiß wie lang derselbe bei solchem angefangen ohnnötigen streitt tauren wird, wenig nutz zu schaffen ist :) entmüßigen als Ihnen und Ihren nachkommen so schwere Conditiones auff bürden lassen wollten, in Hoffnung, weylen sich die Keyler solchen falls hinwiderumb des Straßburgischen Banns gänzlichen enthalten müßten, es werde solcher abgang von dem lieben Gott reichlich ersetzt werden. Würde aber solches den Keyler Fischern auch bedencklich vorkommen und lieber in alten hergebrachten Gemein: und Nachbarschaft verpleiben, So wollen die Straßburger fischer wie schwer auch ihnen die entmüßung solcher Waßer sein würdt, geschehen lassen. Daß die Bannherren die Kollach und Neuen Graben zu ihrem eigenen gebrauch haben vndt behalten mögen, übrige Wasser aber sollten zwischen Straßburgern und Keylern wie bißhero, also auch künfftig gemein verpleiben, dergestalten, daß Jeder Theil derselben so gut Er kann, doch nach Straßburgischen Articuln, welche den Keylern hienechst vff daß Sie so wohl alß die Straßburger darob Zu halten sich verpflichten müßten, Communicirt werden sollen, sich bedienen möge. Auff ein oder die andere Weyse nuhn, daß Nemblichen die Straßburger und Keyler Fischer Jetweders Theil, entweders seines Bannes sich bediene, vnd des andern künfftig gänzlich müßig gehe, oder in hergebrachten gemeinen gebrauch der Wasßer, Vff maß vnd weyse ouch gezogen vnd Garnen Die in Straßburger Articuln Zugelassen verpleiben solle, könnte ein Recefs¹⁷ vff gesetzt, vnd dardurch allen künfftig besorgenden streittigkeiten Vorgebogen werden.

Nach den vorliegenden Unterlagen ist gut denkbar, dass beide Seiten des Streits müde waren und unter weitgehender Wahrung ihrer Rechte einlenkten. Dennoch waren die Auseinandersetzungen nicht für immer beendet.

Auch im 18. Jahrhundert lesen wir von Klagen und Streitigkeiten. So liegen in den Akten mehrere Gesuche der Kehler an ihre Bannherren vor, mit der Bitte gegen einzelne Straßburger Fischer wegen Fischereiverstößen im Kehler Bann einzugreifen. Die folgenden Klagen der Bittsteller (Supplicanten) aus dem Jahr 1777 z. B. zeigen, welche konkreten Vorfälle es

An
 Das Gemeine Bann Herrliche Hochlößliche
 liebe Amt des Dorffs Kehl
 unterthäniges Memorial und Bitten
 zu Kehl
 David Heßlöhl und Johann Geörg
 Rösch Bürger und Fischer in Kehl
 als Supplicanten
 das von Straßburgischen
 Fischern in dem dinstigen
 neben Waßern des Rheins
 wider rechtlich unternommene
 Fischen betreffend

Abb. 4: Bittgesuch Kehler Fischer an ihr zuständiges Amt
 An das Gemeine Bann Herrliche Hochlößliche Amt des Dorffs Kehl unterthäniges
 Memorial und Bitten in Sachen David Heßlöhl und Johann Geörg Rösch Bürger
 und Fischer in Kehl als Supplicanten daß von Straßburgischen Fischern in den
 dißseitigen neben Waßern des Rheins wider rechtlich unternommene Fischen be-
 treffend

damals gegeben hat. Dass es dabei auch zu handgreiflichen Auseinander-
 setzungen kam, kann man sich unschwer vorstellen. Meist ging es um das
 Fischereirecht in den jeweiligen Banngewässern. Diese waren zwar durch
 Bannbeschreibungen¹⁸ abgegrenzt, aber doch oft zu ungenau. Und nach ei-
 nem Hochwasser des Rheins veränderte sich die Lage der Gewässer und
 die Banngrenzen mussten neu festgelegt werden. So gab es immer wieder
 Anlass zum Streiten.

[Febr. 1777]

Copia

Gemeines Bannherrlich Hochlößliches Amt

Die unterthänige Supplicanten sehen sich genöthiget, Einem Gemei-
 nem BannHerrlichen Hochlößlichen Amte Clagend an zu bringen,

daß die Fischer von Straßburg sich nun schon verschiedene male bey gehen laßen, in dieseithigem Bannes Gräntzen in den Neben-Waßern [Altwasser] des Rheins zu fischen wie danne deßen erst gestern ein beyspiel sich eräugnet, da 4 Straßburgische Fischer mit 2 Schiffen und ihren Garnen von dem unterzogenen in dern Gemein-schäftlichen Waßer Zwischen der Vestung und der Insul bey der Rhein brucke an getroffen worden, als sie aber im begriffe stunden mit dem Fischen den Anfang zu machen. Da dießes Waßer zu gedammet folglich vor Kein Fließendes zu rechnen ist, so verstehet sich von selbst, daß es nicht zu dem Freyen Rhein, sondern zu dißseitigen Territoria Allerdings zu rechnen, folglich Keinem Auswärtigen das Fischen in demselbigen zu kommen könne; erfrechen sich nun die Straßburgische Fischer der gleichen bey hellem Tage an einem Orte vor zu nehmen, an welchem dichte Häußer gebauet sind, was werden sie nicht in andern abgelegenen Waßern des Bannes unterfangen, wo sie nicht zu leicht gefahr lauffen entdeckt zu werden.

Nach dem dießes nicht nur den unterthänigsten Supplicanten in ihrem Gewerbe zum äußersten Nachtheil und das Verderben der Kehler und Sondheimer [Sundheimer] Fischern nach sich ziehen müste, ihnen auch nicht gestattet wird, jenseiths Rheins in Straßburgischen gewässern zu fischen; dießes unter nehmen aber besonders als ein Eingriff in die gnädigst, und Gnädiger BannHerrschaft zu stehende Territorial Rechten zu betrachten ist, als hoffen die unterthänige Supplicanten man werde ihnen deshalb Justiz und Hülfe angedeihen laßen; an Ein Gemein Bann Herrlich Hochlöbliches Amt erget demnach der Supplicanten unterthäniges Suchen. Hoch daß selbe gnädig geruhen den Straßburgischen Fischern daß Fischen in hiesigen gewäßern ernstlich zu untersagen, auch die Supplicanten zu bevollmächtigen, daß sie im falle sie Straßburgische Fischer nach geschehenem Verbott in solchem betreten sollten, solche vorläuffig anhalten dörffen, um so dann nach befundes Frevels zur Straffe gezogen werden. Gnädige Willfahr anhoffend ersterben wir in tieffster Ehrfurcht.

Eines Gemein Bann Herrlich Hochlöblichen Amtes

Unterthänigsten Treu gehorsamste:

David Heßlöhl, Joh. Georg Rösch, Hans Georg Heßlöhl¹⁹

Das Amt stellte sich auf Grund dieser Klage auf die Seite der Bittsteller und entschied am 20.02.1777 gegen die Straßburger, denen das Fischen mit Garnen (z. B. Wurf-, Spreitgarn) im Kehler Bann verboten wurde. Den Klägern aber wurde erlaubt, falls sie die Straßburger nochmals beim Fischen in den Kehler Altwässern antreffen sollten, ihnen die Netze wegzunehmen.

Mit dieser Entscheidung war jedoch neuer Streit vorprogrammiert. Aus dem Jahre 1780 findet sich nämlich noch ein Brief-Entwurf der Straßburger Zunft an den Hofrat und Amtmann in Kehl, Strobel²⁰, in dem ein Treffen namentlich genannter Kehler Fischer mit einer Abordnung der Straßburger Zunft vorgeschlagen wird. Vorausgegangen war eine Auseinandersetzung von Straßburger und Kehler Fischern auf dem Rhein, bei der es sogar zu einer Schießerei kam und ein Straßburger gefährlich verwundet wurde. Ziel des geplanten Treffens sollte eine Erörterung sein, „ob die alte nachbahrliche Freundschaft und Einigkeit zwischen beiden Theilen wiederum könne hergestellt werden“²¹. Ob es zu dem Treffen kam und was dabei herausgekommen ist, wäre eventuell in Kehler Fischereiakten beim GLA Karlsruhe aufzuspüren. Dass es ein „ewiger Friede“ war, sollte man nicht erwarten.

Denn Streit hatten die Kehler Fischer weiterhin reichlich, nicht nur mit der Straßburger, sondern auch mit der Auenheimer Fischerzunft²². Und zu Auseinandersetzungen kam es um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert schließlich auch mit der eigenen Herrschaft, als die Fischer gegen eine zu hohe Fischpacht ankämpften²³. Rheinkanalisation, Schifffahrtsbetrieb und Umweltverschmutzung führten am Ende dazu, dass sich die berufsmäßige Fischerei kaum mehr lohnte und im 19. Jahrhundert langsam zurückging. Ganz aufgegeben wurde sie auf Kehler Gebiet dann irgendwann in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Abkürzungen

AMS Archives Municipales de Strasbourg
 BNU Bibliothèque Nationale et Universitaire Strasbourg
 GLA Generallandesarchiv
 Sign. Signatur

Anmerkungen

- 1 Z. B. Hans Stromeyer, Zur Geschichte der Badischen Fischerzünfte. Karlsruhe 1910 (Heidelberger Volkswirtschaftl. Abhandlungen, Bd. I, H. 3); Ernst Britz, Aus der Geschichte der Fischerei und der Fischerzunft. In: Heimatbund Auenheim (Hrsg.), Auenheim. Aus der Geschichte eines Dorfes am Oberrhein. Kehl 1988, 79–112; Wilhelm Marx, Aus der Geschichte der Altenheimer Fischerzunft bis zum Jahre 1874. In: Die Ortenau 67. 1987, 292–315; René Descombes, L'eau dans la ville, des métiers et des hommes. Strasbourg: Hirlé 1995 [Kapitel 9 „La Pêche“, S. 153–177].
- 2 Josef Schäfer, Die Fischerei im Kehler Gebiet. In: Bad. Heimat 18. 1931, 105–114. – Schäfer beschreibt vor allem die Fischerei in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.
- 3 Siehe z. B. Anton Herzog, Die Lebensmittelpolitik der Stadt Strassburg im Mittelalter. Berlin u. Leipzig 1909 (Abhandlungen zur Mittleren und Neueren Geschichte, H. 12).
- 4 Vgl. z. B. Anton Wild, „Der Gebrauch des freien Rheins“. Zur Fischereigerechtigkeit auf dem mittleren Oberrhein. In: Die Ortenau 76. 1996, 161–173, hier S. 167 und Wilhelm Marx (wie Anm. 1), bes. S. 294 f.

- 5 Vgl. hierzu und zu den territorialgeschichtlichen Details Gerhard Wunder, Das Straßburger Landgebiet. Territorialgeschichte der einzelnen Teile des städtischen Herrschaftsbereiches vom 13. bis zum 18. Jahrhundert. Berlin 1967, 19 ff.
- 6 In der Straßburger Fischerzunft waren unter den Gelehrten zahlreiche Pfarrer, die sich gerne dieser ihnen traditionell nahestehenden Zunft anschlossen. Unter ihnen war auch Magister „Joh. Friedrich Schmidt, Pfarrer im Dorf Kehl“, der von 1764 bis 1789 und vermutlich auch noch danach der Zunft angehörte (*Einer Ehrsamten Zunft der Fischer, Zunft-Büchlein pro Anno 1787*. Straßburg, gedr. bey Lorenz und Schuler, Ritterschaftl. Kanzleybuchdruckern, S. 6 [BNU Strasbourg]). – Zur Biographie des gebürtigen Straßburgers Schmidt, der von 1762 an bis zu seinem Tod 1799 als evang. Pfarrer im Dorf Kehl amtierte, siehe Johann Lorenz Blessig, Gedächtnißrede auf ... G. Friedr. Schmidt, gewesener evang. Pfarrer zu Kehl. Gesprochen zu Strassburg [Straßburg 1800] (BNU Strasbourg, Signatur M 28865) und Marie-Joseph Bopp, Die evangelischen Geistlichen und Theologen im Elsaß und Lothringen von der Reformation bis zur Gegenwart. Neustadt an der Aisch 1959, 483.
- 7 AMS XI 315, Pêcheurs 6.
- 8 AMS XI 322, Pêcheurs 13, unnummeriert.
- 9 AMS XI 322, Pêcheurs 13, unnummeriert.
- 10 Zur Fischereiterminologie, auch der urkundlichen, des Gebietes siehe Hans-R. Fluck, Arbeit und Gerät im Wortschatz der Fischer des Badischen Hanauerlandes. Untersuchungen zur Fachsprache am Oberrhein. Freiburg, München 1974 (Forschungen zur Oberrheinischen Landesgeschichte; 25).
- 11 AMS XI 322, Pêcheurs 13, unnummeriert.
- 12 AMS XI 322, Pêcheurs 13, unnummeriert.
- 13 AMS XI 322, Pêcheurs 13, unnummeriert.
- 14 AMS XI 322, Pêcheurs 13, unnummeriert.
- 15 Vgl. dazu Anton Wild (wie Anm.4).
- 16 Der Behauptung von Wilhelm Gräßlin (Vom Rhein zum Schwarzwald. Der Kreis Kehl. Kehl 1960, S. 138), es habe von „alters her“ in Kehl eine Fischerzunft bestanden, widersprechen dieser Beleg ebenso wie die übrigen in Straßburg vorhandenen Urkunden und Akten.
- 17 „ausgeschnittene Zettel, Schriftstücke, die man mit der Schere mitten durch schneidet (kerben- oder bogenweise), und beiden Parteien je eine Hälfte gibt“ (s. Johann Leonhard Frisch, Teutsch-Lateinisches Wörterbuch. Berlin 1741, S. 510)
- 18 Eine Kehler Bannbeschreibung aus dem 16. Jahrhundert bietet der Band: Erinnerungsblätter aus der Geschichte von Kehl am Rhein, 1684 bis 1870. Gesammelt, aufgenommen und ausgeführt in Lichtdruck von J. Kraemer [31 Blätter], Kehl 1902, Taf. 3, [BNU Sign. M 36547].
- 19 Brief-Entwurf der Straßburger Fischerzunft, 18. Jh. (AMS XI 322, Pêcheurs 13, undatiert und unnummeriert, Anfang 1777).
- 20 August Benjamin Friedrich Strobel, (1733–1817), seit 1764 Hofrat von Sachsen-Gotha, erhielt 1764 die Stelle eines Amtmanns in Kehl.
- 21 Brief-Entwurf der Straßburger Fischerzunft, 18. Jh. (AMS XI 322, Pêcheurs 13, undatiert und unnummeriert, Anfang 1777).
- 22 Das Auenheimer Fischereirecht erstreckte sich jahrhundertlang auch auf Fischwasser oberhalb von Kehl und auf linksrheinisches Gebiet sowie auf die Kinzig. Nach einem Schreiben vom Juli 1853, das die Auenheimer an das Großherzogliche Bezirksamt Kork richteten, gab es darüber ebenfalls manche Auseinandersetzung. Bereits 1803 hatte man vereinbart, dass den Auenheimern das Fischereirecht zustehen sollte und den

Kehlern hingegen das Recht zur Flößerei des Holzes, das auf der Kinzig herabgeflößt wurde. Dieser Vertrag wurde mehrfach bestritten und die Kehler prozessierten dagegen sogar beim Großherzoglichen Hofgericht. Die Klage der Kehler aber wurde kostenpflichtig abgewiesen. Dennoch kam es auch später immer wieder zu Streitigkeiten, wenn Auenheimer im Kehler Bann fischten. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde dann die Flößerei eingestellt und die Voraussetzungen für den 1803 geschlossenen Vertrag damit hinfällig. Vgl. dazu Ernst Britz, *Aus der Geschichte der Fischerei und der Fischerzunft*. In: *Heimatbund Auenheim* (Hrsg.), *Aus der Geschichte eines Dorfes am Oberrhein*. Kehl 1988, 79–112.

- 23 Nach einem auf Akten des GLA Karlsruhe beruhenden Zeitungsartikel vergab der Kehler Districtkommissar das Fischereirecht, gegen eine angemessene Pacht („80 Gulden betrug die Jahrespacht anno dazumal. Die Fischwasser im Rhein wurden jeweils im Februar verpachtet“, in: *Kehler Zeitung* vom 20. Februar 1968, Lokalteil „Aus Stadt und Land“, S. 2 [Autor: Wolfram Stolz]). Sie betrug um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert zum Beispiel 80 Gulden für das Fischwasser „vom großen Wasserstein bis weit in den Rheinstrom hinaus“. Das war den Fischern aber zu teuer, da sie vorher nie mehr als 30 Gulden bezahlen mussten. Im 19. Jahrhundert wurde die Pacht dann aufgrund der geänderten Fischereiverhältnisse auf 50 Gulden reduziert. Doch auch dieser Preis erschien den Fischern immer noch zu hoch, denn der Fischfang war längst nicht mehr so ergiebig. Sie protestierten, indem sie nicht mehr an den Versteigerungen teilnahmen und „lieber das Holzmachen in den Hürsten und im Wald“ vorzogen. Dadurch kam es zu großen Einbußen bei den Pachteinnahmen und schließlich mussten die uneinsichtigen Regierungsbeamten die Pachtsummen herabsetzen. Zudem wurde bestimmt, dass „jeder Fischer, so er einen Waidling [flaches Fischerboot] halten tut und den Rhein befährt, auch berechtigt sei, das Lochgras, worin die Fische laichen, abzumähen“. Was die Fischer zunächst freute, erwies sich aber im Nachhinein als unfaires und noch teureres Los, da die Verträge auf lange Zeit geschlossen waren. Es gab daher Proteste, die „hohe Wellen und Wogen“ schlugen, allerdings ohne ein greifbares Ergebnis.

Friedrich Wilhelm Hermann (1859–1943)

Ein Lebensbild zum 150. Geburtstag von Offenburgs erstem Oberbürgermeister

Andreas Gößner

Am 21. März 2009 jährte sich zum 150. Mal der Geburtstag des ersten Offenburger Oberbürgermeisters Friedrich Wilhelm (Fritz) Hermann. Dieses Datum gibt Anlass, nach der Bedeutung dieses Kommunalpolitikers zu fragen: Welche Initiativen seiner Amtszeit sind für Offenburg von bleibender Bedeutung? Was hat Hermann als Stadtoberhaupt zur Stadtentwicklung beigetragen? Welche Gesinnung lässt sich hinter dem politischen Einsatz, der Fritz Hermann auf kommunal- und landespolitischer Ebene auszeichnete, für Stadtentwicklung und soziale Belange erkennen?

Diese Reihe von Fragen gewinnt nicht nur durch die Dauer seiner Amtszeit von knapp 30 Jahren (1893–1921) an Bedeutung. Sie verdient auch deshalb Aufmerksamkeit, weil sich in dieser Amtszeit nicht nur die positiven Entwicklungen der Wilhelminischen Epoche auf lokaler Ebene widerspiegeln, sondern auch, weil die tiefe Krise des Ersten Weltkrieges und der Nachkriegszeit das Leben des Offenburger Gemeinwesens tief berührte. Grundlage für die folgenden Ausführungen ist neben biografischen Dokumenten und einzelnen Offenburger Quellen¹ das Schriftgut zur Mitgliedschaft Hermanns in der Ersten Kammer des Badischen Landtags.

Das Elternhaus von Fritz Hermann stand in Kehl. Dort kam er 1859 als drittes von vier Kindern der Eheleute Eduard Hermann (1829–1898) und Anna Graul (1832–1908) zur Welt. Der Vater, Eduard Hermann, stammte aus einer gemischt-konfessionellen Apothekerfamilie in Mannheim, ging selbst bei einem Schwager in die Lehre und studierte in Heidelberg Pharmazie. Zwei seiner älteren Brüder wanderten infolge der Badischen Revolution 1848/49 in die Vereinigten Staaten aus, hielten aber Kontakt mit der in Baden verbliebenen Familie ihres jüngsten Bruders Eduard. Dieser ließ sich nach Ausbildung, Studium und Heirat in Kehl nieder, wo er ab 1853 die Stadtapotheke betrieb. Während des Deutsch-Französischen Krieges 1870/71 stand die Festungsstadt am Rhein unter starkem französischem Beschuss, weshalb die Bevölkerung evakuiert wurde. Die Flucht der Familie ins rückwärtig gelegene Offenburg bzw. nach Ortenberg im Sommer 1870 dürfte zu den prägenden Kindheitseindrücken von Fritz Hermann und seinen Geschwistern gehört haben. Sein Vater blieb unterdessen in Kehl, das zu fünf Sechsteln zerstört wurde, und stellte sich freiwillig zur Versorgung von Verwundeten zur Verfügung. Eduard Hermann übte seinen Beruf bis 1887 aus und übersiedelte dann als Pensionär mit seiner Frau nach Hei-

delberg. Der älteste Sohn, Wilhelm Hermann, der – wie der Vater – Pharmazie studiert hatte und in Freiburg mit einer morphologisch-anatomischen Studie über das Fleißige Lieschen promoviert wurde,² übernahm die väterliche Apotheke in Kehl und betrieb sie bis 1902.³ Auch der jüngere Sohn Fritz begann, nachdem er das Realgymnasium in Straßburg von 1872–78 besucht hatte, zunächst im Wintersemester 1878/79 mit dem Studium der Chemie an der dortigen Universität und blieb zu Hause wohnen.⁴ Schon nach dem ersten Semester wechselte er Studienort und -fach. Zur Vorbereitung auf das Jurastudium ging er für ein Semester nach Heidelberg und dann war er im Wintersemester 1879/80 wieder für ein Semester in Straßburg immatrikuliert.⁵ Er wohnte während dieses Halbjahres auch dort (Metzgergiessen 24) gemeinsam mit seinem Cousin Heinrich Hermann, der in St. Louis/Missouri zuhause war und Medizin studierte. Im Sommersemester 1880 ging Fritz Hermann nach Tübingen,⁶ wo er für die Fortsetzung des Jurastudiums das Humanistische Abitur nachzuholen hatte. Außerdem hörte er Vorlesungen bei den Professoren Otto von Franklin (Deutsche Rechtsgeschichte), Friedrich von Thudichum (Deutsches Privatrecht) und bei dem Privatdozenten Heinrich Spitta (Logik). In seinem Abgangszeugnis vom 2. September 1880 ist eine Geldstrafe wegen Störung der Nachtruhe vermerkt.

Am 21. Oktober 1880 immatrikulierte sich Fritz Hermann an der Leipziger Universität.⁷ Auch von dort sind die Wohnverhältnisse des inzwischen 21 Jahre alten Studenten überliefert: Er bezog für das Wintersemester zunächst Unterkunft in der zwischen Altstadt und Bayerischem Bahnhof gelegenen Nürnberger Straße 48, wo weitere drei Studenten wohnten, im Sommersemester 1881 zog er in die benachbarte Glockenstraße 7, wo außer ihm ein frisch immatrikulierter Badener, ein älterer Kommilitone – beide studierten Jura – und ein ebenfalls neu eingeschriebener Philologiestudent Quartier gefunden hatten.

Insbesondere für angehende Juristen war die Leipziger Universität damals ein bevorzugter Studienort, was sich in der enorm angestiegenen Frequenz seit der Reichsgründung 1871 niederschlug. Die Leipziger Universität beherbergte damals insgesamt ca. 3.200 Studenten und war damit eine der größten Hochschulen im Kaiserreich. Ein knappes Drittel der Leipziger Studenten studierte Rechtswissenschaften, immerhin zwei Drittel aller Leipziger Studenten stammten nicht aus Sachsen. Auch der Semesterstundenplan von Hermann lässt sich für die Leipziger Semester genau rekonstruieren. Im Wintersemester 1880/81 hörte er den international bekannten Strafrechtsdogmatiker Karl Binding (Deutsches Strafprozessrecht) und den ebenfalls renommierten Zivilrechtler Adolf Wach (Deutsches Strafrecht). Außerdem besuchte er die Vorlesungen des Nationalökonomen Wilhelm Georg Roscher (Praktische Nationalökonomik und Wirtschaftspolizei; Finanzwissenschaft), des Rechtsmediziners Carl Reclam (Gericht-



*Abb. 1: Fritz Hermann als
Rechtspraktikant in Mannheim
1882.*

liche Medizin) sowie des Staatswissenschaftlers Carl Victor Fricker (Natrecht). Im Sommersemester 1881 belegte er je eine weitere Vorlesung von Roscher (Gesammte theoretische Nationalökonomik) und Fricker (Verwaltungsrecht mit Rücksicht auf Polizeiwissenschaft). Außerdem besuchte er die an der Juristenfakultät angebotenen Veranstaltungen von Adolph Schmidt (Pandecten II: Familien- und Erbrecht), Emil Friedberg (Evangelisches und Katholisches Kirchenrecht), Otto Stobbe (Handels-, Wechsel- und Seerecht) sowie Adolf Wach (Deutscher Civilprozess; Strafrechtspraktikum). Am 5. August 1881 beantragte Hermann die Ausstellung eines „Sittenzeugnisses“, in dem die als gehört bescheinigten Vorlesungen verzeichnet waren.⁸ Ab dem Wintersemester 1881/82 setzte er das Studium für die folgenden zwei Semester wieder in Straßburg fort und wohnte bei seinen Eltern.⁹

Im Sommer 1882 legte er dann die erste Juristische Staatsprüfung ab und wurde im Dezember zum Rechtspraktikanten ernannt.¹⁰ In dieser Funktion war er zuerst an die Amts- und Landgerichte in Kehl, Lörrach und Mannheim abgeordnet worden, arbeitete ab 1884 am Bezirksamt seiner Heimatstadt und im Jahr darauf am Landgericht Mannheim. Im Juni 1884 verlobte er sich mit der Apothekerstochter Marie Hoffmann, der



Abb. 2: Fritz Hermann 1891.

Schwester seines Schwagers. Er heiratete die knapp 22-jährige Braut im September 1887. Während dieser Jahre dürfte der angehende Jurist auch über die kommunalpolitischen Aktivitäten seines Vaters gut unterrichtet gewesen sein, was vielleicht sein Interesse für dieses Betätigungsfeld geweckt hat. Der Vater war über mehrere Wahlperioden hinweg Mitglied des Gemeinde- bzw. Bezirkrates in Kehl¹¹ und erhielt 1885 für diese ehrenamtliche Tätigkeit den Zähringer Löwenorden.¹²

Im Jahr 1886 legte Fritz Hermann die zweite Juristische Staatsprüfung ab und wurde als Rechtsreferendar abermals an das Bezirksamt Kehl versetzt.¹³ Im Juli 1890 wurde er zum Amtmann (Regierungsrat) am Bezirksamt Freiburg ernannt, ein Jahr später kam er in gleicher Funktion nach Karlsruhe.¹⁴ In seiner Karlsruher Dienstzeit war er nebenamtlich auch Beisitzer im Schiedsgericht der landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaft in Baden.¹⁵

Die Stadt Offenburg bemühte sich zu Beginn des Jahres 1893 erstmals um einen Berufsbürgermeister und hielt deshalb nach einem jungen Verwaltungsbeamten Ausschau. So nahm man unter anderem Kontakt zu Hermann auf. Dieser stellte sich als Kandidat für die Bürgermeisterstelle zur Verfügung und beantragte eine Beurlaubung aus dem Staatsdienst.¹⁶ Am 3. Februar 1893 wurde Hermann mit 65 von 63 Stimmen in sein Amt ge-

wählt.¹⁷ Am 18. März fand mit einem festlichen Bankett die Amtseinführung statt. Das neue Stadtoberhaupt zog mit Frau und den drei Söhnen Eduard, Ludwig und Walther – sie waren 1888, 1890 und 1892 zur Welt gekommen – in die Ortenaustadt. Als Wohnung des Bürgermeisters diente für die kommenden 28 Jahre das oberste Stockwerk des Rathauses.

Offenburg war damals eine Landstadt mit knapp 9000 Einwohnern. Zu den drängenden kommunalpolitischen Aufgaben, die auf das neue Stadtoberhaupt warteten, zählte unter anderem der Kauf des Gaswerkes, der Ausbau einer Kläranlage, die Errichtung einer Kaserne, der Bau des Schlachthofes und die Gestaltung der öffentlichen Anlagen. Die Debatten um diese Vorhaben verliefen in den Bürgerausschusssitzungen nicht immer einmütig. Dies führte 1897 zu derartigen Spannungen, dass Hermann mit Rücktritt drohte. Eine Bürgerversammlung jedoch stellte sich hinter ihn, und der Ausschuss erfüllte Hermanns Wunsch nach Entlastung durch die Schaffung einer zweiten Bürgermeisterstelle. Nach dieser Vertrauenskrise fällte Hermann den persönlich schwerwiegenden Entschluss, sein Berufsleben weiterhin den Offenburger Verhältnissen zu widmen, und bat endgültig um Entlassung aus dem badischen Staatsdienst.¹⁸

1902 wurde Hermann in sein Amt wiedergewählt und erhielt 1903 mit der Erhebung Offenburgs zur Kreisstadt den Titel eines Oberbürgermeisters. Als Kreisstadt beheimatete Offenburg nun ein Land- und ein Amtsgericht, das Bezirksamt sowie zahlreiche andere staatliche und kirchliche Institutionen.¹⁹ Hermann selbst fungierte etwa eineinhalb Jahrzehnte lang als Ersatzmann des Kreisausschusses des Kreises Offenburg.²⁰

Inzwischen war aus der Kleinstadt ein florierendes Mittelzentrum mit über 13000 Einwohnern (1900) geworden. Verschiedene Industrieunternehmen produzierten in den Bereichen der Baumwollverarbeitung, Malz- und Brauerzeugnisse sowie Glaswarenproduktion, kunstgewerbliche Betriebe existierten ebenso wie Druckereien, Spinnerei- und Webereibetriebe. Offenburg war Sitz einer Reichsbanknebenstelle und einer Städtischen Sparkasse. In der Stadt wurden außerdem die im Umland produzierten Landwirtschaftsprodukte vermarktet. Bis 1910 wuchs die Bevölkerung auf über 16000 Einwohner an, von denen knapp 80% Katholiken waren.

Auch war die Stadt Militärstandort geworden, die Ihlenfeldkaserne war 1897/98 errichtet worden und das Infanterieregiment 170 bezog in den folgenden Jahren in Offenburg Garnison. Die Stadt besaß eine städtische Gasanlage, seit 1905/06 ein Elektrizitätswerk. 1906 war der Bahnhof, ein Knotenpunkt an der Strecke Frankfurt–Basel sowie Ausgangspunkt der Schwarzwald- und Riedbahn, aus- und umgebaut worden. Im selben Jahr wurde auch der städtische Schlachthof eingeweiht. Wegen seiner Verdienste in der Kommunalpolitik erhielt Hermann 1902 das Ritterkreuz 1. Kl. des Ordens vom Zähringer Löwen und 1906 ehrte ihn der Großherzog durch Verleihung der Goldenen Amtskette.²¹

Anlässlich der Wiederwahl zum Oberbürgermeister 1912 kam es zu einem Zwischenfall, der durch eine Personalentscheidung und parteipolitische Loyalitäten ausgelöst wurde. Hermann hatte sich, einer Vorgabe des Unterrichtsministeriums folgend, bei der Neubesetzung des Direktorenpostens an der (künftig aufgewerteten) Oberrealschule nicht zugunsten des Stelleninhabers ausgesprochen. Da der bisherige Schulleiter Mitglied der Zentrumsparterie war und seine Parteikollegen mobilisieren konnte, enthielten sich bei der Oberbürgermeisterwahl am 1. Juni die Mitglieder dieser Partei im Stadtrat und Bürgerausschuss ihrer Stimme. Damit war der nationalliberal orientierte Katholik Hermann zunächst nicht gewählt und zog empört seine Kandidatur zurück. Nachdem er von vielen Seiten eindringlich gebeten worden war, sich erneut zur Wahl zu stellen, wurde er am 16. Juni mit 64 von 67 Stimmen wiedergewählt.²² Die Offenburger Presse hat das damalige Verhalten der Führer der Zentrumsparterie scharf kritisiert.²³

Zu den ersten großen Ereignissen nach der Wiederwahl gehörte die Einweihung des ab 1910 gebauten Krankenhauses im Oktober 1912, bei der auch die Großherzogin Luise von Baden anwesend war. Diesem Festakt vorausgegangen waren etwa eineinhalb Jahrzehnte, in denen nach Feststellung der Notwendigkeit eines neuen Krankenhauses aus medizinischer Sicht ein großes Gelände erschlossen und ein Bauwettbewerb durchgeführt worden war. Hermann hat zur Einweihung im September 1912 eine Denkschrift veröffentlicht, in der es unter anderem heißt:

*So viel ist sicher, daß die Bürgerschaft Offenburgs mit dieser Schöpfung „ein wichtiges Stück sozialer Fürsorge gelöst und sich ein Denkmal gesetzt hat edler Humanität und großbürgerlichen Gemeinnsinns“.*²⁴

Noch im selben Jahr gab es auch in der kommunalen Bildungspolitik einen denkwürdigen Fortschritt:²⁵ Das 1899 in Betrieb genommene Gebäude für eine weiterführende Schule – neben dem in Offenburg bestehenden Gymnasium – war bereits wenige Jahre später viel zu klein geworden. Zur Behebung des Platzmangels wurde 1912 ein zeitgemäßer Schulbau eingerichtet und der Lehrbetrieb unter der neuen Bezeichnung „Oberrealschule“ aufgenommen. Erst 1915 konnte aber dieser Neubau vollständig seiner Bestimmung übergeben werden.

Das Offenburger Rathaus war nicht die einzige Plattform für Hermanns politisches Engagement, vielmehr hat er sich auch in die politischen Vorgänge des Kreises und in den Verbandsstrukturen der badischen Kommunalpolitiker aktiv eingebracht. Aus diesem Betätigungsfeld heraus wurde das Offenburger Stadtoberhaupt 1913 auch zum Mitglied der Ersten Kammer des badischen Landtags ernannt. Die Landtagseröffnung am 27. November 1913 war die letzte ihrer Art, in der sich in Karlsruhe monarchisches Zeremoniell in der alten Pracht entfaltete:²⁶ Nach dem Gottesdienst versammelten sich

die festlich gekleideten Mitglieder im Sitzungssaal der Zweiten Kammer und empfingen unter Hochrufen den Großherzog mit seinem Gefolge. Nachdem der Großherzog von seinem Thron aus eine Ansprache gehalten hatte, vereidigte der Staatsminister Freiherr von Dusch die Mitglieder des „Hohen Hauses“. Zu ihnen zählten die Häupter der standesherrlichen Familien, die Repräsentanten der Kirchen, Abgeordnete des grundherrlichen Adels, der Hochschulen, Berufskörperschaften und Kommunalverbände – insgesamt 38 Personen. Um die Mittagszeit waren die Mitglieder der Ersten Kammer, deren Präsident der Erbprinz war, zu einem Empfang des Großherzogs im Schloss und am Nachmittag ebenda zur Mittagstafel geladen.

Die Interessen der Kommunalverbände vertraten in der Ersten Kammer des Landtags neben Hermann drei weitere Städte- und Kreisrepräsentanten. Die Mitglieder der Ersten Kammer verteilten sich für die anliegenden Arbeiten auf fünf Kommissionen. Fritz Hermann wurde der stellvertretende Vorsitz in der Petitionskommission übertragen, außerdem war er Mitglied der Kommission für Justiz und Verwaltung.

Aus den Quellen über die Arbeit der Ersten Kammer lassen sich soziale Schwerpunkte seines politischen Strebens ablesen, es lässt sich aber auch die geschickte Art erkennen, in der Hermann immer wieder beiläufig in den teils abstrakten Debatten den Blick auf die Verhältnisse der von ihm geleiteten Kommune zu richten verstand. Als Zeichen der Anerkennung seines Engagements in der Funktion eines Städtevertreters im Landtag erhielt Hermann 1913 den preußischen Roten-Adler-Orden 4. Kl. und 1914 das Eichenlaub zum Zähringer Löwenorden.²⁷

In seiner ersten dokumentierten Rede in einer Landtagssitzung plädierte Hermann im Rahmen der Diskussion um einen Gesetzesentwurf bezüglich der Gemeindewaisenräte nachdrücklich für die Ermöglichung der Ernennung von Frauen.²⁸ Damit sollte nicht den Forderungen der Frauenrechtsbewegung, deren Auswirkungen von den Gegnern des Gesetzesentwurfes heraufbeschworen wurden, nachgegeben werden. Hermann und die anderen Befürworter des Gesetzes wollten auf der Basis der neuen Regelung vielmehr den Grundsatz zur Geltung bringen, dass unabhängig vom Geschlecht lediglich Verantwortungsbewusstsein und Qualifizierung für die Ausübung der Funktion eines Gemeindewaisenrates im Ehren- und Berufsamt ausschlaggebend sein sollen.

Als stellvertretender Vorsitzender der Petitionskommission erstattete Hermann verschiedentlich Bericht vor dem Plenum der Kammer. Naturgemäß handelte es sich dabei häufig um kommunalpolitische Themen, etwa eine Eingabe des Verbands badischer Grund- und Hausbesitzervereine um Ermäßigung der Verkehrssteuer, die Hermann im Sinne der Interessenswahrung eines kommunalen Steuereinkommens allerdings ablehnte.²⁹ In eine ähnliche Richtung ging Hermanns negatives Votum über eine Petition der Mietervereine mehrerer Städte über die Erweiterung hypothekarischer



Abb. 4: Begrüßung des in Offenburg neu stationierten Regimentes: Auf dem Rednerpult Fritz Hermann bei Ausbringen des Hochs.

Darlehen mit Gemeindegarantien.³⁰ Um einen sozialen Härtefall ging es bei dem Antrag eines Invaliden aus Neckarelz auf dauerhafte Unterstützung, den die Petitionskommission und ihr Berichterstatter Hermann nachdrücklich befürworteten.³¹

Auch als Mitglied der Kommission für Justiz und Verwaltung übernahm Hermann mehrfach die Berichterstattung über die Beratungen vor dem Plenum der Ersten Kammer, etwa als es um die Novellierung des Ausführungsgesetzes zur Grundbuchordnung ging³² oder um die Ergänzung des Gesetzes zur Berufsvormundschaft. Im letzteren Fall war seinen Ausführungen das persönliche Anliegen deutlich abzulesen, eine Verbesserung der Fürsorge für Kinder zu erreichen.³³

In einer Sitzung im März 1914 fand eine Aussprache über die Kreisreform und die radikale Reduzierung der Landkreise statt. Da hörte man den engagierten Kommunalpolitiker Hermann, der sich der Unterstützung seiner Stadtbevölkerung sicher sein konnte, sagen:

„Ich gebe zu, daß man für diese, allerdings weitgehende Zusammenlegung auch gute Gründe ins Feld führen kann und daß auch unter meinen Amtskollegen die Meinungen in dieser Hinsicht geteilte sind. Allein man kann doch die Erfahrung machen, daß diejenigen, die der Zusammenlegung das Wort reden, hierbei die Rolle des Aufschlückens übernehmen sollen, während diejenigen, die hiervon

nichts wissen wollen, zum Verschlucktwerden verurteilt sind. Wir in Offenburg müßten uns mit Händen und Füßen dagegen wehren, wenn mit der Zusammenlegung wirklich Ernst gemacht und uns die schöne Bezeichnung „Kreishauptstadt“ mit rauher Hand genommen werden sollte. Ich kann versichern, daß in diesem Augenblicke nicht nur die 18000 Einwohner von Offenburg hinter mir stehen, sondern auch die übrigen Bewohner unseres Kreises, und wenn ich sie auffordern würde, nötigenfalls mit mir einen Zug zu unternehmen, um vor der Wohnung des Herrn Ministers gegen die beabsichtigte Degradierung zu demonstrieren, so glaube ich, daß sie wohl alle bereit sein würden, meinem Rufe Folge zu leisten.“³⁴

Nach diesem handfesten Votum schneidet er in dieser Rede noch weitere wichtige Themen (Gemeindebesteuerung, kommunale Aufwendungen für Volksschulen, reichseinheitliche Gesetzesgrundlage der Arbeitslosenversicherung und Überwachung von Kinoaufführungen) an, wobei als Erfahrungshorizont die kommunale Praxis in Offenburg immer wieder durchscheint. Das Thema der Arbeitslosenversicherung beschäftigte wenige Wochen später erneut die Petitionskommission, wobei Hermann sowohl in der Kommission als auch im Plenum für die Übergangszeit bis zu einer Gesetzesregelung auf Reichsebene nachdrücklich für einen staatlichen Beitrag zugunsten kommunaler Unterstützungsinitiativen plädierte, was jedoch abschlägig entschieden wurde.³⁵

Ebenfalls in einer Sitzung der Ersten Kammer im März 1914 lenkte Hermann im Rahmen der Diskussion über das neue Finanzgesetz die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer auf den geplanten Neubau eines Justizgebäudes für die angemessene Unterbringung des Amts- und Landgerichtes in seiner Stadt:

„Da auch ich Gelegenheit hatte, die Pläne einzusehen, kann ich bestätigen, was der Herr Berichtstatter gesagt hat, daß das neue Gebäude eine Zierde für die Stadt Offenburg werden wird. So besteht für uns die Hoffnung, daß der Fremde, der mit der Bahn nach Offenburg kommt und sich zunächst über unseren neuen Bahnhof etwas geärgert hat, beim Betrachten des neuen schönen Justizgebäudes seine ruhige Stimmung wieder gewinnt und freundliche Eindrücke aus Offenburg mitnimmt.“³⁶

Die hier wie beiläufig angesprochenen Probleme um den Offenburger Bahnhof (fehlende Gleisübergänge bzw. Unterführung) treten in einer Debatte über das badische Eisenbahnwesen ins Zentrum, in der Hermann folgendermaßen das Wort ergriffen hat:

„Durchlauchtigste, Hochgeehrte Herren! Man wird es gewiß verstehen, wenn ich mir gestatte, bei diesem Budgettitel einige Wor-

te inbezug auf unsern Personenbahnhof zu sagen. Ich hatte mir vorgenommen, bei diesem Anlasse, gegen meine sonstige Gepflogenheit, mit ganz schwerem Geschütz aufzufahren (Heiterkeit), aber die Stimmung ist unterdessen bei uns eine bessere und ruhigere geworden, weil man sieht, daß die Groß[erzogliche] Generaldirektion [für das Eisenbahnwesen; AG] inzwischen doch zu der Einsicht gekommen ist, daß es so nicht bleiben kann, daß wirklich große Mißstände bestehen und man darauf bedacht sein muß, diese Mißstände abzustellen. [...] Man erzählt sich bei uns – ich weiß nicht, ob es richtig ist – der Herr Finanzminister sei kürzlich in Offenburg gewesen und sei [auf dem Weg von der Schaltherhalle bzw. einem anderen Gleis; AG] zu spät auf den Bahnsteig gekommen, weil er den langen Umweg nicht richtig in Rechnung gestellt hatte. Es mag das ein „bene trovato“ sein, hängt aber eben damit zusammen, daß die Verhältnisse in unserem Bahnhof, dem der Volksmund den Namen „Rennbahnhof“ gegeben hat, in diesem Punkte sehr ungenügende sind.“³⁷

In der selben Rede trat Hermann auch vehement für die Gewährung von Staatsmitteln für die Gemeinnützige Baugenossenschaft Offenburg³⁸ ein, deren Mitglieder überwiegend Bahn- und Postangestellte waren. So sollte gewährleistet werden, dass noch im laufenden Jahr mit dem Bau von Genossenschaftswohnungen begonnen werden konnte, um den Wohnungsmangel in der Stadt zu beseitigen. Schon ein Vierteljahr zuvor musste sich die Erste Kammer mit einer Petition Offenburger Staatsbeamter auf Wohnungszuschuss befassen, die Hermann unter Hinweis auf die zu beobachtende Steigerung der ortsüblichen Mieten nachdrücklich unterstützte.³⁹ Um Wohnungspolitik ging es auch in einem Antrag, den Hermann und die anderen Städtevertreter in einer Sitzung der Ersten Kammer im Juni 1914 über die Ergänzung des Polizeistrafgesetzbuches einbrachten. Hinter diesem Antrag, in größeren Städten eine Meldepflicht für Wohnungen einzuführen, stand das Bemühen kommunaler Wohnungsfürsorge, einen stabilen und überschaubaren Wohnungs- und Mietmarkt zu erhalten.⁴⁰

Noch im Frühsommer 1914 – am 8. Juni – besuchten der Großherzog und die Großherzogin die Stadt Offenburg. Der Landesherr holte damit seinen kurzfristig 1912 abgesagten Besuch nach, und die Stadt bereitete ihm einen feierlichen Empfang.⁴¹ Wenige Wochen später brach der Erste Weltkrieg aus. Die drei Söhne des Oberbürgermeisters dienten als Soldaten an den Kriegsschauplätzen in West- und Osteuropa. Seine Frau war neben ihm im örtlichen Rot-Kreuz-Komitee aktiv. Die Stadt Offenburg und ihre Bevölkerung hatten unter den Kriegereignissen unmittelbar zu leiden, denn es wurden der Bahnhof, das Elektrizitätswerk, das Krankenhaus und einige Wohnhäuser durch Bomben zerstört. Gerade die städtebaulichen



Abb. 5: Sitzung des Rot-Kreuz-Komitees während des 1. Weltkrieges im Bürgerausschusssaal in Offenburg (sitzend in der Mitte Fritz Hermann, sitzend 2. v. links Marie Hermann).

Errungenschaften der vergangenen zwei Jahrzehnte waren dadurch besonders in Mitleidenschaft gezogen worden. Außerdem musste sich Offenburg, wie auch ganz Baden, schon im zweiten Kriegsjahr auf vielen Ebenen auf kriegswirtschaftliche Bedürfnisse einstellen. In der Landtagsperiode 1915/16 erstattete Hermann vor der Ersten Kammer Bericht über das am 1. März 1915 provisorisch erlassene „Gesetz zur Entziehung der Nutzung von Grundstücken zur Anpflanzung von Nahrungs- und Futtermitteln“. Diese Maßnahme war nötig geworden bzw. ihre Notwendigkeit war absehbar, um den Bedarf der Bevölkerung „wegen der langen Dauer des Krieges“ – Datum der Rede war der 2. Februar 1916! – zu decken, und sie musste nun von beiden Kammern des Landtags ratifiziert werden.⁴²

Durch den Kriegsbeginn konnten auch die Pläne für den Bau des neuen Justizgebäudes in Offenburg vorerst nicht realisiert werden. Doch plädierte Hermann in einer Landtagsdebatte über Bausachen im Februar 1916 eindringlich dafür,⁴³ die wegen des Krieges ruhenden Vorarbeiten sofort nach Beendigung des Krieges – von dessen Folgen konnte man sich offensichtlich noch keinen Begriff machen – wieder aufzunehmen, damit

heimkehrenden Soldaten in der Region sogleich Erwerbsmöglichkeiten bei der Realisierung dieses größeren Bauprojektes gegeben werden könnten.

Auf dem außerordentlichen Landtag 1917 zeichnete Hermann im Rahmen einer Aussprache ein Bild der Versorgungslage mit Lebensmitteln und der entsprechenden Preisgestaltung; er illustrierte dies am Offenburger Beispiel und gab einen Überblick über die teils mangelhafte Versorgung mit einzelnen Nahrungsmitteln (Kartoffeln, Milch, Butter, Eier, Fleisch und Obst). Aufgrund der vorbeugend staatlich geregelten Versorgung könne man jedoch noch nicht von einer Hungersnot sprechen. Am Ende seiner insgesamt pessimistischen Ausführungen wagte er einen Blick in die Zukunft, der den tragischen Zwiespalt der auf dieser Ebene politisch agierenden Personen offenbart:

„Ich möchte zum Schluß ebenfalls der Hoffnung und Erwartung Ausdruck geben, daß es uns weiter gelingen wird, in diesem schweren Kampfe, der uns von unseren Feinden aufgezwungen worden ist, gut und siegreich durchzuhalten.“⁴⁴

In der letzten Landtagsperiode 1917/18 wurde unter anderem über einen Gesetzentwurf zur allgemeinen Fortbildungsschule verhandelt, wobei sich die Oberbürgermeister und Stadträte der größeren Städte Badens (Baden-Baden, Bruchsal, Freiburg, Heidelberg, Karlsruhe, Konstanz, Lahr, Mannheim, Offenburg und Pforzheim) gegen eine finanzielle Mehrbelastung aussprachen und dies in einer Petition an die Adresse der Ersten Kammer zum Ausdruck brachten.⁴⁵ Die letzte in den Quellen belegte Berichterstattung durch Hermann hatte eine Petition des Badischen Landesvereins für Frauenstimmrecht zur Grundlage.⁴⁶ Die Badische Regierung sah sich zu diesem Zeitpunkt lediglich gewillt, den Frauen auf Gemeindeebene ein beschränktes Wahlrecht einzuräumen. Allerdings sah man die Forderung nach dem Frauenwahlrecht in Verbindung mit den Forderungen der Parteien nach Aufhebung des Klassenwahlrechts auf der Ebene der Städte und Gemeinden, wovon man sich kritisch distanzierte. Durch die Abdankung des Großherzogs und die Verfassungsänderung wurde das Frauenwahlrecht wenige Monate nach dieser Debatte Realität.

In Offenburg wie in anderen Gegenden Badens und des Reiches wurde im Verlauf des Jahres 1918 die Not immer größer, was sich nicht nur am Mangel an Versorgungsgütern, sondern auch an den Zahlungsmitteln ablesen lässt. Wie in vielen Städten begann man in Offenburg mit der Ausgabe von kommunalem Notgeld, das im Oktober in 5- und 20-Mark-Scheinen ausgegeben wurde. Wenige Wochen später fanden der Krieg und die monarchische Staatsform ihr Ende.

Über diesen tiefen Einschnitt hinaus blieb Hermann, wie viele seiner Kollegen, im Amt. Doch stellte er angesichts seines vorgerückten Alters

im Juni 1921 bei Stadtrat und Bürgerschaft den Antrag auf Versetzung in den Ruhestand, was ihm mit Zahlung eines Ruhegehaltes ab 1. Juli 1921 genehmigt wurde. Noch wenige Jahre blieb Hermann, der seine Erfahrungen noch als Mitglied der städtischen Finanz- und Krankenhauskommission einbrachte, in Offenburg wohnen (Hauptstr. 57).

Im November 1924, kurz nach Ende der eineinhalbjährigen französischen Besetzung der Stadt, verlegten Fritz Hermann und seine Frau Marie ihren Wohnsitz nach Wiesbaden. In der hessischen Kurstadt war seine Frau aufgewachsen und eine unverheiratete Schwester von ihr lebte noch dort. Am 10. Dezember 1928 verlieh die Stadt Offenburg ihrem früheren Oberbürgermeister das Ehrenbürgerrecht. Dies geschah in „dankbarer u. rückhaltloser Anerkennung treuester Pflichterfüllung und rastloser erfolgreicher Tätigkeit auf allen Gebieten der Gemeindeverwaltung zum Wohle, Emporblühen u. Gedeihen der Stadt“. Dabei wurde insbesondere auf die Verdienste beim Bau des Krankenhauses, der Kaserne, des Schlachthofes, der Oberrealschule und der Knabenschule verwiesen. Später wurde auch eine Straße nach ihm benannt, die in der Offenburger Oststadt Richtung Bahnhofsgelände führt.

In den dreißiger Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg beging Hermann noch festlich den 80. Geburtstag sowie die Goldene Hochzeit 1937; beide Feste wurden im größeren Familienkreis gefeiert. Im Alter von 84 Jahren schloss Fritz Hermann am 18. September 1943 in Wiesbaden die Augen, seine Frau verstarb am 13. Februar 1945. Beide wurden auf dem Wiesbadener Nordfriedhof beigesetzt, von wo 1990 die Stadt Offenburg den Grabstein auf den Offenburger Friedhof überführen ließ.

Franz Huber, der schon anlässlich des Todes von Hermann einen Zeitungsnachruf verfasst hatte, schrieb 1951 über ihn: „Das neue Offenburg ist zu einem guten Teil sein ureigenes persönliches Werk gewesen.“⁴⁷ Tatsächlich hat er, der sich selbst als „mit einem guten Tropfen sozialen Öls gesalbt“⁴⁸ bezeichnete, der Stadt Offenburg in seiner Amtszeit den Weg in die Moderne geebnet. Viele Initiativen, die in seiner Epoche realisiert wurden, galten dem kommunalen Bildungswesen (Oberrealschule, Knabenschulneubau, Ausbau der Höheren Mädchenschule) und dem Gesundheitswesen (Krankenhaus, Kläranlage, Schlachthaus, Frauenbadeanstalt usw.). Auch sozialpolitischen Anliegen (städtische Wohnungsbaudarlehen, Witwen- und Waisenversorgung, Kindergarten, Fürsorgeamt) und Fragen der nachhaltigen Entwicklung Offenburgs zu einer Stadt mit zentralörtlicher Bedeutung für Mittelbaden widmete er sich intensiv und er verfocht sie auch in seinen Landtagsreden auf höherer politischer Ebene.

Anmerkungen

- 1 Vgl. dazu auch: Andreas Gößner: Hermann, Friedrich Wilhelm. In: Badische Biographien NF Band 5. Hrsg. von Fred Ludwig Sepaintner. Stuttgart 2005, 121f.; Franz Huber: Offenburger Köpfe – Offenburger Gestalten. In: Offenburg 1951, 180f.; Otto Käh-

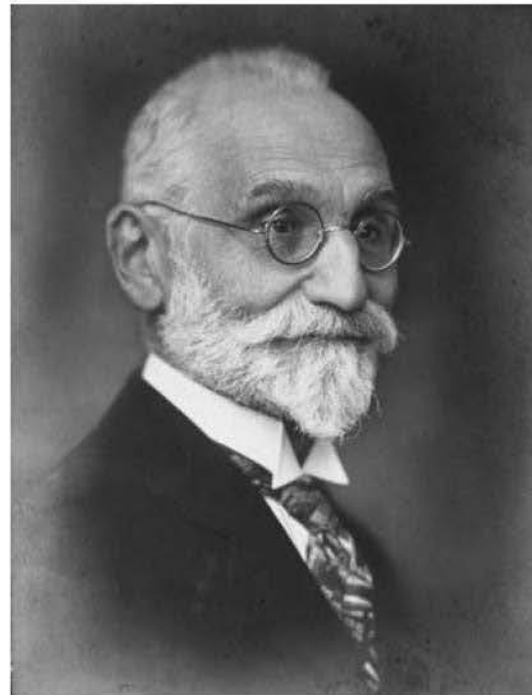


Abb. 7: Fritz Hermann ca. Mitte der 1930er Jahre.

- ni: Offenburgs Stadtoberhäupter seit 1803. In: Die Ortenau 47 (1967), 41–76; bes. 60–63.
- 2 Wilhelm Hermann: Morphologische und Anatomische Untersuchung einiger Arten der Gattung *Impatiens* mit besonderer Berücksichtigung von *Impatiens Sultani*. Freiburg i. B. 1886.
 - 3 Aus der Chronik der Stadtapotheke, Kehler Zeitung vom 21.4.1959 (freundliche Mitteilung des Stadtarchivs Kehl vom 24.8.2007).
 - 4 Amtliches Verzeichnis des Personals und der Studenten der Kaiser-Wilhelms-Universität Strassburg für das Winter-Halbjahr 1878/79, 24.
 - 5 Amtliches Verzeichnis des Personals und der Studenten der Kaiser-Wilhelms-Universität Strassburg für das Winter-Halbjahr 1879/80, 24.
 - 6 Universitätsarchiv Tübingen: 40/91, 62 (freundliche Mitteilung des Universitätsarchivs Tübingen vom 19.3.2008).
 - 7 Universitätsarchiv Leipzig: Film 584, Nr. 612; Personalverzeichnis der Universität Leipzig für das Winter-Semester 1880/81 (Verzeichnis der Studierenden), 65; Personalverzeichnis ... für das Sommersemester 1881, 64; Kurze Darstellung des studentischen Lebens von Hermann in Leipzig in Andreas Gößner: „Präzis“ und „privatim“ – Das Jurastudium um 1880. In: Journal. Mitteilungen und Berichte für die Angehörigen und Freunde der Universität Leipzig 1/2007, 39f.
 - 8 Universitätsarchiv Leipzig: Film 48, Nr. 299.
 - 9 Amtliches Verzeichnis des Personals und der Studenten der Kaiser-Wilhelms-Universität Strassburg für das Winter-Halbjahr 1881/82, 25; Amtliches Verzeichnis ... für das Sommer-Halbjahr 1882, 25.
 - 10 Generallandesarchiv Karlsruhe: 236/18003–18005; Staatsanzeiger für das Großherzogtum Baden 1882 (Dez.).
 - 11 Hof- und Staatshandbuch des Großherzogtums Baden 1876, 316; Hof- und Staatshandbuch ... 1884, 359.
 - 12 Staatsanzeiger für das Großherzogtum Baden 1885, 292.

- 13 Staatsanzeiger für das Großherzogtum Baden 1886, 209.
- 14 Staatsanzeiger für das Großherzogtum Baden 1890, 209; 1891, 336.
- 15 Hof- und Staatshandbuch für Baden 1892.
- 16 Staatsanzeiger für das Großherzogtum Baden 1893, 68.
- 17 Hierzu und zum Folgenden: Kähni: Offenburgs Stadtoberhäupter ..., 61f.
- 18 Generallandesarchiv Karlsruhe 236/18003-18005; Staatsanzeiger für das Großherzogtum Baden 1897, 257.
- 19 Hierzu und zum Folgenden: Offenburg im Wandel. Bearb. von Michael Friedmann (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Offenburg; 3). Offenburg 1980, 4–6.
- 20 Hof- und Staatshandbuch des Großherzogtums Baden 1898, 172; Hof- und Staatshandbuch ... 1902, 641; Hof- und Staatshandbuch ... 1905, 212; Hof- und Staatshandbuch ... 1910, 700.
- 21 Staatsanzeiger für das Großherzogtum Baden 1902, 247; Staatsanzeiger ... 1906, 454.
- 22 Die Erregung der Gemüter um diesen Vorgang illustriert eine Passage aus dem Schreiben der Oberin des städtischen Krankenhauses an Hermann: „Ich bitte Sie unter Thränen, doch hier zu bleiben und uns auch ferner durch Ihre Güte zur Seite zu stehen. Ich und meine Schwestern beten aus tiefstem Herzensgrunde, der liebe Gott soll Ihr edles Herz erweichen, daß Sie mit uns Erbarmen und Mitleid haben. Was soll dann aus uns werden?“; zit. nach Kähni: Offenburgs Stadtoberhäupter ..., 63.
- 23 Stadtarchiv Offenburg: verschiedene Zeitungsausschnitte vom Juni 1912.
- 24 Zur Erinnerung an die feierliche Einweihung des neuen Krankenhauses am 15. Oktober 1912. Zitat S. 18, teilweise nach dem Wortlaut des Gutachtens von Medizinalrat Dr. Winter vom 6. April 1895.
- 25 Ernst Batzer: Zur Geschichte der Offenburger Schulen. In: Festschrift zum 25-jährigen Bestehen der Oberrealschule Offenburg 1912–1937, 37–43.
- 26 Generallandesarchiv Karlsruhe: 231a/866.
- 27 Staatsanzeiger für das Großherzogtum Baden 1913, 291; Staatsanzeiger ... 1914, 156.
- 28 Verhandlungen der Ersten Kammer ... 46. Landtag 1913/14. Protokollheft 156, 29f. (Sitzung vom 23. Januar 1914).
- 29 Verhandlungen der Ersten Kammer ... 46. Landtag 1913/14, Protokollheft 156, 198–200 (Sitzung vom 13. März 1914); Beilagenheft 157, 167–172 (Nr. 42). Eine Fortsetzung fand die Debatte über diesen Punkt mit einer neuen Petition des Grund- und Hausbesitzerverbandes, über die Hermann wiederum Bericht erstattete; vgl. Verhandlungen der Ersten Kammer ... 46. Landtag 1913/14 Protokollheft 156, 414–416 (Sitzung vom 28. Mai 1914); Beilagenheft 157, 448–452.
- 30 Generallandesarchiv Karlsruhe: 231a/1901: Schreibmaschinen-Manuskript mit handschriftlichen Zusätzen und Korrekturen von der Hand Hermanns; vgl. Druck: Verhandlungen der Ersten Kammer ... 46. Landtag 1913/14. Protokollheft 156, 666–668 (Sitzung vom 18. Juni 1914).
- 31 Verhandlungen der Ersten Kammer ... 46. Landtag 1913/14. Protokollheft 156, 668f. (Sitzung vom 18. Juni 1914).
- 32 Verhandlungen der Ersten Kammer ... 46. Landtag 1913/14. Protokollheft 156, 113f. (Sitzung vom 27. Februar 1914); Beilagenheft 157, 153–156 (Nr. 35).
- 33 Verhandlungen der Ersten Kammer ... 46. Landtag 1913/14, Protokollheft 156, 278–301 (Sitzung vom 30. April 1914); Beilagenheft 157, 223–239 (Nr. 52).
- 34 Verhandlungen der Ersten Kammer ... 46. Landtag 1913/14, Protokollheft 156, 141–144 (Sitzung vom 6. März 1914), Zitat: 142.
- 35 Verhandlungen der Ersten Kammer ... 46. Landtag 1913/14, Protokollheft 156, 651–654 (Sitzung vom 18. Juni 1914); Beilagenheft 157, 481–490.

- 36 Verhandlungen der Ersten Kammer ... 46. Landtag 1913/14. Protokollheft 156, 216f. (Sitzung vom 27. März 1914).
- 37 Verhandlungen der Ersten Kammer ... 46. Landtag 1913/14. Protokollheft 156, 739–741, Zitat: 740 (Sitzung vom 24. Juni 1914).
- 38 Fritz Hermann war Mitbegründer und Aufsichtsratsvorsitzender dieser Baugenossenschaft.
- 39 Verhandlungen der Ersten Kammer ... 46. Landtag 1913/14. Protokollheft 156, 277f. (Sitzung vom 30. April 1914).
- 40 Verhandlungen der Ersten Kammer ... 46. Landtag 1913/14. Protokollheft 156, 683–687 (Sitzung vom 23. Juni 1914); 831f. (Sitzung vom 27. Juni 1914).
- 41 Stadtarchiv Offenburg: Plakatdruck mit der „Festordnung“ vom 5. Juni 1914.
- 42 Verhandlungen der Ersten Kammer ... 47. Landtag 1915/16. Protokollheft 159, 77–79 (Sitzung vom 2. Februar 1916); Beilagenheft 160, 87–91 (Nr. 30/31).
- 43 Verhandlungen der Ersten Kammer ... 47. Landtag 1915/16. Protokollheft 159, 150 (Sitzung vom 24. Februar 1916).
- 44 Verhandlungen der Ersten Kammer ... 6. außerordentlicher Landtag 1917. Protokollheft 161, 99–102 (Sitzung vom 12. Juni 1917).
- 45 Der Druck dieser Petition: Generallandesarchiv Karlsruhe: 231a/2000. Die ganze Debatte wurde begleitet von einer Reihe von Petitionen von Lehrer- und Frauenverbänden, denen sich auch die genannten Städte anschlossen. In ihrer Sitzung am 26. Juni 1918 fällte die Erste Kammer einen differenzierten Beschluss, so dass der Gesetzesentwurf der Regierung nur zum Teil angenommen wurde.
- 46 Generallandesarchiv Karlsruhe: 231a/1976; 231a/2008
- 47 Fritz Hermann – Der Neugestalter Offenburgs. In: Franz Huber: Offenburger Köpfe – Offenburger Gestalten. Offenburg 1951, 180f.
- 48 Stadtarchiv Offenburg: Sammlung von Zeitungsausschnitten, D'r alt Offeburger Nr. 983 vom 17.3.1918.

Die guten Schwestern

Aufstieg und Niedergang der Frauenorden in der Ortenau

Johannes Werner

*Wir haben gesehen, dass die Identität der Ordensleute
nicht in den zahlreichen Dingen liegt,
die sie tun oder tun können,
sondern in der Art, wie sie sie tun.*

*Der Wert der Ordensleute liegt weniger in dem,
was sie für die Menschen tun,
als in dem, was sie für die Menschen sind:
ein Zeichen Gottes und des Sinnes,
den alle bewusst oder unbewusst suchen.*

Leonardo Boff, Zeugen Gottes in der Welt

Wir hier in Rastatt erinnern uns doch noch gut an die guten Schwestern: an Adelaria, Aldrich, Bruno, Christa, Dionysia, Ida, Johannita, Luisiana – oder etwa nicht? Sie hießen „Niederbronner Schwestern“ nach ihrem Mutterhaus im Elsaß, oder „Bühler Schwestern“ nach dem Mutterhaus ihrer badisch-hessischen Provinz, oder „Schwestern vom Allerheiligsten Heiland“, wohnten im Marienhaus in der Engelstraße und wirkten in der Näherschule und der häuslichen Krankenpflege; ihre Mitschwester vom selben Orden führten das Waisenhaus am Leopoldring und den Kindergarten am Rohrersteg. Und es gab auch noch die „Schwestern vom heiligen Vinzenz von Paul“ oder „Vinzentinerinnen“ mit ihren großen weißen Flügelhauben, die im Konvikt, im Altersheim, im Krankenhaus und im Kindergarten in der Engelstraße tätig waren. Und es gab die „Schwestern vom Guten Hirten“, die sich im Maria-Viktoria-Stift um schwererziehbare Mädchen kümmerten. Aber jetzt gibt es in Rastatt gar keine Schwestern mehr; und auch in den anderen Städten und Dörfern in der Ortenau, zu deren Bild sie einst gehörten, sieht man sie nicht mehr.

Vor 200 Jahren

Wo sind sie geblieben? Wo gingen sie hin? Ja, wo kamen sie überhaupt her? Drehen wir, nur für einen Augenblick, das Rad der Geschichte einmal zurück, um rund 200 Jahre, ins Jahr 1806. Auch damals gab es in Baden fast keine Ordensleute, keine Orden und keine Klöster; keine mehr, obwohl es kurz zuvor noch so viele gegeben hatte: etwa die Benediktiner in Schwarzach, Schuttern, Gengenbach und Ettenheimmünster; die Benedik-

tinerrinnen in Frauenalb; die Zisterzienserinnen in Lichtental; die Prämonstratenser in Allerheiligen; die Sepulchrinerinnen in Baden-Baden; die Franziskaner bei Baden-Baden, in Rastatt, Seelbach und Offenburg; die Kapuziner in Baden-Baden, Offenburg, Oppenau, Oberkirch und Mahlberg; die Augustinerinnen in Rastatt und Ottersweier; die Piaristen in Rastatt. Und nun, also 1806, waren alle diese Klöster untergegangen, aufgehoben, aufgelöst oder wenigstens, wenn auch nur in wenigen Fällen, in weltliche Institute umgewandelt worden. Und warum? Nicht, weil sie überflüssig oder unnütz geworden wären, sondern weil sich die deutschen Fürsten mit ihnen für die Verluste entschädigen ließen, die sie links des Rheins erlitten hatten; und zwar doppelt und dreifach. Österreich war klösterreich, sagt ein altes Witzwort; aber klösterreich, an Klöstern reich, war auch Deutschland, auch Baden, ja auch die Ortenau gewesen – vor 1806.

Wie sie wieder aufkamen ...

Aber nach 1806 gab es keine Klöster mehr; sie waren abgestorben und würden, wie man glaubte, kaum wieder aufleben können. Man sollte sich täuschen. Denn nun entstanden neue Gemeinschaften, und zwar jeweils dadurch, dass ein Priester ein paar junge Frauen um sich scharte, die der allgemeinen Not abhelfen und zugleich ihrem eigenen Leben einen tieferen Sinn geben wollten. Solche Gemeinschaften bildeten sich 1851 um den Pfarrer Finneisen in Kürzell bei Lahr; 1855 um den Pfarrer Bäcker in Neusatzeck; 1857 um den Pfarrer Lender in Schwarzach; 1866 um den Pfarrer Berger in Seelbach bei Lahr. Und solche Gemeinschaften entstanden nicht nur in Baden, sondern auch im Elsass, etwa in Niederbronn, und dort schon 1849; und in ganz Deutschland, an etwa 30 Orten in kurzer Zeit. Insgesamt, also in der katholischen Kirche, wurden im 19. Jahrhundert rund 400 Orden neu gegründet.

Die Schwestern in Kürzell, Neusatzeck und Schwarzach nahmen Waisenkinder auf, um die sich damals niemand kümmerte. (In manchen Gemeinden wurden sie sogar öffentlich versteigert, d. h. derjenige, der den geringsten Zuschuss verlangte, erhielt den Zuschlag und damit das Kind, um es auf alle Arten auszunutzen.) Die Schwestern in Seelbach nahmen sich vor allem der Kranken an. *Ein kleines Zimmer, worin kaum zwei Bettstätten Platz hatten, diente ihnen als Wohnung. Ihr Tisch war ein alter Trog und der Stuhl der Boden. In stiller Verborgenheit lebten sie beisammen unter der Leitung der Martha Flösching aus Niederbühl und fingen an, Kranke zu pflegen in Wittelbach und Seelbach.*

... und fast wieder untergingen

Also kümmerten sie sich um die Mitmenschen – aber sie kümmerten sich kaum darum, dass das, was sie taten, in Baden unerwünscht, wenn nicht



Bühler Schwester

sogar unerlaubt war. Denn Baden hatte, nach dem Vorbild von Preußen, den „Kulturkampf“ ausgerufen, der sich gegen die katholische Kirche richtete. Die Regierung nahm Anstoß vor allem an den Orden, den alten wie den neuen. Was in Kürzell geschah, schien ihr vorerst zu entgehen; aber in Neusatzeck hob sie die Mädchenschule, die erst 1868 eingerichtet worden war, schon 1871 wieder auf, und 1873 auch das Waisenhaus.

In Schwarzach wurden die Schwestern so bedrängt, dass der Bischof sie von ihren Gelübden löste; er stellte ihnen frei, entweder das Waisenhaus in weltlicher Form weiterzuführen, oder nachhause zu gehen, oder das Land zu verlassen. Franziska Höll aus Bühlertal, die sich als Schwester Alexia der kleinen Gemeinschaft angeschlossen hatte und als Mutter Alexia von ihr zur Vorsteherin gewählt worden war, ging 1873 mit zwei Gefährtinnen ins Ausland, nämlich nach Amerika. Nun begann eine lange, mühsame Wanderschaft, die die drei Frauen nach Philadelphia und nach Chicago führte. Sie lebten von milden Gaben und von Handarbeiten, die sie anfertigten. Man drängte sie, sich einer der bestehenden Gemeinschaften anzuschließen oder heimzukehren, aber sie lehnten standhaft ab. Schließlich bot man ihnen an, in New Cassel bei Milwaukee eine Schule zu übernehmen. Als sie dort ankamen, fanden sie in dem ärmlichen Gebäude außer einem einzigen Stuhl kein Möbelstück vor; vom Hof holten sie ein altes Brett, das sie säuberten und über eine Kiste legten; an diesem „Tisch“ nahmen sie, kniend, ihr karges Mahl zu sich und schiefen dann, in Decken gewickelt, auf dem blanken Boden ein. Aber zwanzig Jahre später war Mutter Alexia die Oberin eines neuen Ordens, der „School Sisters of St. Francis of Milwaukee“, die im ganzen Lande wirkten. Über 400 junge Frauen gehörten ihm nun an, 300 von ihnen lehrten in 65 Schulen; viele stammten von deutschen Einwanderern ab, viele kamen auch direkt aus Deutschland, vor allem aus Baden. Wenn man sie zuhause nicht eintreten ließ, dann wenigstens hier.

Auch in Seelbach spitzte sich die Lage so zu, dass Franziska Bischler, genannt Mutter Anastasia, 1876 mit drei Gefährtinnen die Gemeinschaft verließ und ebenfalls nach Amerika ging, wo sie die „Franciscan Sisters of the Sacred Heart“ ins Leben rief. Weitere Schwestern folgten nach (unter ihnen Schwester Aloysia, die als Brigitte Merkel in Iffezheim geboren worden war und zur dritten Generaloberin gewählt wurde), und weitere traten ein.

Wie sie aber wuchsen ...

Aber zuhause, in Baden, hatte sich der Sturm inzwischen gelegt, war der „Kulturkampf“ verebbt. Die Schwestern in Neusatzeck wurden 1917 als „Schwestern vom III. Orden des hl. Dominikus in der Erzdiözese Freiburg“ staatlich und kirchlich anerkannt. Mutter Alexia kehrte nach Europa

zurück, gründete eine europäische Provinz mit Mutterhaus zunächst in Luxemburg, dann in Straßburg und 1918, nach dem Weltkrieg, in Erlenbad; seither sind sie als „Franziskanerinnen von Erlenbad“ bekannt; die überlebenden Schwestern von Schwarzach schlossen sich ihnen 1922 an. Die Schwestern von Seelbach hatten in Gengenbach überlebt; hier traten sie, die „Franziskanerinnen vom Göttlichen Herzen Jesu“, schon 1891 wieder ans Licht, und hier bauten sie 1892/93 ihr großes Mutterhaus; die Schwestern von Kürzell, jetzt Heiligenzell, die mit noch mehr Mühe überlebt hatten, gingen 1893 mehr oder weniger widerstrebend in ihnen auf.

In jenem Jahr 1891 hatten die Gengenbacher Schwestern schon 304 Mitglieder in 110 Niederlassungen. Seit 1871 waren sie in Forbach, seit 1876 in Iffezheim, seit 1885 in Durmersheim, seit 1886 in Bühlertal, seit 1887 in Unzhurst; dann kamen sie noch nach Sandweier, Ötigheim, Haueneberstein, Bietigheim, Steinmauern, Eisental, Oberweier, Weitenung, Bermersbach, Gausbach, Bühl, Waldprechtsweier, Elchesheim. Und fast überall nahmen sie sich der Nähsschule, der Kinderschule und der häuslichen Krankenpflege an. Der Orden wuchs, blühte auf, dehnte sich aus, und nicht nur im heutigen Landkreis Rastatt; im Jahre 1966, bei seiner Jahrhundertfeier, hatte er 1.318 Mitglieder in insgesamt 257 Niederlassungen in Deutschland, in der Schweiz und in Chile.

Auch die Erlenbader Schwestern haben, allein in Europa, an über 330 Stellen gewirkt – in der Schweiz, aber vielfach auch in Baden. In Ebersteinburg übernahmen sie schon 1905 den Kindergarten, in Wintersdorf 1908 den Kindergarten, die Nähsschule und die Krankenpflege. *Besonders in Baden*, so heißt es in den Erinnerungen an die Gründerin, *vermehrten sich die kleinen Stationen oder Missionen. Dieselben sind durchweg sehr schwierig. Das Land, die entlegenen Gehöfte, das rauhe Klima stellen an die Kräfte der Schwestern keine geringen Ansprüche. Die Krankenschwester muß oft lange Wege gehen, um die einzelnen Kranken am entgegengesetzten Ende der Pfarrei zu besuchen. Manche junge Kraft war diesen Strapazen nicht gewachsen. Doch mit Freuden brachten sie dieses Opfer, und Krankheit und Tod schreckten sie und ihre Nachfolgerinnen nicht ab.* Daneben betrieben sie Krankenhäuser, Sanatorien; Kurheime, Erholungsheime; Altersheime, Pilgerheime; Schulen; Kinder- und Jugendziehungsheime, Kindererholungsheime, Lehrlings- und Gesellenheime, Schüler- und Studienheime; Studentinnenheime.

In St. Trudpert im Münstertal zogen, nachdem das Elsass an Frankreich gefallen war, die 1845 gegründeten „Schwestern vom hl. Josef“ aus St. Marx bei Colmar ein und bauten hier ihr deutsches Mutterhaus. Und in Bühl bauten zur selben Zeit und aus demselben Grund die „Schwestern vom Allerheiligsten Heiland“ aus Niederbronn ein deutsches, genauer gesagt: ein badisch-hessisches Mutterhaus. Der neuen Provinz gehörten damals schon 800 Schwestern an; 1949, beim 100-jährigen Jubiläum des Or-

dens, waren es 1.593 auf 216 badischen Stationen. Allein im heutigen Landkreis Rastatt wirkten sie, außer in Rastatt selbst und natürlich in Bühl, in Niederbühl, Rauental, Michelbach, Ebersteinburg, Gernsbach, Obertsrot, Lautenbach, Langenbrand und Ottersweier. Zu ihnen gehörten in Rastatt auch Adelaria, Aldrich, Bruno, Christa, Dionysia, Ida, Johannita, Luisiana. Wir kehren zum Anfang zurück und stellen die dort gestellte Frage neu: wie war ein solches Wachstum möglich?

... und warum

Dadurch, dass die Orden jenen jungen Frauen, die sonst keine Chance gehabt hätten, eine solche boten. Die, die als soundsovieltes Kind in eine große Familie hineingeboren worden waren, die sich sonst nur als Dienstmagd verdingen, als Dienstmädchen „in Stellung“ oder in die Fabrik gehen konnten, fanden sich nun als Näh-, Kinder- oder Krankenschwester, ja als Missionsschwester wieder. Um von den vielfältigen Tätigkeiten, die es in den Mutterhäusern gab, noch ganz zu schweigen: in der Schneiderei, Schusterei, Sattlerei; in der Buchbinderei und der Paramentenstickerei; in der Küche, der Bäckerei und der Hostienbäckerei; im Garten, auf dem Feld und im Stall; an der Pforte und in der Verwaltung; als Sakristanin, Organistin, Lehrerin, ja sogar als Dentistin!

Im 19. Jahrhundert stellen die Frauenorden und Kongregationen, die, dem Zug der Zeit entsprechend, wie Pilze aus dem Boden wachsen, weitgehend eine Versorgungsanstalt für die Töchter der bürgerlichen und bäuerlichen Kreise dar. (...) So kam es, dass viele Mädchen im Orden mehr das geschützte, von Sorgen entlastete Dasein, eine Art Fortsetzung der alten Familiengeborgenheit suchten und fanden als den strengen Aufstieg zu höchster religiöser Entwicklung. Dazu kam noch der beruhigende Glaube, dass diese Wahl an sich die sittlich höchste und verdienstvollste Entscheidung vorstelle und turmhoch über die andern Sterblichen erhebe. Dazu kam, dass in katholischer Landschaft für Mädchen bäuerlicher oder kleinstädtischer Abkunft das Ordenskleid (...) einen gewaltigen gesellschaftlichen Aufstieg bedeutete; ‚Schwester‘ zu werden, war eine Standeserhöhung weit über alle in ihrem Kreis gelegenen Heiratsmöglichkeiten hinaus, in den Augen katholischen Volkes fast eine Gleichstellung mit Bildung und Rang.

Da war der Andrang freilich groß, sogar so groß, dass viele Anwärtnerinnen abgewiesen wurden. Dennoch bereiteten sich, nur zum Beispiel, noch 1930 in Bühl 98 Postulantinnen und 92 Novizinnen auf das Ordensleben vor ... und heute keine einzige mehr.

Und warum nicht? Weil man nicht mehr so viele Kinder hat, die man irgendwie versorgen muss; weil die Kinder, auch die Mädchen, Wege gehen können, die ihnen damals noch versperrt waren; weil sie auch die leh-



*Gengenbacher Schwester;
nämlich Schwester Balfrieda
Schmidt (1903–1999), die von
1972 bis 1985 in Steinmauern in
der ambulanten Krankenpflege
tätig war*

renden und pflegenden Berufe ergreifen können, die damals nur von Ordensfrauen ergriffen werden konnten; und weil die Ordensfrauen aus dem Bild der Städte und Dörfer, und damit aus dem Bewusstsein ihrer Bewohner, verschwunden sind. Denn fast durchweg traten die Mädchen in den Orden ein, der in ihrer Stadt, in ihrem Dorf vertreten war; die Schwestern waren das Vorbild, und eine zog die andere nach.

Ein Beispiel

Als Maria Kassel 1915 in Würmersheim geboren wurde, meinten manche, dass sie nicht lange leben würde; sie sollten sich gründlich täuschen. Maria war das 14. Kind ihrer Eltern; ein Brüderchen folgte noch nach, starb aber früh, so wie auch schon andere Geschwister gestorben waren. Als es merkte, dass es mit ihm zu Ende ging, sagte es: *Ich will net, die Maria soll sterbe.*

In ihrem alten Häuschen ging es eng her, auch wenn die größeren Kinder es früh verließen, um den kleineren Platz zu machen; zwei bis drei Kinder teilten sich jeweils ein Bett. Hunger litten sie freilich nicht, denn die Familie hatte Feldstücke, auf denen sie das Notwendigste anbaute, und hielt zwei Kühe, die auch den Wagen zogen, sowie Schweine und Hühner; die Brüder hielten Tauben. Der Vater ging morgens zu Fuß von Würmersheim nach Durmersheim, fuhr mit der Bahn weiter nach Gaggenau, wo er arbeitete, und kam abends auf demselben Weg zurück; dann war er so mü-

de, dass die Kinder nicht mehr laut sein durften. Man *hat halt schaffen* müssen und kannte es nicht anders.

Nachdem sie aus der Schule gekommen war, ging Maria als Dienstmädchen *in Stellung*, und zwar bei Zürich in der Schweiz, wo schon eine ihrer Schwestern lebte. Da sagte sie: *Ich geh' nimmer heim!* Aber sie ging doch wieder heim, und dann sogar ins Kloster, nämlich 1937 nach Gengenbach, wurde zur Kindergärtnerin ausgebildet und als solche eingesetzt. In dem Jahr, in dem sie eintrat, hatte Gengenbach in Durmersheim eine Niederlassung mit elf Schwestern. Und aus Durmersheim (mit Würmersheim, das zur selben Pfarrei gehörte) traten zwischen 1910 und 1955 insgesamt 23 junge Frauen in einen Orden ein, davon neun in Gengenbach. Maria Kassel – vielmehr Schwester Maria Nevolana – ist am 14. März 2008 im Haus *Bethanien* in Gengenbach gestorben.

Noch ein Beispiel

Schwester Maria Michaela wurde als Hildegard Anderer 1919 in Baden-Baden geboren. In Geroldsau, wo sie aufwuchs, lernte sie die Sepulchrinnen kennen, d. h. die Klosterfrauen vom Heiligen Grab, die nämlich dort ein Ferienhaus hatten und in Baden-Baden selber die berühmte Klosterschule, die seit 1670 bestand. Bei ihnen trat sie 1948 ein, besuchte das Kindergärtnerinnenseminar der Gengenbacher Schwestern und arbeitete anschließend im Internat der Schule, leitete es schließlich auch; außerdem erteilte sie Religionsunterricht. Oft war sie von 6.30 Uhr bis 24.00 Uhr im Dienst, und manchmal musste sie auch noch nachts zur Stelle sein. Es war, wie sie sagte, eine schwere, aber auch eine schöne Zeit.

Der Nachwuchsmangel zwang die Schwestern, sich erst aus dem Internat, dann auch aus der Schule zurückzuziehen. Im Pflegeheim *Maria Frieden* in Ebersteinburg, das von den Bühler Schwestern betreut wird, konnten sie unterkommen. Die 16. und letzte Priorin, Maria Cäcilia, starb am Weihnachtstag, am 25. Dezember 2006. Schwester Maria Michaela folgte ihr am 8. Dezember 2008. Sie war die letzte Klosterfrau vom Hl. Grab in Deutschland, wenn nicht in der Welt.

Umschau und Ausblick

Ein düsteres Bild also? Durchaus nicht; nämlich dann nicht, wenn man es in einen größeren Rahmen stellt, zeitlich und örtlich. Auch wenn die Orden im Mittelalter, im Barock und zuletzt, wie gezeigt, im 19. Jahrhundert aufblühten und dazwischen immer wieder verwelkten, auch jetzt wieder zu verwelken scheinen, kann keiner wissen, wie es weitergeht, ob es wieder einmal aufwärts geht. Und wenn nicht hier, dann vielleicht anderswo. Die Gengenbacher Schwestern haben einheimischen Nachwuchs in Chile und



Vinzentinerin; Glasfenster in der Kapelle des alten Spitals von Turckheim (Elsass)

Peru, die Erlenbader in zwei neuen, 1996 und 2000 gegründeten Provinzen in Indien, die Niederbronner in Indien, Angola und Kamerun. Aber auch neue Orden entstanden, gediehen und gedeihen; so etwa die „Missionaries of Charity“ der Mutter Teresa, die im Jahre 1948 gegründet wurden, 1980 rund 1.400 Mitglieder hatten, 1990 rund 3.000, 2000 rund 4.400. Wer, an einem beliebigen Tag, nur eine Stunde lang auf dem Petersplatz in Rom steht und die vielen jungen Schwestern (und Brüder!) aus Afrika, Asien und Lateinamerika sieht, weiß, wovon die Rede ist; nämlich davon, dass die Orden weiterleben.

Es wird immer Menschen geben, die sich nicht so leicht und schnell zufriedener geben, die sich – wie Sportler – noch mehr abverlangen, die noch höher hinaus wollen. Es hat sie immer gegeben, nicht nur im Christentum, sondern in allen großen Religionen. Armut, Keuschheit und Gehorsam haben sie gelobt; das heißt, dass ihnen nichts gehört; dass sie niemandem, d. h. keinem Menschen gehören; dass sie nicht einmal sich selbst gehören. Damit schwimmen sie gegen den Strom, legen sie sich quer, legen sie Widerspruch ein gegen das, was in dieser Welt gilt und zählt. Und darauf kommt es an, jetzt mehr denn je.

Anmerkung

Der Verf. bittet um Verständnis dafür, dass er hier nur auf seine eigenen Vorarbeiten verweist, in denen die einschlägige Literatur aber vollständig verzeichnet ist; nämlich: Wenn ein Orden stirbt. Sozialgeschichtliche Anmerkungen. In: Erbe und Auftrag 5/1991, S. 352–357; Die „Bühler Schwestern“ im Lauf der Zeit. In: Heimatbuch Landkreis Rastatt 39 (2000), S. 86–96; Die Schwestern von Neusatzeck. Ihre Geschichte seit nunmehr 150 Jahren. In: Heimatbuch Landkreis Rastatt 44 (2005), S. 109–116; Kloster Neusatzeck oder: Wie sich die Zeiten ändern. In: Die Ortenau 86 (2006), S. 341–350; Franziska Höll, genannt Mutter Alexia. Ein Frauenleben zwischen Baden und Amerika. In: Heimatbuch Landkreis Rastatt 46 (2007), S. 105–112; Die „Gengenbacher Schwestern“ im Forbacher Spital und anderswo. In: Heimatbuch Landkreis Rastatt 47 (2008), S. 169–174. Die Lebensgeschichte von Sr. Nevolana wurde erstmals aufgezeichnet in: Würmersheim. Ein badisches Dorf im Wandel der Zeit. Heidelberg/Ubstadt-Weiher/Basel 2008; die von Sr. Maria Michaela in: Das Ende des Klosters vom Heiligen Grab. Zugleich ein Nachruf auf Priorin M. Cäcilia Jenne. In: Aquae 40 (2007), S. 96–108. Die Männerorden gingen in Baden einen ähnlichen Weg: Mutterhaus Maria-Tann. Zur Geschichte der Schulbrüder in Deutschland. In: Almanach (Heimatjahrbuch des Schwarzwald-Baar-Kreises) 29 (2005), S. 129–132; Das Herz-Jesu-Kloster in der Okenstraße. In: Freiburger Almanach 58 (2007), S. 65–70. Insgesamt vgl. auch: Vom mönchischen Leben. Geschichte einer Sehnsucht. Frankfurt a.M./Leipzig 1992. Neu hinzugekommen ist nur das Zitat von Ida Friedrike Görres („Im 19. Jahrhundert ...“) aus: Das verborgene Antlitz. Eine Studie über Therese von Lisieux. 7. Aufl. Freiburg 1949, S. 235f. – Der vorliegende Aufsatz fußt auf einem Vortrag, den der Verf. am 18.02.2009 bei der „Badischen Heimat“ in Rastatt gehalten hat und dessen Sprachform beibehalten wurde.

Die Krankenpflegeschule der Kongregation der Franziskanerinnen vom Göttlichen Herzen Jesu Gengenbach

Franz Hahn

Die Gründung der Gengenbacher Schwesternschaft steht in einem engen Zusammenhang mit der Krankenpflege als Berufung. Im so genannten Trettenhof, den Pfarrer Berger am 4. September 1867 als ehemaliges größeres Lehengut derer von Hohen Geroldseck erwarb und der das „Mutterhaus“ darstellte, lebten die sich als „Schwestern“ bezeichnenden ersten Krankenpflegerinnen¹ „Die ‚Schwestern‘ erhielten Unterricht in Krankenpflege durch eigene geschulte Kräfte und neue Mitglieder, die etwa in Karlsruhe beim ‚Badischen Frauenverein‘ – Großherzogin Luise war dessen große Förderin – und in der Lehrschule der Niederbronner Schwestern im Vinzentiushaus ... in Karlsruhe ausgebildet waren.“² Die Seelbacher Schwesternschar meldete sich freiwillig für die Pflege der Verwundeten im Deutsch-Französischen Krieg. Während und nach dem Krieg waren diese mit 26 Schwestern in 18 Feld- und Heimatlazaretten tätig. Aufgrund politischer Zwänge musste 1892 der Trettenhof verkauft werden; ein Teil der Schwestern konnte im Spital in Gengenbach Unterkunft finden. Die im



Originalaufnahme des Trettenhofes



1. Schwesternschaft vor dem Tretenhof mit dem Gründer Herrn Pfarrer Berger auf dem Balkon, aus dem vorletzten Jahrhundert (einzigartige Aufnahme)

Spital, dem geheimen Mutterhaus, wohnenden Schwestern erteilten und erhielten im Spital theoretischen Unterricht und praktische Einführung in die Krankenpflege.

Bevor auf die Inbetriebnahme der Krankenpflegeschule am Mutterhaus eingegangen werden kann, ist eine kurze Betrachtung der äußeren Umstände jener Zeit erforderlich.

Der Zeitgeist sah es für eine Selbstverständlichkeit an, dass eine Ordensschwester nicht nur Heil, sondern gleichzeitig auch körperliche Heilung spenden kann. Besonders durch die Anwendung vielfältiger Naturheilmittel hinterließ die Schwester in der Bevölkerung ein Bild als Pflegerin. Durch die direkte Weitergabe der Anwendungsmöglichkeiten der einzelnen Naturprodukte im Konvent beherrschte diese Gebiete auch jede Schwester. Gefordert war die Grundpflege, weniger das Wissen um wissenschaftliche Zusammenhänge.



Mutterhaus

Als Selbstverständlichkeit wurden die Kenntnisse angesehen, dass beispielsweise Senfwickel bei Lungenentzündungen anzuwenden sind; dass Diphtheriekranken gesondert gelegt werden müssen; dass bei Lungentuberkulose Tannensud gekocht und gegeben wird; dass Muttermilch sich für Blasenspiegelungen besonders eignet; dass Weißkohlblätter gegen offene Beine aufgelegt werden; dass Betten mit Farnblättern gegen Rheuma auszulegen sind. Eichenrinden wurden zerkleinert und fanden ihre Verwendung für heilkundliche Bäder. Je nach Beschwerden erfolgte die Suderstellung aus Senf- und Baldrianwurzeln, aus Hagebutten, Wacholder und vielem anderen mehr.

Diese Anwendung der Naturheilkundeverfahren konnte durch landwirtschaftliche Tätigkeiten wesentlich gefördert werden. Die heilkundlichen Tätigkeiten der Schwestern wurden von den Ärzten grundsätzlich akzeptiert.

Mit dem Fortschreiten der medizinischen Entwicklung ergaben sich zunehmend weitere Forderungen an die Kenntnisse und Fertigkeiten der Krankenschwester. Staatliche Pflegeordnungen wurden erlassen. Die Ausbildung zur „Schwester“ bedurfte einer besonderen Organisation.

Die Einrichtung der Krankenpflegeschule in der Trägerschaft des Mutterhauses der barmherzigen Schwestern bedurfte ausgiebiger Verhandlungen. In dringenden Ersuchen richtete sich der damalige Erzbischöfliche Kommissär der Barmherzigen Schwestern vom III. Orden des hl. Franziskus, Superior Weckesser, an den geehrten Bürgermeister der Reichsstadt Gengenbach; Sitzungen des verehrlichen Spitalrates in dieser Angelegenheit anzuberaumen.³

*Mutterhaus-Kirche**Der umgestaltete Eingangsbereich*

Der Ausbildungsgang zur Krankenschwester forderte sowohl eine praktische als auch eine theoretische Ausbildung. Konnte die theoretische Ausbildung weiterhin weitgehend im Konvent des Mutterhauses erfolgen, so war für die praktische Ausbildung die Kooperation mit einem Krankenhaus erforderlich. Nichts lag da näher als die andere Straßenseite: das Krankenhaus St. Martin in der Regie des Spitalfonds.

Der Hausarzt des Mutterhauses, Herr Dr. Gißler, war gleichzeitig auch Spitalarzt in St. Martin. Ihn versuchte man zu verpflichten, im Spital die jungen Schwestern praktisch in die Krankenpflege einzuführen. Unter der Voraussetzung, dass Dr. Gißler ständiger Spitalarzt bleibt, erklärte sich das Mutterhaus bereit, jährlich 200,- Mark für die Errichtung der Krankenpflegeschule und zur Honorierung eines Hilfsarztes zu entrichten.⁴ Schließlich wurden diese Vorstellungen noch mehr konkretisiert: „Vorbehaltlich halbjähriger Kündigung zahlt die Kongregation betreffs Honorierung des Spitalarztes, bzw. des Stellvertreters in den hiesigen Spitalfonds jährlich... 200 Mark, unter der Bedingung, dass der Stiftungsrat den jeweiligen Hausarzt des Mutterhauses als Spitalarzt anstellt und honoriert und dieser – und zu Aushilfszeiten auch sein Stellvertreter – die Pflicht übernimmt, die Novizinnen im Spital praktisch in der Krankenpflege ohne weitere Entlohnung so auszubilden, dass sie das geforderte Staatsexamen mit Erfolg bestehen können. Die Zahlung würde mit dem Datum des Vertrages einsetzen, welchen der Stiftungsrat mit den beiden Herrn Ärzten eben abzu-



Pforte des Mutterhauses vor dem Umbau aus den 1960er Jahren

schließen im Begriffe steht.“ „Natürlich ist der Vertrag mit den Herrn Ärzten unter Rücksichtnahme auf dieses Schreiben zu formulieren, damit die gegenseitigen Rechte und Pflichten scharf formuliert werden.⁵

Mit diesen Vorstellungen wurde versucht, den Einsatz der Spitalärzte in Hinblick auf die Anleitung der Novizinnen zu steigern; wären sie doch für die erfolgreiche Beendigung der Ausbildung verantwortlich gewesen. Sowohl dieser Punkt als auch die verbindliche Regelung, dass der jeweilige Hausarzt des Mutterhauses als Spitalarzt anzustellen sei, bedurfte in den Folgemonaten einer Diskussion. Schließlich stimmte am 7. Dezember 1909 Superior Weckesser, nach einer weiteren Korrektur des Vertragsentwurfs, der endgültigen Vertragsfassung zu.⁶

Der endgültige Vertrag zwischen dem Mutterhaus in Gengenbach und der Spitalverwaltung Gengenbach über die Errichtung einer Krankenpflegeschule datiert schließlich auf den 9. Dezember 1909 und wurde rückwirkend zum 1. Juli 1909 in Kraft gesetzt.

Durch diesen Vertrag gestattete der Stiftungsrat des Spitalfonds Gengenbach, dass die Novizinnen des Mutterhauses im Spital die nötige praktische Ausbildung erhalten konnten, um sich der erforderlichen Staatsprüfung unterwerfen zu können. Die Zahl der Novizinnen bestimmte das Mutterhaus. Diese Ausbildung erfolgte unter der Leitung des Spitalarztes,

Herrn Dr. Gißler und der Schwester Oberin.⁷ Die Stellvertretung von Herrn Dr. Gißler hatte der Bezirksassistentenarzt Dr. Smith.

Die Ausbildung erstreckte sich auf den theoretischen Unterricht in der Krankenpflege, die Ausübung von Nachtwachen, die Pflege der Kranken, das Reinigen der Krankenzimmer, die Vorbereitung zu Operationen und das Reinigen der Instrumente im Umfang der staatlichen Prüfungsordnung.⁸

Die Kost bei den Hauptmahlzeiten erhielten die Novizinnen im Mutterhaus; die zwischenzeitlichen Erfrischungen im Spital. Eine Vergütung für die geleistete Arbeit im Spital hatten die Novizinnen nicht anzusprechen.

Der Vertrag wurde auf ein Jahr abgeschlossen. Er konnte in beiderseitigem Einverständnis unter denselben Bedingungen jeweils auf ein weiteres Jahr verlängert werden.

Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges führte nicht nur zur Einstellung der begonnenen Arbeiten am Kirchenbau im Mutterhaus, sondern auch zur mündlichen Kündigung des Vertrages zur Errichtung einer Krankenpflegeschule im Spital in Gengenbach. Mit Beschluss vom 20. Juli 1914 bestätigte der Stiftungsrat des Spitalfonds nach fünfjähriger Inbetriebnahme die Auflösung der Schule zum 1. Juli 1914.⁹

In der Folgezeit fand die Pflegeausbildung auch in den Ambulanzen (Hauspflege) statt. Der Unterricht wurde im Lehrsaal des Mutterhauses durchgeführt. Die praktische Prüfung wurde zwar weiterhin vor allem im Spitalfonds „St. Martin“ durchgeführt, der theoretische Teil der Prüfung fand aber im Mutterhaus statt. Das Examen wurde immer zusammen mit einem Arzt abgenommen. Dieser prüfende Arzt war auch immer der ausbildende Arzt (z. B. Prof. Siegert im Stahlbad-Lazarett in Littenweiler Ende der dreißiger Jahre).¹⁰

Weitere Ausbildungsstellen erhielten die staatliche Genehmigung. So konnten die Krankenpflegeschülerinnen des Mutterhauses im Jahr 1948 zur weiteren praktischen und theoretischen Ausbildung an folgende Ausbildungsstellen verteilt werden:

1. Krankenhaus Gengenbach
2. Krankenhaus Forbach
3. Krankenhaus Herbolzheim i. Br.
4. Krankenhaus Kenzingen
5. Krankenhaus Bühlertal, Kr. Bühl
6. Krankenhaus Zell am Harmersbach
7. Krankenhaus Zell im Wiesental

Die Grundlage des theoretischen Unterrichts stellte das amtliche Krankenpflegelehrbuch dar und umfasste entsprechend des § 8 Abs. 4 des Gesetzes zur Ordnung der Krankenpflege folgende Lehrfächer:



Krankenpflegeschule mit Sr. M. Jubilata um das Jahr 1967

- I. Berufslehre und Berufskunde
- II. Bau und Verrichtung des menschlichen Körpers
- III. Krankheitslehre (Allgemeine Krankheitserscheinungen, Infektionskrankheiten)
- IV. Ernährung
- V. Krankenpflege – Krankenbeobachtung etc. Hilfeleistungen bei Krankenuntersuchungen, namentlich bei Wundbehandlung; Lagerung und Versorgung verletzter Glieder, Notverband, Hilfeleistungen bei Operationen sowie bei der Betäubung. Vorbereitung des Verband-Materials und der Instrumente.
- VI. Volksgesundheitspflege (Wochenpflege, Säuglingspflege etc.)
- VII. Hilfeleistung bei plötzlich auftretenden Leiden und Beschwerden, bei gefährdenden Krankheitserscheinungen, bei Unglücksfällen (Blutstillung, künstliche Atmung) Vergiftungen
- VIII. Pflege bei ansteckender Krankheit; Desinfektionslehre
- IX. Gesetze und Verordnungen
- X. Sozialversicherung und Unfallverhütungsvorschriften.

In diesen Fächern erhielten die Schülerinnen den wöchentlichen Unterricht. Außer der täglichen, praktischen Krankenpflegeausbildung unter der Anleitung einer erfahrenen Krankenschwester nahmen die Schülerinnen an zwei Wochentagen an den Operationen teil. Dabei erhielten sie Erklärungen von dem jeweils zuständigen Chefarzt.

Für die Ernennung der Mitglieder des Prüfungsausschusses zeichnete sich gemäß der zweiten Verordnung über die berufsmäßige Ausübung der Krankenpflege und die Errichtung von Krankenpflegeschulen (Ausfüh-

rungsverordnung) vom 28.09.1938 das Badische Ministerium des Innern mit Sitz in Freiburg verantwortlich.

Bis zur Verlegung der staatlich anerkannten Krankenpflegeschule des Mutterhauses der Franziskanerinnen an das neu errichtete St. Josefskrankenhaus in Offenburg war Dr. med. Schäfer, Chefarzt des Städt. Krankenhauses in Gengenbach, auch Leiter der Krankenpflegeschule. Als Assistenzarzt und unterrichtender Arzt am Gengenbacher Krankenhaus war Dr. Josef Bau im Jahr 1951 Mitglied des Prüfungsausschusses.¹¹ Das Amt der Lehrschwester hatte Schwester M. Stanislawka, noch Generalassistentin des Mutterhauses, inne. Ihre Nachfolge trat Schwester M. Francesco an; zur Stellvertretung wurde Schwester M. Jubilata bestimmt.

In einem Schreiben vom 29.02.1956 teilte das Mutterhaus dem Regierungspräsidium Südbaden mit, dass es beabsichtige, die Krankenpflegeschule an das St. Josefskrankenhaus in Offenburg zu verlegen. Nach einer Rückfrage des Regierungspräsidiums vom 18.06.1956 über den Sachstand der Entwicklung musste mitgeteilt werden, dass sich die Verlegung voraussichtlich erst auf Ende des Jahres 1956 realisieren lasse. Die Prüfung der Krankenpflegeschülerinnen wurde deshalb nochmals in Gengenbach durchgeführt. In einem weiteren Schriftwechsel vom 30. Oktober 1956 wurde von der Generaloberin Mutter M. Stanislawka der förmliche Antrag auf Übertragung der Krankenpflegeschule des Mutterhauses auf das St. Josefskrankenhaus gestellt. Es war ihr ein Anliegen, die jungen Ordensschwestern an der eigenen Schule zu Krankenschwestern auszubilden. Als Termin des Beginns der Schule wurde der 1. Dezember 1956 festgelegt. Die Genehmigung des Regierungspräsidiums wurde am 10. November 1956 erteilt. Die Leitung der Schule übernahm der Chefarzt der Inneren Abteilung des St. Josefskrankenhauses, Dr. Stump, die Stellvertretung erhielt der chirurgische Chefarzt, Dr. Kaiser. Beide hatten gleichzeitig auch die Funktion der unterrichtenden Ärzte zu übernehmen. Schwester M. Jubilata wurde, nach ihrer vorangegangenen Tätigkeit als Stellvertretung, fortan Lehrschwester.

Unter ihrer Leitung wurde das erste Krankenpflegeexamen am neuen Standort im Jahr 1959 abgelegt. Unter den neun Examenskandidaten befanden sich 6 Ordensschwestern und 3 freie Schwestern. Diese Bild änderte sich jedoch bald, denn um die Mitte der sechziger Jahre war es nur noch eine kleine Zahl an Ordensschwestern, welche die Ausbildung begannen. 30 Schülerinnen pro Jahr nahmen in zwei Kursen zu dieser Zeit die Ausbildung auf.

Zur Entlastung von Schwester M. Jubilata kam 1970 Schwester M. Ratomunda zusätzlich an die Schule. Sie übernahm nach dem Tod von Schwester M. Jubilata im Jahr 1971 die Schulleitung.

Die Kurse wurden in den siebziger Jahren zunehmend größer. Die Teilnehmerzahl erhöhte sich auf 50 Schülerinnen in 3 Kursen. Aus diesem



Gründung des Oekumenischen Instituts (v.l.n.r.): Sonja Mutschler-Prater, Sr. M. Ulrike, Christoph Piderit, Andrea Ibig, Walter Kohler (Sozialministerium Baden-Württemberg), Sr. M. Ratmunda, Dr. Franz Hahn, Sr. M. Gebharda, Sr. M. Sixta

Grund erhielt 1972 die Schulleitung mit Sr. M. Florina eine Schulassistentin.

Der erste männliche Bewerber wurde 1974 zur Ausbildung aufgenommen.

Von 1982 bis 1984 kam Sr. M. Ulrike als Schulassistentin in das Schulteam. Dafür wechselte Sr. M. Florina wieder in die Krankenhausverwaltung. Sr. M. Elisabeth war von 1982 bis 1984 als Lehrerin für Pflegeberufe an der Schule tätig. Von 1984 bis 1987 war Sr. M. Ursula im Schulsekretariat eingesetzt.

Mit der Änderung des Krankenpflegegesetzes von 1985 wurde die theoretische Ausbildung auf 1600 Stunden in drei Jahren angehoben und die praktische Ausbildung auf 3000 Stunden festgesetzt. Dies hatte zur Folge, dass das Ausbildungskonzept insgesamt umstrukturiert werden musste. Auch die Schülerzahl nahm zu. So waren es etwa 66 Schüler/-innen pro Jahr in drei Kursen. Zu diesem Zeitpunkt wurden zwei weitere Lehrkräfte eingestellt.

*Logo des Oekumenischen
Instituts für Pflegeberufe in der
Ortenau gGmbH*



1993 kam Sr. M. Ulrike als Schulassistentin wieder in die Schule zurück.

Das neue Krankenpflegegesetz von 2004 brachte erneute Änderungen. So wurde die theoretische Ausbildung auf 2100 Stunden angehoben und die praktische Ausbildung auf 2500 Stunden herabgesetzt. Zudem schreibt das Krankenpflegegesetz von 2004 vor, dass die Schulleitung ein Hochschulstudium vorweisen muss. Bereits 2003 war der erste Lehrer mit dem Studium der Pflegepädagogik eingestellt worden.

Auch die Berufsbezeichnung wurde geändert in „Gesundheits- und Krankenpfleger/-in“.

Bereits in den Jahren 2002 und 2003 machten sich die Geschäftsführung und die Schulleitung der Krankenpflegeschule eingehende Gedanken, wie die Attraktivität und zukunftsorientierte Strukturierung der Schule gesteigert werden könne. Die Überlegungen fanden sowohl beim Sozialministerium als auch beim Regierungspräsidium offenes Gehör und allseitige Unterstützung. Das Ergebnis der umfassenden Gespräche war ein integratives Ausbildungsmodell in der Alten- und Krankenpflege.

Die Katholische Berufsfachschule wurde schließlich mit Bescheid vom 25.1.2005 zusätzlich für die Durchführung eines Modellkurses die Eigenschaft einer Ersatzschule für Altenpflege zuerkannt. Damit konnte das integrative Ausbildungsmodell starten. Doch was waren dessen Inhalte?

Die herkömmliche Ausbildung in der Kranken- und Gesundheitspflege oder Altenpflege dauert 3 Jahre. Im Rahmen der neuen Ausbildung wird es ermöglicht, nach insgesamt 3,5 Jahren beide Abschlüsse zu erwerben. Zu Beginn der Ausbildung haben sich die Auszubildenden für den ersten Ausbildungsabschluss zu entscheiden. Entsprechend wird eine zeitliche Schwerpunktbildung insbesondere im praktischen Bereich der Ausbildung vorgenommen. Nach 3 Jahren erfolgt das Examen im Bereich der Gesundheits- und Krankenpflege und nach einem weiteren halben Jahr in der Altenpflege (oder umgekehrt).

Mit beiden Abschlüssen wird der derzeitigen und insbesondere auch künftigen demographischen Entwicklung in der Bevölkerung Rechnung getragen. So befinden sich immer mehr ältere Menschen mit geriatrischen Behandlungseinsätzen im klinischen Bereich, was zunehmend auch die Altenpflege fordert. Andererseits wird durch die immer kürzer werdende Liegedauer in den Kliniken der gesundheits- und krankenpflegerische Anteil



Schulklasse im EDV-Raum

der Tätigkeiten beispielsweise bei den ambulanten Diensten oder in der Rehabilitation erhöht. Dies erfordert zunehmende Kenntnisse in der Altenpflege aus dem Bereich der Gesundheits- und Krankenpflege.

Es war außerdem der Landesregierung ein Anliegen, dass über diese integrierte Helferausbildung auch Absolventen der Hauptschule für eine integrierte Pflegeausbildung zugelassen werden.

Ein weiterer Inhalt des ursprünglichen Modellprojektes war auch für bestimmte Schüler, die Fachhochschulreife zu erwerben. Hier stellte sich heraus, dass der zusätzliche Lehrstoff hinsichtlich der zeitlichen Belastung nicht angeeignet werden konnte. Das Gesamtprojekt wird von der Katholischen Fachhochschule in Freiburg evaluiert.

Der erste Kurs startete im Oktober 2005. Zur Vermittlung der Unterrichtsinhalte und Sicherstellung der praktischen Ausbildung konnte ein Kooperationsvertrag mit dem Paul-Gerhardt-Werk e.V. in Offenburg als Träger der dortigen Altenpflegeschule abgeschlossen werden.

Mit Wirkung vom 17.7.2006 erhielt allein der Bereich Gesundheits- und Altenpflege die staatliche Anerkennung für 111 Ausbildungsplätze.

Die wechselseitige Zusammenarbeit war als beispielhaft zu bezeichnen. Auf dieser Grundlage konnte schließlich die Entscheidung getroffen werden, zum 1. Oktober 2006 das Ökumenische Institut für Pflegeberufe in der Ortenau gGmbH zu gründen. In dieser GmbH fusionierten die bisherige Berufsfachschule für Krankenpflegeberufe St. Franziskus in Offenburg und die Altenpflegeschule des Paul-Gerhardt-Werkes, ebenfalls in Offenburg.

Gesellschafter des Institutes ist die Kongregation der Franziskanerinnen vom Göttlichen Herzen Jesu, Körperschaft des öffentlichen Rechtes, Gengenbach, und der Paul-Gerhardt-Werk e.V. jeweils mit 50 % Anteilen.

Zu Geschäftsführern wurden Dr. Franz Hahn, Verwaltungsdirektor der St. Josefsklinik Offenburg und Christoph Piderit, Vorsitzender des Vorstandes des Paul-Gerhardt-Werkes e.V., berufen.

Die Schulleitung liegt in den Händen von Frau Sonja Mutschler-Prater mit dem Schwerpunkt Altenpflege und von Schwester Ratmunda Klein mit dem Schwerpunkt Gesundheits- und Krankenpflege.

Zu Beginn des Jahres 2009 befanden sich 285 Schülerinnen und Schüler in 11 Kursen in der Ausbildung. Daneben wurde ein umfangreiches Fort- und Weiterbildungsangebot etabliert. Die Nachfrage um Ausbildungsplätze liegt bei etwa 200 Bewerbungen pro Jahr. Ein weiterer Ausbau des Ausbildungsangebotes, auch mit neuen Kooperationspartnern, ist konkret vorgesehen.

Anmerkungen

- 1 Vgl.: Die Kongregation der Franziskanerinnen vom Göttlichen Herzen Jesu Gengenbach 1866–1966, o. V., 1966, Seite 19
- 2 Ebenda, Seite 19
- 3 Vgl.: Schriftverkehr vom 26. Juni 1909 zwischen Superior Weckesser und dem Bürgermeister der Reichsstadt Gengenbach; Quelle Archiv der Stadt Gengenbach
- 4 Vgl.: 1. Schreiben von Herrn Superior Weckesser an Herrn Dr. Gißler vom 8. Juli 1909; Quelle: Archiv der Stadt Gengenbach 2. Schreiben des Stiftungsrates an das Mutterhaus vom 14. Juli 1909; Quelle: Archiv der Stadt Gengenbach
- 5 Schreiben von Herrn Superior Weckesser an den wohlloblichen Stiftungsrat für den Spitalfond in Gengenbach vom 15. Juli 1909; Quelle: Archiv der Stadt Gengenbach
- 6 Schreiben von Herrn Superior Weckesser an das Bürgermeisteramt Gengenbach vom 7. Dezember 1909; Quelle: Archiv der Stadt Gengenbach
- 7 Der Stiftungsrat verpflichtete sich, Herrn Dr. Gißler auf die Dauer der Vereinbarung als Spitalarzt zu belassen.
- 8 Nur mit Zustimmung des behandelnden Arztes und in eigenem Einverständnis durften Selbstzahler von den Novizinnen verpflegt werden oder sonst behandelt werden.
- 9 Vgl.: Beschluss des Stiftungsrates des Spitalfonds vom 20. Juli 1914; Quelle: Archiv der Stadt Gengenbach
- 10 In der Zeit von 1930 bis 1944 legten im Mutterhaus Gengenbach insgesamt 240 Krankenschwestern ihr Examen ab.
- 11 Diese Funktion übernahm in den Jahren 1952–1957 der Assistenzarzt Dr. Manfred Deininger

Major Karl Plagge, ein „Gerechter unter den Völkern“,
und Alfons von Deschwanden (Offenburg):
„Sie waren für uns ein leuchtender Stern in der
Dunkelheit!“

Martin Ruch

Die Gedenkstätte Yad Vashem in Israel erkannte im Juli 2004 dem Deutschen Karl Plagge die Ehrung als „Gerechter unter den Völkern“ zu, weil er während des Krieges unter Lebensgefahr Juden Hilfe geleistet hatte. Und im April 2005 veranstaltete seine Heimatstadt Darmstadt eine Gedenkfeier zu Ehren des Majors der Wehrmacht Plagge (1897–1957). Der Freiburger Historiker Prof. Dr. Wolfram Wette sprach bei diesem Anlaß über den „Judenretter in der Uniform der deutschen Wehrmacht“ im deutsch besetzten Litauen. Dort, unweit von Wilna, wurden in den Jahren 1941–1944 fast 100.000 Menschen durch Gewehrfeuer ermordet. Plagge jedoch half wohlüberlegt und mit langem Atem als Kommandeur eines Heeres-Kraftfahr-Parks (HKP), einer großen Reparaturwerkstätte in Wilna: Er beschäftigte in seiner Dienststelle vorrangig jüdische Arbeitskräfte, was diese von den Erschießungsaktionen der SS lange Zeit ausnahm. Auch Menschen, die von der Maschinenreparatur nichts verstanden, stellte er bewusst ein, um sie zu retten. Mit dem Argument, ohne gesunde und kräftige Arbeitskräfte könne er den kriegswichtigen Reparaturbetrieb nicht ausführen, gelang es ihm, eine bessere medizinische Versorgung und ausreichend Lebensmittel zu garantieren. Im Rahmen des Rückzugs vor der russischen Front warnte er dann in einem Schlussappell am 1. Juli 1944 seine jüdischen Arbeiter verschlüsselt vor den unmittelbar bevorstehenden finalen Mordaktionen der SS. Vielen gelang so in letzter Minute noch die Flucht oder sie konnten sich verstecken.¹

Im Ersatzteillager des HKP in Wilna war in jenen Jahren auch ein Wehrmattsangehöriger aus Offenburg beschäftigt, der Major Plagge direkt unterstellt war und mit ihm zusammenarbeitete: Alfons von Deschwanden. Auch er beteiligte sich an der Rettung jüdischer Menschen. Briefe, die ihm Überlebende in der Nachkriegszeit schrieben, bestätigen dies eindrucksvoll.

Alfons von Deschwanden ist 1922 in Offenburg geboren als ein „Badsträßler“. In der Heimatpfarre „Heilig Kreuz“ war er 1937–1940 als Gruppenleiter in der Katholischen Jugend aktiv.

Der Junge hätte gerne das Gymnasium besucht, doch der Vater hatte in jener schwierigen Zeit Anfang der 30er Jahre nicht das Geld, ihm dies zu ermöglichen. So machte Deschwanden im elterlichen KFZ-Betrieb eine

Lehre als Mechaniker. Der vom Vater gegründete Betrieb hatte damals seinen Standort in der Kopfhalle am „Stadt buckel“. Der eigentliche Berufswunsch von Deschwanden war aber, Ingenieur zu werden. Nach der Lehre besuchte er deshalb 1940/41 die Abendschule und schloss sie schließlich mit der Fachhochschulreife ab.

Als Deschwanden nach Kriegsbeginn im Gegensatz zu seinen gleichaltrigen Bekannten nicht sofort eingezogen wurde, dachte und hoffte er zunächst, dass die Einberufungsbehörde ihn vielleicht schlicht vergessen hätte. Später wurde ihm aber klar, dass man ihn und andere für einen Kraftfahrzeugpark, einer Einheit zur Reparatur und Wiederinstandsetzung von militärischen Fahrzeugen vorgesehen, jedoch noch zurückgestellt hatte, bis dieser entsprechend vorbereitet war. Deschwanden sollte im Heereskraftfahrzeugpark 562 in Wilna eingesetzt werden, der Plagge unterstand. Ende Juni 1941 wurde er zusammen mit ca. 30 Kollegen, vorwiegend aus dem mittelbadischen Raum (Friesenheim, Zell-Weierbach, Kehl etc.), von Stuttgart aus mit einem Fahrzeugtransfer nach Warschau transportiert. Zwei Tage später, am 4. Juli 1941, traf die Mannschaft in Wilna ein. Über diese Stadt wusste er bis dahin kaum etwas, nur dass sie auch „Jerusalem des Ostens“ oder „Stadt der Kirchen und Türme“ genannt wurde.

Die Hauptverwaltung des HKP 562 und die Unterkünfte befanden sich im Polytechnikum in der Olandustraße. Deschwanden betont im Gespräch², dass der HKP keine militärische Einheit im üblichen Sinne war, sondern eher eine arbeitende Einheit, deren Auftrag die Reparatur und Wiederherstellung von Wehrmachtsfahrzeugen war. Daher erhielten die hier beschäftigten Soldaten auch kaum eine militärische Ausbildung. In der Einheit gab es zwar eine militärische Hierarchie, aber im täglichen Ablauf hatte die Arbeitshierarchie den Vorrang.

So kam etwa ein Hauptmann in den HKP, der von Haus aus Papierwarengroßhändler war. Dieser Offizier, „ein feiner Mensch“, war auch unmittlbarer Vorgesetzter von Deschwanden. Bei ihm war nur der angesehen, der etwas konnte – ohne Rücksichtnahme auf den militärischen Rang. Gelegentlich, so erinnert sich von Deschwanden, verband er seine Anweisungen sogar mit einem „Seien Sie so nett ...“.

Sehr bald nach der Ankunft in Wilna wurde Deschwanden klar, dass die SS Juden massenhaft umbrachte. Er besteht heute noch darauf: Wenn jemand offene Augen und offene Ohren hatte, konnte er von den ersten Tagen an erkennen, was in Wilna vor sich ging, obwohl es weder eine offizielle Information über die Ereignisse gab, noch unter den Männern im HKP darüber gesprochen wurde. Über eigene Wahrnehmungen und Gedanken zu sprechen, war nur mit ganz wenigen vertrauenswürdigen und gleichgesinnten Freunden möglich.

Die Einheit wurde von Major Karl Plagge geleitet. Dieser war eher selten persönlich zu sehen, und anfangs wussten Deschwanden und die ande-



Heereskraftfahrpark 562 in Wilna – Hauptbetrieb in der Olandu-Straße. Im Vordergrund einige Werkstätten und Gebäude des Ersatzteillagers. Im Hintergrund das große Gebäude des Polytechnikums, in dessen rechtem Seitenflügel sich die Verwaltung der Einheit und auch Plagges Büro befanden.

Quelle: Archiv Deschwanden

ren Soldaten noch nicht über seine Haltung Bescheid, hatten auch Zweifel. Aber später wurde offensichtlich, dass Plagge sehr viel einsetzte und riskierte zu Gunsten der Juden. Mit der Zeit nahmen Deschwanden und die meisten anderen Soldaten wahr, dass ihr Kommandant den Juden gegenüber eine respektvolle und humane Haltung einnahm. Eines der ersten Zeichen dafür waren die kleinen Geschenke aus der Marketenderei, die Plagge an Weihnachten 1943 an alle Zwangsarbeiter ausgab! Als im September 1943 das Ghetto liquidiert wurde, hatte Plagge die bei ihm arbeitenden Juden und ihre Familien der drohenden Vernichtung noch entreißen können und in zwei großen Wohngebäuden am Stadtrand von Wilna untergebracht. Die Rolle, die Plagge bei dieser Rettungsaktion spielte, wurde Deschwanden jedoch erst vor einigen Jahren bekannt. Plagge setzte sich in engagierter und umsichtiger Weise für das Überleben „seiner“ Juden ein. Die Arbeitsausweise, die ihnen kriegsnotwendige Wichtigkeit bescheinigten, waren von lebensrettender Bedeutung. Wie sich erst nach dem Krieg herausstellte, hatte Plagge durch sein stilles, aber entschlossenes Handeln schlussendlich et-

wa 250 Juden³ das Leben retten können, was die größte zusammenhängende Gruppe von jüdischen Holocaust-Überlebenden darstellt.

Das Arbeitsgebiet von Alfons von Deschwanden war das Ersatzteillager des HKP 562. Der junge Gefreite war hier für logistische Aufgaben (Organisation, Nachschub) eingesetzt. Von Anfang an war er gewohnt, mit den jüdischen Zwangsarbeitern, die dem HKP zugeteilt waren, zusammenzuarbeiten. Hier im Ersatzteillager waren etwa vierzig Personen beschäftigt, d. h. neben den militärischen Angehörigen des HKP waren es noch etwa fünfzehn polnische Angestellte und etwa zwölf jüdische Zwangsarbeiter. Sie trugen ärmliche Kleidung mit dem obligatorischen gelben Stern. Die Verständigung mit ihnen fand auf Deutsch statt, mit einem von ihnen sprach Deschwanden auch gelegentlich auf Jiddisch. Der Mann fragte ihn manchmal: Hobe der gute her nit a biselekh chleb (polnisch für Brot) far mayne froy un mayne kinderlekh? Darauf habe er ihm etwas Brot gegeben, was bei strenger Strafe verboten war.

Die Juden waren damals noch im Ghetto interniert, bis es im September 1943 endgültig „liquidiert“ wurde. Die Arbeiter kamen morgens zu Fuß vom Ghetto in den HKP, der Arbeitstag dauerte von 7 bis 18 Uhr. Das Essen für die Juden war schlechter als das ohnehin schon bescheidene Essen der anderen Arbeiter, obwohl Plagge auf verschiedene Weise ständig versuchte, ihre Ernährung aufzubessern. Es gelang ihm auch immer wieder.

Deschwanden berichtet von seinem freundschaftlichen Verhältnis mit einem jüdischen Zwangsarbeiter namens Joseph Panzer, der von Beruf Lehrer war. Auch mit einem anderen Zwangsarbeiter im Ersatzteillager, Samuel Taboryski, hatte von Deschwanden guten Kontakt. Als der überlebende Taboryski in den 1970er Jahren nach ihm suchte und sie dann schließlich miteinander telefonierten, war nicht nur Deschwanden sehr bewegt, dass Taboryski hatte überleben können, sondern auch Taboryski rief ganz aufgeregt: „Sind Sie es wirklich, Herr von Deschwanden?“

Deschwanden war drei Jahre im HKP in Wilna. Als die russische Front nach Westen vorrückte, war im Sommer 1944 für jeden offensichtlich, dass der Rückzug der Wehrmacht und damit des HKP 562 unmittelbar bevorstand.

Neben vielen anderen Erlebnissen bewegt Alfons von Deschwanden ganz besonders die Erinnerung an die Nacht vom 1. auf den 2. Juli 1944. Am Abend hatte Major Plagge die Juden in seinem Lager in einer verschlüsselten Rede noch gewarnt, dass der Rückzug seiner Einheit nun unmittelbar bevorstünde und sie damit der SS ausgeliefert sein würden. Das war für die Juden ein eindeutiges und unmissverständliches Signal, sich nun möglichst zu verstecken und in Sicherheit zu bringen. Auch für von Deschwanden und seine Mitsoldaten war schon seit Wochen klar, was der bevorstehende Rückzug des HKP 562 für die zurückbleibenden Juden bedeuten würde. Wer einen freundlichen Kontakt zu den Juden hatte und ein



An einer Kreuzung im Zentrum von Wilna. Links in der Mitte der Wegweiser zum HKP 562. Quelle: Archiv Deschwanden

offenes Ohr, hatte von ihnen außerdem in der Zeit davor schon von ihrer Angst vor der drohenden Katastrophe erfahren. Es lag zudem gewissermaßen in der Luft und war den meisten im HKP klar, dass Juden versuchen würden, aus dem zum HKP gehörigen Lager zu fliehen.

Noch vierzehn Tage vor dem Rückzug hatte Deschwanden in der Schlosserei eigentlich unnötiges Zubehör für den Einbau der Holzgasgeneratoren anfertigen lassen, nur damit die Juden dort noch als kriegswichtige Arbeiter bezeichnet werden konnten und von der SS nicht einfach weggebracht und getötet wurden. Am Abend des 1. Juli 1944 wurde von Deschwanden dann vom Hauptfeldwebel zur Wache in das Lager an der Subocz-Straße eingeteilt. Dies war völlig ungewöhnlich, da sein Aufgabenbereich immer im Ersatzteillager des HKP gewesen war. Mit ihm zusammen wurden auch zwei andere Kameraden eingeteilt. Einer der beiden war der Obergefreite Matthias Collet aus Köln. Collet war der Leiter der Schlosserei, mit ihm wusste sich Deschwanden von der inneren Haltung her einig.

Als Verantwortlicher für die Wache wurde Deschwanden benannt. Er sah darin eine Chance, dass er Juden, die fliehen würden, das Entkommen

ermöglichen könnte. Zwar lautete der Befehl, auf jeden, der einen Fluchtversuch machen wollte, zu schießen. Deschwanden war jedoch fest entschlossen, so vielen wie möglich die Flucht offen zu halten, und zusammen mit seinem gleichgesinnten Kameraden Collet gelang ihm dies unter schwierigen Umständen und eigener Lebensgefahr: Sie schossen nicht, obwohl sie die Flüchtenden sehen konnten. Von den Juden, die in dieser dramatischen Nacht fliehen und überleben konnten, sind heute 25 namentlich bekannt. Einige weitere konnten zwar entkommen, wurden dann aber außerhalb des Lagers von der SS entdeckt und erschossen.

Am Morgen nach der Fluchtnacht, als es schon hell wurde, sah Deschwanden SS-Leute in das Lager kommen, die drei der geflüchteten Juden bei sich hatten. Er wurde Augenzeuge, wie ein etwa 14-jähriger Bub von einem SS-Mann mit dem Gewehrkolben erschlagen wurde. Er stand da und konnte nichts machen.

Noch bevor die SS Nachforschungen anstellen konnte, warum Juden überhaupt hatten aus dem Lager fliehen können, wurde die HKP-Wache von einem Feldwebel abgeholt und in das HKP-Hauptquartier zurückgeführt. Das nachfolgende Chaos im Aufbruch und Rückzug des Tages wurde dann zum rettenden Schutz vor weiteren Ermittlungen der SS.

Nach dem Krieg lebten Kontakte mit Überlebenden auf. Shoshanna Uspitz, die mit ihrem Mann im HKP gearbeitet hatte, machte von Deschwanden 1971 mit Hilfe der deutschen Botschaft in Tel Aviv ausfindig. Deschwanden erfuhr tief bewegt, dass sie zusammen mit ihrem Mann in jener Nacht, als er zur Wache eingeteilt war, hatte fliehen können. 23 Briefe und 16 Postkarten zeugen im Archiv von Deschwanden von einer dann einsetzenden lebendigen Korrespondenz, die durch gegenseitige Besuche in Deutschland und Israel bereichert wurde.

Shoshana Uspitz (geb. 1917) arbeitete als Sekretärin im HKP. Aus Israel schrieb sie am 2. 7. 1971: „Lieber Herr von Deschwanden! Ich habe oft an Sie gedacht und jedesmal Ihren Namen erwähnt, wenn ich von unserer wunderlichen Rettung erzählte. Sie waren für uns ein leuchtender Stern in der Dunkelheit. Ich erinnere mich noch, daß bevor Sie in Urlaub gingen, haben Sie mir für meinen Mann eine Menge Zigaretten gegeben. Er war in den Garagen beschäftigt, können Sie sich entsinnen? Die meisten haben sich nicht retten können. Mir und meinem Mann, er war besonders tapfer, ist es gelungen auszureißen und während 13 Tagen haben wir uns hungrig und durstig in Büschen und Ruinen versteckt. Nach der Befreiung sind wir nach Israel gegangen.“

19.7.1971: „Von unserer Rettung kann ich Ihnen erzählen, daß das Ghetto schon früher zerstört wurde. Uns, die Arbeiter vom HKP, auch die Familien, hat Major Plagge in einem Lager außerhalb Wilnas, zwei bis drei Wochen vor der Liquidation, unterbringen lassen. Von dort wurden wir täglich in einem geschlossenen Wagen nach der Panzerkaserne geführt.“

27.12.1971: „Sie fragen uns, wie wir uns gerettet haben. Es war so: Wir sind durch das Fensterchen der Schlosserei im Lager gesprungen (4,5 Meter hoch), dann haben wir uns in Kartoffeln versteckt und haben uns am nächsten Morgen von diesem Platz entfernt. Ich muß Ihnen sagen: Es war alles Schicksal. Wir sind einfach nach dem zerstörten Ghetto gegangen in der Hoffnung, daß wir dort nicht gesucht werden. Wir haben 7 Tage beinahe nichts gegessen und bloß unsauberes Wasser getrunken. Dann, mit viel Glück, sind wir nach Vokumpia außerhalb der Stadt gekommen. Trotz der großen Gefahr mußten wir die Hauptstraßen von Wilna passieren, es war einfach ein Wunder, daß man uns nicht erkannt hat. Wir haben uns in Büschen versteckt, bis wir uns eines Tages mitten in der Front befanden. Mit großer Mühe und Mut ist es uns gelungen, die Frontlinie auf dem Bauch zu durchkriechen und endlich die Freiheit zu finden.“

Samuel Taboryski (geb. 1911) schrieb im Juni 1977 aus Israel: „Sehr geehrter Herr von Deschwanden, es war für mich eine mehr als angenehme Überraschung, zu hören, daß Sie glücklich mit dem Leben zurückkehrten und sich an den „Tobas“ (mein Spitzname) erinnern. Ich glaube, Sie erinnern sich, daß eines Tages die HKP-Juden mit Frauen und Kindern an die Arbeitsstelle kamen. Die Ursache war, daß man uns aus dem Ghetto vertrieb. Wohin sollten wir gehen? Wir hatten doch keinen Platz unter dem Himmel. So ging jeder an seine Arbeitsstelle. Sie und der Herr Unteroffizier Götz begegneten uns so freundlich und mitleidvoll, daß meine Frau, die sich plötzlich in einem sauberen, beleuchteten Raum sah und so viel Freundlichkeit begegnete, zu weinen begann. Als Herr Plagge zum Abschied das Arbeitslager besuchte, bereitete ich sofort ein Versteck vor, wo es uns gelang, die Liquidation des Lagers abzuwarten und mit dem Leben davonzukommen. Bei Nacht war ein Luftangriff und am Morgen war es im Lager so still und ruhig, kein lebendiger Mensch da, so daß wir ohne Mühe unser „Haus“ verließen. Wir gingen zu unserer ehemaligen Nachbarin und fanden dort Gastlichkeit. Leider geschah hier das Schlimmste: Am 6. Juli 1944 standen die Russen auf der einen Seite der Straße, wo unser Schutzkeller war, und die Deutschen standen auf der anderen Seite. Meine Frau, die so gute und geliebte Mutter meines Kindes, wie auch unsere Gastgeberin, gerieten ins Feuer und kamen ums Leben, als sie vom Haus zum Schutzkeller gingen. Das war so ungerecht, unerwartet und schrecklich, daß ich damit nicht fertig werden kann. Nur die Sorge um das Kind hielt mich am Leben.“

Angesichts der massenhaften Vernichtung von 6 Millionen Juden und angesichts der Mittäterschaft bedrückend vieler Deutscher am Holocaust können einzelne Namen wie Plagge und von Deschwanden und andere am ganzen Ausmaß des Verbrechens nichts korrigieren. Aber ihre Namen bestätigen, dass entschieden mehr hätte getan werden können von jedem einzelnen, überall, in Wilna wie in der Ortenau.

Anmerkungen

- 1 Good, Michael: Die Suche. Karl Plagge, der Wehrmachtsoffizier, der Juden rettete. Weinheim/Basel 2006. – Begleitheft zur Ausstellung Karl Plagge, ein „Gerechter unter den Völkern“. Hg. Darmstädter Geschichtswerkstatt e.V. Darmstadt 2008
- 2 Gespräch mit dem Verfasser November 2008
- 3 Begleitheft, S. 39

Der vergessene Fotograf: Wolf Schmuel Borowitzky aus Nordrach (1892–1940)

Uwe Schellinger

Am 30. November 1939 wurde der jüdische Fotograf Wolf Schmuel Borowitzky in Nordrach aus seiner Wohnung heraus verhaftet und in das Konzentrationslager Sachsenhausen nördlich von Berlin eingeliefert. Dort teilte man ihm die Häftlingsnummer 010121 zu und brachte ihn im Häftlingsblock 38 unter. Am 26. Februar 1940 kam Borowitzky im KZ Sachsenhausen im Alter von 48 Jahren ums Leben. Über die Todesursache gibt es keine Angaben, eine Grabstätte existiert nicht.¹

Es ist eine grausame Ironie, dass keine Fotografie oder keine Porträtaufnahme existiert, die uns zeigen könnte, wie der Fotograf Borowitzky selbst ausgesehen hat. Nachdem er über zwanzig Jahre in dem bekannten Schwarzwälder Kurort lebte und arbeitete, ist sein Schicksal heute fast völlig in Vergessenheit geraten. Auch eine Nachfrage nach Hinweisen zu Borowitzky in den Nordrachener *Allgemeinen Bekanntmachungen* blieb unlängst ohne jegliche Reaktion.²

Jüdisches Leben in Nordrach wird in der Regel mit der Geschichte der „M.A. von Rothschild’schen Lungenheilstätte“ für jüdische Frauen in Verbindung gebracht, die dort als einzige Einrichtung ihrer Art in Baden von 1905 bis 1942 im Kurbetrieb tätig war.³ Der Fotograf Borowitzky hatte hingegen seine Wohnung und seine Werkstatt außerhalb des Sanatoriums. Die Spurensuche zu seinem Lebenslauf erweist sich als außerordentlich schwierig. Übrig geblieben von diesem Leben, das in einem nationalsozialistischen Konzentrationslager endete, sind lediglich ein paar von Borowitzky hergestellte Postkarten, vereinzelte offizielle Dokumente und einige wenige zeitgenössische Aussagen über ihn.⁴



*Postkarte „Nordrach
Bad. Schwarzwald,
Kurparkeröffnung 1930“
von Photo-Boro
Sammlung E. Hoferer*

Wolf Schmuel Borowitzky wurde am 11. Januar 1892 in Krementschuk in der Ukraine geboren. Laut seiner eigenen Auskunft hatten seine Eltern ein großes Warengeschäft, das sie aber später im Zuge der revolutionären Ereignisse in Russland nicht mehr halten konnten. Borowitzky begann in Straßburg ein Medizinstudium; während des Ersten Weltkriegs war er in einem Krankenhaus in Frankfurt/M. tätig. Aufgrund eines eigenen Nervenleidens befand er sich von 1915 bis 1916 im Schwarzwald zur Kur, zunächst in Hornberg und danach in Sankt Blasien. Schließlich kam er im Oktober 1917 nach Nordrach, das von nun an sein Wohnsitz blieb. Borowitzky wohnte von 1917 bis 1923 im Gasthaus „Stube“. Da er von seinen Eltern keine Unterstützung mehr erhalten konnte, begann er, seinen Lebensunterhalt damit zu bestreiten, indem er die zahlreichen Nordracher Kurgäste, darunter auch die Patientinnen der Rothschild-Heilstätte, fotografierte.

Als im Herbst 1923 in Baden massive Unruhen und Auseinandersetzungen zwischen den extremen politischen Gruppen ausbrachen – bekannt geworden sind für die Ortenau vor allem die „Lahrer Hungerunruhen“, aber auch Vorfälle in Offenburg und Durbach⁵ –, wurde der russische Staatsbürger Borowitzky offenbar auf dem Hintergrund einer Denunziation vom örtlichen Polizeiposten observiert. Der Fotograf stand im Verdacht, in staatsfeindlicher Manier Bolschewismus und Kommunismus zu unterstützen. Am 24. Dezember 1923 verhaftete man Borowitzky schließlich in seiner Nordracher Wohnung, die danach von den Polizeibeamten sorgfältigst nach eventuellem Beweismaterial durchsucht wurde. Der Fotograf wurde in das Amtsgefängnis in Gengenbach gebracht, obwohl er beteuerte, schwer krank zu sein. Zusammen mit dem Nordracher Schuster Serge Oulianoff, den man ebenfalls verdächtigte, wurde er in Schutzhaft genommen. In entlastender Weise sprachen sich für Borowitzky Moses Gutmann, der Verwalter des Rothschild-Sanatoriums, sowie die „Stuben“-Wirtin Haas aus. Da man ihm keine bolschewistischen Umtriebe nachweisen konnte, wurde Borowitzky Anfang Februar nach insgesamt sechswöchiger Haft wieder aus der Schutzhaft entlassen. Kurz danach, am 5. Februar 1924, ließ er erzürnt, aber selbstbewusst im Lokalblatt *Schwarzwälder Post* folgende Botschaft inserieren: „Der edlen Person (mir bekannt) die mich verleumdet hat, ich wäre in Süddeutschland an der Spitze der Unruhen gestanden, zeige ich hiermit an, dass ich wieder wohlerhalten und unversehrt in Nordrach gelandet bin. Sollte diese Vornehmheit innerhalb von 8 Tagen mich nicht um Entschuldigung bitten, übergebe ich die Sache einem Rechtsanwalt.“⁶

Trotz diesen ausgesprochen negativen Erfahrungen blieb Wolf Borowitzky weiterhin in Nordrach und machte aus seinem Hobby einen Beruf. Statt einer Laufbahn als Mediziner, wie wohl ursprünglich geplant, rief er im rege besuchten Kurort Nordrach einen „Vertrieb von fotografischen



Postkarte „Nordrach Bad. Schwarzwald“ von Photo-Boro

Sammlung U. Schellinger

Vergrößerungen, Plaketten und Postkarten“ ins Leben. Borowitzky wohnte nun im dritten Stock des Hauses der Familie Schmezer (Nordrach, Im Dorf 3). Das Geschäft lief offenbar so gut, dass Borowitzky sogar mehrere Vertreter beschäftigen konnte. In den 1920er und 1930er Jahren müssen von ihm unzählige Postkarten mit dem Firmensignet „PHOTO-BORO“ herausgebracht worden sein. Borowitzky hat auf diese Weise die Außendarstellung des Kurorts Nordrach und der umliegenden Landschaft mit seiner Arbeit sowie durch seinen Postkarten-Verlag in diesen Jahren maßgeblich mitgeprägt. Darüber hinaus ist Borowitzky der einzige professionelle jüdische Fotograf, der bislang aus der Ortenau bekannt ist. Die Motive für seine Karten suchte er aber nicht nur in der Nordrachener Gegend und der Ortenau, sondern weit darüber hinaus, wahrscheinlich sogar republikweit.⁷

Seit 1929 lebten die aus Fürstenberg stammende Witwe Regina Heymann und ihre Tochter Rosa bei dem Fotografen. Ob möglicherweise eine der beiden Frauen die Lebensgefährtin des unverheirateten Borowitzky war, ist ungeklärt. Rosa verstarb schon 1932 im Alter von 27 Jahren und wurde auf dem kleinen jüdischen Friedhof des Rothschild-Sanatoriums außerhalb der Ortschaft beerdigt. Regina Heymann verzog im Juli 1940 nach Unna in Westfalen.⁸

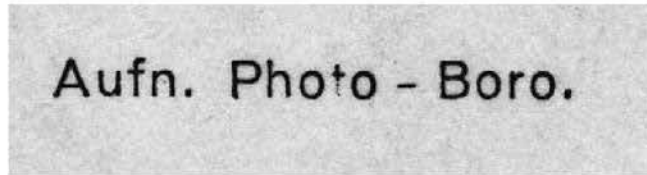
Borowitzky konnte sein Fotogeschäft bis ins Jahr 1938 betreiben. Im Zuge des antijüdischen Novemberpogroms – schon bald „Reichskristallnacht“ bezeichnet – wurde der Fotograf am Morgen des 10. November

1938 verhaftet und in das Konzentrationslager Dachau in der Nähe von München verschleppt. Mit ihm zusammen wurde an diesem Tag Dr. Nehemias Wehl, der Chefarzt des Sanatoriums, abtransportiert.⁹ Nicht zutreffend ist deshalb die von Kluckert in einem früheren Aufsatz verbreitete Ansicht, die Rothschild-Heilstätte hätte das Novemberpogrom gänzlich „unbeschadet“ überstanden.¹⁰ Zusätzlich zur Verhaftung des Leitenden Arztes kam es offenbar am Abend des Pogromtages zu einem Aufmarsch von Nationalsozialisten vor dem Sanatorium, bei dem judenfeindliche Reden gehalten wurden und es zu massiven Beschimpfungen des Personals kam.¹¹ Im Grunde genommen war in Nordrach damit genau das Gleiche geschehen wie in allen deutschen Dörfern und Städten mit jüdischer Bevölkerung: man verhaftete im Verlauf des Pogroms sämtliche erwachsenen männlichen Juden und verschleppte sie in Konzentrationslager, wobei die badischen Juden nach Dachau kamen. Waren es beispielsweise im nahen Gengenbach acht Männer und in Offenburg 64¹², so verhaftete man in Nordrach am Morgen des 10. November 1938 eben die beiden einzigen im Ort lebenden jüdischen Männer.

Wolf Schmuel Borowitzky bekam im Konzentrationslager Dachau die Häftlingsnummer 20971 zugeteilt. Er musste über zwei Monate im Lager bleiben. Die Nordracher Gemeindeverwaltung unter der Leitung von Bürgermeister Ludwig Spitzmüller meldete deshalb Anfang des Jahres 1939 auf Anfrage des Bezirksamts Wolfach – es ging nun um die Maßnahmen zur angeordneten „Entjudung der gewerblichen Wirtschaft“ – dass „das Geschäft des hier wohnenden Juden Wolfgang Borowitzky seit seiner Abführung in das Konzentrationslager still steht.“ Da der Fotograf noch immer im Lager sei, gäbe es „niemand [...], der die Geschäfte besorgen könnte.“ Allerdings gingen Borowitzkys Vertreter, so monierte man in Nordrach, „immer noch auf seinen Namen zu den Leuten und machen Bestellungen. Diese Bestellungen erreichen aber niemals ihre Erledigung.“ Das Bürgermeisteramt wies darauf hin: „Es wäre gut, wenn öffentlich vor diesen Leuten gewarnt würde, damit viele Volksgenossen vor Schaden bewahrt bleiben.“¹³ Kluckerts Interpretation, nach der der damalige Nordracher Bürgermeister dafür gesorgt hätte, dass die im Ort lebenden Juden „ordentlich behandelt wurden“¹⁴, scheint äußerst fragwürdig. Die Rolle der Nordracher Gemeindeverwaltung und des Bürgermeisters Spitzmüller in der Zeit des Nationalsozialismus bleibt ein offenes Forschungsfeld.

Wolf Schmuel Borowitzky entschloss sich nach seiner Rückkehr aus dem Konzentrationslager Dachau zur Auswanderung aus Deutschland. Er verkaufte deshalb im Juni 1939 große Teile seiner Bestände für nur 1000 Reichsmark an die Firma Photo-Grimm in Offenburg. Etwa 20.000 fertige produzierte Ansichtskarten und 1.500 Druckvorlagen wechselten bei dieser Aktion weit unter Wert den Besitzer.¹⁵ Schon wenige Wochen danach

*Detail von der Postkarte
„Nordrach: Blick vom
Katzenstein“
Sammlung U. Schellinger*



hatte das bestimmende Fachblatt des Fotografie-Handwerks in Deutschland verlauten lassen, das deutsche Handwerk sei nun „judenrein“.¹⁶

Borowitzky gelang es nicht mehr, Deutschland zu verlassen. Aus bislang noch ungeklärten Gründen wurde er zehn Monate nach seiner Entlassung aus Dachau im November 1939 erneut aus Nordrach verschleppt und in das Konzentrationslager Sachsenhausen eingeliefert. Da sein Abtransport nicht im Zusammenhang mit einer größeren Deportationsaktion steht, ist nicht auszuschließen, dass Borowitzky erneut infolge einer konkreten Anzeige oder Denunziation verhaftet wurde.

Der Fotohistoriker Rolf Sachsse betonte vor einiger Zeit in einem Aufsatz, mit dem er in programmatischer Weise auf das Schicksal jüdischer Bildjournalisten und Fotografen im Nationalsozialismus hinwies: „Das Skandalöse an der ‚Arisierung‘ von photographischen Firmen, Archiven, Agenturen und Ateliers ist die Auslöschung jedweder Erinnerung an ihre früheren Besitzerinnen und Besitzer.“¹⁷ Dieser Vorgang des Vergessens trat auch im Fall Wolf Schmucl Borowitzky ein. Verschiedentlich tauchen heute im Antiquariats- oder Internet-Handel Fotografien oder Postkarten mit dem Signet Photo-Boro auf. Es sind die letzten Hinweise auf das wechselvolle und am Ende von den Nationalsozialisten zerstörte Leben des vergessenen Nordrachener Fotografen.

Anmerkungen

- 1 Archiv der Gedenkstätte Sachsenhausen JSU 1/96, Bl. 061, 064 und D 1 A/1024, Bl. 445; Standesamt Oranienburg, Nr. 1198/1940, Bl. 240.
- 2 Amtliche Bekanntmachungen Nordrach vom 16.1.2009. Seit Januar 2009 liegt im so genannten „Ortenauer Gedenkbuch“ in der Gedenkstätte ehemalige Synagoge Kippenheim e.V. ein Gedenkblatt für Borowitzky vor.
- 3 Siehe Schellinger, Uwe: Adelheid de Rothschild (1853–1935) und die Gründung der M.A. von Rothschild'schen Lungenheilanstalt in Nordrach. In: Die Ortenau 82 (2002) 519–528; Kluckert, Hans-Georg: Nordrach als ehemaliger Lungenkurort. In: Die Ortenau 72 (1992) 250–279.
- 4 Ich danke Egbert Hoferer (Nordrach) für seine Unterstützung.
- 5 Siehe Liessem-Breinlinger, Renate: Die Lahrer Hungerunruhen. Die Vorgänge vom Herbst 1923 nach Prozessakten und Zeitungsberichten. Die Rolle der Abgeordneten Frieda Unger. In: Geroldsecker Land 17 (1977) 141–160; Schellinger, Uwe: Eine Kaserne und ihre Menschen – Dokumentation zu einem Ort Offenburger Geschichte, Offenburg 1998, 72–77.
- 6 Staatsarchiv Freiburg B 728/1–4095.

- 7 Vgl. z. B. eine Aufnahme Borowitzkys des „Arbeiter-Sport-Vereins Neukölln“, die im Mai 2008 unter Artikelnummer 270204691113 im Internet-Auktionshaus *ebay* zur Versteigerung angeboten wurde. Ich danke auch Bernd Welle (Nordrach) für seine Auskünfte.
- 8 Gemeindearchiv Nordrach, B 39 (Fremdenbuch 1931–1940).
- 9 Auskunft KZ-Gedenkstätte Dachau vom 11.3.2009.
- 10 Kluckert: Nordrach als ehemaliger Lungenkurort 264.
- 11 Das schilderte schon 1989 die Schülerin Nicole Kienzle in einem „Bildstein“-Schulaufsatz auf dem Hintergrund ihrer Gespräche mit älteren Nordrachern. Siehe Kienzle, Nicole: Das Sankt-Georg-Krankenhaus in Nordrach, unveröffentlichtes Manuskript 1989. Siehe nun auch Kluckert, Hans-Georg: Die Juden in Nordrach – eine Erinnerungsarbeit. In: Schwarzwälder Post vom 11./12.4.2008.
- 12 Siehe Ruch, Martin: Das Novemberpogrom 1938 und der Synagogenprozess in Offenburg. Verfolgte berichten, Täter stehen vor Gericht, Offenburg 2008; ders.: 700 Jahre Geschichte der Juden in Gengenbach 1308–2008, Offenburg 2008, 73–90. Siehe zum Novemberpogrom als bislang eingehendste Analyse Obst, Dieter: „Reichskristallnacht“. Ursachen und Verlauf des antisemitischen Pogroms vom 9. November 1938, Frankfurt a.M. 1991. Als Material und Quellensammlung für das regionale Geschehen hilfreich ist Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg (Hrsg.): Die Nacht, als die Synagogen brannten. Texte und Materialien zum 9. November 1938, Stuttgart. Zur Rekonstruktion der Ereignisse in der Ortenau: Baumann, Ulrich/Schellinger, Uwe: Zwischen Konsolidierung und Zerstörung: Die jüdische Gemeinde Kippenheim und ihre Synagoge 1852 bis 1940. In: Schellinger, Uwe (Hrsg.): Gedächtnis aus Stein. Die Synagoge in Kippenheim 1852–2002, Heidelberg-Obstadt/Weiher-Basel 2002, 61–110, hier: 82–92.
- 13 Gemeindearchiv Nordrach, 861.
- 14 Kluckert: Nordrach als ehemaliger Lungenkurort 264.
- 15 Generallandesarchiv Karlsruhe 237/Zug. 1967-19, Nr. 202.
- 16 Der Photograph 49 (1939) H. 35, 139: Art. „Die Entjudung des deutschen Handwerks ist abgeschlossen.“
- 17 Sachsse, Rolf: „Dieses Atelier ist sofort zu vermieten.“ Von der „Entjudung“ eines Berufsstandes. In: Fritz Bauer Institut (Hrsg.): „Arisierung“ im Nationalsozialismus. Volksgemeinschaft, Raub und Gedächtnis (Jahrbuch 2000 zur Geschichte und Wirkung des Holocaust), Frankfurt a.M. 2000, 269–286, hier: 280.

Gescheitert oder erfolgreich?

Die Entnazifizierung der Stadtverwaltung Offenburg 1945–1947

Wolfgang M. Gall

Der folgende Beitrag beschäftigt sich mit der Entnazifizierung der Offenburgener Bediensteten, die 1933 bis 1945 bei der Stadt in einem Beschäftigungsverhältnis standen. Wer sich mit diesem Thema auseinandersetzt, begibt sich auf ein gefährliches Minenfeld. Bei keinem Thema stoßen solch konträre Extrempositionen aufeinander, zurück bleiben oftmals Grautöne. Bei fast jeder Schlussfolgerung bleibt ein Stück Zweifel zurück. Gehörte eine untersuchte Person zu den Nazi-Tätern oder versteckte er sich hinter einer loyalen Nazi-Maske oder umgekehrt. Große Verunsicherung bringen die zahlreichen sog. Persilscheine, die von Nazi-Opfern für Personen ausgestellt wurden, die laut Aktenlage eigentlich zum Täterkreis gehörten.

Im Juli 1947 stellt Eugen Kogon resigniert fest:¹ „Die Form, wie man das deutsche Volk seit nunmehr zwei Jahren vom Nationalsozialismus und Militarismus zu befreien versucht, hat zu dem reichlich chaotischen Zustand, in dem wir uns befinden, viel beigetragen. Das Ergebnis ist vorerst, jeder Kundige weiß es, weniger Denazifizierung als Renazifizierung. Das böse Wort geht um: ‚Seitdem uns die demokratische Sonne bescheint, werden wir immer brauner.‘“ Die Praxis der ineinanderwirkenden Fehler, verschärft durch die Kriegsfolgen, führe jenen Zustand herbei, der nicht wenige Alliierte skeptisch oder vollends mißtrauisch werden und zahlreiche Deutsche verbittert oder sich selbst bemitleidend, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verkennend, seufzen ließ: „Oh Herr, schick uns das Fünfte Reich, das Vierte ist dem Dritten gleich“. Der katholische Soziologe Walter Dirks schrieb 1953: „Die Entnazifizierung wird von nahezu allen Befragten abgelehnt. Die wenigen Befürwortungen fallen kaum ins Gesicht“. „Die Menschen“, so Dirks, „seien zur Heuchelei erzogen worden. Unter den ehemaligen Parteigenossen seien häufig Menschen, die zu einer besonders schnellen Anpassung an die jeweiligen Herrschaftsverhältnisse disponiert sind.“²

Bis vor wenigen Jahren dominierte auch in der historischen Forschung das einhellig negative Bild der Entnazifizierung als einer „Bilanz des Scheiterns“. Angela Borgstedt zitiert in der Einleitung zu der 2001 erschienenen Studie „Entnazifizierung in Karlsruhe 1946 bis 1951“ die Aussagen: „In der Forschung besteht große Einigkeit darüber, dass die Entnazifizierung ein Misserfolg war.“³ „Wer sich mit der Entnazifizierung beschäftigt,

dem fällt bald ein recht erstaunliches Phänomen auf, das so eigentlich bei keinem anderen historischen Thema zu beobachten ist: In bemerkenswertem Umfang stimmten nämlich die Zeitgenossen, die heute befragten Zeitzeugen und die Geschichtswissenschaft in der negativen Beurteilung der Entnazifizierung überein.⁴ Klaus-Dietmar Henke resümiert, ähnlich wie der Zeitzeuge Dirks, dass die Bestimmungen zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus kein Entnazifizierungs-, sondern ein Renazifizierungsgesetz gewesen seien, die politische Säuberung nach amerikanischer Direktive insofern bereits im Ansatz misslungen.⁵

Inzwischen sind nach Öffnung der Archive neue Studien zur lokalen und regionalen Entnazifizierung sowie der Entnazifizierung einzelner Berufsgruppen und Institutionen erschienen. Insbesondere die Untersuchung von Beamtenkarrieren vom Kaiserreich über Republik, NS-Staat und Bundesrepublik zeigten, dass in Verwaltungen die Entnazifizierung „eine wenn überhaupt nur temporäre Unterbrechung (...) gradlinig verlaufener Karrieren“ darstellte.⁶

Die „Bilanz des Scheiterns“ ist eher einem differenzierten Urteil gewichen. Es besagt, dass die Entnazifizierung trotz teilweise erheblicher Mängel dazu beitrug, dass die Nationalsozialisten nach 1945 zu gesellschaftlichen und politischen Randerscheinungen wurden. Dem Karlsruher Stadthistoriker Manfred Koch ist zuzustimmen, dass dadurch für den einzelnen Betroffenen eine Auseinandersetzung mit der Vergangenheit nötig wurde, dass über die tiefe Verstrickung mit dem verbrecherischen NS-Staat wenigstens für eine kurze Frist nicht stillschweigend zur Tagesordnung übergegangen werden konnte und, vielen zeitweise entlassenen oder internierten Angehörigen der gesellschaftlichen Eliten ein Denkkzettel verpasst wurde.⁷

Die „Entnazifizierung“ der Deutschen begann, wie Manfred Koch schreibt, bereits in den letzten Kriegsmonaten mit „der Erschöpfung der Leidensfähigkeit und Leistungskraft der Bevölkerung sowie mit der Flucht nationalsozialistischer Funktionsträger vor den anrückenden Truppen der Alliierten. Doch die Abkehr der Deutschen vom Nationalsozialismus bei Kriegsende brachte keinen allgemeinen anti-nationalsozialistischen Volkzorn hervor. „Der Ausbruch einer spontanen Wut des deutschen Volkes gegen all diejenigen, die als prominente Vertreter des Naziregimes bekannt waren“, wäre die „einzig denkbare Alternative zum Entnazifizierungsprogramm“ der Alliierten gewesen. „Doch die Revolution blieb aus“, wie Hannah Arendt 1950 bitter kommentierte.⁸

Der folgende Beitrag zeigt am Beispiel der Stadtverwaltung Offenburg, wie schmal der Grad zwischen Erfolg und Scheitern der Entnazifizierungspolitik gewesen ist.

Nach der Besetzung Südwestdeutschlands Ende April 1945 stützten sich die Franzosen auf die verbliebene deutsche Verwaltung. In 70% der Gemeinden waren die Bürger- und Oberbürgermeister noch auf ihren Pos-

ten. In 30% der Gemeinden, zu der auch Offenburg zählte, hatten sie die Flucht ergriffen.⁹ Dabei gingen die jeweiligen Orts- und Stadtkommandanten vollkommen unabhängig vor. Häufig bestätigten sie die alten Amtsinhaber oder setzten den ranghöchsten auf seinem Posten verbliebenen Beamten ein. Bis Herbst 1945 waren in 755 Gemeinden Südbadens noch ca. 25 % die alten Bürgermeister im Amt. In ca. 42% der Kommunen übten im gleichen Zeitraum ehemalige NSDAP-Mitglieder das Amt des Gemeindevorstehers aus. Der Kreis Offenburg bildete einen Sonderfall. In diesem Verwaltungsbezirk musste die Säuberung hinten anstehen, da der Kommandant des Détachements noch nach zwei Monaten nicht Herr der Lage wurde. Eine abschließende Bereinigung der Bürgermeisterämter erfolgte erst im Februar 1946.¹⁰

Das wenige und total überforderte Personal der französischen Einheit war vollauf beschäftigt, den Plünderungen und Ausschreitungen der befreiten Zwangsarbeiter und der eigenen Truppen Einhalt zu gebieten. Der Grund für die Ausschreitungen lag an den unsäglich grausamen und blutigen Spuren, die die Nationalsozialisten bis wenige Tage vor Kriegsende in Offenburg hinterlassen hatten: die Erschießung von Angehörigen der Résistance aus dem elsässischen Ort Thann im November 1944, die Erschlagung von 41 jüdischen KZ-Häftlingen im April 1945. Und selbst nach dem Einmarsch der französischen Truppen forderte die Detonation eines von der Wehrmacht installierten Zeitzünders in einem Gebäude der Offenburger Kaserne am 4. Mai 1945 114 Opfer unter osteuropäischen Displaced Persons.¹¹ Unmittelbar danach vertrieben die Überlebenden die einheimische Bevölkerung aus ihren Wohnungen rund um die Kaserne. Stadtkommandant Dejean entschloss sich, drakonische Maßnahmen zu ergreifen. Am 7. Mai 1945 schlug er dem Oberkommando in Freiburg vor, dass dieselbe Anzahl Nationalsozialisten wie die der ermordeten Russen hingerichtet werden solle. „Ich habe aber nur 20 Nazis, die erschossen werden könnten. Deswegen möchte ich, falls die Hinrichtung genehmigt wird, darum bitten mir schnellstmöglichst 80 Nazis aus anderen Gefangenenlagern zu schicken“¹². Dass die Hinrichtung tatsächlich stattfand, dafür gibt es keine Hinweise.

Das Ende des Dritten Reiches und die Befreiung durch die französischen Truppen in Offenburg

Als am 15. April 1945 nachmittags zwischen drei und vier Uhr Einheiten des 23. Kolonial-Infanterie-Regiments unter Capitaine Dejean in Offenburg einrückten, reagierten viele Offenburger mit Erleichterung, aber auch mit Unbehagen und Besorgnis. Befreit, so Angela Borgstedt in ihrem Beitrag „Nachkriegsalltag in Offenburg 1945 bis 1948/49“¹³ fühlten sie sich



Friedrich Kraus, Führer des NSBO und der Deutschen Arbeitsfront. Beigeordneter der Stadt Offenburg. Quelle: StaO 13/402.

von den unmittelbaren Schrecknissen des Krieges. In das Gefühl der Erleichterung, den Krieg überlebt zu haben, mischte sich bei vielen die Angst vor der ungewissen Zukunft. Von der französischen Besatzungsmacht, in der kollektiven Mentalität seit Jahrzehnten der „Erbfeind“, versprach man sich weit weniger als von den ursprünglich erwarteten Amerikanern, die allerdings bis zur endgültigen Festlegung der Zonengrenzen am 22. Juni 1945 mit 200 Mann in der Stadt präsent waren. Hinzu kamen spezifisch Offenburger Erfahrungen aus der Zeit zwischen 1923 und 1926, als die Stadt unter einer strengen französischen Besatzungsherrschaft zu leiden hatte.¹⁴ Ungetrübt war die Freude über das Kriegsende bei den Opfern des NS-Regimes, den rund 5.500 ausländischen Zwangsarbeitern sowie den politisch und „rassisch“ Verfolgten.¹⁵

Für den Fall, dass die städtische NS- Führungsspitze die Stadt verlassen würde, setzte Landrat Dr. Kurt Sander¹⁶ den Metzgermeister Gustav Winkler¹⁷ als Bürgermeister-Stellvertreter ein. Doch da hatten Oberbürgermeister Dr. Rombach¹⁸ und seine beiden Beigeordneten schon die Flucht ergriffen: Der Führer der NSBO und Deutschen Arbeitsfront und Gauredner Friedrich Kraus¹⁹, der die Zerschlagung der Offenburger Gewerkschaften

organisiert hatte und Philipp Nünlist²⁰, der für die Leitung des von der Stadt unterhaltenen Lagers für westeuropäische Zwangsarbeiter verantwortlich war. Als Winkler sich weigerte, kam Ratschreiber Hermann Isenmann²¹ an die Reihe. Am 15. April, 16.30 Uhr, erfolgte der Einmarsch. Wenig später erschien ein französischer Offizier in Begleitung des Landrats Dr. Sander auf dem Rathaus. Es dauerte noch einige Stunden. Dann setzte man Isenmann ab und den Kaufmann Ludwig Hess²² als Bürgermeister ein. Ablehnen konnte er sein neues Amt nicht. Nach einem Bericht Franz Hubers²³, der als Journalist und Herausgeber der Ortenauer Zeitung eine bedeutende Rolle spielte, verdankte Hess seine Ernennung einzig dem Wohlwollen zweier französischer Kriegsgefangener, die ihn dem Kommandanten als geeigneten Mann empfohlen hatten.²⁴ Unmittelbar danach ordnete dieser an, dass sämtliche städtischen Dienststellen ihre Arbeit wieder aufnehmen sollten.²⁵ Oberbürgermeister Hess bestimmte als seinen Stellvertreter den Rechtsanwalt Hermann Braxmeier²⁶ sowie acht Stadträte, die am 18. April von der Militärregierung ernannt wurden. Ein Tag später wurde Sander im Lager Freiburg interniert und mit Wirkung vom 30. April 1945 von seinem Amt enthoben.²⁷

Das französische Entnazifizierungsmodell der „auto-épuration“

Auf der Konferenz in Jalta im Februar 1945 bestanden zwischen den „Großen Dreien“ Churchill, Roosevelt und Stalin erhebliche Differenzen hinsichtlich einer gemeinsamen Deutschlandpolitik. In den Grundsätzen einig waren sie sich in ihrem unbeugsamen Willen, den deutschen Militarismus und Nazismus zu vernichten und die Garantie dafür zu schaffen, dass Deutschland nie wieder in der Lage sein wird, den Weltfrieden zu brechen“.²⁸ Dieses Ziel wollten sie auf zwei Wegen erreichen: durch die Anklage und Verurteilung der „Kriegsverbrecher“ vor einem Internationalen Militärtribunal und durch ein Verbot von Organisationen, Gesetzen und Symbolen des Nationalsozialismus. Zum anderen sollten alle nationalsozialistischen und militärischen Einflüsse aus öffentlichen Einrichtungen, dem Kultur- und Wirtschaftsleben entfernt werden. Doch über die Frage des „Wie“ war man sich höchst uneinig. Die zentralen Fragen waren: Wer sollte bestraft werden? Einzelpersonen oder ein ganzes Volk? Die sogenannten Schreibtischtäter oder die ausführenden? Welche Strafen sollten verhängt werden?²⁹

Die US-Direktive JCS 1067 sah die Auflösung der NSDAP und aller ihr angeschlossenen Einrichtungen vor, ebenso die Verhaftung der höheren NS-Funktionäre. Entfernt werden sollten alle mehr als nur nominellen Parteimitglieder aus dem öffentlichen Dienst und die Säuberung des Erziehungswesens vom Nationalsozialismus.

Am Anfang stand der „Automatische Arrest“ mit der Entfernung und Internierung von ca. 200.000 als gefährlich geltende und mutmaßlich in die Verbrechen verstrickte NS-Aktivisten.³⁰ Hinzu kamen etwa 150.000 Angehörige des öffentlichen Dienstes und ca. 70.000 Personen aus Wirtschaft und Handel. Die nächste Stufe der Ausweitung der Entnazifizierung begann Ende September 1945 mit dem Militärgesetz Nr. 8, das auch in die Wirtschaft massiv eingriff. Mit Hilfe eines Fragebogens, der 131 Fragen enthielt, sollten Personen in Schlüsselpositionen vor ihrer Wiedereinstellung überprüft werden. Die Kontrollratsdirektive Nr. 24 vereinheitlichte das Verfahren, indem 99 Kategorien von Nationalsozialisten und Personen festgelegt wurden, „von denen die Alliierten annahmen, dass sie ihnen feindlich gegenüberstehen würden und die deshalb ohne Ansehen der Person und Prüfung des Einzelfalls entlassen wurden.“³¹ Das Gesetz „zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus“ brachte schließlich am 5. März 1946 die Einführung des sog. Spruchkammerverfahrens, mit dem ein individuelles Verfahren eingeführt werden sollte.

In der französischen Besatzungszone war die Entnazifizierung bis Herbst 1945 Stückwerk. Es blieb „weitgehend dem für die gesamte Besatzungszone zuständigen Gouvernement Militaire in Baden-Baden überlassen, Regeln für den Umgang mit den Anhängern des Nationalsozialismus aufzustellen.“³²

Generalverwalter Général Laffon, der den Militärverwaltungsapparat leitete, hielt nicht viel von „völkerpsychologischen Ansätzen“, wie sie in Paris vertreten wurden. Laffon verband im Gegensatz zu de Gaulle mit dem Nationalsozialismus mehr als nur das Preußentum. Laffon setzte die differenzierte Analyse des Nationalsozialismus durch den sozialistisch gesinnten Teil der Resistance in ein Entnazifizierungsprogramm um. Sein Modell der „auto-épuration“³³ wollte auf jene Kräfte des Landes zurückgreifen, die für ihn das „andere“ Deutschland repräsentierten: politisch, rassistisch und religiös Verfolgte, die den Terror der KZ überlebten. Es waren Gewerkschafter, Sozialdemokraten, Kommunisten sowie Zentrumsleute und Liberale, die sich in die „innere Emigration“ begeben hatten.

Im Gegensatz zur amerikanischen Zone, deren Administration einen Rundumschlag gegen alle ehemaligen Parteigenossen der NSDAP unternahm, hatte Laffon zunächst nur die überzeugten Nazis innerhalb der deutschen Verwaltung im Visier.³⁴ Im September 1945 wurden auf zwei Ebenen Säuberungskommissionen eingesetzt:

Auf Kreisebene bildeten sich *Untersuchungsausschüsse*, die sich jeweils aus fünf Dauermitgliedern und weiteren drei Mitgliedern der zur Entnazifizierung anstehenden Berufsgruppe zusammensetzten. Sie bereiteten die Arbeit der übergeordneten Kommissionen vor und sammelten Be- und Entlastungsmaterial.

Dies waren sog. *Reinigungskommissionen*. Deren Mitglieder entstammten den gleichen Kreisen wie die Angehörigen der Untersuchungsaus-

schüsse. Im Unterschied zu jenen aber mussten sie unter dem Nationalsozialismus gelitten haben und besaßen das alleinige Recht, der Militärregierung Sanktionen vorzuschlagen. Schwierig erwies es sich, die angewiesenen Entlassungen in den Gemeinden durchzusetzen, weil sich zahlreiche Bürgermeister und auch lokale französische Militärverwalter dem widersetzen. Ihnen übergeordnet waren der Staatskommissar für politische Säuberung sowie ein Kontrollausschuss, der u. a. von den politischen Parteien nominiert und von der Landesregierung bestellt wurde.

Trotz unterschiedlicher Sanktionen stellten die Untersuchungsausschüsse prinzipiell ein geeignetes Instrument dar, um die lokale Entnazifizierung durchzuführen.

Laut Reinhard Grohnert wurden die Entlassungen im öffentlichen Dienst nur sporadisch in die Tat umgesetzt. Aufgrund von vermeintlichen Sachzwängen entstanden „erstaunliche Koalitionen zwischen französischen Militärverwaltungen und deutschen Behördenchefs, die die Entnazifizierungsbescheide einfach ignorierten, wenn sie es für die Funktionstüchtigkeit der ihnen unterstellten Verwaltungen für erforderlich hielten.“³⁵

Die Entnazifizierung erreichte im Sommer 1947 in Südbaden ihren Höhepunkt. Dies zeigen die im Amtsblatt der Landesverwaltung publizierten massenhaften endgültigen Entscheidungen im Säuberungsverfahren. Dabei kam es zu teilweise skandalösen Fehlentscheidungen. Während die Urteile der lokalen Untersuchungskommissionen in der Regel auf gesicherten Information der lokalen Verhältnisse basierten, so dass die formale Belastung der Betroffenen richtig bewertet wurde, hielt sich die Reinigungskommission oftmals nicht an deren Votum. Die Folge waren Fehlurteile, die Unschuldige zu Tätern machten bzw. Täter entlasteten.³⁶ Die Überprüfungen gingen nur schleppend voran. Von den etwa 155.000 Personen, die in Baden der politischen Säuberung unterlagen, hatten die Reinigungskommissionen mehr als ein halbes Jahr nach ihrer Konstituierung erst zwanzig Prozent überprüft.³⁷ Oftmals wurden Lehrlinge, Verkäuferinnen und Ofensetzer entnazifiziert, während die gewichtigen Fälle nicht zum Zuge kamen. Vermutlich stellten die Reinigungskommissionen diese Fälle zurück, um mit Hilfe der „kleinen Fische“ schneller ihr tägliches Pensum erfüllen zu können. Zudem war der antifaschistische Konsens, der in der frühen Nachkriegszeit oftmals beschworen wurde, „um eine drohende Renazifizierung zu verhindern“, deutlich im Schwinden begriffen. In fast allen demokratischen gesellschaftlichen Kräften schob sich knapp zwei Jahre nach Kriegsende „zusehends das Bedürfnis in den Vordergrund, den Blick nach vorn zu richten und die unerträgliche Last der Vergangenheit – personifiziert durch ein Heer von ehemaligen Parteigenossen – abzuschütteln.“³⁸

Mit der Verordnung Nr. 133 vom 21. November 1947 rang sich die französische Regierung zur Amnestierung aller nominellen Nationalsozialisten durch, nachdem alle anderen Siegermächte sich zu einer mildereren Entnazi-

fizierung gegenüber den einfachen ehemaligen NSDAP-Mitgliedern entschieden hatte.³⁹ Einstufungstabellen teilten die Betroffenen in drei Kategorien ein: Schuldige, Minderbelastete und Mitläufer. Nach Grohnert hatte bei den Schuldigen in 98% der Fälle die Revision Erfolg, so dass sie in die Kategorie der Minderbelasteten fielen. Die Zahl der Minderbelasteten reduzierte sich durch verschiedene Amnestieverordnungen beträchtlich. Sie kamen in die Kategorie der Mitläufer. Die Mitläufer kamen alle in den Genuss der ersten Amnestieverordnungen, wodurch ihnen wieder die vollen bürgerlichen Rechte zuerkannt und sie von Sanktionen befreit wurden.⁴⁰

Schließlich wurde ab Anfang 1948 durch eine neue einheitliche gesetzliche Regelung die Rückkehr oder Beibehaltung kompromittierter, jedoch qualifizierter Fachleute wieder billigend in Kauf genommen, wenn sich dadurch eine Steigerung wirtschaftlicher und bürokratischer Effizienz erzielen ließ.

Das Offenburger Säuberungspersonal

Auch die Mitglieder der Offenburger Untersuchungsausschüsse kamen aus dem Kreis der NS-Gegner oder Opfer. In Offenburg ernannten die Vertreter der vier Parteien und Gewerkschaften den in der Bürgerschaft allgemein anerkannten KPD-Stadtrat Richard Bätz⁴¹ zum Säuberungsinspektor. Bei dessen Einsetzung gab der Colonel Bätz den Rat, dass die Entscheidungen „immer von einer Geste der Mäßigung und der Gerechtigkeit“ getragen sein sollten, und dass „die Sanktionen entsprechend dem Grad der Aktivitäten der Betreffenden im Verhältnis zur Partei abgestuft sind ...“⁴² Weitere Ausschussmitglieder waren der Sozialdemokrat Ludwig Dielenschneider⁴³ und der Vertreter der freien Berufe, der Apotheker Albert Fleig.⁴⁴ Die übrigen Mitglieder waren unbelastete Nichtparteiengenossen.

Bätz und Dielenschneider sowie der von christlich-demokratischer Seite vorgeschlagene Jakob Rieder⁴⁵ gehörten nahezu jedem Untersuchungs- oder Ermittlungsausschuss an. Hinzu kamen je zwei Berufsvertreter. So präsidierte der Stadtrat und Schuldirektor Adolf Schwarzmann⁴⁶ im Ausschuss für die höheren Schulen, Rektor Fritz Maier⁴⁷ für die Volksschule und Dr. Franz Vogt⁴⁸ jenem für die Handels- und Gewerbeschule.⁴⁹

Zwischen 1945 und 1948 waren insgesamt 80 Offenburger in den Gremien des in der Kornstraße 7 angesiedelten Untersuchungsausschusses tätig. Ihre Beratungsergebnisse wurden zentralen Reinigungs- und Säuberungskommissionen übermittelt. Ihr Votum unterlag wiederum dem seit 1946 bei der Militärregierung in Freiburg angesiedelten Politischen Kontrollausschuss, der dann im Dezember als „Staatskommissariat für politische Säuberung“ fungierte.

Bis Februar 1946 wurden 370 Bedienstete geprüft. Gut die Hälfte der einstigen sogenannten „Märzgefallenen“ und Mitläufer, 197, wollten die Ausschüsse in ihrer Position belassen. Diesen standen 80 ehemalige Staatsdiener gegenüber, die Bätz und seine Kollegen unter Streichung von Pensionen zur Entlassung vorschlugen. Bätz wollte rücksichtslose Maßnahmen gegen fanatische und aktive Nazis, aber formale Mitglieder milder beurteilen.

Nach der Verabschiedung der „Landesverordnung über die Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus“ am 29. März 1947 mussten auch die lokalen Untersuchungsausschüsse von Juristen geleitet werden. In den drei Offenburger Gremien waren dies der liberale Stadt- und Justizrat Otto Kuder⁵⁰, der Landgerichtsrat Dr. Albert Levi⁵¹ und Amtsgerichtsrat Ernst Hermann⁵². Als Stellvertreter fungierten die Rechtsanwälte Oskar Seidel und Otto Bührle. Das Beisitzeramt für die politischen Beamten übten weiterhin Bätz, Dielenschneider und Rieder aus.⁵³

Die Entnazifizierung der Offenburger Stadtverwaltung

Mitte Mai 1945 erhielt das Bürgermeisteramt genaue Anweisungen zur sofortigen Entnazifizierung der Verwaltung. Damit begann die erste Phase der Überprüfung der städtischen Bediensteten. Bereits am 19. Mai 1945 protokollierte Bürgermeister Hess, dass „die Wohnräume der alten Mitglieder der NSDAP (...) vorzugsweise zur Beschlagnahme herangezogen“ wurden. Soweit es sich um Bedienstete der Stadt handelte, wurde ihre Weiterbeschäftigung mit geringen Ausnahmen abgelehnt. Erste Listen entstanden. Sofort entlassen und nicht mehr eingestellt wurden neben der dreiköpfigen Verwaltungsspitze acht Mitarbeiter, die als „alte Kämpfer“ nach 1933 bei der Stadtverwaltung eingestellt worden waren. Dazu gehörte der gelernte Koch Georg Assmus⁵⁴, Mitbegründer der NSDAP, Propagandaleiter der örtlichen Partei, der offiziell als Hallenmeister arbeitete, praktisch aber hauptamtlicher Standartenführer war. Acht weitere städtische Bedienstete waren zu diesem Zeitpunkt noch einberufen. Drei sogenannte „alte NSDAP-Mitglieder“ blieben vorläufig noch im Dienst.

Parallel zu der administrativen Entnazifizierung forcierte die französische Besatzungsmacht die öffentliche Entnazifizierung durch die Entfernung von NS-Symbolen und Emblemen. Am 22. Mai 1945 folgte die Rücknahme der Straßenumbenennungen der NS-Zeit. „So hieß die Adolf-Hitler-Straße wie ehemals Hauptstraße, Horst-Wessel-Straße und Horst-Wessel-Platz waren wieder Ebertstraße respektive Ebertplatz, die Schlage-ter- erneut Erzbergerstraße und die 1940 nach dem badischen NS-Kultusminister Otto-Wacker-Straße benannte Wilhelmstraße erhielt wieder ihren früheren Namen. Eine Umbenennung der Vogesenstraße nach Otto-Schnei-



Georg Assmus. Gründungsmitglied der NSDAP. Führer der SA-Standarte 170.

Quelle: StaO 13/402.

der-Straße, nach dem Namen des im KZ Mauthausen zu Tode gekommenen Kommunisten wurde vom Stadtrat vertagt.“

Ein zweiter Schritt war die Entfernung von Schaukästen und Reklame tafeln, sowie der NS-Partei- und Hoheitszeichen aus Formularen und Briefbögen. Dazu wurde eigens ein ehemaliger nationalsozialistischer Stadtbediensteter beauftragt. Anfang Juli begann die Bereinigung öffentlicher und privater Bibliotheken. Entfernt wurden Werke führender Nationalsozialisten und völkischer Ideologen und franzosenfeindliche und kriegsverherrlichende Bücher.⁵⁵

Die erste Welle der Entnazifizierung des städtischen Personals wurde im Juni 1945 fortgesetzt. Am 10. Juni gab Bürgermeister Hess dem Personalbüro die Anweisung: „Es ist umgehend eine Liste der bisher aus politischen Gründen abgebauten Beamten und Angestellten aufzustellen und gleichzeitig anzugeben, welche Ersatzkräfte hierfür eingestellt wurden. Die Liste muss bis spätestens am nächsten Dienstag, den 12.6. beim Vortrag beim Herrn Kommandanten abgegeben werden. Ferner muss ich die Fragebögen sämtlicher Beamten und Angestellten soweit diese noch keine ausgefüllt haben, ebenfalls am nächsten Dienstag beim Vortrag abge-

ben“.⁵⁶ Nach den von der Militärregierung erlassenen Verordnungen⁵⁷ führte das Personalbüro 10 Bedienstete auf, die sofort zu entlassen seien.⁵⁸ Bei zwei Beamten wurden die Pensionszahlungen eingestellt. Ferner werden 12 Personen aufgeführt, die man unter Punkt 5 „Behandlung von entlassenen und suspendierten Personen“ fasste, für die einer Anstellung „durch eine besondere Erlaubnis einer höheren Stelle der Militärregierung zugestimmt worden ist“.

In einem Schreiben an den französischen Kommandanten setzte sich Hess für diesen Personenkreis ein. Er argumentierte, dass sie unter dem starken politischen Druck des damaligen Oberbürgermeisters Rombach in die Partei eingetreten, aber der NSDAP „innerlich nicht nahe“ gestanden seien.⁵⁹ Hess bescheinigte den Betroffenen, dass sie „brave Beamte“ seien, auf die man nicht verzichten könne.

Aus den Akten wird ersichtlich, wie hart die Auseinandersetzungen über die Frage: „Wer war Nazi“ und „wer nicht“ innerhalb der Verwaltung und zwischen Verwaltung und Besatzungsmacht geführt wurden. Kleinstädtische Beziehungsgeflechte waren oftmals entscheidender bei der Entscheidungsfindung als die tatsächlichen politischen Aktivitäten nach 1933, z. B. die Mitgliedschaft in einem Turnverein oder einer Schülerverbindung. Dabei versuchten viele ihre eigene Haut durch die Denunziation anderer zu retten.

Dabei bestätigt sich für Offenburg die Feststellung von Cornelia Rauh-Kühne und Michael Ruck, wonach die „Prägekraft der südwestdeutschen Verwaltungstraditionen im Allgemeinen und der Korpsgeist der höheren Beamtenschaft im Besonderen“ auch in die Nachkriegszeit hineinwirkte.⁶⁰ Auf der einen Seite förderte das „erhebliche Maß an Kooperation der Beamtenschaft“ die NS-Herrschaft, andererseits zeichnete sich die Beamtenschaft durch retardierende Einflüsse aus. Unter dem Deckmantel der Systemloyalität wurden mit dem zähen Festhalten an formalrechtlich geordneten Verwaltungspraktiken und durch bewusstes Verzögern nationalsozialistische Willkürmaßnahmen konterkariert.⁶¹

Laut Aktenlage wurden aufgrund des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. April 1933 zwei Entlassungen vorgenommen. Die einzige jüdische Angestellte, die Laborantin Anna Stein⁶² und der Direktor der Mädchen-Volkschule. Für die Offenburger Stadtverwaltung lässt sich feststellen, dass es den Nationalsozialisten schnell gelang, neben der Gleichschaltung des Gemeinderats (a) die Verwaltungsspitze durch Parteigenossen zu ersetzen. Nach seinem öffentlichen Protest gegen das Hissen der Hakenkreuzfahne am Rathausgebäude wurde Bürgermeister Walter Blumenstock⁶³ Anfang März 1933 entlassen. Am 10. Januar 1934 legte der dem Zentrum nahestehende Oberbürgermeister Josef Holler sein Amt nieder. Im Gegensatz zur Verwaltungsspitze wurden (b) die höheren Verwaltungspositionen nicht neu besetzt. Es ist zu vermuten, dass keine adäquate

Fachleute mit Parteibuch zur Verfügung standen. Dieses Führungspersonal bestand, bis auf wenige Ausnahmen, aus Bediensteten, die bereits lange vor 1933 bereits Führungsämter einnahmen und teilweise kurz vor der Pensionierung standen, wie z. B. die Leiter des Hoch- und Tiefbauamtes und des Fürsorge- und Jugendamtes. Sie waren durch loyales Verhalten und den Parteieintritt einer Ablösung entgangen. Zum Teil standen sie zuvor dem Zentrum nahe oder waren völkisch-deutsch-national gesonnen.

Konsequent setzten die Nationalsozialisten durch, dass (c) sogenannte „alte Kämpfer“ eine Anstellung bei der Stadtverwaltung erhielten. Aufgrund einer Anordnung des Führers und einer sog. „Sonderaktion für bewährte Kämpfer um die nationale Erhebung“ vom 23. April 1935⁶⁴ waren die Kommunen verpflichtet, freiwerdende Stellen des unteren und mittleren Dienstes mit geeigneten Nationalsozialisten zu besetzen, die bis zum 14. September 1930 ihren Eintritt in die Partei erklärt hatten. Aufgrund dieser Sonderaktion stellte die Stadtverwaltung 28 sog. alte Kämpfer ein.⁶⁵ 1938 wurden aufgrund einer rechtlichen Regelung sieben Angestellte und Arbeiter in das Beamtenverhältnis übernommen.

Von den 189 städtischen Bediensteten waren zum Zeitpunkt des Einmarsches der Franzosen 45 stark belastet, da sie entweder vor 1933 in die Partei eingetreten waren oder nach 1933 eine höhere Parteifunktion wahrnahmen. Weitere 79 Bedienstete traten zwischen 1933 und 1944 freiwillig oder unter Druck in die Partei ein, so dass etwa 65% der städtischen Bediensteten Parteimitglied waren.

Unmittelbar nach Kriegsende kamen innerhalb der Verwaltung augenscheinlich heftige Konfliktpotentiale zwischen einer Gruppe jüngerer, karrierebewusster Bediensteter und älteren Amtsinhabern zum Vorschein, die vor den Säuberungskommissionen ausgetragen wurden. Vermutlich wurde die Entnazifizierung dazu benutzt, eigene Karrierepläne zu verwirklichen. Beide Seiten bezichtigten ihre Kontrahenten der Kollaboration mit dem NS-Regime und führten Zeugen an, die die Anschuldigungen der Gegenseite entlasten sollten. Eugen Kogon wies bereits 1947 auf diese Folgen hin. Das „Gesetz zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus“ sollte der Gerechtigkeit dienen, es wurde jedoch von Beteiligten zur „Schichtablösung“ in allen Etagen der Verwaltung und Wirtschaft benutzt. „Folglich begann die Masse der Kämpfer um Stellungen – der Zahl nach mehr Kämpfer als Stellungen – Konkurrenten zur Strecke zu bringen, sei es über alliierte Dienststellen, sei es über Spruchkammern und Ausschüsse. Die allgemeine Suche nach ‚grauen Punkten‘ – beim anderen! – begann.“⁶⁶

Am 1. Juli 1945 wurden die Entlassungen in deutsch-französischer Sprache durch ein Plakat öffentlich bekannt gegeben. Es enthält die Namen von 19 aus dem Dienst entlassenen städtischen Bediensteten. Fünf Tage später, am 6. Juli 1945, erschien ein zweites Plakat mit den Namen von

39 Personen. Dies betraf 20% der gesamten Belegschaft. Dazu zählte der harte Kern sogenannter „alter Kämpfer“, die unter Anwendung des RuPrMdl. vom 19. November 1937 und dem Runderlass des Min. d. Innern vom 4. Januar 1938 anlässlich der Aktion „Übernahme von alten Kämpfern in das Beamtenverhältnis“ zu Beamten auf Lebenszeit ernannt wurden.⁶⁷

Von den 39 im Juli 1945 angeordneten Entlassungen wurden lediglich fünf ehemalige Bedienstete wieder eingestellt, allerdings im Verhältnis vor 1945 zurückgestuft. Bis auf vier Personen handelte es sich um Beamte und Angestellte, die während der nationalsozialistischen Herrschaft eingestellt wurden. Bei vier Bediensteten konnte wegen fehlender Personalunterlagen keine Aussage getroffen werden. Ein halbes Jahr danach erhöhte sich die Zahl der aus politischen Gründen Entlassenen auf 45 und der Suspendierten auf 18 Personen, was einem prozentualen Anteil von ca. 35% des Personalbestandes der Offenburger Stadtverwaltung entsprach. Dieser Wert liegt im Vergleich zum Landratsamt Offenburg (17,1%) und den anderen Kreiskommunen (23,6%) sehr hoch.⁶⁸

	Landratsamt Offenburg		Gemeinden des Landratsamtes Offenburg		Stadtverwaltung Offenburg	
Entlassungen	4	11,4%	94	19,5%	45	23,8%
Suspendierungen	2	5,7%	20	4,1%	18	9,5%
In Kriegsgefangenschaft	4	11,4%	34	7,0%	19	10,9%
Aus sonst. Gründen ausgeschieden	10	28,6%	3	0,6%	21	11,1%
Pensioniert	0		3	0,6%	3	1,5%
Im Dienst	15	42,9%	300	62,1%	83	43,9%
Zahl aller Bediensteten bei Besetzung	35		483		189	

22% erhielten eine Entlassung ohne Pension, 2% mit Pension. 17% wurden zurückgestuft. 53% der Bediensteten bekamen eine Bestätigung ihrer Stelle. Von diesen waren 1946 77 zu Sühnemaßnahmen (Gehaltskürzungen) verpflichtet. 1948 reduzierte sich deren Zahl im Zuge der Amnestierungen auf 46.⁶⁹

Kommen die alten Kämpfer zurück?

Nach der endgültigen Abkehr von der Entnazifizierung und Hinwendung zur Rehabilitierung durch Art. 131 des Grundgesetzes drohte eine Rückkehr der 1945 entlassenen sogenannten „alten Kämpfer“ in die Stadtver-

waltung. Art. 131 forderte den Bundesgesetzgeber auf, für die Angehörigen des öffentlichen Dienstes, die nach dem 8. Mai 1945 „ausgeschieden“ waren und „nicht oder nicht ihrer früheren Stellung entsprechend verwendet“ wurden, eine gesetzliche Regelung zu treffen. Dazu gehörten die früheren Bediensteten Preußens und des Reiches, deren Dienststellen aufgelöst worden waren, die früheren Berufssoldaten und zivilen Angehörigen der Wehrmachtsverwaltungen, die vertriebenen und geflohenen Beamten aus den Ostgebieten und der SBZ sowie jene öffentlichen Bediensteten, die in den Westzonen ihre Stellungen durch die Entnazifizierung verloren hatten.“ Zu den verbreiteten Irrtümern gehört es allerdings, die Gruppe der „131er“ allesamt als politisch Belastete zu beurteilen. Reichel beziffert den Kreis auf 430.000 Personen. Darunter gehörten ca. 55.000 Entnazifizierungsfälle.⁷⁰ Man schätzt, dass mindestens 20 % der Stellen auf allen Verwaltungsebenen aus dem Kreis der 131er besetzt werden mussten.

Für den Kreis der politisch Belasteten fand das am 11. Mai 1951 in Kraft getretene Gesetz eine widersprüchliche Lösung. Zwar gehörten ehemalige Angehörige der Gestapo und der Waffen-SS nicht zum Kreis der Anspruchsberechtigten, jedoch die „von Amts wegen“ dorthin versetzten. Unabhängig von den Bestimmungen hatte die öffentliche Hand die Möglichkeit, ehemalige Gestapo- und SD-Leute „neu“ in ihre Dienste aufzunehmen. Davon profitierten insbesondere meist Jüngere, „weil sie ihre Beamtenlaufbahn erst bei der Geheimen Staatspolizei begonnen hatten.“⁷¹ In den Nachfolgejahren erreichte der „Vormarsch ehemaliger Parteigenossen“ auch die Ebene der Regierung. Im Februar 1953 waren rund 60 % der in den zurückliegenden zweieinhalb Jahren ernannten Abteilungsleiter frühere Mitglieder der NSDAP, im Ministerialbereich waren es knapp 30%.

1954 wurden Stadtrat und Stadtverwaltung noch einmal mit den Ansprüchen entlassener Bediensteter konfrontiert. Am 11. Februar 1954 rief Oberbürgermeister Karl Heitz⁷² eine „Kommission zur Bereinigung der Dienstverhältnisse der unter § 7 zum Regelungsgesetz zum Art. 131 GG fallenden Personen“ ein. Sieben „alte Kämpfer“ gingen den Weg der Klage, drei reichten keine Klage ein, in einem Fall war man sich uneinig und in einem Fall sollten Erkundigungen eingeholt werden.⁷³ Trotz zahlreicher Revisionsurteile der Spruchkammern und den 1951 erfolgten Amnestierungsgesetzen blieb die Stadt Offenburg Forderungen nach Wiedereinstellung gegenüber hart und lehnten die Gesuche in fast allen Fällen ab. Obwohl das Gesetz zu Artikel 131 des Grundgesetzes den nach Kriegsende suspendierten Beamten den Weg zurück in die Instanzen ebnete, blieben zumindest die extrem Belasteten aus dem öffentlichen Dienst ausgeschlossen.

„Da sie aber wegen enger Verbindungen zum Nationalsozialismus bei der Stadt eingestellt und später in das Beamtenverhältnis übernommen

wurden, dürfte auf sie der § 7 des Gesetzes zur Regelung der Rechtsverhältnisse der unter Art. 131 GG. fallenden Personen angewendet werden. Hiernach bleiben Ernennungen und Beförderungen, die beamtenrechtlichen Vorschriften widersprechen oder wegen enger Verbindung zum Nationalsozialismus vorgenommen wurden, unberücksichtigt. Das Gleiche gilt für die Verbesserung des Besoldungsdienstalters und der ruhegehaltsfähigen Dienstbehörde, in den vorliegenden Fällen also der Stadtrat. Gegen die Entscheidung des Stadtrats ist die Klage im Verwaltungsrechtsweg zulässig.“⁷⁴

Erfreulicherweise liegen im Stadtarchiv Offenburg neben den Entnazifizierungsakten auch die Personalakten aller 1945/46 aus dem Dienst entlassenen Bediensteten vor. Von unschätzbarem Interesse sind die vorliegenden schriftlichen Unterlagen, die für die Übernahme als alter Kämpfer in das Beamtenverhältnis 1937/38 notwendig waren, d. h. Zeugnisse der SA, SS, NSDAP und anderer NS-Organisationen, sowie auch die Entlastungsschreiben dieses Personenkreises nach 1945. Bei allen untersuchten Personen lässt sich bestätigen, was Angela Borgstedt in ihrer Dissertation über die Entnazifizierung in Karlsruhe festgestellt hat: Formelhafte Ausgestaltungen von Entlastungsschreiben, die sich auf elementare kollektive Erfahrungen wie die Weltwirtschaftskrise und Arbeitslosigkeit bezogen. Sehr häufig argumentieren die Betroffenen, „aus gutem Glauben“ gehandelt zu haben.

Bereits wenige Tage nach Kriegsende entließ Bürgermeister Hess den Oberbuchhalter *Ernst Teigler*⁷⁵, der sich 1938 dem NS-Oberbürgermeister mit folgenden Zeilen als „alter Kämpfer“ wärmstens anempfohlen hatte:

„Ich möchte erwähnen, daß ich Altparteigenosse bin und so meinen Teil zum Werden des dritten Reiches beigetragen habe. Trotz der damit verbundenen Gefahren und Verboten durch die damalige Regierung (Ministerpräsident Schmidt) anlässlich der Präsidenten- und Reichstagswahlen u. a. als Blockleiter und Scharführer stets in vorderster Linie mich befunden und persönlich, wie auch meine ganze Familie bis in die Nacht für die Bewegung betätigt. Hierbei möchte ich gleich erwähnen, daß mein Antrag auf Verleihung der Dienstauszeichnung der NSDAP nach 10 Jahren bei der Kreisleitung in Beabreitung sich befindet (...) Nach der Machtergreifung war ich Trupp- und Sturmführer bei der SA tätig und nebenbei noch als Kassenleiter der NS-Beamtenhilfe eingesetzt und später als Kreisausbildungsleiter tätig. Seit 1934 bin ich als Kreishauptstellenleiter im Kreispersonalamt beschäftigt, wo ich auch heute noch meine freien Abendstunden der Bewegung zur Verfügung stelle und bin außerdem noch z. Zt. Fachschaftsleiter der Fachschaft 13.“⁷⁶

Wenige Wochen nach seiner Entlassung stellte Teigler sein Engagement während des Dritten Reichs in einem völlig anderen Licht dar: „Politisch war ich nie tätig bis ich April 1932 in die NSDAP eintrat (sic!). Diesen

Schritt trat ich nicht aus innerer Überzeugung sondern zwecks Besserung meiner wirtschaftlichen Lage. Man drängte mich von mehreren Seiten (...) Grossen Erfolg hatte ich nicht, ich wurde lediglich wie auch meine verschiedenen Arbeitskameraden zum Obersekr. befördert. Eine Werbetätigkeit habe ich in der Partei aber niemals ausgeübt, da mir es manches zuwider ging.“ Trotz seiner enthusiastischen Haltung gegenüber der NS-Bewegung sah Teigler sich als Opfer der Repressalien des Bürgermeisters Dr. Rombach.

Eine besondere phantasievolle Geschichte tischte der Bauaufseher beim Stadtbauamt *Heinrich Roth* auf.⁷⁷ Er war seit 1. März 1933 Mitglied der NSDAP, 1938–45 Block- und Zellenleiter. Doch sei er wegen angeblicher Differenzen aus der Partei ausgetreten. Als man ihm entgegenete, er sei laut Aktenlage dennoch Mitglied geblieben, antwortete Roth, seine Frau habe die Beiträge ohne sein Wissen weitergezahlt. Gegen Roth wurde beim Synagogenprozess Anklage erhoben. Er erhielt jedoch 1948 einen Freispruch. Die Stadtverwaltung lehnte eine Wiederbeschäftigung 1951 ab.

Im Falle von *Eugen Sauter* lehnte die Stadt eine Wiederbeschäftigung ebenfalls strikt ab. Sauter war vorbestraft wegen fahrlässiger Körperverletzung und Unterschlagung, wurde als „alter Kämpfer“ dennoch 1935 aus hilfsweise in der Buchhaltung eingestellt. Selbst NS-Oberbürgermeister Rombach hatte wohl Skrupel, Sauter wegen seines kriminellen Vorlebens einzustellen. Dieser hatte sich dagegen massiv beschwert:

„Nicht nur als Front- sondern insbesondere als alter Kämpfer der Bewegung in aktiven Formationen und mehrfacher ehrenamtlicher Tätigkeit in der politischen Leitung – wie das ausser Ihnen und dem Pg. Jokerst keine Person im Rathaus nachweisen kann – gestatt ich mir höflich Sie zu bitten, mich bei der bevorstehenden Stellenbesetzung zu berücksichtigen ... Trotz langer Erwerbslosigkeit gehört meine ganze Familie schon seit der Kampfzeit der entsprechenden N.S. Organisation an (...) Außerdem möchte ich sie darauf aufmerksam machen, dass in nächster Zeit wieder der SS angehören werde, da ich von einem Führer der SS aufgefordert worden bin meinen Wiedereintritt zu beantragen (...)“.⁷⁸

Sauter wurde 1932/33 ehrenamtlicher Kreisgeschäftsführer der NSDAP Offenburg, 1933/34 ehrenamtliche Tätigkeit bei der DAF, 1935 ehrenamtliche Tätigkeit beim RAD, seit 1935 Pressemitarbeiter des SS Sturms 7/86 Offenburg. 1936 beschwerte er sich erneut in einem Brief an den OB Rombach:

„I. Haben andere Nationalsozialisten in Ihrem Betrieb auch zweieinviertel Jahre warten müssen, bis sie ins feste Angestelltenverhältnis gekommen sind?

III. Ist es nicht ein allgemein übliches Recht, dass wenn ältere Kämpfer als Nachfolger einer Person bei einer Behörde, die aus irgendeinem Anlass die innegehabte Stelle verlassen musste, die gleichen Rechte und Bezüge

AVIS	Bekanntmachung
<p>En exécution des lois et instructions du Gouvernement Militaire les fonctionnaires et employés mentionnés ciaprès sont rvaqués:</p>	<p>In Ausführung der Gesetze u. Anweisungen der Militärregierung sind die nachstehend genannten Beamten und Angestellten aus ihrem Dienst entlassen:</p>
<ol style="list-style-type: none"> 1. Binder Norbert, Lohnbuchhalter, Straßburger Str. 45 2. Breig Heinrich, Finanzsekretär, Hildastraße 26 3. Held Hans, Angestellter, Vogesenstraße 43 4. Hinkel Georg, Geometer, Grabenallee 5. Kalfass Karl, Bauobersekretär, Straßburger Straße 20 6. Menges Gustav, Amtsvollzieher, Hildastraße 34 7. Neurohr Willy, Angestellter, Ritterstraße 21 8. Rieder Wilhelm, Angestellter, Hildastraße 41 9. Roth Heinrich, Bauassistent, Tannweg 24 10. Sänger Wilhelm, Stadtkassenverwalter, Damaschkeweg 20 11. Schleyer Friedrich, Hausmeister, Zeller Straße 33 12. Schulz Josef, Oberinspektor, Zeller Straße 31 13. Voigt Dr. Hans-Werner, Assistenzarzt, Krankenhaus 14. Züsy Josef, Angestellter, Schaiblestr. 2 15. Baumann Hildegard, Angestellte, Vogesenstraße 43 16. Hieber Irma, Angestellte, Okenstraße 15 17. Hug Karolina, Angestellte, Fessenbach, Haus Nr. 21 18. Spinner Elisabeth, Angestellte, Gaswerkstraße 28 19. Meixner Elfriede, Angestellte, Wasserstraße 2 	
<p>Offenbourg, le 1er juillet 1945</p>	<p>Offenbourg, den 1. Juli 1945</p>
<p>Le Maire: Hess</p>	<p>Der Bürgermeister: Hess</p>
<p>17/172</p>	<p>(41)</p>
<p>1.7.1945</p>	

Bekanntmachung vom 1. Juli 1945. Quelle: StaO 17/172.

des Vorgängers erhält? (...) Versetzen sie sich in meine Lage und bedenken Sie dabei, es gilt einen verdienten Pg. und SSmann, einem alten Kämpfer und alten Bekannten zu seinem Recht zu verhelfen und seine soziale Frage zu lösen ...“

Sauter erhielt zwar einen Verweis, bekam dennoch in der Stadtverwaltung eine Dauerbeschäftigung. Während seines Dienstes machte er, laut Einträgen in seiner Personalakte, Einsatz für die SS bei verschiedenen Aktionen. 1940 meldete er sich freiwillig für den Dienst in Polen, ohne seinen Arbeitgeber zu verständigen. 1942 wurde er nach Karlsruhe zur Stadtverwaltung abgeordnet, 1944 nach Mannheim.

Nur 10 Tage nach Kriegsende erschien Sauter auf dem Offenburger Rathaus und meldete sich zurück. Seine Wohnung wurde inzwischen beschlagnahmt, weil er der SS angehörte. In einem Schreiben gab er an, für die SS nur insgesamt 6 Monate gedient zu haben. Seine Wiedereinstellung wurde abgelehnt, da er als „alter Kämpfer“ angesehen wurde.

Zu den „alten Kämpfern“ gehörte auch *Wilhelm Maas*, der laut Bestätigung der NSDAP, Gau Baden vom 10. März 1938 die Bescheinigung erhielt, sich seit 1928 stets aktiv in der Bewegung als Propagandamaler bestätigt zu haben. Er war zudem SA-Mann und seit 1929 Kassenleiter und später Zellenleiter. Im Jubiläumsbuch „10 Jahre Ortsgruppe Offenburg der NSDAP“ wird er öfters erwähnt.⁷⁹ Mit Oberbürgermeister Rombach pflegte er einen engen brieflichen Kontakt bis wenige Tage vor dem Kriegsende. So schreibt Rombach am 10. Januar 1945 an den im Hanauerland befindlichen „Volkssturmsoldaten W. Maas“:

„Vor allem habe ich mich gefreut, dass Sie – was ja bei einem alten Nationalsozialisten eine Selbstverständlichkeit bedeutet – nicht nur mit Ehre sondern auch mit innerer Freude und Bereitschaft das graue bzw. braune Kleid tragen (...) Dafür werden Sie dann aber auch mit besonderem Stolz später einmal sich sagen können, dass Sie auch mit ihrem persönlichen Einsatz an der Front zum Endsieg beigetragen haben (...).“

Nach Kriegsende bat Maas die Stadtverwaltung um ein Zeugnis „für sein politisches Vorleben“, das er für seine Wiederanstellung brauchte. Als er dies nicht bekam, klagte er vor dem Verwaltungsgericht. Besonders dreist ist seine Behauptung, dass er nicht sehen konnte, dass der außenpolitische Weg der Nationalsozialisten ins Uferlose führen würde, andererseits noch wenige Wochen vor dem Kriegsende sich von der nationalsozialistischen Idee überzeugt zeigte. Darin äußerte er auch unverhohlen seine Kritik am Spruchkammerverfahren:

„Ich habe mich seinerseits als Idealist der Staatsführung, die vor allen Dingen zu jenem Zeitpunkt ihre Aufgabe in der Beseitigung der Arbeitslosigkeit (Deutschland zählte 7 Millionen registrierte Arbeitslose!) sah, zur Verfügung gestellt, wie dies letztlich der größte Teil der Berufsbeamtenschaft getan hat. Daß die außenpolitischen Wege der Regierung später ins

Uferlose führten, konnte ich nicht voraussehen noch viel weniger konnte ich hiergegen einen Einfluß ausüben. Und gegen die Auferlegung einer Kollektivschuld wird sich jeder deutsche Staatsbürger wehren. Bei der Beurteilung und Verurteilung eines Menschen kann man infolgedessen auch nicht dessen Mitgliedschaft zu einer Organisation (wie dies durch die Spruchkammern eben leider geschah) zugrundlegen, sondern muß zuallererst die Haltung und den Charakter der Person werten (...).“ Auch eine Petition im Jahr 1957 brachte ihm keine Wiedereinstellung. Erst 1963 wurde das Verfahren eingestellt.

Während die erwähnten Fälle zur Ablehnung einer Wiedereinstellung führten, kam die Stadtverwaltung bei einigen wenigen „alten Kämpfern“ zu einem milden Urteil. Beispielsweise im Falle des 1939/40 und 1941/45 stellvertretende Leiters der NSDAP Ortsgruppe Offenburg, *Paul Weichert*⁸⁰. Er trat 1933 der NSDAP bei, war vorher Blockwart, Mitglied der NSV und des ADB sowie Inhaber des SA-Sportabzeichens. Er erhielt nach Ablauf der Bewährungsfrist von 2 Jahren wieder in ein Angestelltenverhältnis bei der Stadt. Danach wurde er wieder Beamter. Kommentar des Personalausschusses: Von weiteren Sühnemaßnahmen solle man mit Rücksicht auf seine lange Internierung Abstand nehmen. „Erwiesen sei, dass er von den Ideen des Nationalsozialismus überzeugt war. Er hat sich jedoch Andersdenkenden gegenüber korrekt geführt und konnte nicht der Nachweis erbracht werden, dass er in seiner Eigenschaft als kom. Ortsgruppenleiter irgend jemanden geschädigt oder gar denunziert hat.“

Während die entlassenen „alten Kämpfer“, die bis auf wenige Ausnahmen nicht in der Führungsebene der Stadtverwaltung angesiedelt waren, keine Chance auf Rehabilitierung erhielten, machte der ehemalige NS-Oberbürgermeister *Dr. Wolfram Rombach* eine zweite Karriere als Rechtsanwalt. Er sorgte mit einem juristischen Verfahren gegen die Stadt Offenburg Anfang der 50er Jahre für große Kritik in der Öffentlichkeit. Rombach hatte sich bereits vor dem Einmarsch der französischen Truppen in Sicherheit gebracht. Seine Flucht führte ihn nach Ehingen an der Donau, wo er seine Familie traf und endete schließlich auf einer Alm in den Allgäuer Alpen. Dort wurde er zusammen mit anderen Gesinnungsgenossen von amerikanischen Soldaten verhaftet. Während Rombach in amerikanischer, später in französischer Kriegsgefangenschaft saß, bemühte sich seine Ehefrau bei alten Mitkämpfern um „Persilscheine“. Im November 1948 wurde Rombach aus der Lagerhaft entlassen. Im Januar 1949 begann in Ehingen das Spruchkammerverfahren. In seiner Verteidigungsschrift listete er 86 Fälle auf, in welcher er „der Partei gegenüber Widerstand geleistet bzw. antinazistische Gesinnung bekundet (...) habe“. Obwohl Rombach damit die Tatsachen völlig verdrehte, hatte seine Verteidigungsstrategie Erfolg. Der Untersuchungsausschuss reihte den früheren Oberbürgermeister

nur in die Kategorie „Minderbelastet“ ein und erlegte ihm eine Bewährungsfrist von drei Jahren auf. Dies genügte ihm nicht. Er wandte sich an den Beschwerdeausschuss des württembergischen Landtags. Er erhielt in einem Revisionsverfahren 1950 die Rückstufung als „Mitläufer“. Nach Haftentlassung und Entnazifizierung wirkte Rombach wieder als Jurist und erhielt 1951 die Wiederzulassung zum Landgericht und Oberlandesgericht in Stuttgart. Als er im Mai 1951 gerichtlich die Stadt Offenburg erfolgreich auf die Zahlung eines Unterhaltszuschusses verklagte, entstand in Offenburg, insbesondere bei den Gewerkschaften heftiger Protest. Nicht genug: Nach seiner Pensionierung musste die Stadt Rombach ein Ruhegehalt bezahlen, nach seinem Ableben im Jahr 1987 bezog seine Frau bis zu ihrem Tod 1997 Versorgungsbezüge aus seiner Pension.⁸¹

Erfolg oder Scheitern?

Die Bilanz der Entnazifizierung der Offenburger Stadtverwaltung fällt unterschiedlich aus. Den Kommunalpolitikern der ersten Stunde und der französischen Besatzung gelang es trotz mancher Fehltritte, gemeinsam mit dem Stadtrat und der lokalen Entnazifizierungsbehörde die „alten Kämpfer“ auch nach der Amnestierung aus dem Dienst zu entfernen, sofern sie nicht schon durch Flucht die Stadt verlassen hatten. Dennoch zeigt die politische Stimmungslage in den fünfziger Jahren, dass Personen, die die nationalsozialistische Politik unterstützten, ohne selbst führende Parteiämtern, bekleidet zu haben, durch die Maschen der Entnazifizierungsjustiz fielen. Hinzu kam ein Personenkreis, der sich an der Kommunalpolitik aktiv beteiligte, sich nach 1945 aber als Nazigeegner bezeichnete, die „Schlimmeres“ verhindern wollten. Über die Wiedereinstellung von Bediensteten nach 1951 kann aus Datenschutzgründen keine Aussage gemacht werden. Die zeitgenössische Presse beklagte jedoch, dass einmal im Amt zurückgekehrte Entnazifizierte ganze Seilschaften „entlasteter Mitläufer“ nach sich zogen, die als Bollwerke und Abwehrfront gegen nicht Belastete fungierten.⁸² Es ist bezeichnend, dass bei den Gemeinderatswahlen am 5. Juni 1946 1061 von 11.208 Wahlberechtigten⁸³, also ca. 10 % ausgeschlossen waren. Bei den Kreistagswahlen am 14. November 1948 waren es noch immer 521 Offenburger, die wegen ihrer politischen Belastung kein Votum abgeben durften.

Muss man Peter Reichel⁸⁴ zustimmen, dass dem Scheitern kurzfristiger politischer Säuberungsziele positive Langzeitwirkungen gegenüberstehen? Aus einer Wunschperspektive bleibe die Bundesrepublik zwar für alle Zeit mit dem Makel behaftet, „dass sie nicht von Anfang an die Republik der Regimegegner, NS-Verfolgten und Emigranten war und dies auch in den ersten zwanzig Jahren nach ihrer Gründung nicht wurde.“ Die aber,

so Reichel, hätte ihre Selbstbefreiung zur Voraussetzung gehabt. Dafür waren die Kräfte des Widerstands zu schwach, die Anpassungsbereitschaft und der „volksgemeinschaftliche Durchhaltewille“ bis zuletzt zu groß. Einer Selbstreinigung der Deutschen stand entgegen, dass die Herrschaft des „Dritten Reiches“ eben nicht nur auf Terror und politischer Unfreiheit beruhte, „sondern auch und in hohem Maße auf ‚volksgemeinschaftlicher‘ Massenloyalität und Massenfaszination, von der im Lauf der dreißiger Jahre auch große Teile der Arbeiterschaft erfasst wurde, was einzugestehen SPD und Gewerkschaften nach 1945 verständlicherweise schwer fiel.“

Die vorübergehende Disqualifizierung Millionen angepasster, mehr oder weniger mitverantwortlicher Mitläufer dürfte ihre Anpassungsbereitschaft an die neuen politischen Verhältnisse erhöht und diese damit zugleich stabilisiert haben.

Eindeutig war die staatlich-normative Abkehr der Beamtenschaft vom Nationalsozialismus. „Auch konnte schwerlich ohne Wirkung bleiben, daß die „131er“ gezwungen waren, ihren „Kampf“ mit den Mitteln des Rechtsstaats zu führen und ihre Interessen als ökonomisch-soziale zu definieren.“⁸⁵ Die Wohltaten der 131er-Gesetzgebung verstärkte die Abwendung der Betroffenen von der Politik und deren Bereitschaft, sich in das demokratische System zu integrieren, was freilich mit politischen und moralischen Defiziten erkaufte wurde, die besonders im Bereich von Justiz und Polizei ins Auge stechen. Für den kritischen Zeitgenossen, gar den ehemals politisch Verfolgten, der 1945 die unwiderrufliche Ablösung der korrumpierten Eliten erwartet hatte, war es deprimierend, die massenhafte Rückkehr der früheren Beamten beobachten zu müssen.

Anmerkungen

- 1 Eugen Kogon: Die unvollendete Erneuerung. Deutschland im Kräftefeld 1945–1963. Aufsätze aus zwei Jahrzehnten, Frankfurt 1964, S. 23 f.
- 2 Jörg Friedrich: Die kalte Amnestie. NS-Täter in der Bundesrepublik, Berlin 2007, S. 134 f.
- 3 Christoph Tonfeld: Die Entnazifizierung der Justiz in Bremen, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 46 (1998), S. 638.
- 4 Anselm Faust: Entnazifizierung in Wuppertal. Eine Fallstudie, in: Deutsche „Nachkriegswelten“ 1945–1955, Regionale Zugänge und neue Sichtweisen, bearb. v. S. Lennartz, Bergisch Gladbach, Bensberg 1992, S. 43.
- 5 Klaus-Dietmar Henke: Politische Säuberung unter französischer Besatzung. Die Entnazifizierung in Württemberg-Hohenzollern, Stuttgart 1981, S. 8.
- 6 Angela Borgstedt: Entnazifizierung in Karlsruhe 1946 bis 1951. Politische Säuberung im Spannungsfeld von Besatzungspolitik und lokalpolitischem Neuanfang, hrsg. von der Forschungsstelle „Widerstand gegen den Nationalsozialismus im Deutschen Südwesten“ der Universität Karlsruhe, Karlsruher Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus 5, Konstanz 2001, S. 25.

- 7 Manfred Koch: Trümmerstadt, Residenz des Rechts, Zentrum der Technologieregion. Wechselvoller Weg in die Gegenwart, in: Die Stadtgeschichte, bearb. v. E.O. Bräunche, Karlsruhe 1998, S. 532.
- 8 Manfred Koch, Karlsruhe am Kriegsende – Erste politische Säuberungen unter wechselnder Besatzung, In: Badische Heimat, 2, 1995, S.191. Hannah Arendt: Besuch in Deutschland, Berlin 1993, S. 49.
- 9 Karl Friedrich Müller: Das Jahr 1945 in Südbaden, Frankfurt u. a. 1987, S. 205.
- 10 KA Ortenaukreis, Landratsamt Offenburg, Generalia -1- Nr. 121. In einem Besprechungsprotokoll beim Gouvernement Militaire vom 26.2.1946 heißt es: „Es ist eine unumstößliche Tatsache, dass alle Bürgermeister, die jemals Parteimitglied waren, ihren Posten verlassen müssen, trotz aller Gründe, die im Einzelfall dagegen sprechen und trotz der Schwierigkeiten, die dadurch entstehen werden.“ Man wisse zwar, dass diese Männer keine „Nazis im üblen Sinne“ waren und meist nur unter Druck in die Partei eingetreten sind, die Bestimmungen seien jedoch unnachsichtlich. Daraufhin mussten 13 Bürgermeister ausgewechselt werden, die Parteimitglied waren.
- 11 Wolfgang M. Gall: „Erschütterungen“ – Private Wahrnehmungen und politische Deutungen des Kriegsendes in Offenburg in: Badische Heimat 2 (1995) S. 212 ff.
- 12 AOAA/Colmar: BADE 1102., zitiert nach: Uwe Schellinger: Eine Kaserne und ihre Menschen. Dokumentation zu einem Ort Offenburger Geschichte, Offenburg 1998, S. 107 f.
- 13 Angela Borgstedt: Nachkriegsalltag in Offenburg 1945 bis 1948/49, in: Klaus Eisele, Joachim Scholtyseck (Hrsg.): Offenburg 1919–1949. Zwischen Demokratie und Diktatur, Konstanz 2004, S. 463–499.
- 14 Vgl. dazu Joachim Scholtyseck: Offenburg in den Jahren der Weimarer Republik, in: Eisele, Scholtyseck, S. 50ff.
- 15 Vgl. Anm 9. sowie: Bernd Boll: „Das wird man nie mehr los ...“ Ausländische Zwangsarbeiter in Offenburg 1939 bis 1945, Pfaffenweiler 1994.
- 16 (1879–1956). Vgl. hierzu: AG der Kreisarchivare beim Landkreistag Baden-Württemberg (Hrsg.): Die Amtsvorsteher der Oberämter, Bezirksämter und Landratsämter in Baden-Württemberg, Stuttgart 1996, S. 482.
- 17 (1920–1977) Der Ratschreiber Hermann Isenmann protokollierte die Ereignisse der letzten Kriegstage wie folgt: „Für den Fall, dass infolge der Kriegsereignisse der Bürgermeister oder sein Stellvertreter die Stadt verlassen müssen, wurde vom Herrn Landrat Metzgermeister Gustav Winkler, hier als Bürgermeister-Stellvertreter eingesetzt. Die Einsetzungsurkunde sollte Herr Winkler erst im Falle der höchsten Gefahr ausgehändigt werden.“
- 18 Dr. Wolfram Rombach (1897–1987). Zur Entnazifizierung Rombachs vgl. Lüdger Syré: Wolfram Rombach – Offenburgs Bürgermeister im Dritten Reich, in: Die Ortenau, 86 (2006), S. 298 ff .
- 19 (1898–?). Politisch stand er zunächst der DNVP nahe, bevor er 1930 der NSDAP beitrug.
- 20 (1883–1951)
- 21 (1903–1973)
- 22 (1887–1970). Stadtarchiv Offenburg StaO 8/1580. Etwa um 17.30 Uhr, so schreibt Hermann Isenmann, „erschien ein französischer Offizier in Begleitung des Herrn Landrat Dr. Sander auf dem Rathaus und erkundigte sich nach mir. Ich musste mitgehen und wurde gemeinsam mit Herrn Landrat Dr. Sander in einem Auto in den Ortenauer Hof gebracht (...) Die Nacht über mussten wir in der Wohnung von Sachs verbringen. Am anderen Morgen, etwa um 9 Uhr, wurden wir auf das Gouvernement –

- Volksbankgebäude – verbracht und nach kurzer Zeit in die Büroräume des Wasserwirtschaftsamtes, Poststraße. Etwa nachmittags 3 Uhr wurden wir wieder mit dem Auto nach dem Gouvernement verbracht, wo alsdann zwischen $\frac{1}{2}$ und $\frac{3}{4}$ 4 Uhr die Entlassung erfolgte. Eine Einvernahme usw. fand nicht statt. Ich begab mich sofort auf das Rathaus und musste erfahren, dass Kaufmann Hess hier von der Militärregierung zum Bürgermeister eingesetzt sei. Um 4 Uhr fand eine Besprechung mit einigen Bürgern von Offenburg statt, an der ich teilgenommen habe. Meine Tätigkeit als Bürgermeister-Stellvertreter war 26 Stunden, gez. Isenmann“. Die Umstände der Ernennung zum Bürgermeister durch die französische Besatzung war auch andersorts die gängige Praxis. Ludwig Hess schrieb: „Mir wurde mitgeteilt, dass ich als Vertreter der Stadt Offenburg zu funktionieren habe. Eine Nichtannahme dieses Postens wurde rundweg abgelehnt.“
- 23 (1886–1958).
- 24 Franz Huber: Offenburg 1945–1952. Gesicht einer besetzten Stadt. Blätter aus einer tollen Zeit, Offenburg 1952, S. 21 ff. Die Stadtratssitzung vom 16. April 1945, auf der die Ernennung vollzogen wurde, verlief jedoch anders als es die französische Besatzung plante. Denn es kam zur Anfechtung der Wahl durch einen gewissen Hermann Lamm, der angeblich 1918 bei der Revolution in Kiel als Wachtmeistermaat mitwirkte und von Franz Huber als Hochstapler bezeichnet wurde. Im Stadtratsprotokoll heißt es dazu: „Hier erschien Herr Lamm und wollte wissen, wer die vornseits Aufgezeichneten eingeladen hätte und weshalb er keine Einladung bekommen habe. Er komme soeben vom Stadtkommandanten (...) Gleichzeitig stellte sich Herr Lamm als Bürgermeisterkandidat vor. Ferner erklärte Herr Lamm, daß nur ein solcher Bürgermeister werden könne, der der Nationalsozialistischen Partei nicht angehöre. Er habe 16 Leute hinter sich stehen, die noch nie nationalsozialistisch gewesen wären. Er glaube, daß die Einladung Herr Heß und Herr Isenmann gemacht hätten.“ Im Laufe der Diskussion konnte Lamm sich nicht durchsetzen. Die Motive seines spektakulären Auftritts bleiben unklar.
- 25 StaO 5/6577.
- 26 (1895–?).
- 27 Vgl. Anm. 16.
- 28 Peter Reichel: Vergangenheitsbewältigung in Deutschland. Die Auseinandersetzung mit der NS-Diktatur in Politik und Justiz, München 2. Aufl. 2007, S. 30.
- 29 Christine Glauning: Vom politischen Haftlager zum „Spruchjammer“ – Die Entnazifizierung im französisch besetzten Reutlingen, in: Reutlingen 1930–1950. Nationalsozialismus und Nachkriegszeit. Reutlingen 1995, S. 316.
- 30 Angehörige der SS, der Gestapo und des Korps der Politischen Leiter der NSDAP.
- 31 Peter Reichel, S. 32.
- 32 Reinhard Grohnert: Das Scheitern der „Selbstreinigung“ in Baden, in: Cornelia Rauh-Kühne u. Michael Ruck (Hrsg.): Regionale Eliten zwischen Diktatur und Demokratie. Baden und Württemberg 1930–1952, S. 287.
- 33 ders.: Die Entnazifizierung in Baden 1945–1949, Stuttgart, 1991, S. 67–180.
- 34 Das Säuberungsverfahren, das die Verwaltung anwandte, wurde auf Veranlassung des Generalverwalters Laffon auch auf den Bereich der Wirtschaft übertragen.
- 35 Grohnert, Das Scheitern, S. 292.
- 36 Grohnert führt einige eklatante Beispiele in „Die Entnazifizierung“, S. 146 ff. auf. Er nennt auch Kommunen, in denen Untersuchungsausschüsse sich von den Urteilen distanzieren und ihre Arbeit einstellen.
- 37 Grohnert, Das Scheitern, S. 297.

- 38 Grohnert, Das Scheitern, S. 302.
- 39 Grohnert, Die Entnazifizierung, S. 201.
- 40 Journal Officiel Nr. 183 vom 16.7.1948. Mit der Verordnung Nr. 165 vom 13. Juli 1948 konnten schließlich alle nominellen Nazis in den Genuss der Amnestie kommen und ihre bürgerlichen und politischen Rechte zurückerhalten, unabhängig, ob sie ein Amt ausgeübt hatten oder nicht.
- 41 (1891–1967)
- 42 StaO (unverz.) Militärregierung des Landes Baden. Detachement Offenburg, Note für den Landrat v. 10.12.1945. Im Ermittlungsausschuss für die innere Verwaltung des Landkreises Offenburg waren Wilhelm Ehret (früher Zentrum, nach 1945 CDU), Richard Bätz (KPD), Josef Ruf (DP/-), Jakob Rieder (Zentrum/-) und Ludwig Dielenschneider (SPD)).
- 43 (1903–1957)
- 44 (1881–1951)
- 45 keine Lebensdaten vorhanden
- 46 (1908–?)
- 47 keine Lebensdaten vorhanden
- 48 (1891–?)
- 49 Borgstedt, Nachkriegsgeschichte, S. 481.
- 50 keine Lebensdaten vorhanden
- 51 (1883–1961). Rechtsanwalt Levi verlor 1938 seine Zulassung und kam ins KZ Dachau. Er entging 1945 der Deportation nach Theresienstadt. Nach Kriegsende wurde er Landgerichtsrat, 1947–1949 Landgerichtsdirektor. (Vgl. StaF C 20/5 229).
- 52 (1901–2003)
- 53 StaF C48/1 225. Vorsitzender: Ernst Hermann Amtsgerichtsrat; Stellvertretender Vorsitzender: Albert Levi Landgerichtsdirektor (CDU) Josef Isenmann/Josef Gmeiner; (SPD) Ludwig Dielenschneider/Franz Berli; (DP) Albert Kiefer/Josef Roessner; (KP) Robert Kraus/Karl Hermann; (Gewerkschaften) Julius Müller/Franz Frietsch; (Beamte) Primus Faller, Dr. Hermann Schill; Heinrich Doll/Josef Ruf; (Landwirtschaft) Balthasar Kopf, Landwirt aus Niederschopfheim/Otto Grafmüller, Landwirt aus Diersburg; (Handel u. Gewerbe) Hans Zeller, Lederhandlung/Karl Gehring, Bäckermeister, Theobald Fischer, Friseur/Rudolf Lohrer, Prokurist sowie (Vertreter des Staatskommissariats) Richard Bätz/Rudolf Zittel, Milchzentrale.
- 54 (1897–1989)
- 55 vgl. hierzu Kreisarchiv Ortenaukreis Bestand Landratsamt Offenburg Generalia I – Nr. 1037.
- 56 StaO 6/009/236-1.
- 57 Amtsblatt der Militärregierung Nr. 3, 14. Juni 1945. Siehe auch die genauen Anweisungen für suspendierte Personen. Laut Anweisung der französischen Militärregierung zur Entnazifizierung der Behörden vom 14. Juni 1945 mussten alle Personen entlassen werden, die vor dem 1. April 1933
- Mitglieder oder zu irgendeiner Zeit Beamte der NSDAP waren oder
 - Mitglieder oder zu irgendeiner Zeit Offiziere und Unteroffiziere der SS
 - Mitglieder oder zu irgendeiner Zeit Offiziere der SA mit dem Range eines Unterscharführers oder einem höheren Rang
 - zu irgendeiner Zeit Offiziere der HJ mit dem Rang eines Stammführers oder einer Mädelringführerin oder einem höheren Rang
 - zu irgendeiner Zeit Offiziere des RAD mit dem Rang eines Arbeitsführers oder einem höheren Rang

- Mitglieder oder zu irgendeiner Zeit Beamter oder Offizier einer der übrigen, in den Gesetzen Nr. 2, 5 oder 77 der Militärregierung bezeichneten Organisationen, einschließlich der Gliederungen, angeschlossenen Verbände oder betreuten Organisationen der NSDAP
 - zu irgendeiner Zeit Mitglieder der Generalstäbe oder des Generalstabskorps
 - zu irgendeiner Zeit Beamte oder Angestellte irgendwelcher Art im Dienste der Gestapo oder des Sicherheitsdienstes (SD) waren.
- 58 StaO 6/009/236-1, Aktennotiz vom 16. Juni 1945.
- 59 Vgl. Anmerkung 67.
- 60 Cornelia Rauh-Kühne u. Michael Ruck, Einleitung; in: dies. (Hrsg.), Regionale Eliten zwischen Diktatur und Demokratie. Baden und Württemberg 1930–1952, S. 18.
- 61 Michael Ruck: Administrative Eliten in Demokratie und Diktatur. Beamtenkarrieren in Baden und Württemberg von den zwanziger Jahren bis in die Nachkriegszeit, in: Regionale Eliten ..., S. 42.
- 62 (1890–1945). Anna Stein wurde während einer Fortbildung von Bürgermeister Holler über ihre Entlassung informiert. Sie wurde 1940 nach Gurs deportiert und 1945 dort für tot erklärt.
- 63 (1892–1970). Blumenstock floh nach seiner Entlassung ins Exil nach Holland. 1948 kandidierte er erfolglos für die Stelle des Offenburger Oberbürgermeisters. Mehr zu Blumenstock: Joachim Scholtyseck: Offenburg in den Jahren des „Dritten Reiches“, in: Klaus Eisele, Joachim Scholtyseck, S. 244 ff.
- 64 RD Erl. d. MdI. v. 23.4.1935 Nr. 40337.
- 65 18 davon waren arbeitslos, 8 als Angestellte, 10 als Aushilfsangestellte und 10 als Arbeiter.
- 66 Eugen Kogon, S. 31 f.
- 67 Für Nationalsozialisten, die bis zum 14. September 1930 ihren Eintritt in die NSDAP erklärt hatten, sollten Beamtenstellen des unteren und einfachen Dienstes bereitgestellt werden.
- 68 Kreisarchiv Ortenaukreis Landratsamt Offenburg, Generalia Bd. 1 – Nr. 222. Die Akte enthält auch die Einzelergebnisse.
- 69 StaO 009/236 u. 238.
- 70 Peter Reichel, S. 112. Die Zahl war wesentlich höher, da die ermittelten Daten auf Selbsteinstufungen beruhten.
- 71 Norbert Frei, S. 81.
- 72 (1909–1977).
- 73 Stadtratsprotokoll StaO 10/30/95.
- 74 StaO 009/236-1.
- 75 (1888–1971).
- 76 StaO 8/7689.
- 77 (1898–1988).
- 78 StaO 8/3322. Schreiben an Kreisleiter Dr. Rombach 6. Mai 1935.
- 79 Zehn Jahre! NSDAP-Ortsgruppe Offenburg. Festbuch zur 10-jährigen Gründungsfeier am 17. und 18. März 1934. Offenburg 1934, S. 24 und S. 28.
- 80 (1901–1981).
- 81 Ludger Syré, Wolfram Rombach – Offenburgs Oberbürgermeister im Dritten Reich, in: Die Ortenau, 86, 2006, S. 298ff.
- 82 Angela Borgstedt, S. 248. Diese Einschätzung thematisierte die BNN in einem Artikel vom 9. Juli 1949, S. 7.
- 83 StaO 6/004/41-2. Die Aufteilung stellt sich wie folgt zusammen: „Partei 139, SA-Angehörige 207, SS-Angehörige 15, die Wartezeit nicht erfüllt 531, Staatsange-

hörigkeit nach 1938 40, Pflugschaft und Entmündigung 2, Suspendierungen 74, Entlassungen 48, Denunzianten 5“

84 zit. aus: Peter Reichel: *Vergangenheitsbewältigung in Deutschland. Die Auseinandersetzung mit der NS-Diktatur in Politik und Justiz*, München 2. Aufl. 2007, S. 36 f.

85 Norbert Frei, S. 99.

Oskar Wiegert

Vom Ortsgruppenleiter zum Dorfschullehrer

Wolfgang M. Gall

In fast allen Veröffentlichungen zur Geschichte des Nationalsozialismus in Offenburg, zuletzt in Martin Ruchs Publikation über das Novemberpogrom in Offenburg, fällt der Name Oskar Wiegert als fanatischer und skrupelloser Nazitäter. Im Rahmen der Untersuchung der Entnazifizierung der Stadtverwaltung Offenburg fand der Autor weitere Archivadokumente, die bisher noch nicht ausgewertet wurden und interessante Aufschlüsse über seine Nachkriegsbiografie bringen.

Zu Beginn der fünfziger Jahre lässt sich in der Bundesrepublik eine Abkehr von der im vorigen Beitrag beschriebenen Entnazifizierungspolitik feststellen. Schritt für Schritt setzte sich ein Nazi-Begriff durch, „der auf Rabauken und Sadisten passte, aber die partei-organisatorisch nicht recht greifbaren Unterstützer in herausragenden Positionen – Wirtschaftsmanager, Richter, Bürokraten, Professoren – ausfilterten.“¹ Dieses Milieu hatte sich nicht mit den kleinen Pöstchen abgegeben, wie Kassenverwalter, Zellenleiter, Blockwart etc. Einfach zu belangen waren die Raufbolde, Querulanten. Sie besaßen teilweise Hemmungen, den plebejischen NS-Verbänden mehr als nominell beizutreten und hatten ihren Einsatz auf viel effizientere Weise bewiesen, nur blieb davon im formalen Raster der Entnazifizierung nicht viel hängen. Letztendlich existierte in den fünfziger Jahren ein „gewisses Solidaritätsgefühl zwischen Nazis und Nicht-Nazis.“ In vielen Gemeinden gab es oftmals eher eine Sympathie für den verteufelten Nazi als für die Opfer des Nationalsozialismus. Die Mitarbeiter der Spruchkammern, die im Gegensatz zur Mehrheit der Bevölkerung sich dem System widersetzt hatten, waren bereits gegen eine Wand des Schweigens gestoßen. Sie waren der Bevölkerungsmehrheit oft fremd, suspekt und lästig.²

Ein typischer Fall für den Wandel im Umgang mit den ehemaligen Tätern in der bundesrepublikanischen Gesellschaft in den 1950er-Jahren ist der Fall des ehemaligen Direktors der Mädchenschule und Stadtrats *Oskar Wiegert*³, der politisch als Vorsitzender der Ortsgruppe Offenburg der NSDAP und Schriftleiter der regionalen Beilage des „Führer“, die „Ortenauer Volkswarte“, tätig war. Seine Rehabilitation verlief im Stillen, hinter den Kulissen und mit der Unterstützung erstaunlich vieler Helfer quer durch alle politische Lager. „Meiner Meinung“, so schreibt Wiegert in einer handschriftlichen Stellungnahme zu seinem Engagement für die NS-Bewegung nach 1945, sei die „NSDAP die geeignete politische Bewegung zur Lösung der sozialen Frage (...) Mein Beweggrund war (...) stets die Sorge



Oskar Wiegert, Vorsitzender der Ortsgruppe Offenburg der NSDAP. Quelle: StaO 13/402

um das Wohlergehen der arbeitenden Bevölkerung.“⁴ Wie glühend sein Bekenntnis zur NS-Bewegung war, zeigt der Schluss seines 1934 verfassten Vorwortes zur Festschrift „Zehn Jahre Ortsgruppe der NSDAP Offenburg 1924–1934“, zu deren frühen Mitgliedern er gehörte:⁵

„Alles ist anders geworden. Die Mächte der Finsternis sind zerschlagen. Vom Offenburger Rathaus weht heute die Hakenkreuzfahne. In Offenburgs Schulen schaut das Bild Adolf Hitlers mahndend auf das kommende Geschlecht herab. Durch Offenburgs Straßen marschiert Adolf Hitlers Jugend. Diese Zeichen eines neuen Geistes werden bleiben, sie werden nie vergehen. Das ist der beste Lohn, den wir für die Opfer der letzten Jahrzehnte erhalten konnten, doch wollen wir nicht erlahmen, sondern wachen und weiterkämpfen. Es geht um die deutsche Seele. ‚Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen.‘“

Wiegert, Jahrgang 1908, ist ein typisches Beispiel für die Generation zwischen 1902 und 1914, der sogenannten „Nachkriegs-“ oder „Kriegsjugendgeneration“, die unter den düsteren Bedingungen des Krieges und der Nachkriegsjahre aufwuchs. Im Gegensatz zu den Älteren fehlte ihnen das Fronterlebnis.⁶ Stattdessen lebten sie unter den Bedingungen der Inflation

und Wirtschaftskrise und hatten enorme Schwierigkeiten, einen sicheren beruflichen Aufstieg zu erreichen. Die Beziehung zur ihren Vätern war geprägt durch deren Abwesenheit in den Kriegsjahren 1914–1918. Nach dem Krieg erlebten die Söhne ihre Väter oftmals als „psychisch und physisch behinderte Männer, die als Verlierer das Schlachtfeld verlassen hatten.“⁷ Die orientierungslosen Nachkriegsjugendlichen kämpften mit widrigen äußeren Umständen und standen auf der Schattenseite der Moderne. Die entstehenden Deklassierungs- und Zukunftsängste trugen dazu bei, dass sich die Kriegsjugendgeneration vom politischen System der Weimarer Republik entfremdete. Die Diskrepanz zwischen dem aus wilhelminischer Zeit stammenden Statusbewusstsein und der Realität der besonders prekären sozialen Lage verstärkte die Deklassierung. Hieraus entstand das Potential für die Politisierung und Radikalisierung der akademischen Jugend am Ende der Weimarer Republik.

Götz Aly betont in seinem Buch „Hitlers Volksstaat“ das niedrige Durchschnittsalter der führenden Parteipersonlichkeiten. Die jungen Deutschen „sahen darin eine Verlängerung der Jugendbewegung, ein körperliches und geistiges Anti-aging-Programm. Die tonangebenden 20- bis 30-jährigen erhoben sich (...) verächtlich über die Kleingeister.“⁸ Aly spricht von einer „Jugenddiktatur des Nationalsozialismus“.

Im Alter von 16 Jahren wurde Oskar Wiegert 1923⁹, während der französischen Besetzung Offenburgs vom Bezirksamt vorgeladen, weil die französischen Besatzer ihn gemeinsam mit anderen Jugendlichen der Geheimbündelei verdächtigten. Ein Jahr später zählte er zu den Mitbegründern der Wikung-Jugend (Ehrhardt-Brigade), die 1924 in der NSDAP-Ortsgruppe Offenburg aufging. Dazu gehörten auch der spätere Kultusminister *Otto Wacker*, der spätere Stadtangestellte *Georg Aßmus*, und die Schüler *Hermann Nickles* und *Ludwig Zind*. 1928, nach der Neugründung der NSDAP stieg Wiegert zum Kassenwart auf. In der Partei-Festschrift wird erwähnt, dass er, um die erste SA-Fahne Mittelbadens zu finanzieren, von Haus zu Haus ging, um Geld zu sammeln. 1931 arbeitete er ohne eine Vergütung als Schulamtsbewerber in der Mädchenrealschule Offenburg. Auch in seiner Schule machte Wiegert nicht Halt vor der Parteipropaganda. Mehrere Schülerinnen sagten 1931 aus, dass er eine Ausgabe der Ortenauer Volkswarte an Schülerinnen verteilt habe, in der ein hetzerischer Artikel über die Mädchenrealschule abgedruckt war. Der Schulleitung fehlte letztendlich der Beweis, da Wiegert die Tat vehement abstritt. Er war inzwischen auch Schriftleiter der Zeitung, die als Lokalausgabe des NS-Hetzblattes „Der Führer“ üble antisemitische Hetzberichte veröffentlichte.

Nach der Machtergreifung arbeitete Wiegert zunächst noch ohne festen Vertrag als Lehrer an der Mädchen-Realschule in Offenburg. Dann begann Wiegerts große Zeit. Er versuchte aus seiner Position als Nationalsozialist der ersten Stunde Kapital zu schlagen und forderte eine feste Hauptlehrer-

stelle: „Da ich aufgrund langjähriger führender Tätigkeit innerhalb der NSDAP – meine Mitgliedsnummer befindet sich unter 100.000 – große finanzielle Opfer bringen musste, die meine Schuldenlast noch vergrößerten (...)“.¹⁰ 1934 wurde Wiegert mit einem Zeitvertrag als Lehrer angestellt und stellte seine Schriftleitertätigkeit beim „Führer“ zum Jahresende 1934 ein. Inzwischen erhielt er großen Beistand durch den NS-Kreisleiter Karl Rombach, der in einem Schreiben am 11. März 1935 an Minister Wacker vorschlug, Wiegert zum Hauptlehrer zu ernennen. Wiegert gehöre „zu den verdiensteten und ältesten Parteigenossen in Mittelbaden und „wohl auch zu den ersten Lehrern in ganz Baden“, der nicht nur Mitglied der NSDAP ist, sondern auch in der schwersten Kampfzeit sich offen und ohne Rücksicht auf etwaige Folgen für dieselbe eingesetzt hat. Wiegert ist bei der geringen Zahl geeigneter Parteigenossen im Kreis Offenburg insbesondere auch in der Stadt Offenburg unentbehrlich.“

Inzwischen baute Wiegert seine politische NS-Karriere weiter aus und wurde im August 1935 Stadtrat und Ortsgruppenleiter der NSDAP. Der Ziehsohn des berüchtigten Karl Rombach gehörte als einer der wichtigsten NS-Funktionäre im Alter von nur 27 Jahren zum „inner circle“ der NS-Herrschaft in Offenburg. Trotz des politischen Drucks von Seiten der Partei lehnte das Kultusministerium eine Anstellung Wiegerts als Hauptlehrer mit dem Argument ab, die Mädchenrealschule sei überbesetzt. Am 23. April 1936 schrieb das Ministerium, dass die Stadt eine überplanmäßige Stelle finanzieren müsse, wenn sie unbedingt Wiegert haben wolle, was der mit dem Kreisleiter verkrachte Oberbürgermeister Dr. Wolfram Rombach ablehnte. Stattdessen sollte eine überplanmäßige Lehrerinnenstelle für den jungen Nationalsozialisten freigemacht werden. Kreisleiter Karl Rombach sprach sich dagegen aus und führte an, dass immer noch Lehrkräfte dort arbeiten, die kein Parteimitglied seien und viele Frauen dort tätig seien, die weniger Stunden arbeiten. Schließlich erfolgte die Ernennung zum Hauptlehrer wenig später. 1938 erklärte Wiegert der Schulbehörde, dass er „aus weltanschaulichen Gründen keinen Religionsunterricht mehr erteilen werde“. Der Name Otto Wiegert taucht in den Akten und Aussagen von Zeitzeugen immer wieder als handelnder NS-Täter auf. Etwa als Denunziant eines städtischen Mitarbeiters, der sich öffentlich kritisch gegen den NS-Staat äußerte. Infolge der Denunziation wurde dieser vom Dienst entlassen. Er nahm sich wenig später das Leben.¹¹

In den Blick der Ermittlungsbehörden geriet Oskar Wiegert 1946 wegen seiner Beteiligung an der Reichspogromnacht in Offenburg am 10. November 1939. Dafür musste er 1948 beim Synagogenprozess vor Gericht. Einhellig berichten die Zeugen über Wiegerts aktive Rolle bei den Geschehnissen. „Der Wiegert Oskar ist vorausmarschiert. Wir sind dann vom Café runter zum *Palmengarten*, und da hab ich sie gesehen, wie sie vorbeimarschiert sind, der Wiegert voraus, und die Männer mussten singen:

„Muß ich denn zum Städtele hinaus!“ SS-Obersturmführer Leonard Schlaffer sagte aus, dass dieser den Zug zum Bahnhof selbst angeführt habe.¹² Vor dem Rathaus hielt er eine kleine Ansprache.¹³ Zeitzeuge Hermann Lott erinnert sich: „Wiegert war Lehrer einer Parallelklasse, das war natürlich ein Nazi. Der hat 1938 bei der Plünderung der Synagoge eine Rolle gespielt (...).“ Polizeioberwachtmeister Johann Reger bestätigte dies. Es seien Gegenstände der Synagoge unter seiner Leitung und Aufsicht verbrannt worden. Er habe sich „als gemeiner Hetzer gebärdet und die Volksmassen gegen die Gefangenen aufgestachelt.“¹⁴

Doch zurück zu Wiegerts weiterer Karriere im Dritten Reich. Inzwischen war die Stelle des Rektors freigeworden. Wiegert bewarb sich um die Nachfolge. Das Ministerium wollte dem jedoch nicht zustimmen, da er keine Erfahrung als Oberlehrer hatte. Daraufhin verschärfte die Partei ihren Druck. Wiegert wurde nun zum Oberlehrer und kommissarischen Rektor ernannt. Von dem bereits vorgeschlagenen Nachfolger nahm man Abstand aufgrund des „Einflusses verschiedener Stellen.“ So stieg Wiegert aufgrund des Drucks der Partei erneut beruflich die Karriereleiter hinauf. Am 9. November 1939 stand er am Ziel und wurde im Alter von nur 31 Jahren Rektor der Mädchenrealschule. 1941 folgte für Wiegert der Kriegseinsatz, 1945 Gefangenschaft in verschiedenen Lagern, danach Gefängnisaufenthalt in Offenburg. Von dort kam er ins Lager Lahr-Dinglingen, wo er sich von August 1946 bis August 1948 aufhielt.

Bereits 1946 beschäftigte sich der Gemeinderat mit dem Novemberpogrom von 1938. Auf der Stadtratssitzung vom 6. November 1946 wandte sich Bürgermeister Gustav Weghaupt an die Staatsanwaltschaft, mit dem Anliegen, „die Haupttäter an dem Synagogensturm in Offenburg nachträglich zu strafrechtlicher Verantwortung“ zu ziehen. Die Staatsanwaltschaft übernahm umgehend das Verfahren und leitete eine Reihe von Verhören jener Männer ein, die von verschiedenen Personen als Beteiligte genannt wurde.¹⁵ Das Verfahren gegen die Täter des 9./10. November 1938 sollte, so der Tenor der Staatsanwaltschaft, „den Schandfleck, der seit dem 10. November 1938 auf Offenburg ruht, zu tilgen, um ein großes Unrecht, begangen an alten Offenburger Familien, nur, weil sie jüdischen Glaubens waren, wiedergutzumachen“.

Der in Offenburg verhasste NSDAP-Kreisleiter *Karl Rombach* wurde 1948 wie 15 weitere Personen vor dem Schwurgericht in Offenburg wegen Beteiligung an dem Offenburger und Diersburger Novemberpogrom angeklagt. Am 21. Juni 1948 erfolgte seine Verurteilung wegen „Verbrechen gegen die Menschlichkeit in Tateinheit mit schwerem Landfriedensbruch zu einer Zuchthausstrafe von 5 Jahren und Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte auf 5 Jahre“. Oskar Wiegert erhielt eine Zuchthausstrafe von 2 Jahren und sechs Monaten. Er wurde zudem wegen „Anreizung zum Klassenkampf und gemeinschädlicher Sachbeschädigung“ verurteilt. Seine bür-

gerlichen Ehrenrechte wurden auf drei Jahre aberkannt.¹⁶ Im Urteil ist zu lesen: „Wiegert ist nach außen hin am meisten in Erscheinung getreten. Er stelle seine Tätigkeit so dar, als habe er überall beruhigend gewirkt. In Wirklichkeit hat er durch seine Mitwirkung mehr als andere geschadet und hat der Jugend ein schlechtes Beispiel gegeben. Die Jugend hat sich auch sehr stark an den Demonstrationen beteiligt. Er hätte als Lehrer mehr Urteilskraft haben müssen und nicht bei allen Ausschreitungen dabeisein dürfen. Mildende Umstände waren ihm zu versagen.“¹⁷

Die Folgen des Synagogenprozesses zogen sich aufgrund von Revisionen und Gnadengesuchen bis in die fünfziger Jahre hinein. 1950 wurde das Strafmaß in einem Revisionsprozess für den ehemaligen gefürchteten NSDAP-Kreisleiter Karl Rombach erheblich herabgesetzt.

Wiegert bat im Januar 1953 um Gnade mit dem Hinweis, dass einst führende Nationalsozialisten längst wieder in Ämter gelangt und rehabilitiert worden seien. Auch habe er durch seine Internierung keine Gelegenheit wie die in Freiheit befindlichen Täter sich Alibis und Entlastungszeugen zu beschaffen. Doch die Strafkammer am Landgericht Offenburg blieb konsequent und urteilte 1955:

„Die Strafkammer ist nach wie vor der Auffassung, daß Wiegert an den Vorgängen vom 10.11.1938 in einer Art und einem Ausmaß beteiligt war, daß er unbedingt als Hauptverantwortlicher anzusprechen ist. Die gegen ihn erkannte Zuchthausstrafe ist daher durchaus zu Recht ausgesprochen worden.“¹⁸ Nach seiner Entlassung versuchte Wiegert sich als Waschmittelverkäufer, Anzeigenwerber und Reisevertreter über Wasser zu halten. Seine Kontakte von früher hatte er aber beibehalten. Und so versucht er, wie zu Beginn seiner Karriere durch Zuhilfenahme politischer und persönlicher Freunde beruflich wieder Fuß zu fassen.

So findet sich in den Akten ein Schreiben des Direktors des Badischen Landtags Hans Arnold vom 10.4.1951 an Ministerialrat Dr. Nunier, Direktor des Oberschulamtes:

„Ein Bekannter von mir, Herr Oskar *Wiegert*, Offenburg, i. Baden, Stadtwaldstr. 16 wurde im Jahre 1945 aus dem Schuldienst in Offenburg entlassen. Sein Säuberungsurteil lautete: Schuldig mit 5 Jahren Bewährung. Diese Frist läuft m. W. ab. Herr Wiegert hat nun ein Gesuch um Kürzung der Bewährungsfrist eingereicht, damit er evtl. wieder in den Schuldienst aufgenommen werden kann. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie in dieser Sache etwas positives tun könnten ...“¹⁹ Wiegert sei immer bemüht gewesen, die Schule vom Einfluss der Partei freizuhalten. Es sei sicherlich „nicht einfach, Herrn Wiegert wieder in den Schuldienst zu übernehmen, aber vielleicht gibt es doch eine Stelle, wo weniger bekannt ist, welche Vergangenheit Herr Wiegert hinter sich hat.“²⁰

Im Stadtarchiv Offenburg befindet sich ein nach Kriegsende von Wiegert handschriftlich verfasster Lebenslauf²¹: „Eintritt in die NSDAP

am 1. Sept. 1928 in Offenburg. Beweggründe: Verbitterung über die wirtschaftliche Notlage infolge meiner Arbeitslosigkeit.“ Wiegert spielt darin wie die meisten anderen „alten Kämpfer“ jegliche persönliche Verantwortung herunter. Seine langjährige Tätigkeit als redaktioneller Mitarbeiter der Lokalausgabe des Nazi-Hetzblattes „Ortenauer Volkswarte“ und Presserat des „Führers“ bezeichnete er verharmlosend als Mitarbeit an einer „unpolitischen Lokalbeilage“.

Beliebtes Argumentationsmuster war für entlassene Nationalsozialisten, sich selbst als inkompetent und renitent darzustellen, obwohl sie laut ihrer Personalakte freiwillig und sehr engagiert Ämter in zahlreichen NS-Organisationen übernommen hatten. Dazu gehörte die Verharmlosung der eigenen Aufgaben als „reine Büroarbeit“ bzw. die Argumentation „Schlimmeres“ verhindern zu wollen. So schrieb Wiegert, er sei in mehreren Fällen in Konflikt mit den „Parteigrößen“ gekommen. Einmal schien dies auch zu stimmen, als er Oberbürgermeister Rombach wegen einer Schulentcheidung kritisierte. Dabei handelte es sich aber um keine politische Auseinandersetzung. Wiegert gab an, er habe 1935 das Amt des Ortsgruppenleiters übernommen, „in dem Wahn, daß es möglich sei, das Partei- und Staatsgefüge durch die stärkere Beteiligung vernünftigen denkender Menschen (wofür ich mich hielt) vor einer katastrophalen Entwicklung zu bewahren.“ Er könne sich auch nicht „erinnern, jemals eine Anzeige gegen ehemalige politische Gegner gerichtet zu haben oder auf Grund einer Denunziation gegen jemand vorgegangen zu sein.“ Aus den Akten geht jedoch hervor, dass Wiegert beispielsweise die Ablösung der zentrumsnahen Lehrerin Amalie Tonoli mit unterzeichnet hat: „Frl. Tonoli war früher eifrig Zentrumsagitorin. Sie hat ihre weltanschauliche Haltung nicht geändert. Sie bildet mit Hauptlehrer Würthle zusammen und den im Schulhaus amtierenden katholischen Geistlichen eine Zelle der schwarzen Opposition.“²² Ebenso denunzierte er den Leiter des Hoch- und Tiefbauamtes Wilhelm Lieberum, der 1936 im Kaffee Strübel sich kritisch über Oberbürgermeister Rombach als Kreisleiter geäußert hatte. Gegen Lieberum wurde wenig später ein Untersuchungsausschuss aktiv. Der Gemeinderat legte diesem nahe, in Pension zu gehen. Rombach vereinbarte mit Lieberum 1937 eine Auflösung des Dienstverhältnisses. Im September 1938 beging dieser aus Verzweiflung Selbstmord.²³

Wiegerts Versuch, die NS-Vergangenheit loszuwerden und begnadigt zu werden, ging weiter. Das Badische Ministerium für Kultus und Unterricht nahm jedoch ablehnend zum Gnadengesuch Stellung: „Ganz abgesehen, dass Wiegert seit 1.9.1928 Mitglied der NSDAP war. Das Amt des Ortsgruppen-, eines Gauabteilungsleiters und eines Rats Herrn bekleidete und Dienstauszeichnungen der Partei in Bronze, Silber und Gold erhielt, sind wir der Meinung, dass ein Lehrer und Erzieher, der sich eines Verbrechens gegen die Menschlichkeit (hier durch aktive Beteiligung an der Judenver-

folgung) schuldig gemacht hat, nicht mehr als Lehrer verwendet werden darf. Wir bitten daher, das Gesuch des früheren Rektors Wiegert abzulehnen.“ Eine weitere Ablehnung folgte am 1. August 1952.

Drei Jahre später schrieb Wiegerts Rechtsanwalt an das Justizministerium:

„Die Zeiten des früheren Regimes liegen nun seit dessen unheilvollem Ende mehr als 10 Jahre zurück. Was in diesen verflossenen zehn Jahren sich alles unter dem Besatzungsregime abgespielt hat, braucht ja nicht weiter ausgeführt zu werden. Es ist noch in frischer Erinnerung. Wie weit aber heute schon die Entfernung geworden ist, zwischen den damaligen und heutigen Anschauungen und Auffassungen, das zeigt die inner- und außenpolitische Lage jeden Tag aufs Neue. Was man früher in Grund und Boden mit einer nicht zu überbietenden Schärfe verurteilt hat – so z. B. den ‚deutschen Militarismus‘ – wird heute wieder bei uns und bei unseren früheren Gegnern in den Himmel gehoben.“

Der Rechtsanwalt schiebt das Verhalten Wiegerts dessen jugendlichen Alters zu, da er dem Nazi Karl Rombach ausgeliefert gewesen sei. So verschiebt sich Wiegerts Rolle vom aktiven Nazi zum Opfer des NS-Regimes. Ein weiteres Argument, das für Wiegert spreche, sei die Tatsache, dass viele der Mittäter nicht bestraft wurden. „Eine Reihe anderer, ebenfalls hinter den Kulissen führend Beteiligter, deren Namensnennung früher oder später auch heute an sich nichts zur Sache tut, konnten sich bis heute in ihr anonymes Dunkel hüllen und nehmen heute da oder dort unangefochten ihre Stellungen ein.“²⁴ Dem ist nichts hinzuzufügen. 1956 setzte sich der Offenburger Bürgermeister Kilian Schenkel beim Präsidenten des Oberschulamtes Freiburg ein, der jedoch eine Wiederverwendung noch für verfrüht hielt. Die Vergehen seien „doch immerhin sehr schwer und sind von einem großen Teil der Bevölkerung zur Kenntnis genommen worden.“²⁵

Am 8. Februar 1956 erhielt Wiegert den ersehnten Gnadenerlass. Die durch das Synagogenurteil verlorengegangene Fähigkeit zur Bekleidung öffentlicher Ämter wurden ihm wieder verliehen. Er wurde nachträglich als „131er“ anerkannt.

Was aus heutiger Sicht irritierend wirkt, ist der breite Zuspruch, den Wiegert von prominenten Offenburger Bürgern aller (!) Couleur erhielt. Darunter befindet sich der Verleger Franz Burda, Oberbürgermeister Karl Heitz, der GEW-Bezirksverein, der Staatsanwalt Meyer und sogar das im Dritten Reich verfolgte KPD-Mitglied Gustav Rothenberger²⁶. Die GEW schreibt: „Seine Verurteilung wurde allgemein bedauert, war man doch überzeugt, dass er das Opfer seiner irrigen politischen Weltanschauung geworden war, die ihm gut zu sein schien“. Der Oberbürgermeister Karl Heitz schreibt: „Wiegert wurde verurteilt, weil er unbestreitbar an der Organisation des Protestmarsches teilgenommen hatte, die ebenso unbestreitbar zu gleicher Stunde in hundert deutschen Gemeinden auf Weisung der

zentralen Befehlsstellen der NSDAP angeordnet worden war. An diesen Demonstrationen haben auf direktem Befehl der Parteistellen Tausende von Deutschen teilnehmen müssen. An den Ereignissen selbst hätte sich nicht das Geringste geändert, auch wenn es den Hauptlehrer Wiegert damals nicht gegeben hätte.“

Selbst der Offenburger Stadtpfarrer unterstützte die Wiedenzulassung Wiegerts. Er habe „die öffentliche Achtung wieder gewonnen“. Nach Rücksprache mit dem katholischen Pfarramt wollte er jedoch anfragen, „ob eine Wiederverwendung nicht eher im Verwaltungsdienst möglich wäre.“ Das Schulamt Offenburg hielt eine „Wiederverwendung des Genannten in der Stadt Offenburg und im Landkreis Offenburg“ für ausgeschlossen. Wiegert sei von seiner früheren Tätigkeit hier sehr bekannt. „Schwierigkeiten, die bis zum Schulstreik führen konnten, sollen nicht heraufbeschworen werden. Die nationalsozialistischen Judenpogrome und was damit zusammenhängt sind noch nicht vergessen, und Lehrer Wiegert war nun einmal als junger Lehrer wesentlich mitbeteiligt. Vorschlag im Landkreis Kehl, in Leutesheim.“ Das Kultusministerium war wohl von dieser Entscheidung nicht unterrichtet worden und äußerte seine Überraschung, dass „der frühere Rektor Wiegert ohne Fühlungsnahme mit dem Ministerium wieder eingestellt worden ist.“²⁷

Der ehemals katholische, dann protestantische Lehrer kam schließlich im September 1957 in der Schule in Durbach-Gebirg unter. Wiegert war von seinem opportunistischen und äußerst taktischen Verhalten, das ihm nach 1933 zum Erfolg verhalf, nicht abgerückt. Vor seinem Einsatz im katholischen Durbach wechselte er, der katholische Lehrerkollegen denunziert und vehement gegen die katholische Kirche gehetzt hatte, noch rechtzeitig die Konfession und wurde wieder Katholik.

Innerhalb der Oberschulbehörde waren sich die verschiedenen Abteilungen in der Beurteilung des Falls Wiegert nicht einig. Während ein Referat sich für dessen völlige Rehabilitierung einsetzte, verwies ein anderes Referat auf den Widerspruch hin, dass sich zwar alle in Offenburg für Wiegert einsetzen würden, aber keiner ihn als Lehrer haben wolle.

Am 5. Juli 1958 kam Wiegert seiner Rehabilitierung einen weiteren Schritt näher. Wiegert, der 1938 sich außerstande fühlte, katholischen Religionsunterricht abzuhalten, erhielt, nach seinem Zwischenspiel als Protestant, nun wieder die Erlaubnis zur Erteilung des katholischen Religionsunterrichts an den Volksschulen.

Doch Wiegert war noch nicht am Ziel. Er wollte die völlige Rehabilitierung und Wiedereinsetzung als Beamter. Doch da verrechnete er sich. Mittlerweile hatte sich die öffentliche Stimmung gewendet. Durch den in den Medien publik gewordenen Fall des Offenburger Studienrats Ludwig Zind konnten die Behörden keine stillschweigende Rehabilitierung eines aktiven nationalsozialistischen Lehrers betreiben:

„Das Oberschulamts erwähnt, daß die Staatsanwaltschaft im Zind-Prozess Wiegert erwähnt hat. Schließlich gehe es nicht darum einen aktiven Beamten wegen judenfeindlicher Äußerungen aus dem Dienst zu entfernen und einen am Synagogenbrand mitschuldig Verurteilten in das Beamtenverhältnis zu berufen.“ Noch deutlicher wurde das Oberschulamts Südbaden in einem Schreiben an das Kultusministerium am 8. Februar 1960: „Durch die in der Öffentlichkeit durch neofaschistische und antisemitische Tätigkeit gewisser Kreise ausgelöste Reaktion sind die gegen die Wiederverwendung des ehemaligen Rektors Oskar Wiegert im Oberschulamts immer vorhanden gewesenen großen Bedenken erneut vertieft worden. Es werde von einem weiteren Lehrer gesprochen, der sich aktiv beteiligte und inzwischen wieder Beamter ist.“

Der Fall Zind

Der Fall des Gymnasiallehrers Ludwig Zind, der wegen antisemitischer Äußerungen („Meiner Meinung nach sind viel zu wenig Juden vergast worden“) in einem Offenburger Wirtshaus gegenüber dem „Halbjuden“ Kurt Lieser strafrechtlich belangt wurde, kam bundesweit in die Schlagzeilen. Für Diskussion sorgte dabei u. a. die Tatsache, dass Zind mit seiner antisemitischen Meinung in Offenburg nicht alleine stand, wie dies der Leserbrief eines pensionierten Offenburger Studienrates bewies, der schrieb, „dass ein Großteil der Offenburger Prominenz versuchte, mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln, den Studienrat seiner gerechten Strafe zu entziehen. Ein Offenburger Geschäftsmann äußerte mir gegenüber, man dürfe diesen Mann nicht so scharf anpacken, denn schließlich sei doch sein Verhalten ‚urdeutsch‘.“²⁸

Der Prozessbeobachter der „Welt“ beschrieb, in seinem Artikel *Sind noch mehr Zinds unter uns?:* „Die gewittrige Atmosphäre des Offenburger Prozesses weckte immer wieder diese bange Frage. Da waren bei der Verhandlung, auf der Straße und in den umliegenden Lokalen die zahlreichen Anhänger Zinds, die jeden Hassausbruch ihres Helden mit ebenso unverhohlener Freude registrierten, wie jede vermeintliche Niederlage seiner Ankläger. (...) Und da waren schließlich die vielen gutgekleideten Damen und Herren, die nach dem Urteilsspruch gegen Mitternacht für den mit stolzem Lächeln im korrekten Stresemann aus dem Gericht hinausschreitenden Zind Spalier bildeten seinen Wagen umringten, Taschentücher schwenkten, ihre unverminderte Sympathie bekundeten und in den bis zum Morgen andauernden Wirtshausdebatten immer wieder erklärten: ‚Das hat der brave Mann wirklich nicht

verdient‘, und ‚Jetzt werden die Juden erst recht wieder frech werden‘.²⁹

Der Historiker Andreas Lörcher erwähnt in seiner Dissertation über den Fall Zind, dass in zahlreichen Briefen, die in den staatsanwaltlichen Akten zum Fall gesammelt wurden, dieselben pro nationalsozialistisch antisemitischen Argumente und Argumentationsmuster auftauchen.³⁰

Der Fall Zind, der wie Wiegert zur Nachkriegsgeneration gehört, verdeutlicht einmal mehr, wie stark Ansichten über das Dritte Reich und die Judenverfolgung im privaten Bereich in den fünfziger Jahren verbreitet und akzeptiert waren und einem typischen Darstellungsmuster folgten, die im öffentlichen Diskurs hingegen tabu waren. Demnach grenzte man sich selbst und Bekannte gegen die „Nazis“ ab, welche in den Erzählungen als konturlose, fremde Verbrecher auftreten.

Das erneute Gesuch Wiegerts wurde vom Gnadenausschuss abgelehnt. Das Oberschulamt bekam inzwischen Bedenken und forderte einen Bericht, ob es Schwierigkeiten in Durbach mit Wiegert gäbe. Dem war nicht so. Sowohl der Pfarrer als auch der Bürgermeister hielten ihn für geeignet. Er lebe zurückgezogen und trete politisch und gesellschaftlich nicht in Erscheinung. Das Oberschulamt berichtete dem Kultusministerium von den positiven Schreiben, befürchtete aber, dass im Rahmen von „Zind“ der Fall Wiegert öffentlich werde. 1961 gab Wiegerts Anwalt bekannt, das Verfahren endgültig ruhen zu lassen. Er blieb bis zur Erreichung des Ruhestands in Durbach Lehrer und verstarb 1981 in Offenburg.

Anmerkungen

- 1 Friedrich, Jörg: Die kalte Amnestie, NS-Täter in der Bundesrepublik, Berlin 2007, S. 146 f.
- 2 Bajohr, Frank: Das gute Leben im Falschen, in: ZEITGeschichte, 4, 2008, S. 66.
- 3 (1908–1981).
- 4 StaO 28/1/13.
- 5 Zehn Jahre! NSDAP-Ortsgruppe Offenburg. Festbuch zur 10-jährigen Gründungsfeier am 17. und 18. März 1934. Herausgeber: Oskar Wiegert im Auftrag der NSDAP Offenburg.
- 6 Vgl. hierzu: Poggio, Marlon: Felix Wankel – ein Wegbereiter des Nationalsozialismus in Baden?, in: Die Ortenau, 88, 2008, S. 483.
- 7 Lörcher, Andreas: Antisemitismus in Alltag und öffentlicher Debatte der späten fünfziger Jahre. Mikrohistorische Studie und Diskursanalyse des Falls Zind, Diss. Freiburg 2008, S. 94 f.

- 8 Aly, Götz: Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus, Berlin 2006, S. 12.
- 9 Vgl. Anm. 5, S. 9–13.
- 10 Staatsarchiv Freiburg, StaF L50/1 14723 Oskar Wiegert, Schreiben 5.12.33 an das Min. d. Kultus, Unterrichts und der Justiz Abt. Unterricht Karlsruhe.
- 11 Ruch, Martin: Verfolgung und Widerstand in Offenburg 1933–1945, Offenburg 1995, S. 153 ff.
- 12 Martin Ruch: Das Novemberpogrom 1938 und der Synagogenprozeß 1948 in Offenburg. Verfolgte berichten. Täter stehen vor Gericht, Norderstedt 2008.
- 13 Vgl. Anm. 12, S. 65.
- 14 Vgl. Anm. 12, S. 84.
- 15 Ebenda.
- 16 Der bereits entlassene städtische Gelderheber *Josef Schilli (1911–1974)* erhielt 5 Monate Gefängnis und wurde 1949 als „Minderbelasteter“ eingestuft. Schilli hatte selbst zugegeben, die Gebetsrolle aus dem Fenster der Synagoge geworfen zu haben. Er erhielt eine Bewährungsfrist für 2 Jahre und Rückstufung zum Angestellten. 1951 lehnt der Stadtrat die Wiederbesetzung ab. Schilli war Mitglied der NSDAP seit 1.6.29, SA seit 1.12.28 und gehörte zum Kreis der Beamten, die als „alte Kämpfer“ eingestellt wurden. Vgl. StaO 8/3403.
- 17 Vgl. Anm. 12, S. 109.
- 18 Vgl. Anm. 12, S. 111.
- 19 StaF D 1803 Nr. 1911.
- 20 Ebenda.
- 21 StaO 28/1/13.
- 22 StaO 28/1/14.
- 23 vgl. Martin Ruch: Verfolgung und Widerstand in Offenburg, S. 153ff.
- 24 StaF D 1803 Nr. 1911, 15.8.1955.
- 25 Ebenda.
- 26 StaF D 1803 Nr. 1911. Schreiben vom 11.6.1956.
- 27 StaF D 1803 Nr. 1911. Schreiben vom 24.10.1956.
- 28 Herber, Franz: Leserbrief, In: Der SPIEGEL vom 8.1.1958, S. 9. aus: Andreas Lörcher, S. 159.
- 29 aus: Lörcher, Andreas: Carl Steinhausen: Sind noch mehr Zinds unter uns? in: Die Welt v. 14. 4. 1958, S. 171.
- 30 Vgl. Anm. 29, S. 91.

Gutacher Impressionen von Gertel Hagemann

Leonhard Tomczyk

Der im Schwarzwald gelegene Ort Gutach wurde im späten 19. Jahrhundert zu einer kleinen, jedoch ziemlich bekannten Malerkolonie. Als deren Gründer gilt Wilhelm Hasemann (1850–1913), der sich hier 1880 niederließ. Etwas später stießen noch andere Maler dazu, u. a. Curt Liebig (1868–1936) und Fritz Reiss (1857–1916). Die Schönheit der malerischen Landschaft und gewisse kulturelle „Exotik“ wirkten jahrzehntelang, wie es scheint, magisch anziehend auf viele Künstler, nicht nur aus dem südwestdeutschen Raum¹. Zu den „Verzauberten“ gehörte auch das Ehepaar Oskar und Gertel Hagemann².

Oskar Hagemann (1888–1985) war einer der wichtigsten deutschen Porträtmaler der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Seinen ersten Mal- und Zeichenunterricht bekam er in Baden-Baden beim Pionier der deutschen Werbekunst Ivo Puhonny (1876–1940). 1906 schrieb er sich in die Zeichenklasse des Malers Ludwig Schmidt-Reutte (1863–1909) an der Kunstakademie in Karlsruhe ein. Ein Jahr später wechselte er in die Klasse von Walter Conz (1872–1947), besuchte gleichzeitig den Malunterricht bei Ludwig Plock (1871–1940) und wurde 1908 Meisterschüler bei Wilhelm Trübner (1851–1917), der ihn wohl auch am meisten stilistisch beeinflusste³. Nach Beendigung seines Studiums heiratete Hagemann 1912 die aus Karlsruhe stammende Künstlerin Gertel (Gertrud) Stamm (1891–1939). Sie studierte bei Arthur Kampf (1864–1950) an der Berliner Kunstakademie, war eine Hinterglasmalerin und eine ausgezeichnete Scherenschnittkünstlerin. Ihr Interesse für diese raffinierte Sparte der Kunst entwickelte sich bei ihr bereits in der Jugendzeit. 1908 lernte sie während eines Urlaubes in Hiddensee an der Ostsee den bekannten Scherenschnittkünstler Ernst Penzoldt (1882–1955) kennen, mit dem sie mehrere Jahre im Briefwechsel stand und Scherenschnitte austauschte⁴. Sie schuf in dieser Technik diverse Motive als Einzelbilder und Illustrationen für Bücher und veröffentlichte ihre Werke u. a. in der Zeitschrift „Der Kunstwart“ und in der Mappe „Schattengeist“, herausgegeben 1912 von Ferdinand Avenarius im Callwey-Verlag⁵. (Abb. 1).

Ob die Hagemanns ursprünglich beabsichtigten, sich in Gutach nach einem zukünftigen festen Domizil mit gleichgesinnter Nachbarschaft umzusehen, oder das von ihnen in den wärmeren Monaten des Jahres bewohnte Haus, das sie „Liebeshütte“ nannten, nur als Ausflugsziel betrachteten, lässt sich nicht mehr genau feststellen. Sie waren jedoch sowohl von dem Ort und seinen Reizen als auch von der „Liebeshütte“ begeistert, was aus dem Inhalt Gertels Briefe an den Dichter und Schriftsteller Richard Deh-



*Abb. 1: Gertel Hagemann
in Gutach, 1913*

mel (1863–1920) eindeutig hervorgeht. Sie entschlossen sich jedenfalls nur wenige Monate nach ihrer Heirat das verfallene Schloss Augustenburg in Grötzingen zu beziehen, das Zentrum der 1889 von Friedrich Kallmorgen gegründeten gleichnamigen Künstlerkolonie. In Grötzingen blieben sie nur drei Jahre⁶ und nach Oskars einjährigem Kriegsdienst in einem Reservelazarett zogen die Hagemanns 1915 nach Berlin um. Die erhoffte große Veränderung wurde jedoch bald zu einem ziemlich großen Reinfall. Enttäuscht von der Großstadt, vor allem ihrem nicht besonders niveauvollen kulturellen Leben und den vielen Spießbürgern, kauften sie bereits im darauf folgenden Jahr das im Spessart gelegene kleine Schloss Sommerau bei Eschau⁷. Aber auch dieser idyllische Ort erwies sich nicht als das, wonach sie sich eigentlich geseht haben. Hauptsächlich aufgrund von Mangel an Aufträgen, der zeit- und arbeitsaufwändigen Führung des ziemlich großen Haushaltes und des fehlenden gesellschaftlichen Lebens mit anderen Künstlern und Liebhabern der schönen Künste nahmen sie 1920 auch von Sommerau Abschied und ließen sich endgültig in Karlsruhe nieder⁸.



Abb. 2: „Die drei großen Weiber“ aus Schapbach, 1913

Zu den Früchten ihrer zahlreichen Ausflüge nach Gutach und in andere Schwarzwälder Orte, wie Schenkenzell und Schapbach, gehören nicht nur die von Oskar Hagemann gemachten Fotos und gemalten Charakterbildnisse von Menschen dieser Region, sondern auch die inhaltsreichen Briefe seiner Frau, insbesondere zwei an Richard Dehmel von 1912 und 1913. Sie haben zum Teil dokumentarischen Charakter, weil sie einige kulturelle Ereignisse, Trachten und Alltagsleben in Gutach und Wolfach und die herrliche Schönheit dieser Region beschreiben (Abb. 2 und 3). Gleichzeitig vertragen sie die ausgeprägte Sinnlichkeit der Autorin, die in ihren Briefen, auch an andere befreundete Künstler und Persönlichkeiten, immer wieder in diverser Form zum Ausdruck kommt. Ihre ersten Erlebnisse und Eindrücke von Gutach und der Umgebung teilte sie Dehmel im Juni 1912 mit: „In dunklen grauen, hellen und leuchtenden Schattierungen erfüllt es das Tal von oben bis unten. Und alles strahlt von Frische und Saft. Dazwischen liegen die dunkelbraunen, maßlos schmutzigen schönen Höfe. Sie haben alle ihren Brunnen, der durch das Milchhäuschen geführt ist. Und auf den Zäunen hängen die gleichen Hemden mit Vaternörder und Puffärmeln, die gleichen roten und weißen Tücher und die dicken leuchtend blauen Strümpfe, wie man sie hier trägt. Sie würden bei Leibe nie Barfuß gehen, ebensowenig wie sie ihre eigene Butter essen würden. Sie leben in einem mittelalterlichen Dreck, haben mäßiges Vieh aber herrliches Kirschwasser



Abb. 3: Frauen und Männer in Schenkenzell, 1913

und dicken schwarzen Honig. Die Küche hat keinen Rauchfang, der zieht so ab, wo er gerade heraus kann, und beizt allmählich das alte Holz schwarz, bis unter das weit vorspringende Dach herauf. Es gibt viel Simpel und Trottel hier, die werden als Knecht oder Magd im Rathaus von Gutach versteigert, und diese armen Teufel müssen dann für ihre Herren schaffen. Am Samstag tragen fast alle Frauen noch Tracht, aber die Männer sind leider nicht so konservativ. Sie lassen sich Stadtanzüge machen und die schönen holzgetäfelten Wände des Wohnzimmers mit gelber Ölfarbe streichen. In den entlegenen Seitentälern sieht man noch unglaubliche Gestalten. Wir sahen einer Prozession in Wolfach zu. Da gab es Schädelbildungen, wie ich sie noch nie gesehen habe. Männer, entweder lächerlich groß und mit zu kleinen Köpfen, oder unmöglich klein, mit fabelhaften Stirnen und Kiefern. Wie ein Märchen war das alles. Sie hatten oft einen tückischen, boshaften oder unbegreiflichen Ausdruck. Ab und zu waren auch schöne Köpfe und schöne Körper dabei. Manchmal wunderbar schön sogar. Unter den Frauen waren viele alte, aber auch einige hübsche junge. Allerdings alle mit einem unfrohen und niedergedrückten Ausdruck. Unter den Alten waren wiederum wahre Hexen, alle in bunter, sehr greller Tracht. Und dieser lange Zug zog langsam durch die dick mit Grün bestreuten Maßen der kleinen Stadt. Sie beteten, und warfen sich nieder. Aus dem gleichmäßigen Murmeln hörte ich immer die heilige „Maria, hilf uns“ ... Und manchmal



Abb. 4: Die „Liebeshütte“ in Gutach, 1913

schrie es besonders laut eine lustige Kinderstimme, denn sie wußten nicht, was sie taten, und sahen nur immerfort auf die geschmückten Häuser und die künstlichen Springbrunnen. Wunderbar war die letzte Station vor der Kirche, wo unter dichten, hohen Kastanien der Altar aufgebaut war; die Kerzen brannten ganz dünn und gelb, das Glöckchen bimmelte drei mal, von den Bergen wurde geschossen, die bunte dichte Menschenmasse fiel auf die Knie und bekreuzigte sich. Wie sie dann wieder aufstanden war auf einmal alles anders, sie sprachen und lachten sogar zusammen, Kinder wurden gehorft und in froher Stimmung ergoß sich dieser bunte Strom in die weit geöffneten schwarz erscheinenden Kirchentore. Alle die bunten Kleider, die seidenen Schürzen, die goldenen und schwarzen Häubchen hatten sie verschluckt mit samt dem Priester und der Monstranz. Nur die Kerzen brannten noch unter den Kastanien. Da stiegen wir in unseren Wagen und fuhren fort.“⁹

In Gertels Brief an Dehmel vom 5. August 1913 erfährt man mehr über die „Liebeshütte“, in der die Hagemanns (und manchmal auch Gertels Eltern) ihre Gutacher Aufenthalte verbracht haben. Wie ein Foto aus der gleichen Zeit zeigt (Abb. 4), handelte es sich dabei um ein auf den ersten Blick äußerlich etwas heruntergekommenes, mit Stroh gedecktes typisches Schwarzwald-Haus: „Wir beide haben eine unbeschreiblich schöne Zeit hier zugebracht und ein so köstliches Nest gebaut, um das die Menschen



Abb. 5: Oskar und Gertel Hagemann in Tracht, Grötzingen 1914

uns beneiden könnten, wenn sie überhaupt wüßten, was schön ist ... Sämtliche kleinen Fenster sind blau gestrichen. Das Holzwerk, die dicken Balken, mit denen hier die Häuser noch freigiebig gestützt und gebaut werden, sind teilweise schwarzbraun, oder gelbbraun und silbergrau. Darüber ist das große lustig geschwungene Strohdach gestülpt. Innen gibt es keine Tapeten, überall das prachtvolle Holzwerk vom Boden bis zur Holzdecke. Nur die Wände sind gekalkt, blau und grün. Der Kachelofen ist breit, behaglich aus glänzend braun glasierten Kacheln gebaut. Drumrum natürlich die Holzbank. Zinn, und allerlei bunte Krüge: auf dem Bord, im alten Se-



Abb. 6: Porträt von
Gertel Hagemann

ekretär und auf der breiten Fensterbank. Tisch, Sessel und Stühle und Spiegel ist alles alt, samt dem großen runden Schweizerteller an der Wand. Eine alte bemalte Uhr mit Messinggewicht, Silhouetten und ein vertrockneter Rosenstrauß hinterm Spiegel. Halb um die Hütte läuft eine Holzbalustrade, auf der man ja schön sämtliche Strümpfe und Tücher trocknen kann ... Im übrigen haben wir bemalt was zu bemalen war. Altmodische Schnörkeleien auf braungebeiztem Holz der Waschtische und Betten. Bessere sind nach alten Muster von Gutacher Dorfschreiner zugeschnitten und mit etwas heiter Schnitzerei geschmückt. Oskar hat sie bemalt und mit dementsprechenden Sprüchen versehen!“¹⁰

Sehr interessant ist auch die detaillierte Beschreibung der Gutacher Frauen- und Männertrachten, von denen die Hagemanns dermaßen begeistert waren, dass sie welche auch für sich anfertigen ließen (Abb. 5), weil „so etwas ja hundertmal schöner ist, als das fabrikmäßig gemachte Städtezeug“¹¹: „Die Männer tragen hier kurze Schoben (Sonntags aber lange Röcke aus schwarzem Samt, hochrot gefüttert) aus schwarzem oder blauem Stoff, blau oder grün gefüttert und Samtwesten, mit 2 Reihen Knöpfen. Die Hemden haben noch den kleidsamen Vatermörder, um den ein Schwarzseidentuch gebunden wird. Die Hüte aus Seidenfilz sind flach, von schöner einfacher Form. Und die Frauen tragen sehr weite, halblange schwarze Röcke unzähligmal gefaltet. Daran ist das bunt geblünte schwarze Samt-

mieder genäht, unter dem die kurzen weißen Bauschärmel der Hemden hervorkommen. Ein gegen den Hals zu schließt das Kleid mit einem seidengebänderten flitterbenähten und bestickten Goller ab, der oft die dollsten Farben hat. Schwarzseidene Schürze, schwarzes kurzes Jäckchen, feuerrot gefüttert mit ganz kleinen Zwicken und ein wunderschönes schwarzes Häubchen mit einem steifen Schleier benäht, das sehr kokett und leicht schwankend bei jeder Bewegung um den Kopf steht.¹²

Bildnachweis

Staats- und Universitätsbibliothek Carl von Ossietzky, Hamburg, Signatur DA: Br.: H: 66 a–c und e–f.

Anmerkungen

- 1 Nach freundlicher Mitteilung von Herrn Ansgar Barth sind mittlerweile Namen von über hundert Künstlern bekannt, die seit der Gründung der Kolonie über kurze oder längere Zeit in Gutach und Umgebung weilten. Siehe auch: Barth, Ansgar: Gutach, das Malerdorf im Mittleren Schwarzwald, in: www.gutach-schwarzwald.de/02-tourismus/sehenswuerdigkeiten/malerdorf.php
- 2 Die Hagemanns hatten sicherlich Kontakt zu den meisten damaligen Kolonie-Künstlern und auch Gertel Hagemanns Vater war, wie es scheint, mit Wilhelm Hasemann gut bekannt. 2008 wurde beim Zentralen Verzeichnis Antiquarischer Bücher (ZVAB) im Internet ein Brief zum Verkauf angeboten, geschrieben von Wilhelm Hasemann in Gutach am 3. Mai 1912 und adressiert an den Vater von Gertel Hagemann (geborene Stamm), in dem er ihm verspätete Glückwünsche zur Verlobung seiner Tochter übermittelte.
- 3 Hagemann wurde auch von Wilhelm Leibl (1844–1900) und Hans Thoma (1839–1924) beeinflusst.
- 4 Sandweg, Jürgen: Nachwort, in: Penzold, Ulla/Sandweg/Jürgen: Ernst Penzold. Spiel mit der Schere, Frankfurt 1988, S. 99.
- 5 Sandweg, 1988, S. 101.
- 6 Von 1912 bis 1915.
- 7 Tomczyk, Leonhard: Oskar und Gertrud (Gertel) Hagemann in Sommerau, in: Spessart, H. 6, 2008.
- 8 1944 wurde Oskar Hagemanns Atelier in Karlsruhe bei einem Bombenangriff zerstört. Er verzog nach Egg am Bodensee. 1951 errichtete er ein neues Haus mit Atelier in Durlach.
- 9 Staats- und Universitätsbibliothek Carl von Ossietzky, Hamburg, Signatur: DA: Br.: H: 59, Juni 1912.
- 10 Brief vom 5. August 1913 an Richard Dehmel. Staats- und Universitätsbibliothek Carl von Ossietzky, Hamburg, Signatur: DA: Br.: H: 66.
- 11 Staats- und Universitätsbibliothek Carl von Ossietzky, Hamburg, Signatur: DA: Br.: H: 59, Juni 1912.
- 12 Brief vom 5. August 1913 an Richard Dehmel. Staats- und Universitätsbibliothek Carl von Ossietzky, Hamburg, Signatur: DA: Br.: H: 66.

Historische Gutachtäler Doppelhäuser

Heinz Nienhaus

Symmetrischer Grundriss – ideal für Zweiteilung

Sicherlich war es nicht die Regel, dass sich zwei, gelegentlich auch mehr Familien einschließlich Mägde und Knechte ein Bauernhaus teilten. Andererseits war und ist das aber auch nicht gerade eine Seltenheit im Schwarzwald. In diesem Zusammenhang berichtet beispielsweise M. Bauer über den Gutmannshof am Salmensbach in Hofstetten: *„Im Jahre 1843 wohnen auf dem Gutmannshof die Bauern Schmieder und Eble samt ihren Familien und ‚Völchern‘ und führen eine recht ungewöhnliche Wirtschaft. Das Haus wird nicht zum Doppelhof in zwei Hälften getrennt. Gemeinsam wird in der Stube gegessen und gewohnt. Jede Woche wechseln sich die Mägde der beiden Bauern beim Kochen und beim Hausputz ab. Die Arbeit auf dem Hof ist so verteilt, daß der ältere der Bauern für die Fuhren zuständig ist. Hühner und Rindvieh halten sie gemeinsam, aber den ‚Specksame‘ (Schweine) züchtet jeder für sich.“*¹ An anderer Stelle schreibt Bauer: *„In den Hotzenhäusern selbst herrschte bald eine drangvolle Enge. Schon nach zwei Generationen hausten mehrere gleichberechtigte Erben unter einem Dach. Nach der Heirat kamen Ehegatten und Kinder hinzu. Es ist vorgekommen, daß sich die Familien innerhalb des Hauses ihren jeweiligen Lebensraum mit Nägeln in den Wänden abgesteckt haben. Bereits in der dritten Generation mußte die bescheidene Behausung im wahrsten Sinne des Wortes aus den Fugen geraten.“*² Letzteres hatte seine Ursache primär wohl in dem sprichwörtlichen Eigensinn der Menschen am südlichen Abhang des Schwarzwaldes. Schon sehr früh widersetzten sich die Hauensteiner allem, was ihre private Entscheidung beeinträchtigte. Besonders im Erbrecht duldeten sie keinerlei Mitsprache von oben. Schon gar nicht befolgten sie das von der Lehensherrschaft verfügte Anerbenrecht, in dem die Unteilbarkeit der geschlossenen Hofgüter festgeschrieben war. Deshalb kam es im Hotzenwald zur Realteilung, in deren Folge nahezu alle Ländereien zerstückelt wurden.

Anders waren die diesbezüglichen Verhältnisse im mittleren Schwarzwald und damit im Verbreitungsgebiet der Kinzigtäler und Gutachtäler Häuser.³ Hier war es Sitte – über lange Zeiträume auch gesetzlich geregelt –, dass beim Tod des Hofeigentümers der jüngste, in manchen Familien oder regionalen Gebieten auch der älteste oder fähigste Sohn und im Falle von fehlenden Söhnen die älteste Tochter das Hofgut ungeteilt übernahm. Hiermit verbunden war die Verpflichtung zur Unteilbarkeit des geschlossenen Hofguts.⁴ Mit dieser Regelung – die aus den unterschiedlichsten Grün-

den nicht immer eingehalten werden konnte – sollte einer Zerstückelung des Hofes, wie sie vom Hotzenwald (Realteilung) bekannt ist, ausgeschlossen werden. Was aber sollte geschehen, wenn der Besitzer eines geschlossenen Hofguts z. B. in wirtschaftliche Not geriet und sich gezwungen sah, zumindest Teile seines Grundbesitzes zu verkaufen, oder wenn der Nachwuchs ausblieb und sich kein Käufer fand, der bereit war das gesamte bäuerliche Anwesen zu kaufen oder hierzu finanziell gar nicht in der Lage war? Es gab vielerlei Gründe, die auch in den Gebieten, in denen das An Erbenrecht und die Unteilbarkeit der geschlossenen Hofgüter galt, zur Teilung des zum Hof gehörenden Grundbesitzes und auch des Hofgebäudes führten. Wie das Beispiel des Gutmannshofes in Hofstetten zeigt, kam es gelegentlich zu den kuriosesten Wohnverhältnissen auf den Bauernhöfen.

Speziell bei dem Gutachtäler Haustyp ließ sich eine Zweiteilung allerdings ohne großen baulichen Aufwand realisieren, da die räumliche Gliederung dieser Häuser in der Längsachse nahezu symmetrisch ist. Das zeigen beispielhaft die Abbildungen 1 und 1a vom 1565 erbauten, eingeschossigen Altvogtshof in Wolfach-Kirnbach recht deutlich.⁵

Das für den Gutachtäler Haustyp primäre Charakteristikum ist der dreiraumbreite Wohnungsgrundriss mit der Rauchküche zwischen der vorderen großen Stube und dem hinteren Stüble – oftmals von den Altbauern als Leibgeding benutzt. Zur Bergseite des Hauses folgt der Hausgang (Hausern), der quer durch das ganze Gebäude führt. Der so genannte hintere Ausgang am Ende des Ganges führte in früheren Zeiten oftmals zum Abort und zu dem aus verständlichen Gründen vom Haus ein wenig abgerückten Schweinestall. An der den Stuben und der Küche gegenüberliegenden Seite des Ganges gibt es Kammern für Mägde, Knechte und Kinder, wie auch einen Durchgang zum Stall.

Sollte oder musste ein solches Bauernhaus nun unter zwei Familien aufgeteilt werden, war lediglich eine Teilung in der Längsachse, angefangen von der Mitte der Küche, über den Hausgang, Stall und Schopf, erforderlich und jede „Partei“ verfügte – abgesehen von dem geringen Unterschied zwischen Stube und Stüble – über die Hälfte der Küche, des Hausgangs, der Kammern, des Stalls und Schopfs. Allein die Stube war in aller Regel etwas geräumiger als das Stüble. Bei gutem Einvernehmen beider „Parteien“ konnte sogar auf eine Trennwand, die das Haus in der Längsachse teilte, verzichtet werden. Dieser Lösung gab man – wohl der besseren Bewegungsfreiheit wegen – oftmals den Vorzug.

Aus „geschlossenen Hofgütern“ wurden Doppelhöfe

Besonders im 19. Jahrhundert wurde oftmals von der zuvor beschriebenen Teilung der Gutachtäler Häuser Gebrauch gemacht. Als Beispiel sei hier der zweigeschossige Bürlebauernhof in Gutach-Sulzbach (Abb. 2) ange-



Abb. 1: Ein typisches eingeschossiges Gutachtäler Haus: Der im Jahre 1565 erbaute Altvogtshof in Wolfach-Kirnbach um 1910.

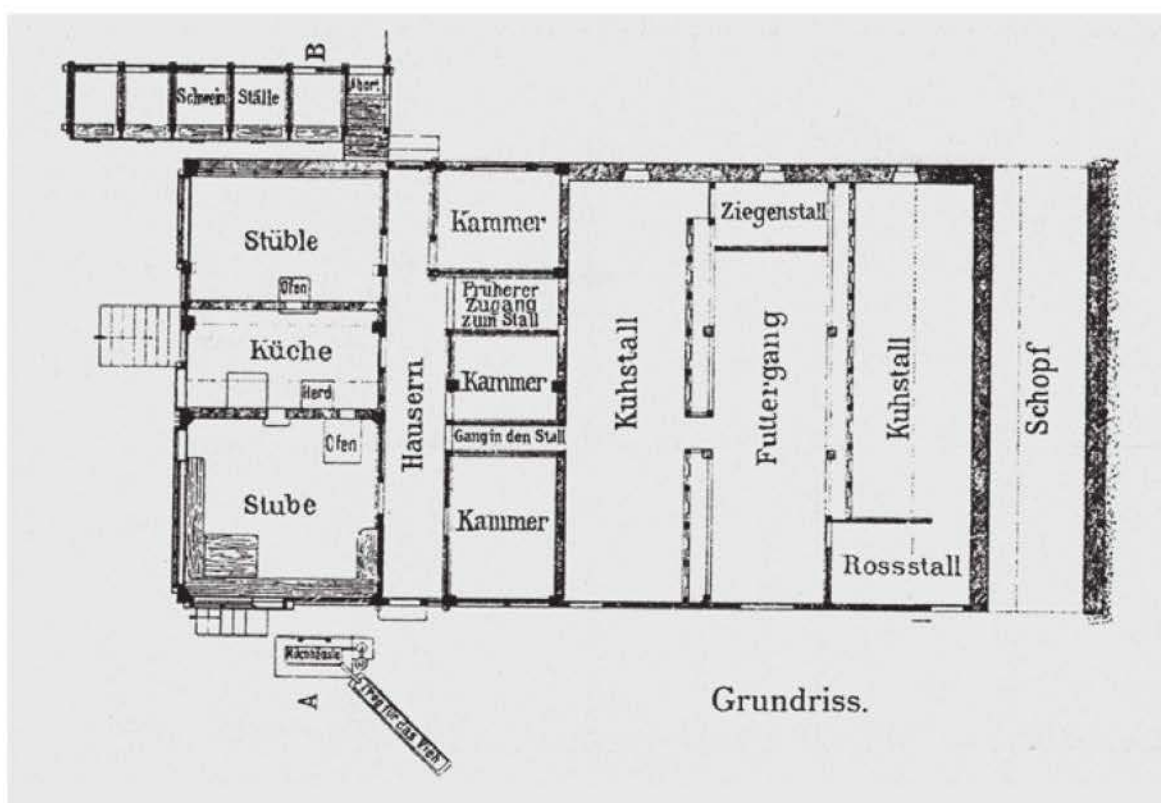


Abb. 1a: Der in der Längsachse nahezu symmetrische Grundriss des Altvogtshofs (Abb. 1) nach einer um 1900 durchgeführten Bestandsaufnahme vom Badischen Architekten- und Ingenieurverein unter Leitung von Prof. B. Kossmann.



Abb. 2:
Der höchstwahrscheinlich vor 1722 erbaute zweigeschossige Bürlebauernhof in Gutach-Sulzbach nach einer Zeichnung von Richard Schilling um 1910. Zu dieser Zeit wurde das stattliche Bauernhaus vom Typ der Gutachtäler Häuser als Doppelhaus genutzt (siehe auch Grundriss: Abb. 2a).

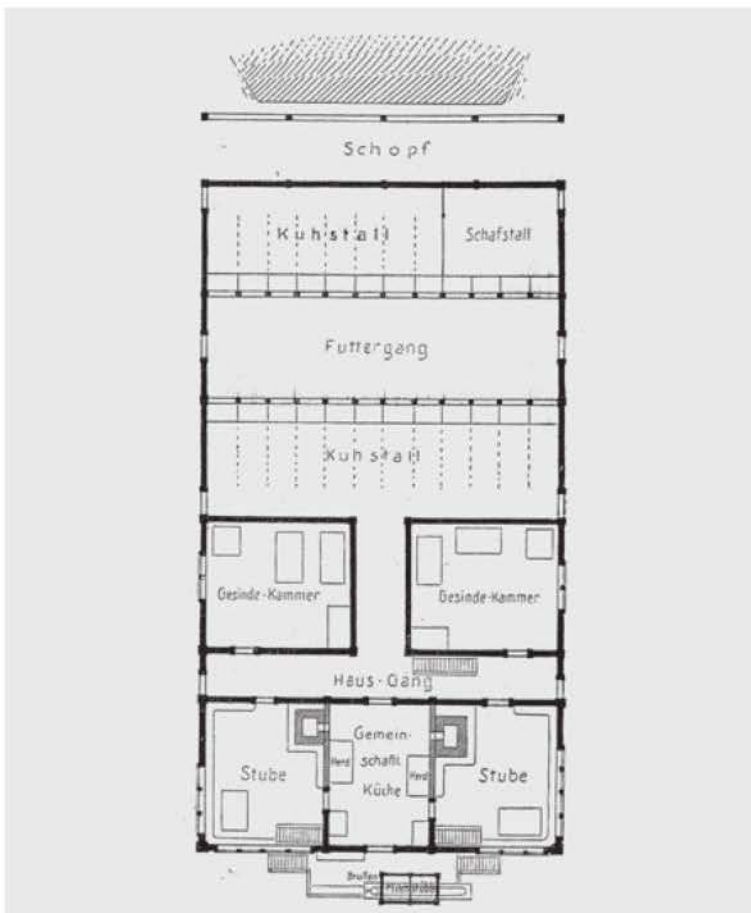


Abb. 2a:
Der – wie die Zeichnung in Abb. 2 – von Richard Schilling um 1910 dargestellte Grundriss des Bürlebauernhofs lässt die symmetrische Raumaufteilung in zwei etwa gleiche Haushälften erkennen, wobei die Küche und der Stall gemeinsam genutzt wurden. Auf eine Trennwand in Längsrichtung des Hauses – die möglich, aber auch einengend gewesen wäre – verzichtete man offenbar.



Abb. 3: Der in seinem Kern um 1580/90 erbaute Oberbauernhof in Gutach-Sulzbach um 1900. Offensichtlich wurde die rechte Haushälfte bis zur Flucht des oberen Ganges (Trippel) unter dem Walm vergrößert, d. h., sie ist nicht ursprünglich. Auch dieses eingeschossige Gutachtäler Haus wurde zwischen 1870 und 1880 geteilt, d. h. als Doppelhaus mit gemeinsamer Küche (Abb. 3a) genutzt.

führt. Dieses stattliche, wahrscheinlich vor 1722 erbaute Schwarzwaldhaus⁶ war um 1900 zweigeteilt, wie es die von dem akademischen Zeichner Richard Schilling um 1910 gefertigte Grundrisszeichnung (Abb. 2a) belegt. Bei der völlig symmetrischen Aufteilung im Wohnbereich mit gemeinsam genutzter Küche hat man sich offenbar dazu entschieden, auf eine trennende Wand längs durch das gesamte Gebäude zu verzichten. Diese Darstellung des Grundrisses zeigt auch, dass die Zweiteilung der Gutachtäler Häuser in zwei gleiche Haushälften ohne baulichen Aufwand möglich war.

Ein weiteres Beispiel für Gutachtäler Doppelhöfe ist der um 1580/90 erbaute eingeschossige Oberbauernhof⁷, ebenfalls in Gutach-Sulzbach (Abb. 3). Zwischen 1870 und 1880 wurde auch dieses stattliche Schwarzwaldhaus längsseits in der Hausmitte geteilt, wobei die Küche hinter der Fachwerkwand in der Frontseite des Hauses gemeinschaftlich genutzt wurde. Die Abbildung 3a zeigt die Schwarz- oder Rauchküche des Oberbauernhofs mit dem „Gwölm“. Hier wurden die Speckseiten und Würste geräuchert und damit haltbar gemacht. Im Vordergrund an der rechten und linken Küchenwand ist jeweils ein gemauerter Herd zu erkennen, auf dem



Abb. 3a: Die Rauch- oder Schwarzküche des Oberbauernhofs (Abb. 3) um 1930. Die gemauerten Herde an der rechten und linken Raumseite geben zu erkennen, dass die Küche auch hier von den Bewohnern sowohl der linken als auch der rechten Haushälfte gemeinsam genutzt wurde.

das Essen jeweils für die Bewohner der „vorderen“ und „hinteren“ Wohnung zubereitet wurde.

Die Lage der Rauch- oder Schwarzküche – womit alle historischen Bauernhäuser im Schwarzwald bis weit ins 19., gelegentlich auch bis ins 20. Jahrhundert ausgestattet waren – ist oder besser war bei vielen (nicht allen!) Gutachtaler Häusern an der hellen Fachwerkwand in der Giebelseite gut zu erkennen.⁸ Inzwischen ist dieses markante, sehr ins Auge fallende Merkmal aber nur noch an sehr wenigen dieser Häuser zu sehen, da die Außenwände vieler alter Schwarzwaldhäuser zwischenzeitlich verbrettert, verschindelt oder gar völlig erneuert wurden.

Doppelhäuser – eine wirtschaftliche Lösung für Gewerbler, Gütler oder Tagelöhner

Die problemlose Möglichkeit der Zweiteilung des Gutachtaler Haustyps, die es gestattete ohne nennenswerten Aufwand zwei gleichgroße Wohnungen mit Stall usw. zu schaffen, wurde von vielen Handwerkern (Gewerblern), die nebenher eine kleine Landwirtschaft betrieben, oder auch von

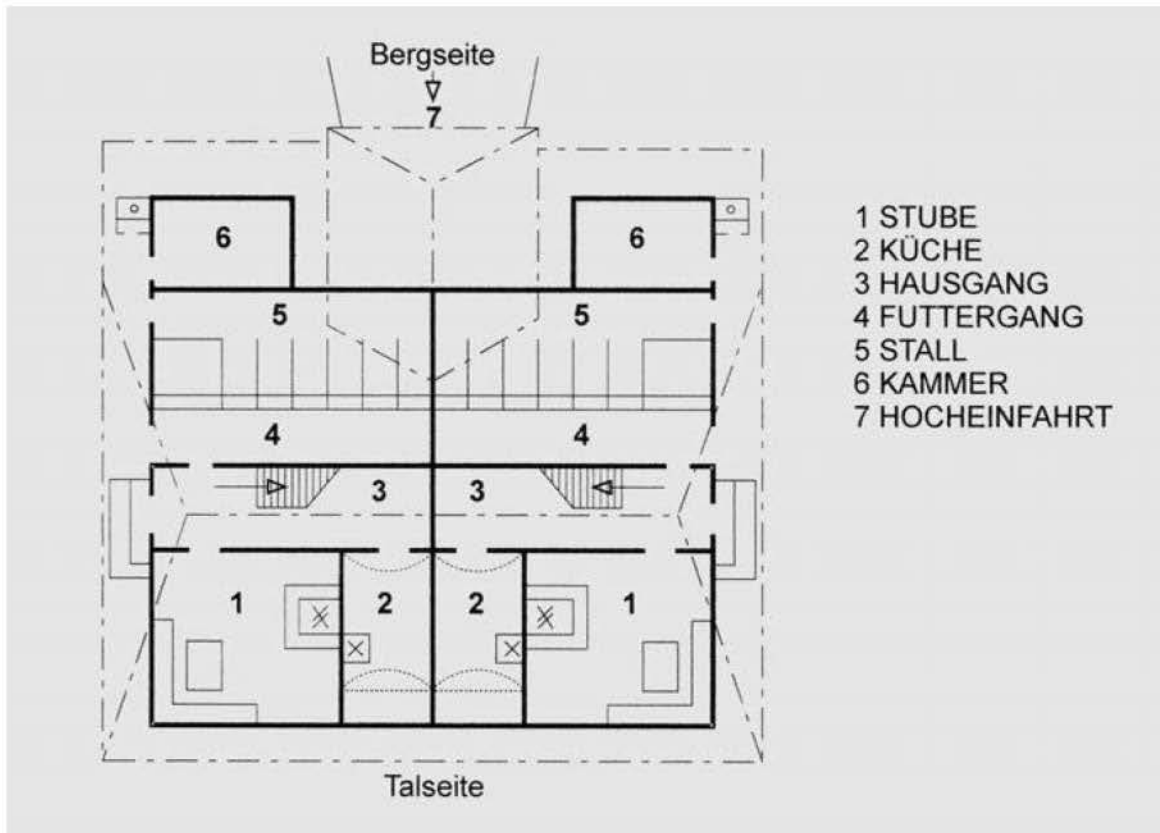


Abb. 4: Grundrissbeispiel eines Doppelhauses auf der Basis des Gutachtäler Haustyps, wie es von Gewerblern, Gütlern, Waldarbeitern oder Tagelöhnern bevorzugt wurde. Häuser dieser Art wurden insbesondere im 18. und 19. Jahrhundert, primär wegen ihrer wirtschaftlichen Bauweise, im gesamten Schwarzwald errichtet, bis weit hinein in das Verbreitungsgebiet der Heiden- oder Höhenhäuser.

Kleinbauern (Gütlern / Häuslern) recht schnell erkannt, und so entstanden besonders im 18. und 19. Jahrhundert zahlreiche Doppelhäuser (oft auch als „Zweiparteienhäuser“ bezeichnet) nach diesem Muster (Abb. 4). In aller Regel wurde lediglich die Küche und der Hausgang halbiert und fertig war das Doppelhaus. Auf eine Trennwand im Stall wurde oftmals verzichtet. In Relation zu den Baukosten für zwei separate Häuser konnte mit dieser Bauart ein wesentlicher Betrag eingespart werden. Den oftmals nicht gerade reichen Gewerblern mit angegliederter kleiner Landwirtschaft für den Eigenbedarf kam diese kostensparende Lösung bei der Erstellung eines eigenen Hauses natürlich sehr entgegen. Auch viele Waldarbeiter und Tagelöhner entschieden sich für diese Art der Doppelhäuser.

Um trotz der Teilung einen für beide „Parteien“ ausreichenden Dachraum sicherzustellen, stellte man die Gutachtäler Häuser – soweit es das Baugelände zuließ – quer zum Hang, wobei die Hocheinfahrt an ihrem angestammten Platz an der Bergseite verblieb (Abb. 4). Doppelhäuser dieser

Art drangen weit über das Hauptverbreitungsgebiet der Gutachtäler Häuser hinaus in das Gebiet der so genannten Höhen- oder Heidenhäuser ein.⁹

Auch das *Haus am Sterenberg* oberhalb des Triberger Wasserfalls auf der Gemarkung von Schönwald (Abb. 4a) ist ein typisches Gutachtäler Doppelhaus. Hinter der hellen Fachwerkwand inmitten der Hausfront sind die beiden Küchen nebeneinander angeordnet und jeweils rechts und links daneben die Stuben mit den langen Fensterbändern, die den hier tätigen Gewerblern das nötige Licht an die Werkbänke brachte. Das mächtige mit Holzschindeln gedeckte Vollwalmdach mit Dachreiter und einer Kippgaube am linken Walm, die sich je nach Bedarf und Jahreszeit durch eine drehbare waagerechte Holzachse zwischen zwei nebeneinanderliegenden Rafen öffnen oder schließen lässt (keine Schleppegaube), ist identisch mit den Dächern der in der Gegend von Schönwald typischen Höhen- oder Heidenhäuser. Einen Schornstein sucht man auf dem Bild vergebens, da es in diesem Haus noch bis weit ins 20. Jahrhundert hinein Rauchküchen gab.

Obwohl in Doppelhäusern dieser Art mit den charakteristischen großzügigen Fensterbändern während des 18. und 19. Jahrhunderts oftmals Kleinbauern, die im Zweitberuf Uhrmacher waren, wohnten und Schönwald ein Zentrum der Schwarzwälder Uhrenproduktion war, kann nur vermutet werden, dass hier zumindest zeitweise auch Uhrmacher oder Zulieferer dieses Gewerbes wirkten, wie beispielsweise Uhrenkastenschreiner, Schildbrettmaler, Drahtzieher, Räderdreher oder Tonfedermacher.

Nach schriftlichen Überlieferungen hat Franz Xaver Kaltenbach (*1771, †1849) – von 1790 bis 1816 Besitzer des Haldenmathisenhofs in Wittenbach/Schönwald – um 1816 neben dem Hofgut auch das *Doppelhaus am Sterenberg* verkauft.¹⁰ Da es am Sterenberg kein anderes Haus gab und bis heute gibt, kann es sich bei besagtem Doppelhaus nur um das in Abbildung 4a zu sehende Haus handeln, dessen Baujahr nicht exakt bekannt ist. Reste einer Inschrift bezeugen lediglich das 18. Jahrhundert und den Namen Kaltenbach.¹¹ Wahrscheinlich wurde das Haus, wie relativ viele andere Doppelhäuser in Schönwald, um 1790 erbaut.¹² Der bekannte Schönwalder Heimatchronist Richard Dorer bezeichnete derartige kleinbäuerliche Anwesen als *Gewerbegüter* (Gewerbler, Gütler oder Häusler). Er schreibt wörtlich: „*Es kann daher dem Fremden passieren, wenn er im Angesichte eines schönen, stilvollen Schwarzwaldhauses den vermutlichen ‚Bauern‘ desselben, der in der Nähe Kartoffeln hackt, fragt, wie dieser ‚Hof‘ heiße, oder wie alt dieses ‚Bauernhaus‘ sei, daß ihm zur Antwort wird: ‚Das ist kein Hof; das ist nur ein Haus!‘ Meist geht er dann kopfschüttelnd fort, der Fremde, weil er so etwas Merkwürdiges nicht versteht: ein Haus mit Landwirtschaft soll kein Hof sein.*“¹³ Auf den ersten Blick erscheint sicher auch das *Doppelhaus am Sterenberg* (Abb. 4a) als stattlicher Bauernhof, obwohl



Abb. 4a: Ein um 1790 erbautes typisches Gutachtäler Doppelhaus am Sterenberg oberhalb des Triberger Wasserfalls um 1905 (siehe auch Grundriss: Abb. 4). Ursprünglich wurde es höchstwahrscheinlich von Uhrmachern bewohnt, die nebenberuflich eine kleine Landwirtschaft betrieben. Ihr Handwerk übten die Uhrmacher in den Wohnstuben hinter den großzügigen Fensterbändern aus.

in den Stallungen zu keiner Zeit mehr als 2 allenfalls 3 Kühe je Familie standen.¹⁴

Natürlich gab es auch im Hauptverbreitungsgebiet des Gutachtäler Haustyps ähnlich kuriose Doppelhauslösungen wie sie zuvor schon vom Gutmannshof in Hofstetten beschrieben wurden. Deshalb wird abschließend und beispielhaft noch kurz auf den Faistlehof in Wolfach-Kirnbach (Abb. 5) eingegangen. Ein in der Außenwand eingemauerter Sandstein trägt die Jahreszahl 1632; sie kann, muss aber nicht identisch mit dem Baujahr des Hauses sein.

Wann und warum der Faistlehof zum Doppelhof wurde, ist nicht überliefert. Da, wie die Abbildung 5 deutlich zu erkennen gibt, die zweite Wohnung im hinteren Stallbereich und neben der Hocheinfahrt im Bühnenraum ausschließlich in Fachwerk erstellt wurde und diese Bauweise während des 18. Jahrhunderts sporadisch auch an Gutachtäler und Kinzigtäler Häusern zum Einsatz kam, ist nicht auszuschließen, dass der Faistlehof um diese Zeit zum Doppelhof wurde. Gründe für die Hofteilung gibt es viele, so könnte beispielsweise der Hofeigner in wirtschaftliche Schwierigkeiten geraten sein oder einen Teil des Hofes einem Bruder



Abb. 5: Ein Beispiel für ein offensichtlich nicht ursprünglich geplantes, unsymmetrisches Doppelhaus ist der Faistlehof in Wolfach-Kirnbach, Foto um 1910. Erst bei einer späteren Teilung des Hofes entstand die im Bild deutlich erkennbare zweite Wohnung im ursprünglichen Stallbereich und neben der Hocheinfahrt im Bühnenraum. Seit der Hofteilung werden 2/3 des Bühnenraums vom einstmaligen alleinigen Besitzer und der Rest vom „Neukäufer“ bzw. deren Nachfolger genutzt.

oder einer Schwester abgetreten haben. Was auch immer der tatsächliche Grund für die Teilung gewesen sein mag, sicher ist, dass hier kein Leibgeding, also eine Wohnung für das Altbauernpaar, entstand. Die heutigen Hofeigner erinnern sich, dass seit alters her 2/3 des Bühnenraumes von den Bewohnern des „Vorderhauses“ und der Rest von den hinzugekommenen „Hinterhausbewohnern“ genutzt wurde – und so blieb es bis heute.

Mein Dank gilt allen Hof- und Hausbesitzern, die mich bereitwillig über ihre Anwesen informierten, wie auch dem Gutacher Heimatforscher Schulamtsdirektor i.R. Ansgar Barth für seine Hilfe bei der Altersbestimmung der Bauernhäuser in Gutach.

Anmerkungen

- 1 Bauer, Michael: Malerische Schwarzwaldhäuser, Konstanz 1996, 22.
- 2 Ebd., 74.
- 3 Zu den Verbreitungsgebieten der unterschiedlichen Schwarzwaldhäuser siehe Schilli,

- Hermann: Das Schwarzwaldhaus, Stuttgart 1953 (weitere Auflagen 1964, 1977 und 1982), 163, 164, 204; Ders.: Schwarzwaldhäuser, Karlsruhe 1971, 16; Zeichnung „Verbreitung der Hausformen im Schwarzwald“ und Schnitzer, Ulrich: Schwarzwaldhäuser von gestern für die Landwirtschaft von morgen, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Arbeitsheft 2, Stuttgart 1989, 16, 17.
- 4 Hierzu der Gutacher Heimatforscher Ansgar Barth, in: „Zur geschichtlichen Entwicklung der Gutacher Bauernhöfe“ (eine Zusammenstellung von Daten und Fakten anlässlich einer bildlichen Vorstellung von 56 Gutacher Bauernhöfen beim Bücheneckfest am 26. August 2007 durch Hans Heinzmann) „... *Mit der Bauernbefreiung nach den Napoleonischen Kriegen und der Zehntablösung in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts wurden aus den Lehenträgern nun freie Bauern, ihre Höfe waren nun Eigentum. Allerdings durften diese auch weiterhin nicht ‚zerstückelt‘ werden, wie es in Gebieten mit Realteilung geschah. Es galt das Anerbenrecht, nach dem der Hof ungeteilt weiter gegeben werden musste. Nach 1870 gab es in Gutach einige Abweichungen von diesem Prinzip, das im 3. Reich durch das Hofgütergesetz eine ideologische Neubelebung erfuhr.*“
 - 5 In mehreren Fachveröffentlichungen ist nachzulesen, dass die Bau- und Raumgestaltung des Gutachtaler Haustyps durch die Württembergische Bauordnung aus dem Jahre 1568 ausgelöst worden sei, bzw. diese Bauordnung die Bau- und Raumgestaltung des Gutachtaler Haustyps verlangt habe. Das trifft jedoch nicht zu, da der Altvogshof in Kirnbach – ein typisches Gutachtaler Haus – schon drei Jahre vor Inkrafttreten der Württembergischen Bauordnung erbaut wurde. Siehe hierzu Nienhaus, Heinz: Der Gutacher oder Gutachtaler Haustyp und historische Bauernhäuser in Gutach, in: Die Ortenau (86) 2006, 399–432.
 - 6 Zum Baujahr des Bürlebauernhofs gibt der Gutacher Heimatforscher Ansgar Barth folgenden Hinweis: „*Nach dem Feuerversicherungsbuch von 1841 wurde das Haus um 1770 erbaut. Über das Hofgebäude wird ausgeführt: ‚Wohnhaus zweistöckig von Holzwänden mit Sockelmauer – Dach Stroh und Ziegelstreifen‘. Im Steuerbuch von 1722 heißt es: ‚Ein zweistöcket neu erbaut Haus (eine große Stube, 1 Nebenstüble, 5 Kammern) samt einer besonderen Hausmahlmühlin‘. Offen bleibt, ob das Haus zwischen 1722 und (um) 1770 abgebrannt ist oder ob die Einschätzung im Feuerversicherungsbuch ungenau ist.*“ Um das exakte Baujahr des Bürlebauernhofs zu bestimmen, sind weitere Nachforschungen erforderlich. Nach der alten Bausubstanz erscheint die Bauzeit vor 1722 allerdings als sehr wahrscheinlich.
 - 7 Barth, Ansgar: Das Amt Hornberg in württembergischer Zeit, in: Die Ortenau (74) 1994, 351.
 - 8 Oftmals wird diese Fachwerkwand auf die Württembergische Bauordnung aus dem Jahre 1568 zurückgeführt, was mehr als fraglich ist. Diese Thematik ist ausführlich behandelt in: Nienhaus, Heinz, wie Anm. 5.
 - 9 Ein Doppelhaus dieser Art, das in den Anfangsjahren von Uhrmachern bewohnt wurde, steht heute noch im Katzensteig/Furtwangen. Vgl. Schilli, Hermann: Schwarzwaldhäuser, Karlsruhe 1971, 98; erweiterte Aufl. 1978, 100.
 - 10 Dorer, Richard und Opp, Karl: Schönwald in Vergangenheit und Gegenwart, Horb 1986, 149.
 - 11 Ebd., 150.
 - 12 Ebd., 485.
 - 13 Ebd., 481.
 - 14 Ebd., 150.

Bildnachweis

- 1 aus Kossmann, Bernhard, in: Das Bauernhaus im Deutschen Reich und seinen Grenzgebieten, Dresden 1906; 2 und 2a aus Schilling, Richard: Das alte malerische Schwarzwald-Haus, Freiburg 1915; alle übrigen: Archiv H. Nienhaus.

Spurensuche in Bad Rippoldsau

Heinz Nienhaus

Historische Bilddokumente erinnern an den längst vergessenen Badhof

Bad Rippoldsau hat eine Jahrhunderte alte, reiche und wechselvolle Geschichte und war über lange Zeit als *das* renommierte Kurtal am Südfuß des Kniebis weit über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt (Abb. 1). In dem von Dr. G. von Seydlitz im Jahre 1870 herausgegebenen „Wegweiser durch den Schwarzwald“¹ wird Rippoldsau als das „*besuchteste aller Bäder um den Kniebis*“ beschrieben und in „Meyers Reisebücher – Schwarzwald ...“ Ausgabe 1898² heißt es: „*Das Mineral- und Moorbad Rippoldsau, das größte und besuchteste (etwa 1500 Kurgäste) aller Kniebisbäder, mit elegantem Fremdenpublikum aus allen Weltteilen, liegt in ei-*

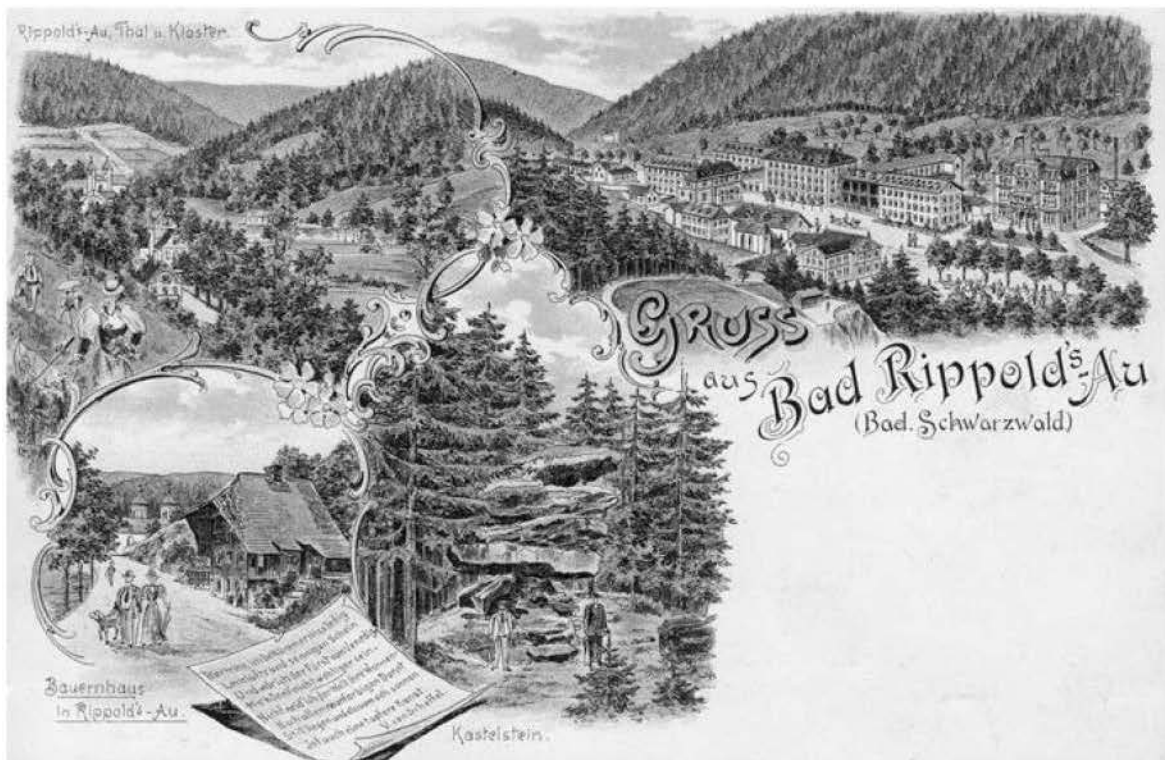


Abb. 1: Diese und ähnliche künstlerisch wertvollen Ansichtskarten (Lithografien) wurden schon um 1890 von zahlreichen, auch ausländischen Rippoldsauer Gästen in ferne Länder verschickt und trugen zu dem hohen Bekanntheitsgrad des malerischen Kurtals bei. Die Bildseite zeigt neben dem repräsentativen Rippoldsauer Badzentrum (oben rechts) einige Sehenswürdigkeiten der unmittelbaren Umgebung. Unten links ein Vers von J. V. von Scheffel, in dem er seine Verbundenheit zu dem von ihm oft besuchten und geliebten Kurort zum Ausdruck bringt.



Abb. 2: Eine von alten Linden gesäumte, schattige Allee führte direkt in den Hof des Badzentrums, um 1825. Links der 1658 errichtete „alte Fürstenbau“, im Hintergrund, quer dazu, der Brunnenbau aus dem Jahre 1820 mit Quellen- und Trinkhalle, rechts daneben das zwischen 1652 und 1659 entstandene „alte Bäder- und Gästehaus“ („alter Badbau“) und rechts davor der 1672/73 erbaute „alte Gasthof“ („Gengenbacher Bau“). Sämtliche Gebäude sind inzwischen dem Abbruchbagger zum Opfer gefallen.

nem schönen Gebirgsthal, das von dem Fuß des Kniebis in malerischen Windungen sich herabsenkt und von einem klaren, schäumenden Bach, der Wolf, durchströmt wird. ... Großartiges, im Renaissancestil ausgeführtes Kurhaus mit vielen Zimmern und Salons, von denen einige mit fürstlicher Pracht ausgestattet sind. Dieser Bau mit der Badequelle sowie die übrigen Wohnungen des Bades, das Wirtschaftsgebäude, das Badehaus mit den Bädern, der Brunnenbau mit der Josefs- und Wenzelquelle liegen, von Gärten und schattigen Anlagen umgeben, in einer kleinen Erweiterung des Thals beisammen und bilden das ‚Kuretablisement‘ des Besitzers Otto Goeringer. Von hier erstreckt sich thalabwärts bis zur Leopoldsquelle eine etwa 300 Schritt lange, vierfache Reihe herrlicher, einen schattigen Laubengang bildender Linden, der vorzugsweise zur Morgenpromenade dient. Die Wohnungen des Bades sind fast alle durch bedeckte Korridore miteinander verbunden, so daß man, ohne sich der Luft auszusetzen, trockenen

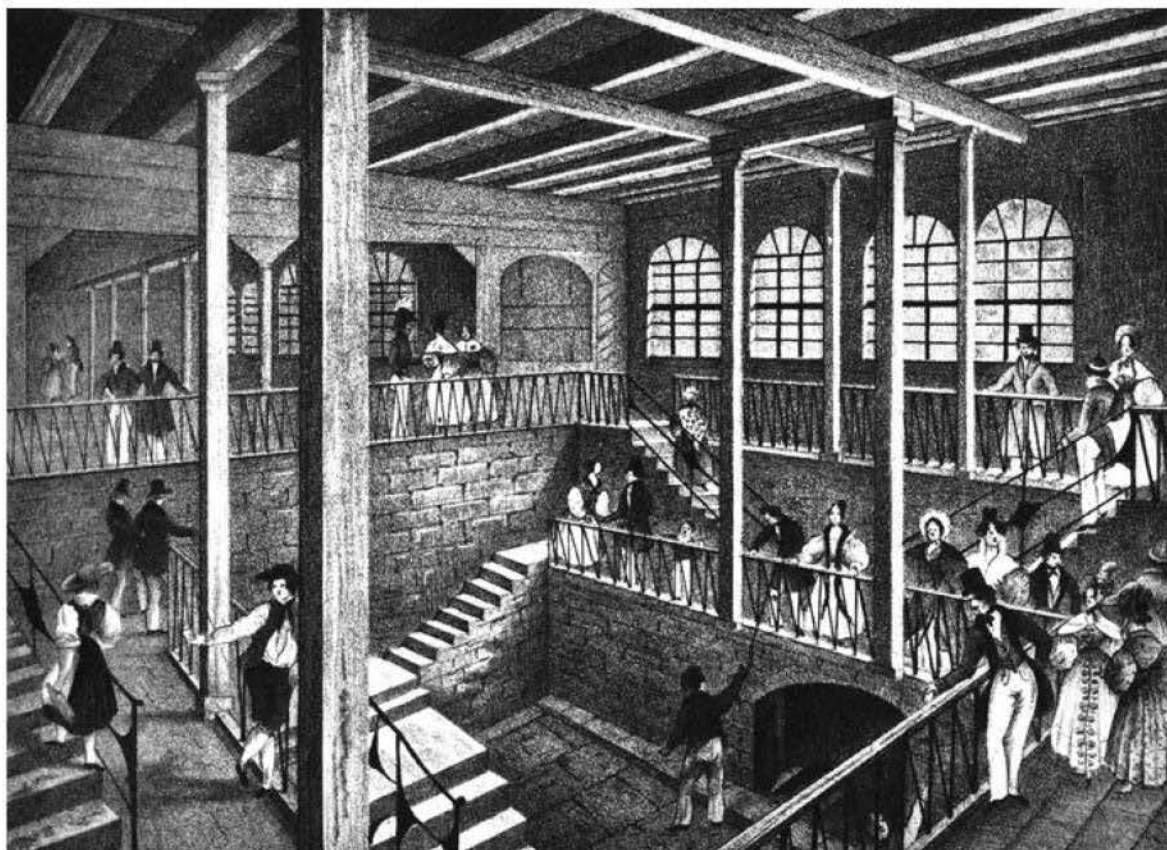


Abb. 2a: Die ehemalige Trinkhalle im Brunnenbau (Abb. 2), um 1825.

Fußes aus den Zimmern zu den Quellen, Bädern und zu den Wirtschaftsräumen gelangen kann. Forellenfischerei. Jagd. An Ausflügen und Spaziergängen ist reiche Auswahl vorhanden.“ Der hier beschriebene, ausgezeichnete Ruf des Kurtals Rippoldsau basierte natürlich nicht nur auf den dort sprudelnden Mineralquellen, dem gesunden Klima mit guter Wald- und Gebirgsluft und der malerischen Landschaft, sondern auch auf den immer wieder zeitgemäß angepassten, sehr gepflegten, wohlproportionierten und landschaftsverträglichen Gebäuden im Badzentrum mit ihren komfortablen Innen- und modernen Badeeinrichtungen.

Wer jedoch Bad Rippoldsau allein aus der Literatur oder von älteren Abbildungen (z. B. Abbildungen 2, 2a und 3) kennt und das Kurtal heute besucht, wird sehr überrascht und verwundert, wahrscheinlich auch ein wenig enttäuscht sein. Von der so alten wie reichen Geschichte des einst ländlich-noblen Badeortes ist kaum noch etwas zu erkennen. Nahezu alle altherwürdigen Kur- und Hotelbauten fielen zwischenzeitlich dem Abbruchbagger zum Opfer. An das „alte“ Bad erinnern lediglich der im Jahre 1865 von Friedrich Goeringer errichtete „neue Fürstenbau“ und die von der Aktiengesellschaft „Goeringer’s Mineral- und Moorbad“ unter der Regie ihres leitenden Direktors und ehemaligen privaten Eigentümers des ge-

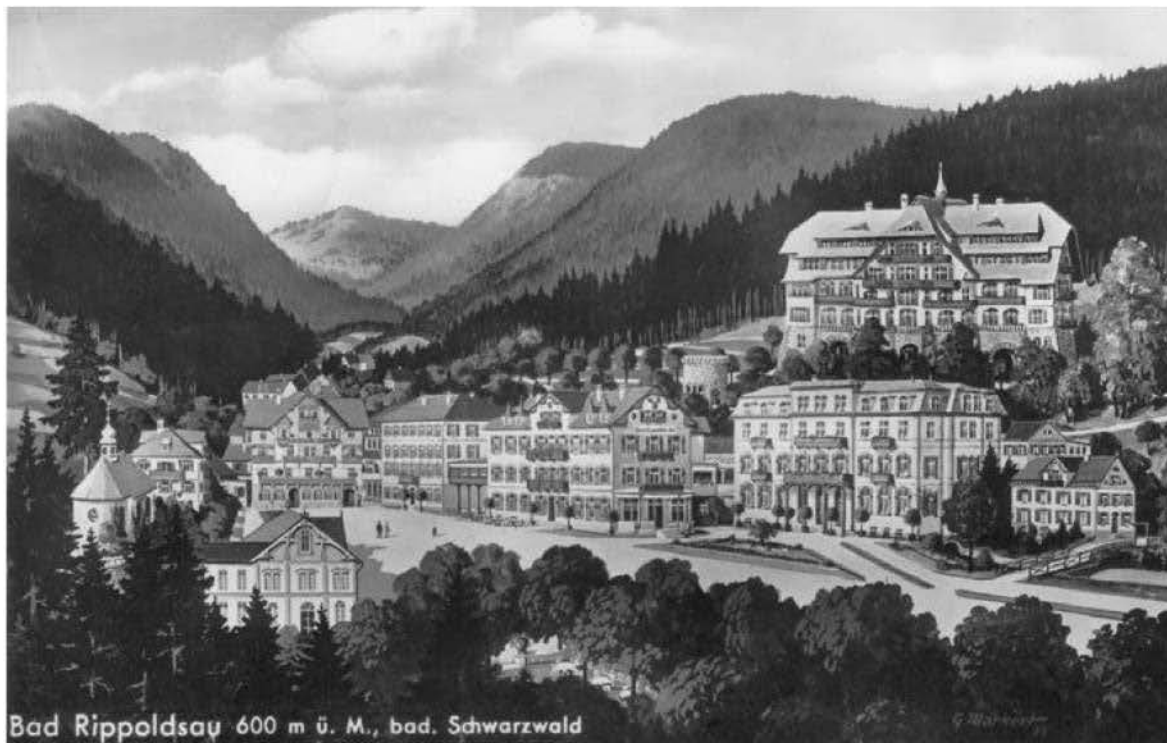


Abb. 3: Das gesamte Rippoldsauer Badzentrum in den 1920er Jahren – eine gelungene Synthese von malerischer Landschaft und ästhetischer Architektur. Von links: Die 1672/73 erbaute Kapelle, dahinter das Doktorhaus (Abb. 8), dahinter rechts der 1820 errichtete und 1903 um eine Etage erhöhte Brunnenbau (vgl. Abb. 2) mit Quellen- und Trinkhalle, rechts anschließend das zwischen 1652 und 1659 errichtete „alte Bäder- und Gästehaus“ („alter Badbau“), davor der 1672/73 erbaute „alte Gasthof“ („Gengenbacher Bau“) und wiederum davor der 1865 errichtete „neue Fürstenbau“, darüber die 1909 erbaute „Villa Sommerberg“. Im Vordergrund – halblinks – das 1887 errichtete Konversationsgebäude mit Damensalon, Orchester- und Leseräumen. Das kleine Haus rechts neben dem „neuen Fürstenbau“ ist das 1859 erbaute F. F. Forsthaus. Fast alle der abgebildeten Gebäude gibt es schon seit langem nicht mehr.

samten Bad- und Hotelunternehmens Otto Goeringer 1909 erbaute „Villa Sommerberg“. Alle anderen historischen Gebäude sind dem Erdboden gleichgemacht und inzwischen in Vergessenheit geraten. Deshalb ist die Suche nach Spuren der Vergangenheit im heutigen Bad Rippoldsau nur wenig erfolgreich. Alte Archivalien, die regionalgeschichtliche Literatur und noch erhaltene ältere Abbildungen, wie beispielsweise die in diesem Beitrag einbezogenen historischen Stiche und Ansichtskarten (insbesondere die Abbildungen 3 bis 7), bieten da schon mehr. Sie ermöglichen einen sehr interessanten Einblick in das „alte“ Badzentrum mit seinen historischen Gebäuden. Unter Zuhilfenahme dieser Dokumente soll im Folgenden primär die baugeschichtliche Entwicklung im „alten“ Bad Rippoldsau ein wenig beleuchtet und damit wieder in Erinnerung gerufen werden.



Abb. 4: Blick von der Lindenallee in den Badhof, um 1905. Rechts der 1865 erbaute „neue Fürstenbau“, links daneben der „alte Gasthof“ („Gengenbacher Bau“) und im Hintergrund der im Jahre 1903 um ein Stockwerk erhöhte Brunnenbau aus dem Jahre 1820. Der „alte Gasthof“ und der Brunnenbau wurden schon vor Jahren abgebrochen.

Benediktinermönche errichteten das erste „badhuß“

Obwohl es wissenschaftlich exakt nicht nachzuweisen ist, spricht vieles dafür, dass die Rippoldsauer Benediktiner, die um 1140 das dortige „Klösterle“ gründeten, die ersten waren, die den therapeutischen Wert der Rippoldsauer Mineralquellen erkannten.³ Archivalien belegen, dass es bereits 1490 ein großes „badhuß“ mit „Curanten“ in „Rypeltzow“ gegeben hat und dieses Bad im Besitz des Klosters war.⁴ Bereits im Jahre 1579 untersuchte der bekannte Naturwissenschaftler und Arzt Dr. Jakob Theodor von Bergzabern, genannt Tabernaemontanus, die Rippoldsauer Mineralquellen und veröffentlichte das für die Badbetreiber recht erfreuliche Ergebnis in seinem 1581 in Frankfurt erstmalig erschienenen Werk „Neuw Wasser-schatz“.⁵

Georg Gaisser – vom 21. Mai 1626 bis 15. November 1627 Prior in Rippoldsau, danach bis 1655 Abt in St. Georgen – war wie sein Freund Friedrich Rudolf, Graf von Fürstenberg, Zeit seines Lebens ein engagierter Förderer und zugleich begeisterter Nutzer des Bades. Beide scharten viele Gäste aus dem Stand der höheren Geistlichkeit, des Adels und der gehobe-



Abb. 5: Der Badhof mit gepflegter Parkanlage, um 1920/30. Das große Gebäude rechts ist das „alte Bäder- und Gästehaus“ („alter Badbau“). In dem etwas zurückliegenden, niedrigeren Gebäude davor befanden sich Küche und Speiseräume. An der Stirnseite ist der Brunnenbau und links daneben (nur halb sichtbar) das Doktorhaus (Abb. 8) zu sehen. Keines dieser Gebäude einschließlich Parkanlage hat überlebt.

nen Bürgerschicht um sich, so dass sich Rippoldsau zu einem gesellschaftlichen Mittelpunkt des Schwarzwaldes entwickelte. Diese Hochphase nahm ein jähes Ende, als schwedische und Weimarer Soldaten 1643 vom Kniebis kommend in Rippoldsau einfielen, die Badgebäude niederbrannten und auch das Kloster verwüsteten.⁶

Um 1648/49 kaufte Graf Friedrich Rudolf von Fürstenberg das Klosterbad, ließ die Quellen neu fassen, richtete einige der niedergebrannten Gebäude wieder her und ergänzte das Kurzentrum um Neubauten.⁷ So entstand im Jahre 1658 das später als „alter Fürstenbau“ oder auch „Beschließerey“ bezeichnete Gebäude (Abb. 2), das für viele Jahre ausschließlich für die Fürstenberger Familie reserviert war. In Abb. 2 aus der Zeit um 1825 steht dieser „Fürstenbau“ noch recht ansehnlich da, während er in Abb. 3 aus den 1920er Jahren schon nicht mehr zu sehen ist; er wurde 1909 abgebrochen. Auch das später als „alter Badbau“ bezeichnete Bäder- und Gästehaus, das in den Abbildungen 2, 3 und insbesondere 5 zu sehen ist, wurde in der Zeit zwischen 1652 und 1659 erbaut.



Abb. 6: Rechts der schmucke Brunnenbau, links das repräsentative Doktorhaus, um 1920. Beide Häuser sind inzwischen abgebrochen; das Doktorhaus wurde schon 1939 dem Erdboden gleichgemacht.

Schon um 1660 erlebte das Bad eine neue Blütezeit. Zu den Gästen zählten u. a. die Bischöfe von Basel und Konstanz.⁸ Trotz der so positiven Entwicklung des Badbetriebes verkaufte der Sohn und Nachfolger des Landgrafen Friedrich Rudolf, Graf Maximilian Franz von Fürstenberg, das Bad am 23. Juni 1670 an Abt Roman Sutter vom Gengenbacher Konvent.⁹ Obwohl die Gengenbacher nur 18 Jahre im Besitz des Bades waren, ließ Abt Sutter viele Gebäude modernisieren und 1672/73 das „3 stöckig große Haus – 100 shue lange und 40 shue breit“ errichten, das später als „alter Gasthof“ oder „Gengenbacher Bau“ bezeichnet wurde. Dieses auch um 1900 noch repräsentative Gebäude ist in den Abbildungen 3 und 4 gut zu erkennen. Ein besonders schmuckes Baudenkmal aus dieser Zeit ist die von Abt Sutter ebenfalls 1672/73 errichtete und links in Abb. 3 zu sehende St. Magdalena Kapelle, die am 22. Juli (Namensfest Maria Magdalena) 1673 von dem Basler Weihbischof Dr. Kaspar Schnorpf – in Vertretung des Konstanzer Bischofs – konsekriert wurde. Da die Unterhaltungs- und Ausbaukosten der Badeinrichtungen die Einnahmen aus dem Badbetrieb bei weitem überstiegen, veranlasste Abt Placidus Thalmann als Nachfolger von Abt Sutter den Rückkauf des Bades durch die Fürstenberger im Jahre 1687. Sie wiederum überließen das Bad verschiedenen Pächtern.¹⁰



Abb. 7: Der Gasthof Klösterle, der später als Erholungsheim genutzt wurde und heute als Altersheim dient, um 1905. Auch in diesem Gasthof wurden u. a. Kohlen-säure-, Fichtennadel-, Sole-, Fango- und Moorbäder verabreicht. Das Gebäude wurde dermaßen umgebaut, dass es nach diesem Bild kaum noch zu erkennen ist.

Die „Goeringer Dynastie“ – große Verdienste um das Bad

Ab Martini 1777 kamen die Bade- und Kureinrichtungen in die Hände mehrerer Generationen der Familie Goeringer. Bis 1824 waren sie Pächter und ab diesem Zeitpunkt bis 1908 Eigentümer. Noch im gleichen Jahr zwangen wirtschaftliche Gründe den letzten der Goeringer Ära – Otto Goeringer (1853–1920) – den Familienbesitz in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln. Bis zu seinem Tod im Jahre 1920 blieb Otto Goeringer aber Vorstand und leitender Direktor der Gesellschaft.¹¹

Die Goeringer aller Generationen waren sehr engagierte und politisch kluge Unternehmerpersönlichkeiten. Sie setzten sich sehr für den guten Ruf des Bades ein, so dass sich Rippoldsau zu einem Treffpunkt von Repräsentanten sowohl der alten feudalen Gesellschaft als auch des neuen Geldadels aus allen Teilen der Welt entwickelte. Schon 1808 gab es Hazardspiele in Rippoldsau, obwohl die offizielle Genehmigung dazu erst 1810 erteilt wurde.¹² Sämtliche Kurgebäude waren durch überdachte breite Gänge miteinander verbunden; die Gäste konnten also auch bei unwirtlichem Wetter die Speise-, Gesellschafts- und Billardsäle oder auch die Kapelle problemlos erreichen. Die Verantwortlichen scheuten weder Kosten

noch Mühe, die Bade- und Kurhäuser den wachsenden Ansprüchen entsprechend zu modernisieren, sie umzubauen bzw. zu erweitern oder gar zusätzliche Neubauten zu errichten. So beispielsweise unterstützte Fürst Karl Egon den seinerzeitigen Badpächter Franz Xaver Goeringer (1783–1821) dadurch, dass er 1820 einen neuen Brunnenbau errichten ließ. Dieses Gebäude ist im Hintergrund der Abb. 2 gut zu erkennen. Abb. 6 zeigt den im Jahre 1903 um ein Stockwerk erhöhten Brunnenbau. Ab 1825 gab es einen vom jeweiligen Badbesitzer vertraglich verpflichteten Badearzt im Kurort. Er bewohnte das in den Abbildungen 3 und insbesondere 6 zu sehende schicke Doktorhaus, das schon im Jahre 1939 – weil baufällig – abgebrochen wurde.¹³

In mancher Saison war der Zustrom der Gäste so groß, dass die Zimmer in den Badgebäuden nicht ausreichten. Wohl deshalb wurde der von Friedrich Rudolf 1658 errichtete und, wie die Abb. 2 belegt, zumindest im 19. Jahrhundert äußerlich noch recht ansehnliche „alte Fürstenbau“ („Beschließerey“), der ursprünglich ausschließlich der fürstlichen Familie als Wohnsitz in Rippoldsau vorbehalten war, auch anderen Gästen zugänglich gemacht. Im Erdgeschoss wurde ein Billardsaal und ein Lesezimmer eingerichtet. Obwohl schon um 1830 „36 tapezierte und 114 ausgetünchte Gästezimmer“ im Bad zur Verfügung standen, wovon 15 Zimmer beheizt waren, musste Badbesitzer Balthasar Goeringer (1795–1865) oftmals Gäste zur Übernachtung ins etwa 1,5 km vom Badzentrum entfernte, 1802 säkularisierte Benediktinerkloster schicken. Dieses Kloster (Abb. 7 oben links) gab dem Rippoldsauer Ortsteil „Klösterle“ seinen Namen. Im Ortsteil „Klösterle“ wohnte u. a. auch der Großherzog Leopold von Baden, der oftmals mit seinem Sohn Prinz Friedrich, dem späteren Großherzog Friedrich I., zur Kur nach Rippoldsau kam.¹⁴

In diesem Zusammenhang ein kurzes Zitat aus „Meyers Reisebücher“, Ausgabe 1899¹⁵: „Rippoldsau ... größtes und besuchtestes, aber auch teuerstes aller Kniebäder ... Großes Kuretablisement von Otto Goeringer (dem Eigentümer der Quellen und des Bades), ein sehr zu empfehlendes komfortables Hotel I. Ranges mit vortrefflicher Verpflegung ... Touristen wohnen billiger in den beiden einfacheren Gasthöfen beim ‚Klösterle‘ (1/4 St. weiter) im Hotel Fritsch ‚Zum Klösterle‘ (Abb. 7) oder Schneggenburgers ‚Gasthof zum Erbprinzen‘. Der Pfarrer logiert auch Badegäste.“

Ständiger Zuwachs an Gästen erforderte weitere Hotelbauten

Insbesondere im 19. Jahrhundert entwickelte sich die Sommerkur zum Statussymbol. Nach Meinung objektiver Beobachter waren die Heilquellen zu dieser Zeit und auch schon lange vorher weniger Zufluchtsorte für Kranke als Belustigungsorte für Gesunde.¹⁶ Wegen der immer noch zu geringen Zimmerkapazität im Bad – 1863 waren es 211 Zimmer für 300 Gäste –

musste auch Friedrich Goeringer (1817–1872) immer wieder Gäste ins „Klösterle“ oder in den „Gasthof zum Erbprinzen“ schicken.¹⁷ Wohl dieser Umstand veranlasste ihn, 1864/65 einen repräsentativen Neubau zu errichten, den in den Abbildungen 3 und 4 zu sehenden sogenannten „neuen Fürstenbau“. Dieser Prachtbau im Renaissancestil – nicht zu verwechseln mit dem „alten Fürstenbau“ aus Abb. 2 – fügte sich, wie die Abbildungen 3 und 4 belegen, sehr harmonisch in die architektonische Vielfalt der schon vorhandenen Gebäude im Badhof ein.

Auch der letzte in der Goeringer Familientradition – Otto Goeringer – war ein sehr engagierter Förderer des Bades; er veranlasste viele Umbaumaßnahmen und realisierte einige Neubauprojekte bzw. regte sie an.¹⁸ Nur die herausragendsten Bauaktivitäten Otto Goeringers seien hier kurz vorgestellt: Schon 1887 wurde das in Abb. 3 zu sehende Konversationshaus mit Damensalon, Orchester- und Leseräumen fertiggestellt. Im Jahr darauf wurde ein neues Badhaus unmittelbar hinter dem bestehenden „alten Badbau“ errichtet, und 1903 ließ Otto Goeringer den im Jahre 1820 errichteten Brunnenbau um eine Etage aufstocken. Ein Vergleich dieses Gebäudes in den Abbildungen 2 und 6 belegt diese Umbaumaßnahme. Neben dem 1909 errichteten Hallenbad – eines der ersten Hallenbäder Deutschlands – initiierte Otto Goeringer auch den Bau des ebenfalls 1909 fertiggestellten Prachtbaus „Villa Sommerberg“, den dominierenden und das ganze Badzentrum überragenden Hotelbau in Abb. 3. In dieser fünfstöckigen Villa gab es neben einigen Einzel- und Doppelzimmern hauptsächlich Appartements mit mindestens einem Schlafzimmer, einem Bad und einem Salon. Sämtliche Zimmer und Appartements hatten Warm- und Kaltwasseranschlüsse, alle Appartements einen eigenen Toilettenraum und ein Telefon. Ein kleines haus-eigenes Kraftwerk versorgte primär die elektrische Beleuchtung, aber auch einen Personenaufzug, mit dem alle Stockwerke bequem zu erreichen waren. Den Gästen, die z. B. zu einem Konzert in die unteren Kuranlagen oder in das untere Kurzentrum wollten, stand ein beleuchteter unterirdischer Treppengang zur Verfügung. Die Gesamtplanung dieses Prestigeobjekts lag in Händen des Freiburger Architekten Mühlbach, der von dem Berliner Geh. Baurat Carl von Groszheim, u. a. Präsident der Königlichen Akademie der Künste in Berlin, beratend unterstützt wurde. In baulicher Hinsicht ließ Rippoldsau nun keine Wünsche mehr offen. In jeder Saison stellte sich eine erlesene internationale Gästeschar ein (Abbildungen 8 und 9), wobei der Besuch der großherzoglichen Familie aus Karlsruhe – sie war nahezu jeden Sommer in Rippoldsau – sicherlich der gesellschaftliche Höhepunkt im Kurort war. Das änderte sich mit Ausbruch des Ersten Weltkriegs; vor allem die Ausländer blieben fern. Für Otto Goeringer war es eine harte Zeit des wirtschaftlichen Existenzkampfes, der sich schon einige Zeit vor der Gründung der Aktiengesellschaft im Jahre 1908 abzeichnete. Am 6. Januar 1920 starb Otto Goeringer und damit die Seele des „alten“ Bades Rippoldsau.¹⁹

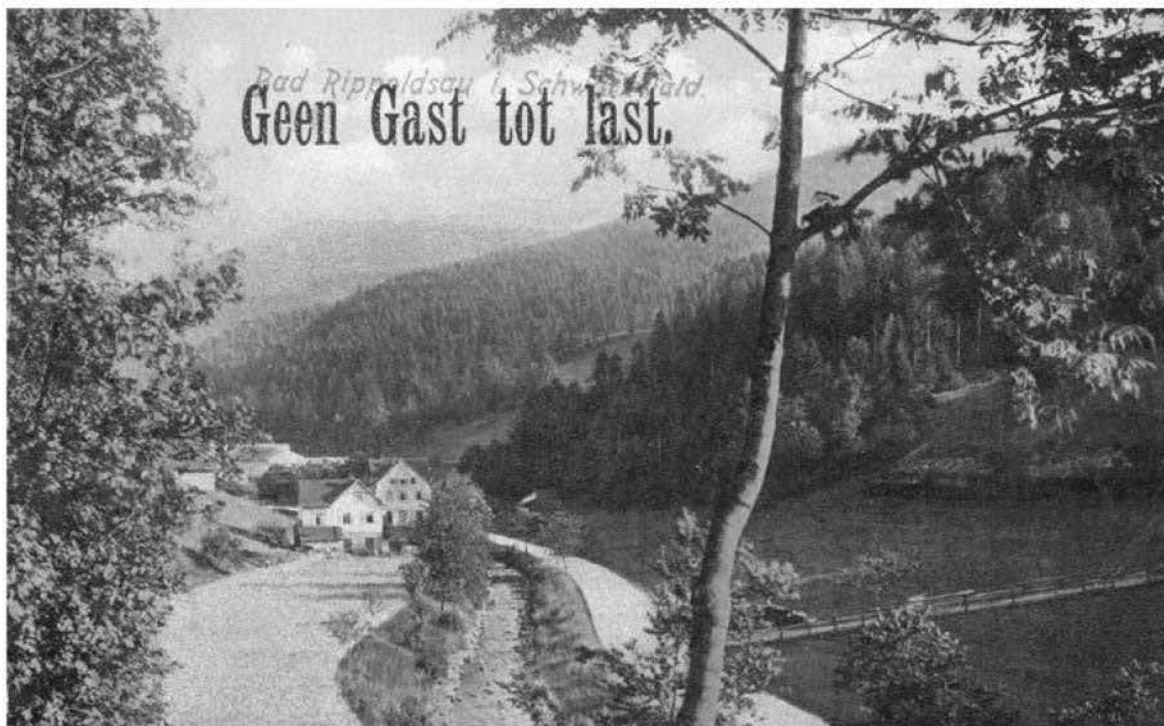


Abb. 8: Bad Rippoldsau aus nördlicher Sicht, um 1905. Wegen der vielen niederländischen Gäste wurde die Ansichtskarte zusätzlich mit einem holländischen Text bedruckt, der sinngemäß übersetzt aussagt: Kein Gast ist uns (d. h. den Gastgebern) eine Last.

Die Aktionäre führten den Badbetrieb relativ erfolgreich weiter, so dass trotz der großen gesamtdeutschen Wirtschaftskrise in den 1920er Jahren die Gästezahlen noch recht beachtlich waren; selbst 1928 wurden noch mehr als 20.000 Übernachtungen registriert. Eine deutlich negative Tendenz war allerdings Anfang der 1930er Jahre zu verzeichnen. Aber nur wenig später wendete sich diese unerfreuliche Entwicklung wieder zum Positiven: Einerseits wurde die gesamte Gemeinde Rippoldsau im Jahre 1933 mit dem balneologischen Prädikat „Bad“ geadelt, und andererseits gründeten die Nationalsozialisten die Urlaubsorganisation „Kraft durch Freude“ (KdF). Das ließ die Gästezahlen wieder ansteigen; 1938 übernachteten mehr als 43.000 Gäste in Rippoldsau.²⁰

Mit Ausbruch des Zweiten Weltkriegs wurde das Bad offiziell geschlossen, die Gebäude von 1941 bis 1946 von einer Pädagogischen Akademie genutzt. Nach Kriegsende übernahmen katholische Ordensschwestern zunächst im Auftrag des Deutschen Caritasverbandes, später einer anderen Organisation und ab 1956 in eigener Regie die durch Kriegseinwirkungen erheblich beschädigten Gebäude. Mit großem persönlichen Einsatz und erheblichen finanziellen Investitionen führten sie das Bad wieder zum Erfolg. Schon Ende der 1950er Jahre wurde Rippoldsau wieder von vielen Gästen frequentiert; im Jahr 1973 zählte man mehr als 202.000 Übernachtungen.²¹



Abb. 9: Titelseite eines in russischer Sprache verfassten, 40-seitigen Werbeprospekts der Bad Rippolds-Au AG, um 1910. Die Broschüre wurde im Jahre 2005 in einem Petersburger Antiquariat wiederentdeckt. Besonders im 19. und frühen 20. Jahrhundert kamen zahlreiche Gäste speziell aus Petersburg und Moskau nach Rippoldsau; oftmals pendelten sie zwischen Baden-Baden und Rippoldsau.

Die große Wende für Bad Rippoldsau begann im Jahre 1974 mit Gründung der „Kurklinik und Sanatorien Bad Rippoldsau GmbH & Co. KG“. Ein Gutachten führte zu dem Schluss, dass eine zeitgemäße Renovierung der vorhandenen alten Kureinrichtungen und Gebäude (Abb. 10) aus wirtschaftlicher Sicht nicht zu vertreten sei.²² Die praktische Umsetzung dieses Gutachtens führte letztendlich dazu, dass lediglich der neue „Fürstenbau“ (Baujahr 1865) und die „Villa Sommerberg“ (Baujahr 1909) überlebten. In Rippoldsau begann eine völlig „neue Zeit“, über die es viel zu berichten gäbe – aber das ist nicht Gegenstand dieses Beitrags.

Gelungene Synthese von Landschaft und Architektur

Mit dem Abbruch so gut wie aller historischen Gebäude hat Bad Rippoldsau sein einstmals anmutiges Gesicht – ja, seinen ländlich-idyllischen Charme – verloren. Diese Tatsache wird viele Kenner und Liebhaber des „alten“ Bades, insbesondere alle regionalgeschichtlich Interessierten, sicher ein wenig wehmütig stimmen. Andererseits ist der technische Fortschritt in allen Lebensbereichen einfach nicht aufzuhalten – und bei realistischer Betrachtung ist das auch gut so. Allerdings drängt sich in diesem



Abb. 10: Diese vom Landschaftsmaler C. Biese (1863–1926) um 1895 geschaffene Ansicht von Rippoldsau veranschaulicht wie harmonisch sich das Badzentrum in die Berglandschaft einfügte. Von den im Bild zu sehenden Gebäuden existiert so gut wie keines mehr.

Zusammenhang die Frage auf: Hätte man nicht doch einige der historischen Gebäude der Nachwelt als Kulturdenkmal erhalten können und sollen? Immerhin wurde das heute in allen Medien so oft diskutierte und empfohlene „landschaftsverträgliche Bauen – nicht Zubetonieren“ im „alten“ Bad Rippoldsau schon über einige Jahrhunderte praktiziert. Sicher haben die seinerzeit Verantwortlichen auch diesen Sachverhalt bedacht; vermutlich fiel die praktische Umsetzung dieser Erkenntnis aber einer Kosten-Nutzungsanalyse zum Opfer.

In diesem Zusammenhang interessant ist der Text auf der Rückseite der Ansichtskarte in Abb. 5. Hier schreibt eine offenbar ins Ausland ausgewanderte Dame, vermutlich Ende der 1970er Jahre: „So sah Bad Rippoldsau zu unserer Zeit aus 1923/24 u.s.w., aber heute ganz anders. Es fehlt so viel schönes. ... Ehe ich auswanderte war Hanna und ich hier in der dunklen Zeit der Inflation.“ Jeder heutige Besucher des Kurtals Rippoldsau kann bei einem Vergleich der in diesem Beitrag vorgestellten Abbildungen mit der örtlichen Realität den beschriebenen Eindruck der Auswanderin sicher gut nachvollziehen.

Die hier einbezogenen historischen Bilddokumente aus der Zeit zwischen etwa 1825 und 1930 zeugen von der Harmonie der Gebäude im „al-

ten“ Bad Rippoldsau. Sie belegen die gelungene Synthese von malerischer Landschaft und ästhetischer Architektur – und das, obwohl die Gebäude zu sehr unterschiedlichen Zeiten errichtet wurden und damit verschiedenen Stil- und Entwicklungsepochen zuzuordnen sind. Offenbar haben die seinerzeit für den Bau der Kurhäuser und Hotels Verantwortlichen den ländlichen Charakter des Kurtals angemessen berücksichtigt. Sie fanden den rechten Maßstab und ließen sich nicht von dem zweifelhaften Motiv „je größer, je repräsentativer und damit wirtschaftlicher“ leiten.

Anmerkungen

- 1 Seydlitz, Dr. G. von: Neuer Wegweiser durch den Schwarzwald anno 1870, Freiburg i. Br., Reprint der Ausgabe von 1870 mit einer Einführung von Dr. Helmut Bender, Freiburg i. Br. 1984, 105.
- 2 Meyers Reisebücher: Schwarzwald, Odenwald, Bergstraße, Heidelberg und Strassburg, achte Auflage, Leipzig und Wien 1899, 117.
- 3 Volz, Robert: Bad Rippoldsau in Vergangenheit und Gegenwart, Hg.: Ortsgruppe Rippoldsau des Badischen Schwarzwaldvereins, Freudenstadt 1928, 26.
- 4 Fürstenbergisches Urkundenbuch (FUB) 4, 01 und Fürstlich Fürstenbergisches Archiv Donaueschingen (FFA) Ecclesiastica XI, Vol. IV.
- 5 Tabernaemontanus, Jacobus Theodorus: Neuw Wasserschatz ..., Franckfurt am Mayn 1581, 80.
- 6 Volz, wie Anm. 3, 56 und 57.
- 7 Ebd., 58 und 59.
- 8 Schmid, Adolf: Bad Rippoldsau, Geschichte eines Schwarzwälder Kurtals, Hg.: Gemeinde Bad Rippoldsau-Schapbach, Selbstverlag der Gemeinde 1979, 23 und 24.
- 9 Volz, wie Anm. 3, 58 und 59.
- 10 Schmid, wie Anm. 8, 24–34.
- 11 Ebd., 35–38, 88 bis 99.
- 12 Ebd., 47 und 48.
- 13 Ebd., 35–100.
- 14 Ebd., 57, 63, 64 und 69.
- 15 Meyers Reisebücher, wie Anm. 2, 4.
- 16 Hahn, Gernot von / Schönfels, Hans-Kaspar von: Wunderbares Wasser, Von heilsamer Kraft der Brunnen und Bäder, Aarau (Schweiz) 1980, 95–101, 109–116, 134; Seydlitz, wie Anm. 1, 105.
- 17 Schmid, wie Anm. 8, 57, 63 und 69.
- 18 Ebd., 89, 90, 97–100.
- 19 Ebd., 89–100, 108–116.
- 20 Ebd., 117 und 118.
- 21 Ebd., 118–120.
- 22 Ebd., 121–124.

Bildnachweis

1 bis 10: Archiv H. Nienhaus

Das Haus des Gastes in Bühlertal

Eine Festhalle der Architekten Heinz Gaiser und Bruno Feigenbutz

Ulrich Coenen

Das Haus des Gastes in Bühlertal gehört zu den besten Beispielen für eine moderne Fest- und Gemeindehalle in Mittelbaden. Auch mehr als ein Vierteljahrhundert nach ihrer Vollendung wirkt die Architektur noch in jeder Hinsicht zeitgemäß. Das Gebäude beweist, dass die Kommune gut beraten war, für dieses Projekt einen Wettbewerb auszuschreiben. Das ist bei öffentlichen Bauten leider längst nicht immer üblich, was häufig zu sehr unbefriedigenden Ergebnissen führt, deren mangelhafte gestalterische Qualität und Alltagstauglichkeit noch viele Jahrzehnte lange Schatten wirft.

Zur Baugeschichte

Dass Bühlertal als Fremdenverkehrsgemeinde eine Festhalle benötigt, war spätestens seit Mitte der 1970er Jahre klar. 1978 trat das Projekt in eine



Fassade gegen die Bühlot (Zustand: 2008)

Foto: Coenen



Großer Saal (Zustand: 2008)

Foto: Coenen

konkrete Phase. Der Gemeinderat formulierte in seiner Sitzung am 12. Juni 1978 ein umfangreiches Raumprogramm mit über 1300 Quadratmetern Fläche. Neben dem großen Saal mit Empore und Bühne (insgesamt 700 Quadratmeter) sollte der Neubau einen kleinen Saal, ein Restaurant, eine Kegelbahn, einen Proberaum und ein großzügiges Foyer aufnehmen. Entstehen sollte das Gebäude an der engsten Stelle des Bühlerlerts, dem Gelände des früheren Sägewerks Kern, also genau zwischen Unter- und Obertal. Das Gremium lud im Juli des Jahres 1978 vier Architekturbüros zu einem beschränkten Wettbewerb. Am 25. November bewertete das Preisgericht die eingereichten Modelle und Entwürfe. Auf den ersten Platz setzte die siebenköpfige Jury den Entwurf der Architektengruppe Gaiser aus Karlsruhe (Heinz Gaiser, Bruno Feigenbutz). Den zweiten Preis erhielt der Bühlerlertaler Architekt Reinhard Häußler. Auf Empfehlung des Preisgerichts beauftragte der Gemeinderat Gaiser und Feigenbutz am 20. Februar 1979 mit der weiteren Planung. Die Baukosten (ohne Außenanlagen) schätzten die Architekten auf Basis des Preisindex von 1979 auf knapp 5,8 Millionen Mark.

Obwohl das Ziel eigentlich klar war, gab es diverse Irritationen. Zunächst brachte sich ein Baden-Badener Investor ins Gespräch, der statt der Festhalle auf eigene Rechnung ein riesiges kegelförmiges Fitness Center für acht Millionen Mark errichten wollte. Der 21 Meter hohe Bau mit ei-



Unteres Foyer (Zustand: 2008)

Foto: Coenen

nem Durchmesser von 42 Metern sollte täglich 600 Gäste empfangen. Neben Tennishalle, Hallenbad und Sauna waren auch Vereinsräume vorgesehen. Die Gemeinde sollte sich deshalb für 6 000 Mark monatlich als Mitpächter engagieren und das wertvolle Baugelände kostenlos zur Verfügung stellen. Bürgermeister Benno Huber und der Gemeinderat lehnten ab. Doch damit waren längst nicht alle Schwierigkeiten überwunden. Die Sportvereine forderten statt der repräsentativen Fest- eine Mehrzweckhalle, die sie für Wettbewerbe nutzen könnten. Die Freie Bürgervereinigung (FBV), die bei der Gemeinderatswahl am 22. Juli 1980 stärkste Fraktion geworden war, verlangte einschneidende Einsparungen. Sie regte in der Ratssitzung im September die Streichung des Restaurants und den Umzug des Verkehrsamtes in den Neubau an. Zusätzliche Vereinsräume hielt die FBV für überflüssig. Für Proben könne die Wärmehalle des Freibades genutzt werden. Die CDU-Fraktion forderte schließlich 1981, einen Generalunternehmer mit der Realisierung des Entwurfs von Gaiser und Feigenbutz zu beauftragen. Sie hielt dies für die preiswertere Lösung.

Die Kostenentwicklung gestaltete sich insgesamt problematisch. Ursprünglich wollte die Gemeinde nur 4,5 Millionen Mark für den Bau der Festhalle ausgeben. Dass sich diese Absicht angesichts des großzügigen Raumprogramms, das im Architektenwettbewerb vorgegeben wurde, nicht umsetzen lassen würde, war bald klar.



Fassade gegen die Bühlot (Detail) (Zustand: 2008)

Foto: Coenen

Nun verzögerte sich der Baubeginn immer weiter. Bis September 1980 hatte die Gemeinde bereits 175 000 Mark für die Planung ausgegeben und nach der Erweiterung des ursprünglichen Konzepts um vier Vereinsräume war sogar von neun Millionen Mark Baukosten die Rede. Immerhin stellte das Land Zuschüsse in Höhe von 1,5 Millionen Mark in Aussicht. In einer Kampfabstimmung stimmte der Gemeinderat dem Projekt im November 1980 mit 12:6 Stimmen schließlich endgültig zu.

Die Ausführungsplanung begann im März 1981, die Baugenehmigung wurde am 22. September erteilt. Nach dem ersten Spatenstich am 20. November schritten die Bauarbeiten zügig voran. Der von der CDU geforderte Generalunternehmer kam nicht zum Zuge, weil seine Beauftragung an der Vergabe und Vertragsordnung für Bauleistungen (VOB) scheiterte. Am 23. September 1983 schließlich wurde das Haus des Gastes offiziell seiner Bestimmung übergeben.

Zur Architektur

Das Gebäude entstand an einem städtebaulich markanten Punkt, nämlich einer ehemaligen Gewerbefläche genau zwischen den beiden Ortsteilen. An der engsten Stelle des Bühlertals setzten die Architekten Heinz Gaiser und Bruno Feigenbutz einen neuen Schwerpunkt im Stadt- und Landschaftsbild.

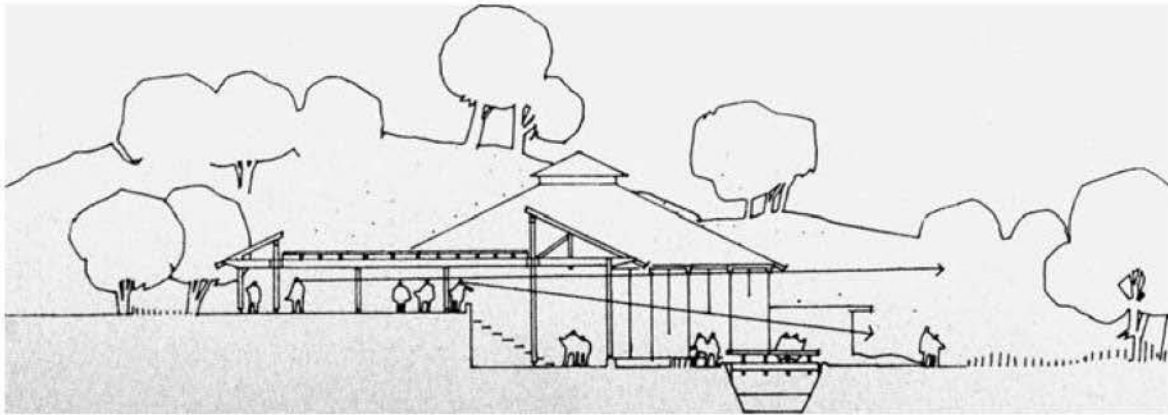
Die Festhalle, die sich wohlthuend von den zahllosen Mehrzweckhallen in Gemeinden vergleichbarer Größenordnung abhebt, wurde auf einem schmalen Gelände zwischen der Bühlot und den steil aufragenden

Schwarzwaldfelsen errichtet. Das in den Hang gestaffelte Haus des Gastes passt sich der Topografie hervorragend an. Es ist an der Flussseite zweigeschossig und an der Bergseite eingeschossig. Auf die dörfliche Umgebung auf der anderen Bachseite nimmt es mit seiner geringen Höhenentwicklung Rücksicht. Trotz seiner markanten Architektur sprengt es die städtebauliche Umgebung der Gemeinde mit ihren rund 8000 Einwohnern nicht. Diese Einbindung in die unmittelbare Nachbarschaft gelingt den Architekten durch die Auflösung des Bauprogramms in mehrere Baukörper, die sie geschickt angeordnet haben. Mit seinen immerhin 2230 Quadratmetern Gesamtnutzfläche bildet das Haus des Gastes nämlich keine gewaltige und alles andere erschlagende Baumasse.

Zentrum ist der quadratische große Saal mit Empore und Bühne, der an die Felswand gerückt ist. Der Raum ist für verschiedene Nutzungen geeignet. Er bietet 495 Sitzplätze bei Reihenbestuhlung oder 452 betische Plätze. Dieser wichtigste Treffpunkt für die Bürger und Touristen der Gemeinde ist mit einem Zeltdach mit offenem Dachstuhl gedeckt. Durch die diagonal angeordnete Bühne rückt der Zuschauer sehr nahe an die dort präsentierten Vorführungen. Foyer, kleiner Saal und Restaurant schließen in Richtung Bühlot an und sind entlang des Baches in drei Baukörper mit gestaffelten Pultdächern gegliedert. Der erste Entwurf sah über dem Foyer noch ein alle anderen Dächer überragendes Walmdach vor. Im weiteren Verlauf der Planung rückten die Architekten glücklicherweise von diesem Konzept ab. Das Foyer wäre ansonsten stärker akzentuiert worden als der große Saal, der zwar nicht geometrisch, aber ideell im Zentrum steht.

Durch das unmittelbare Heranrücken von kleinem Saal und Restaurant an die Bühlot entstand zwischen Felswand und Gebäude ein Veranstaltungsplatz, der gegen den Verkehrslärm der Durchgangsstraße abgeschottet ist. Der Platz hat räumliche und funktionale Beziehungen zum Foyerbereich der gesamten Anlage. Das Funktionsprogramm wurde durch die Architekten in zwei Ebenen konzipiert. Der Versatz im Baugelände ermöglichte es, betriebstechnische Einrichtungen und Nebenräume an der Bergseite im Kellergeschoss unterzubringen. Auf diese Weise erscheint die Anlage vom Festplatz her eingeschossig. Das auf zwei Ebenen liegende Foyer ist die innerräumliche Fortsetzung des Festplatzes. Um die Festplatzebene des Foyers gruppieren sich kleiner Saal, Restaurant und Galerie des großen Saals sowie die Treppe zum unteren Foyer. Von dort aus wird der große Saal betreten.

Die Holzarchitektur der Festhalle greift im Hinblick auf die Materialwahl eine im Schwarzwald traditionelle Bauweise auf. Oberhalb des nur teilweise sichtbaren Untergeschosses wurde das Gebäude in Holzskelettbauweise errichtet. Diese ist aber durch und durch modern und in keiner Weise tündelnd. Ein primäres Zangenbindersystem der Decken ruht auf zwischen den Zangen platzierten Holzstützen. Im Bereich der Pultdächer



Schnitt.

Deutsche Bauzeitung 8 (1985).

wurden Sparren in die Zangenbinder eingebaut. Der große Saal wird von einer Holzkonstruktion überspannt. Das tragende System ruht auf fünf runden Betonstützen und der Bühnenwand. Durch die diagonal angeordneten Binder wird die Spannweite erheblich verkürzt. Architekturkritikern wird gerne vorgeworfen, dass sie der schnellen Nachricht wegen Neubauten bereits vor der Fertigstellung besprechen. Ob sich das Gebäude in der Praxis bewährt, weiß zu diesem Zeitpunkt natürlich niemand. Nach einem Vierteljahrhundert kann man sicher behaupten, dass das Haus des Gastes die ihm zgedachte Aufgabe hervorragend erfüllt und gleichzeitig ein sehr wichtiger Beitrag zur zeitgenössischen Architektur in Mittelbaden ist. Bauherr und Architekten ist ein großer Wurf gelungen.

Literatur

- Bürgermeisteramt Bühlertal (Hrsg.) Haus des Gastes. Festschrift zur Einweihung am 23. September 1983, Bühl 1983.
- CDU-Fraktion legt erneut gegen Beschluß ihren Widerspruch ein. In: Acher- und Bühler Bote vom 21. Mai 1981.
- Coenen, Ulrich: 25 Jahre Haus des Gastes. In: Acher- und Bühler Bote vom 23. September 2008 (Nr. 223), Seite 19 (Sonderseite).
- Entwurfsgutachten für Festhalle werden ausgestellt. In: Bühlertäler Gemeindenachrichten vom 8. Dezember 1978.
- Festhalle auch finanziell mehrheitlich vom Gemeinderat abgesegnet. In: Bühlertäler Gemeindenachrichten vom 14. November 1980.
- Fit-in-Center Alternative zur Festhalle? In: Acher- und Bühler Bote vom 17. Februar 1979.
- Haus des Gastes – Fest- und Veranstaltungshaus, Bühlertal. In: Deutsche Bauzeitung 8 (1985), S. 16–18.
- Weitere Planung der Festhalle über reduziertes Raumprogramm vergeben. In: Bühlertäler Gemeindenachrichten vom 27. Juli 1979.
- Zum Thema Festhalle. In: Bühlertäler Gemeindenachrichten vom 30. März 1979.

Straßenname und Straßenverlauf – Zum Wegenetz der Offenburger Altstadt zwischen dem 14. und frühen 19. Jahrhundert

Andre Gutmann



Topographischer Atlas über das Großherzogtum Baden (aufgenommen 1838–1849), Karlsruhe 1854, Blatt VIII.2: Offenburg (Ausschnitt).

Ende November 2007 wurde der 33. Band der Reihe Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg vorgestellt, der die Stadt Offenburg in den Blick nimmt und sowohl der Stadtplanung als auch der Denkmalpflege qualifizierte Informationen über die archäologische Situation im Bereich der Altstadt geben soll, damit im Rahmen der Aufstellung von Flächennutzungs- und Bebauungsplänen, Projekten zur Stadtteilsanierung und anderweitigen Planungsverfahren entsprechend agiert und reagiert werden kann.¹ Darüber hinaus bietet der Stadtkataster mit seinen Ausführungen zur historischen Siedlungs- und Stadtbildentwicklung und der historischen Topographie Offenburgs auch einem an Archäologie und Geschichte interessierten Publikum Informationen, die sich auf dem neuesten Forschungsstand bewegen.

Der hier vorgelegte Beitrag zum Offenburger Straßennetz und den Straßennamen vom 14. Jahrhundert bis ins frühe 19. Jahrhundert ist ein um einige Ausführungen erweitertes „Nebenprodukt“ meiner Beschäftigung mit der historischen Topographie Offenburgs, deren hauptsächlichen Ergeb-

nisse bereits in den genannten Stadtkataster Eingang gefunden haben. Er besteht aus zwei Teilen, einmal einer Untersuchung des Vorgangs der Einführung offizieller Straßennamen und deren öffentlicher Sichtbarmachung durch Straßenschilder in Offenburg in den Jahren zwischen 1824 und 1829 mit einer Erläuterung der Hintergründe dieser Neuerung. Der zweite Teil besteht aus einer Liste mit Straßen und deren Benennungen sowie Angaben zu deren historischen Verläufen innerhalb des Offenburger Altstadtbezirks samt Quellenbelegen, die aus meiner Arbeit mit den hauptsächlich Offenburger Schriftquellen des 14. bis 19. Jahrhunderts hervorgegangen ist. Eine Untersuchung und Aufstellung der Offenburger Straßennamen existiert bislang nur für die Zeit des 19. und 20. Jahrhunderts,² und so hoffe ich, mit den folgenden Ausführungen und der Namensliste etwas Licht in die Jahrhunderte davor bringen zu können.

Am 25. September 1824 erging an den Rat der Stadt Offenburg eine Verfügung des Großherzoglichen Oberamts Offenburg, wonach dieser Sorge zu tragen habe, „die Straßen in hiesiger Stadt mittelst Anheftung von blechernen Schilden namhaft zu machen“.³ Diese Verfügung zielte zunächst nicht darauf ab, dass eine offizielle Festlegung neuer Straßennamen zu erfolgen hatte, sondern dass alle bereits bestehenden Straßen der Stadt durch Straßenschilder für jedermann offen sichtbar in ihrem jeweiligen Verlauf zu kennzeichnen waren. Im Ratsprotokoll vom 1. Oktober 1824 wurde dazu der Beschluss festgehalten, es „seye vorerst ein Projekt durch mich, den Rathsschr[eib]er Kraft, über die Benennung der hiesigen [Straßen], welche noch kein Namen haben, zu fertigen und zur Einsicht vorzulegen. [...] bei dieser Gelegenheit wären auch die Straßen frisch zu nummerieren.“⁴ Die von dem Ratsschreiber Franz Karl Krafft angeführten „Namen“ beziehen sich hierbei nicht auf die tatsächlichen Straßennamen, sondern auf die vom Offenburger Oberamt angemahnten Straßenschilder, mit denen die jeweiligen Straßenzüge „namhaft“ gemacht werden sollten. Offensichtlich besaßen durchaus bereits einige Straßen Namensschilder und das Oberamt drängte nun auf eine Ausweitung dieser Markierungen auf das gesamte städtische Straßennetz. Die Schilder, die „an den Haus Ecken“ angebracht werden sollten, wie es der Registereintrag des Protokollbands von 1824 noch etwas näher spezifiziert,⁵ waren aber nicht allein dazu da, um einem Straßenzug einen Namen zu geben, sie dokumentierten gleichzeitig auch dessen Verlauf. Das von Krafft durchzuführende „Projekt“ bezog sich somit nicht allein auf eine Straßenbenennung, sondern er hatte auch die jeweiligen Anfangs- und Endpunkte dieser Straßenzüge in einem offiziellen Rahmen festzulegen. Was in diesem Zusammenhang die „frische Nummerierung“ der Straßen zu bedeuten hat, ist nicht ganz klar, es dürfte dabei jedoch weniger die Zählung der Straßen als eine Häuserzählung gemeint gewesen sein. Seit wann es Hausnummern in Offenburg gibt, ist nicht bekannt; vermutlich waren sie bereits in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts eingeführt worden, ähnlich

wie es 1770 in Freiburg geschehen war.⁶ Das System der Häuserzählung existierte unabhängig von den Straßennamen und Straßenverläufen, da die Nummern nicht innerhalb einer einzelnen Straße, sondern auf den gesamten Stadtbezirk verteilt wurden. Es hatte in Offenburg bis in die 1890er Jahre hinein Bestand.⁷ Nach Kraffts Angabe dürfte es sich bei seinem Vorhaben nicht um eine erstmalig durchgeführte Aktion gehandelt haben, sondern um eine Auffrischung bzw. Erneuerung. Dabei könnte es sich entweder um ein komplett neues Durchzählen aller Offenburger Häuser samt einer Neuvergabe der Hausnummern gehandelt haben, oder aber Kraffts Äußerung bezog sich, ähnlich wie das Hauptthema Straßenbeschilderung, auf eine öffentliche Sichtbarmachung der Hausnummern, also eine Auffrischung im Sinne von Ausbesserung, Wiederherstellung oder Neuanbringung von Hausnummern oder Hausnummerschildern an den Gebäuden der Stadt. Da Stadt- bzw. Katasterpläne oder entsprechende Aufzeichnungen zu Offenburg aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts fehlen, ist nicht nachzuvollziehen, welche der beiden Möglichkeiten hier gemeint ist.

Ob die oberamtliche Verfügung zur Ausdehnung der Straßenbeschilderung auf den gesamten Offenburger Stadtbezirk tatsächlich noch im Jahr 1824 durchgeführt wurde, ist nach dem Wortlaut des Ratsbeschlusses vom 1. Oktober dieses Jahres eher unwahrscheinlich. Das „Projekt“ des Ratsschreibers Krafft dürfte in seiner Umsetzung einige Zeit in Anspruch genommen haben, zumal das Ergebnis erst einmal in schriftlicher Form dem Stadtrat vorzulegen war und der Genehmigung bedurfte. Eine Dokumentation der Bemühungen des Ratsschreibers findet sich in den städtischen Akten gar erst fünf Jahre später. Vom Oktober 1829 datiert eine von Krafft erstellte Liste, die mit Bezug auf den 1824 gefällten Beschluss eine Aufstellung von 37 die Altstadt Offenburgs betreffenden Straßennamen enthält, jeweils mit einer kurzen Beschreibung des Verlaufs eines jeden Straßenzugs. Einleitend zu der Liste bemerkt Krafft, „die Straß und Gassen hiesiger Stadt“ seien jetzt mit Straßenschildern versehen und dazu auch „neuartig benannt“ worden (vgl. die Transkription der Liste am Ende dieses Beitrags).⁸ Somit war mit der Anbringung der Straßenschilder tatsächlich auch eine Umbenennung verschiedener Straßenzüge einhergegangen; über die Hälfte der aufgelisteten Straßennamen sind Neuschöpfungen, als deren Urheber wir wohl vorrangig Franz Karl Krafft betrachten dürfen. Die Wahl der neuen Namen folgte keinem bestimmten System, erst recht lässt sich darin kein strukturpolitisches Programm erkennen. Bei einem Teil der Straßen richtete sich die Namensgebung nach markanten Gebäuden bzw. Grundstücken entlang des Straßenzugs: die Gymnasiumsgasse (früher Teil des Bereichs „Im faulen Pelz“) nach der seit 1822 im ehemaligen Kapuzinerkloster untergebrachten Schule; die Rittergasse (früher „Hundsgasse“) nach dem so genannten Ritterhaus, wo von 1803 bis 1806 die Ortenauer Ritterschaft ihren Sitz hatte und in den

1820er Jahren die Registratur des Amtsschreibers und die Gerichtskasse untergebracht waren; die Schulgasse, die von der Langen Straße südlich des Franziskanerklosters nach Osten auf die Mädchenschule zulief; die Korngasse (ehemals „Mittergasse“) nach der nach 1810 errichteten städtischen Fruchthalle bzw. Kornhaus oder die Lindengasse nach dem dort ansässigen Gasthaus „Zur Linde“ bzw. dem Lindenbrunnen.⁹ Auch bei der Gartnergasse war ein angrenzendes Grundstück Namenspate, der rückwärtige Garten des Anwesens der Freiherren von Dalberg-Franckenstein, dessen Areal heute Teil des Marktplatzes ist.¹⁰ Die Bezeichnung der Schuttergasse, um 1832 auch Schutterhofgasse genannt, basierte offensichtlich auf der Erinnerung an den ehemaligen Standort des 1615 aufgegebenen Schaffneihofs der Abtei Schuttern in diesem Areal.¹¹ Ein anderer Teil der neuen Straßennamen orientierte sich an einzelnen, vornehmlich städtischen Handwerken, so die Schlosser-, Schuster-, Maler-, Glaser-, Kiefer- (Küfer-) und Bäckergasse. Hier dürften die bereits seit dem Mittelalter existierenden Straßennamen Metzger- und Gerbergasse Hilfestellung bei der thematischen Namensfindung geleistet haben. Allerdings scheinen die neuen Namen eher willkürlich gewählt worden zu sein, mit topographischen Begebenheiten der ausgewählten Handwerkszweige, wie etwa im Fall der Metzgergasse, in der sich früher sowohl die Metzsig (Standort der Verkaufstheken) als auch die Zunftstube der Metzger befand und von der auch der städtische Schlachthof nicht weit entfernt war,¹² können sie nicht in Verbindung gebracht werden. Andere Straßen erfuhren nur einige Anpassungen bzw. Modernisierungen, wie etwa die zur „Rosengasse“ umgewandelte „Rossgasse“, obwohl die Bezeichnung „Rosengasse“ auch um 1560 schon einmal belegt ist. Die bis um 1660 als „Rinklingsgässlein“ belegte Straße nördlich der Metzgerstraße wurde zur „Ringelgasse“ abgewandelt. Eventuell handelte es sich dabei um eine Wiederbenennung, denn im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts führte der Weg wohl den Namen „Goldgässchen“,¹³ was jedoch eigentlich der Name des Straßenzugs entlang der östlichen Stadtmauer zwischen Schwabhauser Tor im Süden und dem Franziskanerkloster war und zum Teil noch heute ist. Auch die Klosterstraße scheint erst durch Kraffts Bemühungen wieder zu ihrem ursprünglichen Namen gekommen sein, nachdem sie um 1809/10, immerhin nicht weit hergeholt, als „Franziskanergasse“ bekannt war. Nicht konkret zu fassen sind hingegen Kraffts Kriterien der Namenswahl für die Kraut-, Brunnen-, Dorf-, Fromm- und Wolkengasse.¹⁴

Eine besondere Umstellung mussten die Offenburger in Bezug auf den Verlauf der Spitalgasse hinnehmen. Mit diesem Namen war jahrhundertlang die Parallelstraße nördlich der Steingasse bezeichnet worden, möglicherweise weil sie sich in ihrem ursprünglichen Verlauf vor dem großen Stadtbrand von 1689 etwas stärker nach Süden neigte und tatsächlich auf den Gebäudekomplex des St.-Andreas-Spitals zulief. Mit der Genehmi-

gung des Stadtrats benannte Krafft diese Straße in Glasergasse um und übertrug die Bezeichnung „Spitalgasse“ auf einen anderen Straßenzug, der tatsächlich an die Spitalgebäude angrenzte, den nördlichen Teil der heutigen Spitalstraße zwischen Ritterstraße und Steinstraße.

Nur 19 der 37 von Krafft aufgelisteten Straßennamen waren keine vollständigen Neuschöpfungen, sondern Bezeichnungen, wie sie in Offenburg bereits seit dem Mittelalter oder spätestens im 18. Jahrhundert in Gebrauch waren. Bedeutsam war, dass nach der Liste nun auch kleinere Seitengassen bzw. Abzweigungen eigene Namen erhielten, die sie eindeutig von den größeren Wegen unterschieden. Dies traf etwa für die ehemalige Kleine Hundsgasse zu, die nun zur Malergasse mutierte, oder die Krautgasse ganz im Süden und die Turmgasse ganz im Norden der Stadt, die wohl erst vor wenigen Jahren oder Jahrzehnten entstanden waren oder zumindest erst seit dieser Zeit als eigenständige Wege wahrgenommen wurden.

Bei den in der Liste genannten Namen handelt es sich offensichtlich bereits um die vom Stadtrat genehmigten Fassungen, die einen Namensbestand beschreiben, wie er nicht erst 1829 konstituiert worden sein wird. Dies bestätigt sich durch verschiedene Angaben zu Immobilienverkäufen und Vermietungsanzeigen im Offenburger Wochenblatt des Jahres 1828, in denen mehrere der neuen Straßennamen bereits in Gebrauch sind, etwa die Ritterstraße (ehemals Hundsgasse), Pfarrgasse (ehemals Teil der Kirchgasse) oder Gymnasiumgasse (ehemals Hafnergasse, später Kapuzinergasse).¹⁵

Wie es die Reihenfolge der Straßen und die zugehörigen Erläuterungen zu ihrem jeweiligen Verlauf in Kraffts Liste erkennen lassen, muss der Ratsschreiber bei deren Erstellung den Altstadtbereich persönlich abgeschrieben haben. Die Eckpunkte der Verlaufsbeschreibungen beziehen sich dabei häufig auf andere Straßennamen bzw. Straßenverläufe, teilweise aber auch auf öffentliche Einrichtungen, die Stadttore und einzelne Privatgrundstücke und Bürgerhäuser.¹⁶ Kraffts Weg führte zunächst von dem als „Freiburger Tor“ benannten Kinzigtor¹⁷ im Süden der Stadt entlang der Hauptstraße bis zum „Straßburger Tor“, das ist das Neutor, und daran anschließend in den gesamten Stadtteil westlich der Hauptstraße mit der Kittelgasse, der Predigergasse (die spätere Prädikaturstraße), Wassergasse, Wolkengasse, Kirchgasse, Gartnergasse und Korngasse. Den Verlauf der Kirchgasse beschreibt die Liste mit dem heutigen, doppelt gewinkelten Verlauf der Kreuzkirchstraße („vom Stadtcassier Hogschen Haus Eck [an der Hauptstraße] bis zum Gottes Acker“). Seltsamerweise nicht gelistet ist die sich von der Hauptstraße zum Friedhof ziehende Pfarrstraße, obwohl selbige unter dieser Bezeichnung bereits 1828 nachweisbar ist.¹⁸ Östlich der Hauptstraße setzte Krafft seinen Gang wiederum vom Kinzigtor ausgehend fort, zunächst entlang der kurzen Krautgasse in die Schlossergasse, Gymnasiumgasse, Gerbergasse, Schustergasse (heute abgewinkeltes Teilstück der Kesselstraße), Kesselgasse und Brunnengasse. Letzterer Straßen-

zug wurde um 1850 in Bauerngasse umgetauft. Nach Angabe der Langen Straße wechselte Krafft zur Spitalstraße, die er jedoch nur zwischen der Ritter- und der Steinstraße verortet, während das Teilstück bis zur Gerberstraße hinunter, früher als Bollengasse bezeichnet, unbenannt bleibt; eventuell liegt hier ein Versehen des Ratsschreibers vor. Anschließend arbeitete er sich erneut von Süden nach Norden vor, nennt die Rittergasse, die Steingasse und den Fischmarkt, danach die Kleine Malergasse, die von der Steingasse auf das „Kreis Directorium“ in der Rittergasse zuführte. Auf die Klostergasse „vom Spital bis zur Frommgaß“ folgt die Glasergasse, die davon nach Süden abzweigende Bäcker-gasse, die Strohgasse,¹⁹ Metzgergasse, Kiefergasse, Frommgasse (heute Alte Lange Straße) und ganz im Norden die Thurm-gasse. Zuletzt wandte sich Krafft dem Gebiet östlich der Langen Straße zu, zunächst der heute nicht mehr existierenden Schulgasse südlich des Franziskanerklosters zwischen Langer Straße und der entlang der Stadtmauer weiter nach Norden führenden Goldgasse, und dann der Schuttergasse, die ursprünglich mittig von der Schulgasse in gerader Linie auf den heutigen Lindenplatz zulief. Der heute mit einem Platznamen versehene Straßenzug erhielt den Namen Lindengasse, allerdings nur „von der Goldgaß bis zur Schuttergaß“, das Teilstück bis zur Langen Straße gehörte noch nicht dazu, da sich dort zu Kraffts Zeiten noch ein an die Lange Straße angrenzender Gebäudekomplex befand (vgl. die Karte zu Beginn dieses Beitrags). Die Webergasse führte von „der Lindengaß bis zur Goldgaß“ nach Süden in geradliniger Verlängerung der Schuttergasse, die bis dahin bereits mehrfach erwähnte Goldgasse beschreibt die Liste im Verlauf von „der Langen Straße bis zur Mädchenschule“ am östlichen Ende der Schulgasse. Am Ende führt Krafft noch die kurze Dorfgasse zwischen Gold- und Schuttergasse auf und zuletzt, als ob er den Straßenzug zuvor übersehen hätte, die Ringelgasse zwischen Klostergasse und Langer Straße.

Weshalb aber hatte es das Offenburger Oberamt überhaupt für notwendig erachtet, das gesamte Offenburger Straßennetz mit einer Beschilderung zu versehen? Deren Zweck wurde zuvor bereits genannt: die an den Hausecken angebrachten Schilder dokumentierten öffentlich den exakten Verlauf eines Straßenzugs und gaben ihm einen offiziell autorisierten Namen, der innerhalb der Stadt auch nur auf diesen einen Straßenzug zutraf. Gemeinsam mit der Festlegung und wahrscheinlich ebenfalls öffentlichen Sichtbarmachung von Hausnummern zielte die Maßnahme darauf ab, eine für jedermann, sei es im Alltagsleben der Bürger wie auch in der Verwaltungspraxis, eindeutige und unmissverständliche Lokalisierung innerstädtischer Örtlichkeiten, privater Bauten und Grundstücke wie auch öffentlicher Einrichtungen sicherzustellen. Abgelöst werden sollte damit eine seit Jahrhunderten übliche Tradition der Grundstückslokalisierung, die auf der Beschreibung der Lage eines Grundstücks in Bezug zu seinen direkten Nachbarn beruhte: die so genannte Anstößerbeschreibung.²⁰ Eine

solche Beschreibung folgt in der Regel einem vorgegebenen Muster. Ausgangspunkt ist die Angabe der öffentlichen Straße, an der das betreffende Grundstück oder Gebäude mit der Frontseite hin lag. Danach werden die rechts und links, und anschließend das an der Rückseite angrenzende Nachbargrundstück genannt. Zuletzt nimmt die Beschreibung noch einmal Bezug auf das an der Frontseite liegende Areal, bisweilen auch unter Angabe einer auf der gegenüberliegenden Straßenseite oder im näheren Umkreis befindlichen öffentlichen Einrichtung oder eines Bauwerks. Als Anstößer kamen sowohl Privatgrundstücke, Wohn- und Wirtschaftsgebäude sowie Gärten, als auch öffentliche Einrichtungen, Straßen oder auch Teile der Stadtbefestigung in Frage. Privatgrundstücke, die den weitaus größten Teil der als Bezugspunkte gewählten Anstößer ausmachen, wurden in der Regel nach ihrem oder ihren Besitzer(n) benannt. Wie eine solche Anstößerbeschreibung aussehen kann, zeigt folgendes Beispiel aus einer Verkaufs-urkunde des Jahres 1608, betreffend ein Haus „in der Clostergasse gelegen, einseit neben der Metzgerzunfftstuben, anderseit neben Veltis Benedict, stost vornen uff gemelte Clostergasse und hinden uff die Patres Societatis in Molsheim“.²¹ Eine besonders reichhaltige Anstößerbeschreibung findet sich in der Urkunde zum Verkauf der Besitzungen des ehemaligen Beginenhauses „Großes Gotzhus“ durch die Stadt an das Kloster Schuttern 1532. Hierbei bedurfte es der Lagebeschreibung von zwei Häusern mit Hof und Garten „bym Barfüsser closter, zwischen der allmendt strassen gegen dem closter garten zu eyner [Seite] und Matheus Rorem dem Ziegler, Hanns Ruoffen dem Metzger und Melchior Becken, Schnecken Berbelins tochterman, zur andern syden gelegen, stoßt mit eym ortt uff die allmendt gegen der statt ringmur und mit dem endt auch uff die allmendt gegen Laux Schleyen huß, dem Schinthuß gotzhauß und Margolff Eyssen schur“.²² Die „allmendt“ bezeichnet jeweils ein öffentliches, der Stadtgemeinde gehöriges Areal, häufig eine öffentliche Straße oder Platz. In vorliegendem Fall werden die von der Stadt verkauften Immobilien zunächst nur grob in der Nähe des Franziskanerklosters verortet, dann genauer zwischen einer am Garten des Franziskanerkloster gelegenen öffentlichen Straße (später die Schulgasse) und drei privaten Anliegern. Weiterhin stieß ein „ortt“, also eine Ecke, manchmal auch Seite, auf ein anderes öffentliches Areal, vermutlich ebenfalls eine Straße, der gegenüber sich die östliche Stadtmauer befand. Es dürfte sich dabei um den nördlichen Teilabschnitt der Goldgasse gehandelt haben. Auch am Westrand grenzte öffentlicher Raum an, vermutlich ein platzartiger Teilabschnitt der späteren Schuttergasse, dem gegenüber sich ein weiteres Privathaus, eine Scheuer bzw. Schuppen oder Stallung sowie das Gebäude der Beginensammlung vom „Schinthuß gotzhauß“ befand.²³ Die Angabe von mehreren Anstößern an der gleichen Seite erklärt sich durch die erhebliche Größe des Areals.

In der Verwendung überwiegend privater Grundstücke als Bezugs-

punkte in einer Anstößerbeschreibung lag und, sieht man es aus der Sicht eines Historikers, liegt einer der grundlegenden Nachteile dieser Methode der Grundstückslokalisierung. Denn damit die Beschreibung auch noch Jahre und Jahrzehnte nach ihrer Anfertigung nachvollziehbar sein konnte, war sie auf möglichst stabile, über längere Zeit unveränderte Besitzverhältnisse in den Nachbargrundstücken angewiesen. In der Realität war dies jedoch nur selten der Fall, so dass spätestens nach einigen Jahrzehnten und mehreren Besitzerwechseln in der Nachbarschaft oder auch Verlegungen bestimmter öffentlicher Einrichtungen, die als Bezugspunkte gewählt worden waren, die Lage eines Grundstücks kaum mehr zu rekonstruieren war. Noch problematischer war die Angelegenheit, wenn eine Person gleich mehrere Gebäude oder Grundstücke innerhalb der Stadt ihr Eigen nennen konnte, diese Besitzungen jedoch keine distinktiven Unterscheidungsmerkmale erhielten, sondern weiterhin nur mit dem Namen des Besitzers benannt wurden. Weiterhin dürfte diese Lokalisierungsmethode vor allem Ortsfremden, und hierbei ist besonders an Verwaltungsstellen zu denken, erhebliche Mühe bereitet haben, da diese in der Regel über keine genauere Kenntnis der Besitz- und Wohnverhältnisse innerhalb einer Stadt verfügten und deshalb mit den Angaben zu den Nachbargrundstücken bzw. den jeweiligen Besitzern ohne die Hilfe eines Ortskundigen wenig anzufangen gewusst haben werden.

Leider lässt auch die Angabe der öffentlichen Straße, an der das gesuchte Objekt mit der Frontseite lag, keine genaue Lokalisierung zu, da bis zur Festlegung der Straßennamen und der öffentlichen Beschilderung der Straßen zwischen 1824 und 1829 keine Auskünfte über den exakten Verlauf der jeweils genannten Straßen existieren. Die Auswertung zahlreicher Anstößerbeschreibungen hat ergeben, dass die Angabe des Namens einer öffentlichen Straße zu Beginn oftmals nur einen weniger scharf umrissenen Bereich innerhalb des Stadtbezirks anzeigt, der allein einer groben Verortung des Grundstücks dient, das erst anschließend durch die Angabe der Anstößergrundstücke genauer lokalisiert wird. Insofern spielte es für die Urheber dieser Beschreibungen möglicherweise nur eine untergeordnete Rolle, wie sich der exakte Verlauf der von ihnen genannten Straße gestaltete. Da eine offizielle Festlegung seitens der Offenburger Obrigkeit fehlte, scheint es häufiger der individuellen Einschätzung der Vertragsparteien bzw. des Urkundenschreibers oder aufnehmenden Notars geschuldet zu sein, wie der Straßenzug, an dem sich ein Grundstück oder Haus befand, benannt wurde.

Die Problematik dieser nicht klar definierten Angaben in den Schriftquellen, und hierbei vor allem in Anstößerbeschreibungen, offenbart sich in Offenburg besonders prägnant an der Verwendung der Straßennamen „Kirchgasse“ und „Klostergasse“. Als „Kirchgasse“ wurde bis ins frühe 19. Jahrhundert hinein nicht etwa nur ein einzelner Straßenzug benannt,

sondern die Bezeichnung umfasste sowohl die heutige Kreuzkirchstraße als auch die Pfarrstraße und die Gärtnerstraße sowie noch den nördlichen Abschnitt der Kittelgasse ab der Kornstraße. Der Verlauf der heutigen Pfarrstraße war zusätzlich noch einmal als „Untere Kirchgasse“ bekannt. Dazu wurde die heutige Wolkengasse als „Hintere“ oder „Kleine Kirchgasse“ angesprochen. In ähnlicher Weise enthielt die „Klostergasse“ nicht allein den Verlauf der heutigen Klosterstraße, sondern bezeichnete dazu noch einen nicht genauer abgrenzbaren nördlichen Teilabschnitt der Langen Straße sowie die komplette Alte Lange Straße und einen südlich vom Franziskanerkloster zur Stadtmauer hin verlaufenden, heute durch Überbauung nicht mehr existierenden Weg, die frühere Schulgasse.

Für den Historiker stellt diese unspezifizierte Verwendung von Straßennamen ein erhebliches Problem dar, weil teilweise nicht mehr nachvollziehbar ist, welcher Straßenverlauf mit einem in einer Schriftquelle genannten Straßennamen gemeint gewesen ist. Hinzu kommt, dass sich die Bebauung eines größeren städtischen Areals über die Jahrhunderte in vielfältiger Weise verändern kann, wodurch sich einzelne Straßenzüge verschoben haben oder gar nicht mehr existieren. In Offenburg zeigt sich dies am deutlichsten in dem Siedlungsareal östlich der Langen Straße, wo heute zahlreiche Straßenzüge des alten städtischen Wegenetzes durch moderne Überbauung gänzlich verschwunden sind. Wie die Auswertung zahlreicher Schriftquellen mit Anstößerbeschreibungen gezeigt hat, setzten sich in diesem Bereich, zumindest bis zum verheerenden Stadtbrand von 1689, mehrere, möglicherweise sogar alle der von Westen auf die Lange Straße zulaufenden Straßen bis zur östlichen Stadtmauer fort. Sicher festzustellen sind Verlängerungen der Metzgerstraße, der Gerberstraße und der Kesselgasse, vermutlich waren auch der Steinweg und der heute deutlich breitere Lindenplatz früher Teile des gleichen Straßenzugs.

In der Bearbeitung der historischen Topographie für den Archäologischen Stadtkataster trat das Problem der Identifizierung historischer Straßenverläufe angesichts schwankender Straßennamen in den Schriftquellen sehr häufig auf, zumal wenn zwischen den einzelnen Belegen größere Zeiträume von mehreren Jahrzehnten oder gar Jahrhunderten liegen. Viele der in der historischen Topographie genannten Einrichtungen des öffentlichen Lebens in Offenburg konnten nur aus der Zusammenschau mehrerer Quellenbelege, vor allem Anstößerbeschreibungen, lokalisiert werden. Dabei entstand eine umfangreiche, in Form einer Liste angelegte Sammlung an Quellenbelegen zu den einzelnen Straßen und Straßennamen Offenburgs von etwa 1320 bis ins frühe 19. Jahrhundert. Diese eigentlich nur als Hilfsmittel für die Lokalisierung der öffentlichen Einrichtungen verwendete Liste stellt an sich jedoch bereits eine Fundgrube von Informationen für jeden Stadthistoriker wie auch Heimatforscher dar, weshalb eine (hoffentlich nutzbringende) Veröffentlichung geraten schien.

Alter Name/ Quellen- begriff	Lokalisierung (Verlauf) bzw. heutiger Name	Quellenbelege
Bollengasse	Spitalstraße (mglw. nur südlicher Abschnitt zwischen Ritterstraße und Ger- berstraße)	StaO 10/18/113 (1645), 635r: <i>Bollengaß</i> StaO 10/18/115 (1673), S. 468 StaO 10/18/116 (1688), S. 81: Haus etc. <i>auffm Kübellmarckt gelegen, [...] vornen uff den Kübell- marckt, hinten uff die Bollengass stossend</i>
Eisengasse	Hauptstraße	StaO 1/603 (1429 Nov 9): Verkauf von <i>hus und hofreite, uff der Isingasse, [...], lit vornan gegen dem rathuß uber und stost hindenan an des egenanten spitals hofreite</i> StaO 1/604 (1430 Juli 22): <i>Das huß uff der Isin- gasse, das do stoßt uf der siechen spitalhuß;</i> Revers: <i>Haus uff der isingassen gelegen; zu beiden seiten neben des spitals gut</i> StaO 11/433 (1786/87), S. 201: <i>Ausgabe auff Erbauung des Neuen Hauses und Keller auff den Issengass</i>
Beim/Im faulen Pelz	Bereich Gymnasium- straße, Schlosser- gasse	StaO 10/18/108 (1609), 111v: <i>in der Hafnergass im faulen beltz</i> StaO 11/2999 (1612), 7r StaO 10/18/110 (1617), 130v StaO 10/18/112 (1630), 436r: <i>im Faulbeltz</i> StaO 10/18/121 (1716), S. 324
Fischmarkt	Fischmarkt (später auch Obst- markt)	StaO 10/18/120 (1707), 146r: <i>Haus auf dem Fischmarckt</i> [und viele spätere Belege]
Finstergasse	Zunftgasse (ab südlichem Linden- platz = Webergasse [19. Jhdt.] teilweise abgegan- gene Parallelstraße zur Langen Straße (ursprünglich wohl durchgehend vom Lindenplatz nach Süden bis zur Goldgasse nahe des Schwabhauser Tors)	StaO 10/18/101 (1560), 170r: <i>beim Schwabhauser Tor ein finster geßlin</i> StaO 10/18/101 (1563), 333r: <i>Haus und Hof hün- der der statt spicher by dem Stangenbrunnen, einerseits an [...], anderseits ann dem almd geßlin, das finster geßlin genannt, gelegen</i> GLA 66/6385 (1693), 41v: <i>Haus in der Langen- gass, einerseit neben der Elendherberg, andrer- seith neben Valentin Fryenbach, vornen auff die Langgasse und hinden auf das finster gäßlin</i> [ähnlich ebd., 42r, 42v, 43r] GLA 66/6386 (1711), 56r: <i>Haus in der Langen gassen, einseith ahn der Statt Trott Platz, so Hans Adam Medlinger der Beckher der Statt abgekauft, anderseith der Stangenbrunnen, vornen uff die Lang gass, undt hinden auff das finster gässlin</i>
Franziska- nerstraße	Klosterstraße	GLA H Offenburg 2 (1809/10) [= Hacker'scher Vermessungsplan]
Frommgasse (1750–1891)	Alte Lange Straße	StaO 10/1/9 (1829), S. 88

Gärtner- gasse/ Gärtner- gasse	von der Kornstraße nach Norden abzweigender Abschnitt des Straßenzugs Am Marktplatz	StaO 10/1/9 (1829), S. 84
Gerbergasse	Gerberstraße (bis mindestens 1689 mit durchgehendem Straßenzug bis zur östlichen Stadtmauer)	StaO (Pfarrarchiv Heiligkreuz, unverz.), Kopialbuch 1583, fol. 34r/v (1400): <i>Gerbergass</i> StaO (Pfarrarchiv Heiligkreuz, unverz.), Kopialbuch 1583, fol. 27v/28r (1405): Haus etc. <i>in der Gerbergasse, einseit neben Heitman Gerber, bey dem brunnen, anderseit neben der Schwerdtfegerin</i> GLA 30/1931 (1427 Sep 5): <i>gerwer gassen</i> GLA 30/1933 (1444 Mai 18): <i>gerwer gassen</i> StaO 10/18/101 (1557), 17r: <i>allmendt gerber gass</i> StaO 10/18/101 (1559), 135v, 138v StaO 10/18/112 (1625), 47v: Haus etc. <i>inn der gerbergaß, neben Georg Eckhardt, [andere Seite] neben Hans Apten, hinden uf die Roßmühl</i>
Guldengasse, Goldgasse	Goldgasse (bei der Bezeichnung der Ringelgasse als „Gold Gäschen“ im Hacker’schen Vermessungsplan (um 1809/10) [= GLA H Offenburg 2] handelt es sich möglicherweise um ein Versehen)	StaO 10/18/108 (1611), 294r: Haus etc. <i>in der Guldengass beym Schlaghaus, [...] hinten und vorne auf die allmendt</i> StaO 10/18/111 (1621), 168r: Haus etc. <i>am Schindtbach, einseit [...], anderseit an der allmendt gelegen, ist ein eck an der Guldengasse</i> StaO 10/18/111 (1622), 211r: Haus etc. <i>an der Straßen gegen dem Schwobheüßer thor, [...], hinden uff die Guldengäß</i> StaO 10/18/111 (1623), 287r/v: Haus etc. <i>alhie bey der Gulden gaß, hinden gegen der Stadtmaur, einseit an die gaßen ahn dem Barfüßer Closter gelegen, anderseit Hans Batzer</i> StaO 10/18/111 (1624), 381r StaO 10/18/113 (1645), 633v: Eckhaus <i>ahn Schindtbach, [...] hinden uf die Guldengass</i> StaO 10/18/114 (1651), 115v: <i>Ein Platz, darauf vorher ein Scheur gestanden, am bach oberhalb dem Schlaghauß, [...], hinden [uf] die Guldengass stoßend</i> StaO 10/18/114 (1662), 473v: Haus etc. <i>bey dem Baad, einerseit [...], anderseit und vornen auf den Closterbach, und hinden auf die Guldengass</i> StaO 10/18/119 (1698), S. 33: <i>Hofstatt in der sogenandten Schinders Eckh gelegen, [...], hinden auf die Goldtgass, vornen auf die gemeine Straß</i> StaO 10/18/120 (1710), 272v: <i>Hausplatz beym baad gelegen, einseit daß guldene gässlin</i>
In der Gruben	Areal zwischen Gymnasiumstraße, Gerberstraße und Schlossergasse	StaO 10/18/101 (1558), 83v: <i>in der gruben</i> bei dem Bollwerk, zu einer Seite an der <i>Schawenburgerin Speicher</i> StaO 10/18/101 (1559), 145r; (1560), 167v

		StaO 10/18/101 (1562), 314r/v: <i>große Behausung in der gruben, [...] anderseits an dem geßlin so bede behausung scheidet, vornen an dem almendt plätzen sessend</i> StaO 10/18/102 (1566), 70v: <i>in der gruben beym Bollwerkh</i> StaO 10/18/112 (1626), 93r: <i>Haus in der gruben, [...], vornen uff die almendt gegen dem Bollwerck</i> StaO 10/18/119 (1703), 122v: <i>Hausplatz in der Gruben bey der Gerbergassen gelegen</i>
Gutleutegasse	außerhalb der Altstadt beim Gutleutehaus (Hohen Rain)	StaO 10/30/1 (1587 Apr 17), S. 99b StaO 11/3091 (1784), S. 18
Hafenmarkt, am Hafen	südliche Hauptstraße, nahe Ausgang Kittelgasse, zum Kinzigtor hin vermutlich identisch mit oder Teilabschnitt des → Kübelmarkt	StaO 10/18/101 (1557), 63r StaO 10/18/101 (1559), 117r StaO 10/18/101 (1563), 330r: <i>Hafenmarkt</i> StaO 10/18/110 (1616), 12r: <i>Haus etc. am Hafemarckt, ist ein Eckhaus, [...], anderseit an der Küttelgassen</i> StaO 10/18/112 (1628), 223v: <i>Haus in der Kittelgasse, am Haffenmarckt</i>
Hafnergasse	Gymnasiumstraße → Kapuzinergasse	StaO 10/18/101 (1557), 24r: <i>allmendt hafner gass</i> StaO 10/18/101 (1562), 270v StaO 10/18/103 (1576), 114v StaO 10/18/104 (1588), 103r: <i>Haus in der Hafnergassen beim bronnen</i> StaO 10/18/108 (1608), 38r StaO 10/18/108 (1609), 111v: <i>in der Hafnergass im faulen beltz</i> StaO 10/18/112 (1625), 9r StaO 66/6384 (1687), 2r: <i>Haus in der Hafnergassen bey dem Capuzinerkloster</i>
Hartbrechtgasse	wahrscheinlich Privatgasse; Lokalisierung nicht möglich	GLA 34/1168 (1340 Jun 2/7): <i>Haus in der Hartbrehten gasse</i>
Hauptgasse (1), Hauptstraße	Hauptstraße	GLA 66/6384 (1687), 3v: <i>Hauptgass</i> StaO 10/18/116 (1688), 109r StaO 10/18/119 (1700), 94r: <i>Freiherr von Neveu erwirbt ein Hausplatz an der Hauptstraß</i> StaO 10/18/120 (1703), 10r: <i>Hauptgass</i>
Hauptgasse (2)	Lange Straße	StaO 10/18/120 (1711), 336r/v: <i>Hausplatz nechst dem Schwabhauser Thor gelegen, [...] vornen die haubtgass gegen dem Schwabhauser Thor</i>
Heumarkt	auf der Hauptstraße, zwischen Neutor/Wasserstraße und Pfarrstraße → Holzmarkt	StaO 10/30/1 (1585 Sep 11), S. 13–16 (Wachordnung): <i>Heu- und Holzmarkt soll vor Hans Jelius Behausung abgehalten werden</i>

Holzmarkt	auf der Hauptstraße, zwischen Neutor/Wasserstraße und Pfarrstraße	StaO 10/30/1 (1585 Sep 11), S. 13–16 (Wachordnung): Heu- und Holzmarkt soll vor Hans Jelius Behausung abgehalten werden StaO 10/18/117 (1697), 130v: <i>Hofstatt auf dem Holtzmarckt, einerseit an Landvogten Baron de Neve, anderseit [...], hinden auf gedachten Baron de Neve und die Wassergassen, vornen auf gemeltem Holtzmarckt</i> StaO 10/18/119 (1702), 116v: <i>Hausplatz ahn dem eck ahn der Kirchgassen gelegen, [...], vornen der Holtzmarckt</i> [Holzmarkt evtl. auf gesamter Breite zwischen Wasserstraße und Pfarrstraße?]
Hundsgasse	Ritterstraße	EAF, UH/193 (um 1460/70), S. 75 StaO 10/18/101 (1557), 33r/v StaO 10/18/101 (1560), 154v (und zahlreiche spätere Erwähnungen)
Kleine Hundsgasse	Malergasse	StaO 10/18/102 (1574), 417v StaO 10/18/102 (1574), 422r: <i>am steinweg im kleinen hunds-gäßlin genant</i> StaO 11/2999 (1612), fol. 3r StaO 1/164 (1621 März 12) StaO 10/18/114 (1658), 351v: <i>Haus in der Hundts-gasse gelegen, einseit das klein Hundts-gässlin</i> StaO 10/18/120 (1707), 135r
Judengasse	Bäckergasse → Spitalherkengasse	StaO (Pfarrarchiv Heiligkreuz, unverz.), Gültverzeichnis der Altarpfründe der Pfarrkirche, 68r (1393 Dez 13): <i>Haus etc. in der Judengassen, genant Spitalherken gaß</i> StaO 10/18/101 (1562), 324r: <i>am Steinweg im Judengesslin</i> StaO 10/18/102 (1566), 44r StaO 10/18/103 (1579), 222r; StaO 10/18/110 (1616), 18r: <i>Haus im Judengäßlin, neben herrn Adam Mecheler Stattschriber</i> StaO 10/18/110 (1616), 54r: <i>Haus etc. in der Spitalgassen gelegen, [...], anderseit dem Judengässlin</i> StaO 10/18/134, 1794, S. 294 [Umbenennung in Bäckergasse 1824/29, im Nussbaumplan 1858 noch Judengasse]
Kählerbachgasse	Lokalisierung nicht möglich; Gasse in Nähe Kähnturm/Lindenplatz?	StaO 10/18/110 (1617), 114r, 125r StaO 1/161 (1617 Mai 21)
Kapuziner-garten	südlich der Kesselstraße, an das Kapuzinerkloster angrenzend	StaO 10/18/120 (1708), 192r: <i>Haus in der Kesselgasse, neben dem Capuziner garten</i>

Kapuziner- gasse	Gymnasiumstraße → Hafnergasse	StaO 10/18/121 (1716), S. 324: Platz einer Scheuer <i>im faulen Pelz</i> , vorne <i>die Cappuziner gass</i> Offenburger Wochenblatt, Nr. 4 (1828 Jan 26), S. 14: <i>Logievermietungen in der Kapuzinergasse</i>
Käsmarkt	auf der Hauptstraße, Areal vor dem Salz- haus (Hauptstraße 77) → Obstmarkt	StaO 10/18/101 (1563), 335r: Haus <i>am käsmarkt</i> , <i>stößt hinten uff den spittal, vornen uff die almendt</i> StaO 10/18/101 (1563), 343v StaO 11/2999 (1612), 2v: <i>Zins von dem anstoß ahm hauß auf dem Käßmarckt uf dem keller vor der stu- ben ahm Salmen gelegen</i> StaO 10/18/121 (1714), S. 204: Haus <i>am Käsmarkt</i> , neben dem Spital, andere Seite ein (Privat-)gässlin <i>gegen Zunftmeister Andreas Burckhen [...]</i> , vorne <i>die Hauptgass</i> , hinten <i>ein gässlin gegen dem Reb- leute zunft platz</i>
Kesselgasse	Kesselstraße (bis mindestens 1689 mit durchgehendem Straßenzug bis zur östlichen Stadt- mauer)	EAF, UH/193 (um 1460), S. 21 StaO (Pfarrar- chiv Heiligkreuz, unverz.), Gültverzeichnis der Altarpfründe der Pfarrkirche, 75r (1465) StaO 10/18/101 (1557), 22r, 24r, 42r StaO 10/18/113 (1633), 221r: Haus etc. in der Kesselgasse, einseit [...], <i>anderseit gegen der Statt Rinckmauren</i> → seit 1630er Jahren in den Kontraktenprotokollen häufiger genannt (Ausbauphase dieses Stadtteils?)
Kleine Kesselgasse	Lokalisierung nicht möglich, vermutlich Abzweigung von der Kesselgasse, mglw. eine Verbindung zur Bauerngasse	StaO 10/18/111 (1622), 254r StaO 10/18/114 (1661), 453r: <i>kleine Khösselgasse</i>
Kindlinsgasse	Abzweigung von der Langen Straße; mglw. Ringelgasse	StaO 10/18/101 (1566), 21v: Haus <i>bey dem Schlag- haus, ist ein Eckhauß, stoßt hinden uff das Kindtlins geßlin</i>
Kirchgasse	mehrere Straßenzüge im Umkreis der Pfarrkirche (Kreuzkirchstraße; Pfarrstraße; nörd- licher Teil der Kittel- gasse)	GLA 34/1183 (1352 Feb 10): Haus und Hof <i>in der kirchgasse, ist ein orthus</i> GLA 34/1184 (1409 Jul 20), 34/1185 (1416 Jan 15): Haus <i>in der kirchgassen, einseit Jeckelin Sporlins seligen erben, anderseit der gassen, und stosset hindenan an der prediger herberge und vor- nen an die kirchgassen</i> GLA 29/629 (1483 Jun 19), Haus in Offenburg <i>in der Nuweneck genant</i> , einerseits die <i>Kirchgasse</i> StaO 10/18/101 (1560), 147r StaO 10/18/101 (1563), 346r StaO 10/18/102 (1566), 44r: Haus in der Kirch- gasse, Anstößer: <i>Meißmer hauß</i> StaO 10/18/104 (1587), 110r: Haus etc. <i>in der kirchgass gelegen, [...] neben dem kirchhof</i>

		<p>StaO 10/18/109 (1615), 311v: Haus etc. <i>in der Kirchgassen, ist ein Eckhaus an zweyen orten</i></p> <p>StaO 10/18/113 (1632), 83r (und 90r): Haus <i>in der Miltergassen, [...] anderseits an die Kirchgassen</i></p> <p>StaO 10/18/113 (1632), 85r: Eckhaus, <i>stößt einerseits in die Kirchgasse, anderseits und hinten auf Junckhers von Dalburg, vornen uff den Stockhbrunnen</i></p> <p>StaO 10/18/113 (1639), Haus in der Kirchgasse, [...], <i>andererseits der Kirchhof</i></p> <p>StaO 10/18/113 (1645), 629v: Haus <i>in der Kirchgasse, [...] anderseit herrn Probsten von Oberkirch, hinden uff hiesigen Spital (?) und vornen uff gemelte gaß</i></p> <p>StaO 10/18/114 (1661), 448r: Haus <i>in der kirchgasse bey dem Dahlbergschen Speicher</i></p> <p>StaO 10/18/119 (1702), 116v: <i>Hausplatz ahn dem eck ahn der Kirchgassen gelegen, [...], vornen der Holtzmarckt</i></p>
Kirchgasse beim Hürtz- bronnen/ Hürtz- brunnen	Kreuzkirchstraße	<p>StaO 10/18/105 (1593), 60r</p> <p>StaO 1/179 (1630 Aug 7) [= 10/18/112 (1630), 389v]: Haus <i>ahn der kirchgassen gelegen, vornen gegen den hürtzbrunnen, neben undt hinden uff Juncker Geörg von Dallspurgs hoff stoßendt</i></p>
Untere Kirchgasse	Pfarrstraße	<p>StaO 10/18/101 (1559), 134r, 142r</p> <p>StaO 10/18/101 (1563), 353v: Eckhaus in der <i>underen kirchgasse</i>, stößt an die Schuhmacher Zunftstube</p> <p>StaO 10/18/103 (1577), 148v</p> <p>StaO 10/18/110 (1619), 321v</p> <p>StaO 10/18/111 (1624), 402v: Haus etc. <i>in der underen Kirchgasse, neben dem pfarrhoff garten</i></p>
Hintere/ Kleine Kirchgasse	Wolkengasse	<p>StaO 10/18/103 (1578), 182v: Haus <i>in der hinderen Kirchgassen, [...] hinden uff den Pfarrhoff Gartten</i></p> <p>StaO 10/18/110 (1617), 155v (Kleine Kirchgasse)</p> <p>StaO 10/18/112 (1626), 90v (Kleine Kirchgasse)</p> <p>StaO 10/18/113 (1642), 590r: Eckhaus in der <i>hinteren Kirchgasse, [...], anderseit neben Herrn Johann Cürneckhern Vogten zu Achern und Appenweyer, hinten Herrn Stettmeister Michael Markelin selig erben</i></p> <p>StaO 10/18/113 (1642), 590r/v: dito, nur des Cürneckhers <i>Vogt des Landtgerichts Achern</i></p> <p>StaO 10/18/113 (1643), 600v: Haus <i>in der hinderen Kirchgasse, einerseit herrn doctor Walther Düdenheim, büschöflichen Straßburgischen Nue Cantzler, anderseit Fraw Clara Anna Baumänin, gebohrene Stürtzlerin von Buochheim seligen erben, hinden uff den Pfarrhoff, vornen uff die allmend</i></p>

		GLA 66/6385 (1693), 23r: Haus etc. <i>in der hinteren Kirchgassen, einseithen neben herrn landtvogtes Frantz Michael Neven Scheurn, anderseithen neben Conrad Rosenstockh, stoßt vornen uff der almendt, und hinden auf des Pfarrhof Gartten</i>
Kittelgasse	Kittelgasse (mglw. nur südlicher Verlauf bis zur Kornstraße (Miltergasse); nördlicher Verlauf Teil der → Kirchgasse)	GLA 66/2791 (um 1430), 25v: Haus <i>in der kittel gassen</i> StaO 10/18/101 (1558), 96r StaO 10/18/101 (1564), 388r: Haus in der Kittelgasse, stößt hinten <i>an den Kunnigshof</i> (= Landvogtei, Amtshof) (und zahlreiche spätere Erwähnungen)
Kleine Gasse	Abzweigung von der Steinstraße, entweder Bäckergasse (→ Judengasse) oder Malergasse (→ Kleine Hundsgasse)	StaO 10/18/102 (1572), 307r: <i>am steinweg im kleinen geßlin</i> StaO 10/18/103 (1575), 43r
Klostergasse	Klosterstraße, Alte Lange Straße, nördlicher Teilbereich der Langen Straße, ehemalige Schulgasse (heute überbaut)	GLA 66/2791 (um 1430), 66v: Haus <i>in der Klostergassen, ein sit neben dem brobst von Allenheiligen</i> StaO (Pfarrarchiv Heiligkreuz, unverz.), Kopialbuch 1583, 15v/16r (1437 Apr 7): Haus etc. <i>vornen in der Clostergassen, einseit ist ein orthauß mit einer und mit der anderen seiten Syfrids Pfarrern gelegen und stosset hinden uf des Probsthoff zuo Allenheiligen und vornen uf den weg</i> StaO 10/18/101 (1556), 5r StaO 10/18/101 (1560), 162r StaO 10/18/109 (1613), 150r: Haus in der Klostergasse, stößt hinten auf die Stadtmauer (und zahlreiche spätere Erwähnungen)
Kleine Klostergasse	Alte Lange Straße	StaO 10/18/101 (1556), 13r
Untere Klostergasse	Bereich Klosterstraße/Alte Lange Straße, genaue Lokalisierung nicht möglich	StaO 10/18/103 (1575), 51r: Haus <i>an der under Closter gass, [...], stost hinden an das Getterhaus</i> StaO 10/18/103 (1575), 73v
Klosterplatz	Platz vor der Kirche des Franziskanerklosters → Weinmarkt	StaO 10/30/1 (1585 Sep 11), S. 13–16 (Wachordnung, Verlegung des Weinmarkts) StaO 10/18/104 (1588), 125r
Kornmarkt	vor 1630: Areal zwischen Rathaus, Bezirksamtsgebäude und der Pfalz (vor Hauptstraße 90–94)	StaO 10/18/112 (1630), 406r: Haus <i>uff dem alten Kornmarckt, gegen der Pfaltz hinüber gelegen, einseit neben der Cantzley, anderseit der herberg zur Sonnen</i>

	nach 1630: Verlegung nach Norden: Areal zwischen Kornstraße und Kreuzkirchstraße/ Metzgerstraße (vor Hauptstraße 82–88)	StaO 10/18/114 (1651), 110v: Haus <i>beim Kornmarckt gelegen, einseith der Schmidtstuben</i> StaO 10/18/115 (1680), S. 820: Haus etc. <i>auf dem Kornmarckt gelegen, einerseit Johann Chorhum-mels, dem Sattler, anderseit der gass der Metzlig zugehent, vornen uff gedachten Kornmarckt oder Röhrbronnen, hinden auf der Metzgerzunfftstuben stossendt</i>
Krautmarkt	Teilstück der Metzgerstraße zwischen Hauptstraße und Klosterstraße	StaO 10/18/102 (1570), 236r: Haus <i>am kraut merckt gegen der metzig uber</i> StaO 10/18/103 (1581), 412v: Haus <i>vornen zu an der krautmärkt, einseit an der herberg zum Adler</i>
Krimpen-gässlin	Lokalisierung nicht möglich (Privat-gasse?)	StaO 10/18/114 (1658), 326r
Kronengasse	Lokalisierung unsi-cher; mglw. Bauern-gasse	StaO 10/18/114 (1649), 52r: Haus etc. <i>beim Schwabhauser Tor, hinden uf die Cronengass stoßend</i> StaO 10/18/114 (1660), 417r
Kübelmarkt	Teilstück der Hauptstraße zwischen Gerberstraße und Ritterstraße (Ostseite) vermutlich identisch mit oder Erweiterung des → Hafenmarkt	StaO 10/18/121 (1608), 10r: Haus <i>uffm Kübelmarckt</i> , stößt zu einer Seite auf das [Wohn-]Haus des Wirts zur Jungfrau StaO 10/18/112 (1630), 447v StaO 10/18/113 (1633), 175v: Haus auf dem Kübelmarkt, [...] <i>hinden die hundts-gass</i> [Haus inmitten der Hauptstraße?] StaO 10/18/113 (1642), 597v StaO 10/18/116 (1688), S. 81: Haus etc. <i>auffm Kübellmarckt gelegen</i> , [...] <i>vornen uff den Kübellmarckt, hinten uff die Bollengass stossend</i> StaO 10/18/117 (1694), 79r: Platz <i>auf dem Kübelmarkt, einerseit ahn die Küttelgass</i>
Kürbsen-gasse	Lokalisierung nicht möglich; mglw. Küfergasse	StaO 10/18/101 (1562), 265v (<i>Kürbsgeßlin</i>) StaO 10/18/112 (1625), 2v (<i>Kirbsgaß</i>) StaO 10/18/112 (1629), 275v (<i>Kirbsgassen</i>) StaO 10/18/115 (1669), 268v (<i>Kirbsengässlin</i>)
Auf/In der Lachen	Areal südliche Gold-gasse, etwa in der Abzweigung der sich ursprünglich bis an die östliche Stadt-mauer ziehenden Gerberstraße	GLA 66/2791 (um 1430), 29v: <i>in der Lachen</i> , 30v: <i>uff der Lachen</i> StaO 10/18/104 (1588), 150r: Haus etc. <i>uff der Lachen</i> , [...] <i>einerseit neben Hans Nollen, anderseit Christman Büchtel, vornen uf die Lach und hinden uff die Schad Offenburg stoßendt</i> StaO 10/18/104 (1588), 166v: Haus <i>oben in der Lachen, neben Hans Nollen</i> StaO 10/18/104 (1589), 248r: Haus etc. <i>uff der Lachen, gelegen einerseit neben einem allmendt gessel, anderseit neben Hans Nollen, hinden uff der ringkmaur und vornen uff die Lach</i>

Landstraße	südliche Hauptstraße (mit Straßenführung außerhalb der Altstadt)	GLA 66/2791 (um 1430), 28v u. a.: die <i>lantstrasse</i> StaO 10/18/117 (1697), 138r: <i>Hausplatz fornen auf der Landtstraßen, einerseits die Küttelgassen, anderseits die Karcherstuben</i>
Lange Gasse, Lange Straße	Lange Straße	StaO 10/18/113 (1642), 584v: Haus <i>in der obern Straßen gegen dem Schwabhauser thor</i> StaO 10/18/115 (1680), S. 664: Haus <i>in der Langen Straß [...], hinden uff die Guldengaß stoßend</i> StaO 10/18/115 (1688), S. 75: <i>Langengass</i> GLA 66/6385 (1693), 41v: Haus <i>in der Langengass, einerseit neben der Elendherberg, anderseith neben Valentin Fryenbach, vornen auff die Langgasse und hinden auf das finster gäßlin</i> [ähnlich ebd., 42r, 42v] StaO 10/18/120 (1706), 117v GLA 66/6386 (1711), 56r: Haus <i>in der Langen gassen, einseith ahn der Statt Trott Platz, so Hans Adam Medlinger der Beckher der Statt abgekauft, anderseith der Stangenbrunnen, vornen uff die Lang gass undt hinden auff das fünster gässlin</i> StaO 2/104 (Unterpfandbuch St. Andreashospital 1714–17), 3v (1717): <i>Lange Gasse</i>
Langer Weg	außerhalb der Altstadt; nicht lokalisierbar	GLA 66/2791 (um 1430), 26r: <i>acker by den langen weg</i>
Marktgasse/ Markt	Hauptstraße; zentrales Areal an der Kreuzung Hauptstraße-Kornstraße-Fischmarkt	StaO 10/18/112 (1625), 46v: <i>Eckhaus vornen uff den marckt</i> StaO 10/18/113 (1632), 126v: Haus <i>auf dem Marcht [...] gegen der Pfaltz hinden</i> GLA 216/181: Abbruch der Laube/Kaufhaus 1784–1787, Bericht des Ortenauer Landvogts (1784 Nov 8) betreffend den seitens der Stadt geplanten Abbruch <i>der sogenannten alt laub oder dem ehemaligen, bey dem leydig von den Franzosen zu Endt des vorigen Jahrhunderts vorgenommen Stadtbrand gleichfalls bis auf die Hauptmauer ausgebranten Kaufhaus, alles auf einem Platz auf der bestimmten Marktgasse in der Nähe zum new Frucht Ausstellungs Haus</i>
Hinter der Mauer	langgezogenes Areal entlang der Goldgasse zwischen Lindenplatz und der Südost-Ecke der Stadt (ehemaliges Schwabhauser Bollwerk)	StaO 10/18/104 (1591), 421r: Haus etc. <i>hinder der Mauer beim Schad Offenburg, einerseit Hans Nollen, vornen uff der herren trotten</i> StaO 10/18/110 (1616), 15v: Haus <i>hinder der Herren Trotten hinder der Mauren gelegen</i> StaO 10/18/112 (1625), 28r: Haus <i>bei der Roßmühlen, hinder der Mauren</i> StaO 10/18/112 (1626), 74v: Haus <i>hinder der Mauren bey dem Schwabhauser Bolwerck</i>

		StaO 10/18/113 (1642), 582r: Haus <i>hinder der Mauren ohnweit alhie syenden Roßmühlen gelegen, [...] vornen gegen der Stattmauren</i>
		StaO 10/18/113 (1642), 588r: Hausplatz <i>hinder der Mauren beim Kenerturm allhie in der statt gelegen</i>
Metzgergasse	Metzgerstraße (mit Straßenzug bis an die östliche Stadtmauer)	StaO (Pfarrarchiv Heiligkreuz, unverz.), Kopialbuch 1583, 38r/v (1433) GLA 29/620 (1530 Apr 21): Verkauf eines Hauses <i>mit syner gerechtigkeit in Offenburg hinden inn der Metzgergassenn zwischen den schwestern im grossenn gotzhus in eyner unnd den Barfüsserenn zur andernn siten gelegen, stost hinden uff Veltin Erlacher unnd vorn uff die allmend gegen der stat ringkmurenn</i> StaO 10/18/101 (1563), 340r (und zahlreiche spätere Erwähnungen)
Hintere Metzgergasse	nicht näher lokalisierbares Teilstück der Metzgerstraße; vermutlich Ostteil	StaO 10/18/120 (1710), 286r
Meyisches Gässlein	vermutlich Privatgasse, mglw. auch Ringelgasse (?)	StaO 10/18/120 (1709), 210r, 211r: Haus in der Metzgergasse, stößt hinten auf das <i>Meyische Gässlein</i>
Milchmarkt	nicht lokalisierbar mglw. identisch mit dem → Mühlmarkt	StaO 10/18/113 (1630), 4v StaO 10/18/113 (1643), 60v: Haus <i>uf dem Milchmarckt</i>
Milteergasse	Kornstraße mit Verlängerung zur Hauptstraße (Am Marktplatz)	Archiv Schauenburg, Nr. 353 (1476 Jan 18): <i>Milteergasse</i> StaO (Pfarrarchiv Heiligkreuz, unverz.), Kopialbuch 1583, 6v (1477) GLA 30/1936 (1560 Feb 1): Haus <i>in der Milteergassen, einseit an Doctor Oswald Thüring gueten Marggrävlichen Cantzlers zu Pforzheim seligen erben und mit der anderen seiten an Jörgen Kruneln appoteckern gelegen</i> , stößt hinten auf die Gasse an der Ringmauer; Revers von späterer Hand: <i>Ist der [Gengenbacher] schaffnei hof daselbs]</i> StaO 10/18/101 (1565), 452v: Haus etc. in der <i>Milteergassen</i> (Eckhaus), einerseits an <i>das closter Gengenbach behausung</i> StaO 10/18/109 (1612), 24v: Haus etc. <i>in der milteergass beym milterthurm, neben des herrn Prelaten von Gengenbach hoff ein, anderseit neben der Stadtmauren</i>

Kleine Miltergasse	wahrscheinlich Abzweigung von der Kornstraße/Am Marktplatz zur Kittelgasse (mglw. entlang des ehemaligen Abflusses des Stadtbachsystems); etwa zwischen Am Marktplatz 7 und 11	StaO 10/18/112 (1626), Haus etc. <i>in der Miltergassen gelegen</i> , [...] [eine Seite:] <i>das klein Miltergässlin</i>
Miltermarkt	Kornstraße; nicht näher lokalisierbar	StaO 10/18/101 (1556), 7r
Mühlmarkt	auf der Hauptstraße; unspezifisches Areal beim „Neuen Haus“; mglw. identisch mit → Milchmarkt	StaO 10/18/114 (1658), 355r: Haus <i>auff dem Mühlmarckh, gegen dem Neuwen Haus über</i>
Neue Gasse	nicht lokalisierbar	StaO 10/18/101 (1565), 458v StaO 10/18/107 (1604), 93r StaO 10/18/113 (1634), 226r StaO 10/18/113 (1640), 433v StaO 10/18/113 (1644), 607v
In der Neueneck	vermutlich Areal zwischen Wasserstraße und Pfarrstraße	GLA 29/629 (1483 Jun 19): Haus in Offenburg <i>in der Nuweneck genant</i> , stößt zu einer Seite auf die Kirchgasse
Obstmarkt	Areal vor Salzhaus (Hauptstraße 77) → Käsmarkt → Ölmarkt	StaO 10/18/112 (1625), 31r/v: Haus <i>am Obsmarckt</i> , [...] <i>hinden uff St. Andreesen Hospital</i> StaO 10/18/112 (1625), 37r: Haus <i>am Obsmarckt, neben St. Andreesen Hospital</i> StaO 10/18/112 (1625), 59v: Haus <i>uf dem Keß-, Obs- oder Ölmarckt alhie</i> StaO 10/18/112 (1626), 120r: Haus <i>am Opsmarckt gelegen</i> , [...] <i>hinden uff St. Andreesen Hospital</i> StaO 10/18/116 (1688), S. 87: Haus <i>auff dem Obsmarck, einerseits Geörg Huber, andererseits und hinten daß Spital gelegen</i>
Ölmarkt	Areal vor Salzhaus (Hauptstraße 77) → Käsmarkt → Obstmarkt	StaO 10/18/112 (1625), 59v: Haus <i>uf dem Keß-, Obs- oder Ölmarckt alhie</i>
paradie-platz	Straßenkreuz Hauptstraße–Am Markt–Fischmarkt?; Treffpunkt der Bürger vor Antritt ihres Wachdienstes	Städtisches Dekret vom 7. November 1727 Ernst BATZER (Bearb.), Dekrete der Stadt Offenburg aus den Jahren 1600 bis 1788, Offenburg 1907, S. 24 f., Nr. 24

Prädikaturgasse	Prädikaturstraße	StaO 10/18/121 (1716), S. 403: Haus in der <i>Praedicator gass</i> , nach hinten an der Stadtmauer gelegen
Rinklinsgasse	Ringelgasse (bei der Bezeichnung der Ringelgasse als „Gold Gäschen“ im sogenannten Hacker’schen Vermessungsplan (1809/10) [GLA H Offenburg 2] handelt es sich möglicherweise um ein Versehen → Goldgasse)	StaO 10/18/101 (1562), 299r StaO 10/18/104 (1589), 193r: <i>Ringklinsgeßlein</i> StaO 10/18/113 (1644), 618v StaO 10/18/114 (1660), 427v: Haus in der Metzgergasse, stößt hinten auf <i>des Rincklinsgesslin</i>
Ritterstraße	Hundsgasse	StaO 10/1/9 (1829), S. 86
Rittweg	östlich außerhalb der Altstadt	StaO 1/612 (1456 Jan 6) Verlauf im 19. Jhd. vgl. Nussbaumplan 1858
Rossgasse, Rosengasse	Vitus-Burg-Straße (Umbenennung 1970er Jahre)	StaO (Pfarrarchiv Heiligkreuz, unverz.), Kopialbuch 1583, 86v/87r (1556): <i>Haus gegen den Rorens Prunnen über, ist ein orthaus mit einer seiten an der Roßgassen</i> StaO 10/18/101 (1558), 79v StaO 10/18/101 (1560), 154r, 178r StaO 10/18/101 (1561), 227r: <i>Rosengassen</i> (und zahlreiche spätere Erwähnungen)
Untere Rossgasse	östliches Teilstück der Vitus-Burg-Straße gegen die Lange Straße	GLA 66/6385 (1693), 33v: Hausplatz mit ehemaliger Scheuer <i>in der nderen Roßgassen</i> , einerseits die <i>teutsche Schuol</i>
Schafsgässlein	außerhalb der Altstadt in der Kinzigvorstadt; Abzweigung von der → Schieckengasse	StaO 10/18/104 (1589), 193r: <i>gärtlin in der Schieckengassen zwischen dem Schafsgäßlin und Friedrich Butenhofer</i>
(beim) Schieckengärtlin	außerhalb der Altstadt in der Kinzigvorstadt; Anstößer an → Schieckengasse	StaO 10/18/101 (1565), 459v
Schieckengasse	langgezogener Straßenlauf innerhalb der Kinzigvorstadt (ehemals Kinzigdorf);	GLA 66/54 (1347), S. 51: <i>domo in orto sytus in schiecken gassen</i> GLA 66/2792 (um 1430), 85r: <i>Schieckengass</i> StaO 1/607 (1444 Jan 1): Garten an der <i>Schieckengass</i> außerhalb der Stadt StaO 10/18/101 (1565), 453r: <i>Schiecken geßlein</i>

	mglw. Verlauf ähnlich der Okenstraße; vermutlich mit gekrümmter (ahdt.: <i>schieck</i>) Verlängerung quer durch die Stadtbefestigung bis zur Hauptstraße (Neutor) und teils noch in die Stadt hinein	StaO 10/18/102 (1566), 12r: Haus in der Ross-gasse, stößt hinten an das <i>Schiecken geßlin</i> an StaO 10/18/102 (1567), 66r StaO 10/18/104 (1589), 193r: <i>gärtlin in der Schieckengassen zwischen dem Schafsgeßlin und Friedrich Butenhofer</i> StaO 10/18/108 (1610), Wirtshaus in Küntzdorff vor der Stadt, stößt an die <i>Schiekhes gassen</i> StaO 10/18/112 (1626), 73r: Haus und Hof <i>in Kintzdorff, [...] oben an der Schieckengass</i> GLA 66/6384 (1687), 1v: Acker außerhalb der Stadt beim Neutor, stößt hinten an die <i>Schieckengass</i> GLA 66/6384 (1687), 6v: Reben außerhalb der Stadt, stoßen oben auf die Schieckengasse und hinten auf den Waldbach StaO 11/3091 (1784), S. 17: <i>garten in der Schieg-gass</i>
Schinder-gasse	Nähe ehemaliges Schwabhauser Tor (bei Lange Straße 51–53); mglw. Bauerngasse	StaO 10/18/114 (1661), 452v: leerer Hofplatz beim Schwabhauser Tor, stößt hinten auf das <i>Schinder-gässlin</i>
Schinders-eck ²⁴	Nähe Goldgasse/ Lange Straße 51–53	StaO 10/18/116 (1698), S. 33: <i>Hofstatt in der sogenannten Schinders Eckh gelegen, [...], hinden auf die Goldtgass, vornen auf die gemeine Straß</i> StaO 10/18/121 (1714), 213r
Schwabhau-ser Gasse	nicht lokalisierbar; mglw. Lange Straße	StaO 10/18/111 (1622), 211r StaO 10/18/114 (1654), 196v: <i>Schwabhauser Gass</i>
Im See	nordwestlich außer-halb der Altstadt; Bereich heutige See-straße	StaO 10/18/101 (1557), 26v StaO 10/18/101 (1558), 93r StaO 10/18/101 (1564), 407v: Haus <i>im Sehe</i> , zu einer Seite <i>am Thor</i> gelegen, stößt an die Stadt-mauer StaO 10/18/103 (1577), 119r
Seidengasse	nicht lokalisierbar	StaO 10/18/112 (1625), 10v StaO 10/18/112 (1627), 175v
Spitalgasse (bis 1824/29)	Glaserstraße (ursprünglich mglw. mit Verlängerung bis zur östlichen Stadt-mauer)	StaO 11/1955 (frühes 16. Jhdt.) StaO 10/18/101 (1559), 125r StaO 10/18/101 (1561), 243v StaO 10/18/101 (1565), 465r StaO 10/18/103 (1576), 74r StaO 10/18/103 (1578), 192v StaO 10/18/103 (1581), 368r: Haus etc. <i>an der Spitalgaß uff dem Schindtbach gelegen</i> StaO 10/18/110 (1616), 54r: Haus etc. <i>in der Spitalgassen gelegen, [...], anderseit dem Juden-gässlin</i> StaO 10/18/112 (1630), 425v/426r: Haus in der Spi-talgasse, stößt nach vornen hin auf den <i>Schindbach</i>

Spitalherkengasse	Bäckergasse → Judengasse	StaO (Pfarrarchiv Heiligkreuz, unverz.), Gültverzeichnis der Altarpfründe der Pfarrkirche, 68r (1393 Dez 13): Haus etc. <i>in der Judengassen, genant Spitalherken gaß</i>
Stangenbrunnengasse	vermutlich Weiterführung der Gerberstraße bis zur östlichen Stadtmauer	GLA 66/6385 (1693), 42v: Haus <i>in der Langengass, einseith ahn der herren trotten platz, anderseith an Stangenbronnen gass, vorne auf gemelte gass und hinden auff das finster gäßlin</i>
Steinweg	Steinstraße; mglw. verlängert bis in den heutigen Lindenplatz hinein	EAF UH/231 (um 1320): Haus <i>an dem steinwege gegen der obern ba[d]stuben</i> GLA 66/54 (1347), S. 51 EAF UH/193 (um 1460/80), S. 5 StaO 10/18/101 (1557), 41r, 48v, 49r StaO 10/18/101 (1560), 158r (und zahlreiche spätere Erwähnungen)
Kleiner(er) Steinweg	vermutl. Abzweigung vom Steinweg	StaO 10/18/112 (1625), 30r: Haus <i>am kleinern Steinweg</i> nach Kreutz (wie Anm. 2) S. 221 angeblich Spitalgasse (?)
Strohgasse	Strohgasse; mglw. mit Verlängerung nach Westen bis zur Hauptstraße	GLA 29/629 (1549 Jun 26): Eckhaus zwischen Metzgergasse und <i>Strogassen</i> StaO 10/18/101 (1557), 40r StaO 10/18/101 (1560), 152r StaO 10/18/101 (1561), 210r GLA 29/618 (1585 Jul 4): Haus <i>gegenüber Metzger zunfftstuben, zum teil in der metzger- zum teil in der strogassen</i> (und zahlreiche spätere Erwähnungen)
Vorstadt zur Weyden	Kinzigvorstadt (nördlich der Altstadt)	GLA, Hfk. Bd. XVIII, fol. 17, Nr. 31 (Plan der Befestigungen von Offenburg, um 1600)
Wassergasse	Wasserstraße	StaO 10/18/117 (1697), 130v: <i>Hofstatt auf dem Holtzmarckt, einerseit an Landvogten Baron de Neve, [...], hinden auf gedachten Baron de Neve und die Wassergassen, vornen auf gemeltem Holtzmarckt</i> GLA 216/115 (~ 1702/18)
Webergasse	vermutlich Teilstück der → Finstergasse (deren Straßenzug um 1829 in Webergasse umbenannt, heute südliche Zunftgasse)	GLA 66/6385 (1693), 45r: <i>Weeber gässlin</i>

Weinmarkt	Franziskanerklosterplatz vor der Kirche, dazu Areal südlich bis etwa auf Höhe der Vitus-Burg-Straße	StaO 10/30/1 (1585 Sep 11), S. 13–16 (Wachordnung): Ansiedlung des Weinmarkts auf dem Franziskanerklosterplatz StaO 10/18/109 (1615), 330r: Haus <i>in der Rossgassen uff dem weinmarckt gelegen</i> StaO 10/18/112 (1629), 323v: Haus <i>in der Rossgasse am Weinmarckt gelegen</i>
	→ Klosterplatz	
(die) Wetti	Lindenplatz (ehemaliger Ort der Viehtränke = „Wetti“)	StaO 10/18/101 (1563), 349r: Haus <i>hinder der Mauren, [...] einerseits neben der stat rund ma[u]ren, [...] vornen uff die wetteren</i> StaO 10/18/111 (1620), 28v, 29r: Haus etc. <i>in der Wetten am Kenerbach</i> StaO 10/18/111 (1624), 420r/v: <i>bey der Wette</i> StaO 10/18/112 (1625), 20v: eine Gasse <i>bey der Wette und Kenerbach</i> StaO 10/18/117 (1693), 49v: Hausplatz <i>bei der Wette, [...] anderseit St. Andrees Hospital</i> [mglw. hier der Spitalbrunnen gemeint?] StaO 10/18/120 (1706), 110v

Unbenannte Wege

Gasse am Barfüßer Closter/Clostergarten	Schulgasse (überbaute Straße südlich des Franziskanerklosters zwischen Langer Straße und östlicher Stadtmauer)	StaO 10/18/111 (1623), 287r/v: Haus etc., <i>alhie bey der gulden gaß, hinden gegen der Stadtmaur, einseit an die gaßen ahn dem Barfüßer Closter gelegen, anderseit Hans Batzer</i> StaO 10/18/112 (1627), 135v: Haus etc. <i>bey der Guldengass, hinden gegen der stattmaur, ein seit ahn der gassen ahn dem Barfüßer Clostergarten</i> StaO 10/18/112 (1630), 345r: Haus <i>beym Schlaghaus, einseit neben Paul Mey und hinden uff das geßel neben dem Schlaghaus</i>
[Gasse]	Schustergasse	StaO 10/18/101 (1557), 44r: Haus in einer Gasse zwischen Gerbergasse und Kesselgasse, bei einem Brunnen gelegen
Gasse bei der Rossmühle	mglw. Zunftgasse → Finstergasse, → Webergasse	StaO 10/18/102 (1574), 415r: Haus etc. <i>beym henlin gelegen, [...], [stost] hinden uff die gass bey der rossmüll</i>
Gasse des Schänbach	nicht exakt lokalisierbar; Lange Straße oder Parallelstraße dazu?	StaO 10/18/112 (1629), 314r: Haus in der Strohgasse, zu einer Seite <i>die Gass des Schänbach</i> , vorne die Metzgergasse
Straße/Gasse gegen dem Schwabhauser Thor	Lange Straße	StaO 10/18/111 (1621), 170v, 181r; (1622), 211r StaO 10/18/115 (1687), S. 36 StaO 10/18/120 (1711), 336r/v: Hausplatz [...] <i>nechst dem Schwabhauser Thor gelegen, [...] vornen die haubtgass gegen dem Schwabhauser Thor</i>

Archivkürzel:

StaO = Stadtarchiv Offenburg, Urkunden (Bestand 1), Kontraktenprotokolle (Bestand 10/18) und Ratsprotokolle (Bestand 10/30)

GLA = Generallandesarchiv Karlsruhe

EAf = Erzbischöfliches Archiv Freiburg

Offenburg, Oktober 1829

Franz Karl Krafft: Erläuterungen der nach dem Ratsbeschluss vom 1. Oktober 1824 durchgeführten Umbenennung der Straßen der Offenburger Altstadt.

StaO 10/1/9, S. 83-90

[S. 83]

In Gesetz [des] Stadträcht dem Beschlusses zu Offenburg vom 1. Octo[ber] 1824 P[rotocoll] Zif. 357 werden die Straß und Gassen hiesiger Stadt neuartig benannt und mit blechnen Schilden bezeichnet, wie folgt:

- 1. Hauptstraße: Von Freiburger bis zum Straßburger thor*
- 2. Kittelgaß: Von Lant Oswaldschen Haus Eck bis zum Gottes Acker*
- 3. Predigergasse: Von der Michaels Capelle zum Canal am Garten der Mad. Hag.*

[S. 84]

- 4. Wassergaß: Vom Canal bis zum Engel*
- 5. Wolkengaß: Von dem Haus der Frau Staatsrätthin Stuth*
- 6. Kirchgäß²⁵: Vom Stadtcassier Hogschen Haus Eck bis zum Gottes Acker*
- 7. Gartnergäß²⁶: Zieht von der Korn- in die Kirchgäß*
- 8. Korngäß: zieht von der Hauptgaß nach dem Mannbergerschen Garten*

[S. 85]

- 9. Krautgaß: Vom Freiburger Thor in die Schlossergäß*
- 10. Schlossergäß: Von der Gerber in die Gymnasiumsgäß*
- 11. Gymnasiumsgäß: Von der Gerbergäß in das Dreher Strozsche Haus*
- 12. Gerbergäß: Von der Hauptstraße in die Lange Straße*
- 13. Schustergäß²⁷: Von der Gerber in die Kesselgaß*

[S. 86]

- 14. Kesselgaß: Von der Schustergaß in die Lange Straße
- 15. Brunnengäß²⁸: Von der Kesselgaß in die lange Straße
- 16. Lange Straße: Vom Schwabenthor bis zur Frommgaß
- 17. Spitalgaß²⁹: Von der Ritterstraß bis zur Steingäß
- 18. Rittergaß: Von der Hauptstraße bis zur langen Straße

[S. 87]

- 19. Steingäß: Vom Spital bis zur langen Straße
- 20. Fischmarkt: Von der Hauptstraß bis zur Klostergäß
- 21. Malergäßle: Von der Steingäß bis zur Ritterstraße aufs Kreis
Directorium
- 22. Klostergäß: Vom Spital bis zur Frommgaß
- 23. Glaßergäß: Von der Klostergäß bis zur Langenstraße
- 24. Bäckergaß: Von der Glasergäß bis zur Steingäß

[S. 88]

- 25. Strohgäß: Von der Klostergäß auf die Lange Straße
- 26. Mezgergäß: Von der Hauptgäß auf die Lange Straße
- 27. Rosengäß³⁰: Von der Hauptgäß bis zur Klostergäß
- 28. Kiefergäß: Von der Hauptgäß bis zur Klostergäß am Alexander-
schen Bierhaus
- 29. Frommgaß³¹: Vom Frauen Closter bis zur Hauptgäß

[S. 89]

- 30. Thurmgäß: Vom Kloster bis zur Hauptgäß
- 31. Schulgäß³²: Von der Langenstraß zur Mädchenschule
- 32. Schuttergäß³³: Von der Schulgäß bis zur Lindengäß
- 33. Lindengäß³⁴: Von der Goldgäß bis zur Schuttergäß
- 34. Webergäß³⁵: Von der Lindengäß bis zur Goldgäß

[S. 90]

- 35. Goldgäß³⁶: Von der Langen Straße bis zur Mädchenschule
- 36. Dorfgäß³⁷: Von der Goldgäß bis zur Schuttergäß
- 37. Ringelgäß: Von der Klostergäß auf die lange Straße bei Jakob
Dall

Also gefertigt Offenburg im October 1829, [gezeichnet:] Kraft

Anmerkungen

- 1 Bertram Jenisch/Andre Gutmann, Offenburg (Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg, 33), unter Mitarbeit von Heinrich Meyer, Friderike Sandfort und Valerie

- Schoenenberg, hg. vom Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege in Verbindung mit dem Regierungspräsidium Freiburg, Ref. 25 - Denkmalpflege und der Stadt Offenburg, Esslingen 2007.
- 2 Gernot Kreutz, Die Straßennamen in Offenburg. Herkunft und Bedeutung (Werkstattberichte aus Archiv und Museum der Stadt Offenburg 6), Offenburg 2002.
 - 3 Stadtarchiv Offenburg, 10/30/90 (Ratsprotokoll, 1. Oktober 1824).
 - 4 Ebd.
 - 5 Stadtarchiv Offenburg, 10/30/90 (Ratsprotokoll 1824), Register zum Buchstaben „S“.
 - 6 Vgl. Peter Kalchthaler, Freiburger Wege: Straßennamen mit Geschichte, Bd. 1, Freiburg 1998, S. 14.
 - 7 Die Offenburger Adressbücher der Jahre 1863 bis 1891 dokumentieren diese Zählweise noch deutlich. Im Jahr 1863 wurden die Häuser etwa von Nr. 1 bis Nr. 713 durchgezählt. So kommen auch die hohen Hausnummern in vergleichsweise kurzen Straßenzügen zustande. Vgl. Offenburger Adress-Kalender für das Jahr 1863. Mit einer Einleitung zur Geschichte der Stadt Offenburg, hg. von J. P. Dewerth, Freiburg 1863. Erst das Adressbuch von 1899 verzeichnet erstmals eine Hausnummerierung nach einzelnen Straßen. Adreß-Buch der Großherzoglich Badischen Kreishauptstadt Offenburg, Offenburg 1899.
 - 8 Stadtarchiv Offenburg, 10/1/9, S. 83-90.
 - 9 Vgl. Stadtkataster (wie Anm.1), S. 113, Nr. 34 (Kornhaus), S. 123, Nr. 70 (Ritterhaus), S. 129, Nr. 86 (Kapuzinerkloster), S. 142, Nr. 137 (Lindenbrunnen).
 - 10 Vgl. Stadtkataster (wie Anm.1), S. 122, Nr. 68.
 - 11 Vgl. Stadtkataster (wie Anm.1), S. 119, Nr. 63.
 - 12 Vgl. hierzu die Lokalisierung der genannten Einrichtungen in Stadtkataster (wie Anm.1), S. 113, Nr. 36 (Metzig), S. 114, Nr. 37 (Schlachthaus), S. 116, Nr. 50 (Metzgerzunftstube).
 - 13 Vgl. GLA H Offenburg 2 (= Hacker'scher Vermessungsplan um 1809/10). Dies ist der einzige Beleg der Benennung der „Ringelgasse“ als „Goldgässchen“. Eventuell handelt es sich dabei auch um eine versehentliche Zuordnung des Zeichners.
 - 14 Für die Wolkengasse schlägt Kreutz die im nahegelegenen Hofweier ansässige Familie Wolk als Namenspatte vor (vgl. Kreutz (wie Anm.2), S. 204), jedoch lässt sich für diese Familie keine bedeutenden Beziehungen nach Offenburg in den 1820er Jahren oder davor nachweisen. Zudem wäre die Verwendung eines Familiennamens zur Bezeichnung einer Straße ein absoluter Ausnahmefall in Offenburg gewesen. Insofern ist diese Namensherleitung zweifelhaft.
 - 15 Offenburger Wochenblatt, Ausgabe vom 15. März 1828 (Nr. 11), S. 42: Ritterstraße; 24. Mai 1828 (Nr. 21), S. 80: Pfarrgasse; 21. Juni 1828 (Nr. 25), S. 94: Gymnasiumgasse. Für letztere Straße war gleichzeitig noch der Name „Kapuzinergasse“ in Gebrauch. Vgl. ebd., Nr. 4 (26. Januar 1828), S. 14.
 - 16 Vgl. etwa Stadtarchiv Offenburg 10/1/9, S. 84: „4. Wassergaß: Vom Canal bis zum [Wirtshaus] Engel“; „8. Korngaß: zieht von der Hauptgaß nach dem Mannbergerschen Garten“; S. 89: „31. Schulgaß: Von der Langenstraß zur Mädchenschule“ und andere.
 - 17 Das bisher in der Literatur angenommene Abbruchjahr 1824 ist nicht korrekt. Das Ratsprotokoll zur Sitzung vom 13. Dezember 1824 vermerkt eine Anfrage des Oberamts Offenburg an den Stadtrat, weshalb der geplante Abbruch des Tors noch nicht geschehen sei, worauf man entgegnete, „daß man in dieser Jahreszeit, da die Tage so kurz seyen, unmöglich diese Arbeit vornehmen könne“. Stadtarchiv Offenburg, 10/30/90 (Ratsprotokoll, 13. Dezember 1824). Demnach dürfte das Tor frühestens im Frühjahr 1825 abgebrochen worden sein.

- 18 Offenburger Wochenblatt, Ausgabe vom 24. Mai 1828 (Nr. 21), S. 80 mit der Ankündigung einer Hausversteigerung in der „Pfarrgasse“.
- 19 Die jeweils identischen Erläuterungen zum Verlauf sowohl der Stroh- als auch der Glaser-gasse („von der Klostersgaß bis zur Langen Straße“) belegen nachdrücklich die Ortsbegehung durch den Ratsschreiber, da ihre Verortung anderweitig nicht unterscheidbar wäre.
- 20 Vgl. hierzu und zum folgenden auch die Ausführungen in Stadtkataster (wie Anm.1), S. 96ff.
- 21 Stadtarchiv Offenburg, 10/18/108 (1608), fol. 27r. Das derart beschriebene Haus befand sich mit Frontseite an der Klosterstraße, etwa auf Höhe oder etwas weiter nördlich der Strohgasse. Das genannte rückwärtige Grundstück der „Patres Societatis“ ist der einzige Beleg eines Hauses der Jesuiten von Molsheim (Elsass) in Offenburg. Es befand sich an der Hauptstraße, im Bereich der heutigen Hausnummern 65 oder 67. Vgl. dazu Stadtkataster (wie Anm.1), S. 126, Nr. 80. Zu der ebenfalls genannten Metzgerzunftstube vgl. ebd., S. 116, Nr. 50.
- 22 Generallandesarchiv Karlsruhe, GLA 29/622 (1532 Nov 13).
- 23 Zur Lokalisierung der Beginenhäuser und des späteren Schaffneihofs der Abtei Schuttern vgl. Stadtkataster (wie Anm.1), S. 119, Nr. 63; S. 128f., Nr. 83ff.
- 24 Vgl. auch Otto Stolzer, Offenburg im Wandel der Zeiten, in: Badische Heimat 22 (1935), S. 205
- 25 Heute Kreuzkirchstraße.
- 26 Heute Nordhälfte des Straßenzugs Am Markt.
- 27 Heute Teil des zur Gerberstraße abknickenden Verlaufs der Kesselstraße.
- 28 Heute Bauerngasse (nach Umbenennung 1850).
- 29 Heute Spitalstraße mit Verlauf bis hinunter zur Gerberstraße.
- 30 Heute Vitus-Burg-Straße.
- 31 Heute Alte Lange Straße.
- 32 Abzweigung von der Langen Straße nach Osten bis zur Stadtmauer, auf gleicher Höhe wie die heutige Vitus-Burg-Straße. Der Straßenzug existiert heute aufgrund moderner Überbauung nicht mehr.
- 33 Straßenzug zwischen Schulgasse und Lindenplatz, heute durch moderne Überbauung weitgehend verschwunden; ein Teilabschnitt ist noch im Verlauf der nördlichen Zunftgasse.
- 34 Heute der Lindenplatz zwischen Goldgasse und Zunftgasse. Um 1824/29 befand sich westlich davon noch ein an die Lange Straße anliegender Gebäudekomplex, der vermutlich in den 1840er Jahren abgerissen wurde. Vgl. die Karte zu Beginn dieses Beitrags (= Offenburg. Blatt VIII.2, in: Topographischer Atlas ueber das Grossherzogthum Baden: auf Befehl Sr. Königlichen Hoheit des Grossherzogs Leopold nach den Original-Aufnahmen des militairisch-topographischen Bureaus in 55 Blättern bearbeitet und gestochen im Maasstabe von 1:50000 Verjüngung, 1838-1849, Karlsruhe 1854). Auf dem so genannten Nussbaum-Plan, der um 1848/50 aufgenommen und 1858 veröffentlicht wurde, ist dieses Gebäude bereits nicht mehr verzeichnet. Vgl. Stadtkataster (wie Anm.1), Kartenbeilage, Karte 5.
- 35 Heute Verlauf der Zunftgasse ab Lindenplatz nach Süden, ursprünglich durchgehend bis zur Goldgasse.
- 36 Verlauf der heutigen Goldgasse nach Norden mit einem Teil der Schutterstraße bis etwa zum heutigen Schulgebäude.
- 37 Verbindungsweg zwischen Goldgasse und Schuttergasse, etwa auf Höhe der Strohgasse.

Bericht über das Kreisgeschehen 2008

Landrat Frank Scherer



Am 1. November 2008 habe ich mein Amt als Landrat des Ortenaukreises mit dem Vorsatz angetreten, den großen Herausforderungen, wie etwa der Verschuldung der öffentlichen Haushalte, der Zunahme der Pflichtaufgaben und den immer komplexeren Verwaltungsverfahren mit pragmatischem und kreativem Arbeiten zu begegnen. Dabei wird das Landratsamt unter meiner Leitung immer unabhängig, offen und ehrlich agieren und so im wahrsten Sinne des Wortes bürgernah sein!

In den bei meinem Amtsantritt angekündigten Schwerpunkten meiner Arbeit, der Stärkung des ländlichen Raums, der Weiterentwicklung der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit im Eurodistrikt Straßburg-Ortenau und einer nachhaltigen Haushaltsführung sind bereits erste wichtige Weichenstellungen gelungen.

Bei meinen Terminen seit Amtsantritt habe ich überall viel Engagement und Motivation gespürt, den Standort Ortenau weiter zu entwickeln. Der Ortenaukreis weist große Potentiale auf, die ich in Zukunft zusammen mit den Bürgerinnen und Bürgern noch besser nutzen will.

Meinem Ziel, den Standort Ortenau unter besonderer Berücksichtigung des ländlichen Raums den geänderten Rahmenbedingungen anzupassen, zu stärken und nachhaltig weiterzuentwickeln, bin ich schon ein Stück näher gekommen. Wir haben damit begonnen, eine Gesamtstrategie für den ländlichen Raum zu entwickeln, die alle Maßnahmen und Aktivitäten des Kreises mit Auswirkungen auf den ländlichen Raum erfasst, systematisiert und Prioritäten festlegt. Außerdem erarbeiten wir konkrete Leitlinien, um unter Einbeziehung aller Zuständigkeiten des Landratsamts ein eng verzahntes und aufeinander abgestimmtes Agieren der einzelnen Ämter, Dezernate und Gremien des Kreises im Interesse des ländlichen Raumes sicherzustellen. Der Landkreis wird dann, bei allem was er tut, den ländlichen Raum immer fest im Blick haben – denn wer den Standort Ortenau voran bringen will, der muss den ländlichen Raum voran bringen.

Ganz in diesem Sinne habe ich bereits Anfang Dezember 2008 Teile der Kreisverwaltung neu organisiert und dabei insbesondere das „Dezernat Ländlicher Raum“ gestärkt. So wurde das Amt für Vermessung und Geoinformation in dieses sogenannte grüne Dezernat integriert. Dadurch werden vor allem Synergien mit dem Amt für Flurneuordnung möglich und Verfahren in diesem Bereich beschleunigt.

Um für die Ortenau eine aktive Standortpolitik betreiben zu können, habe ich zudem einen Standortmanager installiert. Er öffnet in engem Zusammenwirken mit der „Wirtschaftsregion Offenburg/Ortenau“ seitdem als erster Ansprechpartner im Landratsamt Wirtschaftsunternehmen und potentiellen Investoren die Türen und lotst sie ganz gezielt zu den zuständigen Bearbeitern. Zudem ist er erster Ansprechpartner, wenn Unternehmen, Städte und Gemeinden aus dem Ortenaukreis sich zu möglichen Förderprogrammen des Bundes, des Landes oder der Europäischen Union informieren möchten.

Bei der Weiterentwicklung des Eurodistrikts Straßburg-Ortenau konnten wir in den vergangenen Monaten ganz wesentliche Fortschritte machen. Ich bin sehr froh über die neue Dynamik in diesem Prozess, die in der beschlossenen Satzung des grenzüberschreitenden Zweckverbands einen Höhepunkt erreicht hat. Besonders wichtig war mir immer die Beitrittsöffnung für weitere interessierte Kommunen beiderseits des Rheins, klare und schlanke Entscheidungsstrukturen auf der Basis einfacher Mehrheiten und ein gut austariertes Finanzierungssystem. Dem trägt die neue Satzung vollständig Rechnung und auch mit unseren Beschlüssen zur deutlich stärkeren Einbeziehung der Bevölkerung bin ich sehr zufrieden.

Ein weiterer Schwerpunkt unserer Arbeit lag im Entwurf des Doppelhaushalts 2009/10 mit einem Volumen von rund 815 Millionen Euro. Der Kreistag hat inzwischen einen Haushalt verabschiedet, der trotz der bevorstehenden Senkung der Kreisumlage zugunsten der Städte und Gemeinden des Ortenaukreises die notwendigen Flexibilitäten schafft, um die Konjunkturprogramme optimal für den Kreis zu nutzen, die Schuldenlast durch Tilgungen weiter zu reduzieren und der darüber hinaus allen Einsparauflagen Rechnung trägt. Klar ist aber auch, dass die Spielräume des Kreises immer enger werden. Deshalb müssen wir noch stärker zielorientiert denken und handeln. Dabei gilt es den Verwaltungsaufwand stets kritisch zu hinterfragen, überflüssige Doppelstrukturen und Bürokratie mutig abzubauen und so Handlungsspielräume zu gewinnen.

Neben diesen Schwerpunktthemen hat die Kreisverwaltung natürlich viele weitere kreispolitische Anliegen und Ziele weiterverfolgt. So etwa die Positionierung des Kreises zum Ausbau der Rheintalbahn, das Projekt „Frühe Hilfen“ für Kleinkinder und deren Eltern sowie die Stärkung der Klinik- und Schulstandorte im Kreis. Auch was alle anderen Aufgaben des Ortenaukreises angeht, können wir auf ein erfolgreiches Jahr 2008 zurückblicken.

Kommunale Arbeitsförderung Ortenaukreis hat erfolgreiche Arbeit fortgesetzt

Weniger Arbeitslose und weniger zu betreuende Bedarfsgemeinschaften sind das Ergebnis des erfolgreichen Geschäftsjahres der Kommunalen Arbeitsförderung Ortenaukreis.

Der Ortenaukreis ist seit Januar 2005 als Optionskommune Träger der Grundsicherung für Arbeitsuchende nach dem Sozialgesetzbuch II. Die zentralen Leistungen sind die bürgernahe Sicherung des Lebensunterhaltes der erwerbsfähigen Hilfebedürftigen, die nachhaltige Integration von vermittlungsfähigen Arbeitsuchenden in den ersten Arbeitsmarkt und die soziale Stabilisierung von arbeitsmarktfernen Personen. Diese Leistungen erbringt die Kommunale Arbeitsförderung Ortenaukreis an den fünf regionalen Standorten Achern, Kehl, Lahr, Offenburg und Wolfach.

Ende 2008 betreuten über 200 Mitarbeiter 7610 Bedarfsgemeinschaften mit insgesamt 16103 Leistungsempfängern. Von ihnen erhielten 10.702 erwerbsfähige Personen Arbeitslosengeld II und 5401 Nichterwerbsfähige Sozialgeld. 4662 Arbeitsuchende galten gemäß den gesetzlichen Kriterien als arbeitslos.

Im Jahresverlauf ist die Zahl der Arbeitslosengeld II-Empfänger um ein Prozent gesunken, die Bedarfsgemeinschaften haben um 1,6 Prozent abgenommen und die Arbeitslosenzahlen konnten sogar um 9,5 Prozent vermindert werden. Die Reduzierung der Fallzahlen zeigt, dass die Kommunale Arbeitsförderung ihre erfolgreiche Arbeit auch im vierten Jahr der Aufgabenwahrnehmung fortsetzen konnte.

Wesentlichen Anteil an der positiven Entwicklung haben die Arbeitsvermittlungen. So summiert sich die Zahl der von den Firmenberatern und Persönlichen Ansprechpartnern direkt in ein Arbeitsverhältnis vermittelten Personen auf knapp 2800. Mehr als drei Viertel davon begründeten ein sozialversicherungspflichtiges Beschäftigungsverhältnis. Hinzu kamen weitere Arbeitsaufnahmen, die zwar ohne direkte Vermittlungsaktivitäten unserer Mitarbeiter erfolgt sind, die aber durch die vielfältigen Beratungs-, Aktivierungs- und Förderleistungen vorbereitet wurden.

Durch Qualifizierungs-, Trainings- und Beschäftigungsmaßnahmen werden Arbeitsuchende fit gemacht für den Arbeitsmarkt. Das hierzu erforderliche Maßnahmeangebot wurde auch 2008 weiter ausgebaut und befand sich mit jahresdurchschnittlich über 1600 Teilnehmern auf einem neuen Höchststand. Dabei erhielten die Zielgruppen Jugendliche, Frauen und Ältere einen besonderen Stellenwert. Für Leistungsempfänger mit besonderen Vermittlungshemmnissen erwiesen sich zudem die speziellen Betreuungs- und Beratungsangebote als hilfreich. Dazu gehören die Schuldnerberatung, die Suchtberatung, die psychosoziale Betreuung sowie umfangreiche Angebote zur Kinderbetreuung.

Zum Jahresende haben sich die schlechter gewordenen wirtschaftlichen Rahmenbedingungen deutlich bemerkbar gemacht. Vor dem Hintergrund negativer Konjunkturprognosen wird sich die Talfahrt auf dem Arbeitsmarkt im Jahre 2009 wohl weiter beschleunigen und die künftige Arbeit der Kommunalen Arbeitsförderung maßgeblich beeinflussen.

Höhere Verkehrssicherheit durch Straßensanierungen und Radwegbau

In den Bau und die Sanierung von Straßen und Radwegen investierte der Ortenaukreis 2008 etwa 4,5 Millionen Euro. So konnten wir den Ausbau der Kreisstraße 5326 zwischen Oberschopfheim, Diersburg und Zunsweier im November 2008 nach nur sieben Monaten Bauzeit abschließen. Die Baumaßnahme stellt eines der größten Straßensanierungsprojekte der vergangenen Jahre dar. Der Ausbau des 3,7 Kilometer langen Streckenabschnitts kostete rund 1,8 Millionen Euro und brachte eine deutliche Verbesserung der Verkehrssicherheit. Darüber hinaus hat der Ortenaukreis mit dem parallel zur Straße angelegten Rad- und Gehweg einen weiteren Baustein im Radwegenetz des Ortenaukreises geschaffen und ist dem Ziel eines möglichst dichten Radwegenetzes damit wieder etwas näher gekommen.

Für den Abschnitt Ortenberg bis Elgersweier, ebenfalls an der Kreisstraße 5326, wurde 2008 der Bau der Radwegbrücke über die Kinzig begonnen. Die Anschlussradwege werden 2009 fertiggestellt.

Eine weitere wichtige Radwegeverbindung hat der Kreis zwischen Hesselhurst und Weier entlang der Kreisstraße 5324 ausgebaut. Die Fertigstellung wird mit dem Neubau der Autobahnbrücke im Zuge des sechsstreifigen Autobahnausbaus erfolgen.

Im Haushalt 2009/2010 sind wieder jeweils rund 4 Millionen Euro für den Ausbau von Kreisstraßen und den Neubau von Radwegen veranschlagt.

Berufliche Schulen für die Zukunft gerüstet

Der Ortenaukreis ist Schulträger von 13 beruflichen Schulen, die über das gesamte Kreisgebiet verteilt an sieben Standorten eingerichtet sind. Die differenzierten Voll- und Teilzeitschulangebote mit mehr als 120 Berufsausbildungsmöglichkeiten werden aktuell von rund 14.600 Schülerinnen und Schülern besucht. Somit besucht jeder vierte Schüler in der Ortenau eine Kreisschule. Die demografische Entwicklung wird jedoch auch im Bereich der beruflichen Schulen schon in wenigen Jahren zu einem kontinuierlichen Rückgang der Schülerzahlen führen. Bis zum Jahr 2020 wird ein Rückgang der Schülerzahlen um 15 Prozent prognostiziert.

Um die beruflichen Kreisschulen auf diese Entwicklung einzustellen, hat der Ortenaukreis in Kooperation mit den Kammern und dem Regie-

rungspräsidium Freiburg einen Schulentwicklungsplan für seine beruflichen Schulen erarbeitet, der am 22. April 2008 vom Kreistag verabschiedet wurde. Die Weiterentwicklungskonzeption für die beruflichen Kreisschulen sieht die Bildung von Kompetenzzentren für ganze Berufsfelder oder einzelne Berufe je nach Ausbildungsbedarf an einer oder mehreren beruflichen Schulen vor.

Zweiter Bauabschnitt für die Erweiterung der Gewerblich-Technischen Schulen in Offenburg begonnen

Am 8. Dezember 2008 fiel der Startschuss für den zweiten Bauabschnitt der Erweiterung der kreiseigenen Friedrich-August-Haselwander-Schule, der Gewerblich-Technischen Schulen in Offenburg. Das Projekt ist mit rund zehn Millionen Euro veranschlagt.

Der Ortenaukreis als Schulträger setzt hiermit ein deutliches Signal. Wir engagieren uns, wenn es darum geht, in Bildung und damit in die Zukunft junger Menschen und den Wirtschaftsstandort Ortenau zu investieren. Denn wir schaffen hier optimale Lern- und Arbeitsbedingungen, um jungen Menschen attraktive Berufschancen und der Wirtschaft qualifizierten Nachwuchs in der Ortenau zu sichern.

Auf einer Fläche von insgesamt rund 4300 Quadratmetern werden durch den zweiten Bauabschnitt neben neuen Unterrichtsräumen Werkstätten für Kfz-Technik und Elektrotechnik, Technologiellabore, Lehrmittel- und Vorbereitungsräume sowie ein Chemie-Biologie-Lehr-Übungsraum entstehen. Der zweite Neubau in der Offenburger Moltkestraße wird sich nach einem Übergang im Norden an die bestehenden Gebäude anschließen. Er soll zum Schuljahresbeginn 2010/11 fertiggestellt sein.

Ortenauer Bündnis für Familien hat schon viel erreicht

Der Ortenaukreis ist bei der Kinderbetreuung gut aufgestellt. Dies ergab eine Zwischenbilanz über die Arbeit des Ortenauer Bündnisses für Familien, die das Jugendamt im März 2009 zog. Als Grundlage dienten Befragungen von Kindergartenleiterinnen und Gemeindevertretern im Ortenaukreis.

Gefragt wurde danach, wie weit sich Betreuung und Bildung für Kinder im Ortenaukreis bereits verbessert haben, ein Hauptanliegen des Ortenauer Bündnisses für Familien, dem neben dem Ortenaukreis Kommunen, Kirchen, freie Wohlfahrtspflege, Schulen, Kindergärten und Tageselternvereine angehören. Im sogenannten Ortenauer Zielkatalog hatten sie formuliert, welche Verbesserungen sie in der Kinderbetreuung bis 2010 erreichen wollen.

Die Befragung erstreckte sich auf die Betreuung von Kindern durch Tagesmütter und in Kindertagesstätten. Das Angebot der Kinderbetreuung

deckt sich den Umfrageergebnissen zufolge in den meisten Gemeinden mit dem Bedarf.

Des Weiteren zeigt die Umfrage, dass sich die Möglichkeiten der Betreuung besonders für unter Dreijährige erheblich gesteigert haben. Derzeit stehen 2150 Plätze zur Verfügung. Freie Plätze gibt es insbesondere bei Tagesmüttern. Mit einer Betreuungsquote von über 16 Prozent bei den unter Dreijährigen nimmt der Ortenaukreis einen Spitzenplatz in Baden-Württemberg ein. Den Partnern des Ortenauer Bündnisses für Familien ist jedoch mehr als der zahlenmäßige Ausbau die Qualität der Betreuung wichtig. Auch die Eltern legen Wert auf eine gute Versorgung ihrer Kinder und fordern Öffnungszeiten der Betreuungseinrichtungen, die sich mit ihrem Arbeitsalltag und ihren Urlaubsmöglichkeiten in Einklang bringen lassen.

Auch bei der Einführung des sogenannten Orientierungsplans sind die Ortenauer Einrichtungen schon weit vorangeschritten. Die Erzieherinnen sehen kaum Schwierigkeiten, den ab dem Kindergartenjahr 2009/10 in Baden-Württemberg verbindlichen Bildungsplan für Kindergärten umzusetzen. Ebenso gute Umfragewerte erhielt die Kooperation mit den Grundschulen, die zeigen, dass sich der Übergang vom Kindergarten in die Schule verbessert hat.

Ortenau Klinikum entwickelt sich weiterhin positiv

Nachdem bereits 2007 über 3000 stationäre Patienten mehr als im Vorjahr behandelt wurden, war auch im Jahr 2008 die Patientenzahl weiter ansteigend. Es sind annähernd 2000 Patienten mehr behandelt worden. Die Zahl stieg von 62485 im Jahr 2007 auf 64218 im Jahr 2008.

Die durch die Gesetzgebung verursachten finanziellen Sorgen der Kliniken jedoch blieben bundesweit. So kam es zu einem höchst ungewöhnlichen Aktionsbündnis „Rettung der Krankenhäuser“, dem sowohl Interessenvertreter der jeweiligen Arbeitgeber (Deutsche Krankenhausgesellschaft, Arbeitgeberverbände) als auch Vereinigungen, die Arbeitnehmer unterstützen (Gewerkschaft ver.di, Deutscher Pflegerat, Marburger Bund) angehörten.

Gemeinsames Ziel war es, in dem zur Abstimmung anstehenden Krankenhausfinanzierungsreformgesetz die Interessen der Krankenhäuser nachhaltig zu vertreten. Im September 2008 gingen rund 130.000 Pflegekräfte und Ärzte – darunter auch 100 Personen aus dem Ortenau Klinikum – in Berlin auf die Straße. Sie forderten die Streichung der Budgetdeckelung, einen Ausgleich für die steigenden Energie- und Sachkosten, die Gegenfinanzierung der Tarifsteigerungen und mehr Geld für Arbeitsplätze und Ausbildungsförderung.

In dem im Dezember 2008 verabschiedeten Gesetz sind die Forderungen nur teilweise erfüllt worden. Nach dem nun geltenden Recht erhalten

die Kliniken etwa die Hälfte der Tarifsteigerungen 2008/2009. Mit der anderen Hälfte sowie dem Anstieg der Sachkosten werden die Krankenhäuser alleine gelassen. Dem Ortenau Klinikum verbleibt bei den Personalkosten dadurch eine dauerhafte Unterfinanzierung von rund sieben Millionen Euro.

Krankenhaus Ettenheim ist komplett saniert

Nach neun Jahren Bauzeit konnte der Ortenaukreis am 14. September 2008 der Bevölkerung im Rahmen einer Einweihungsfeier und gleichzeitigem Tag der offenen Tür eine komplett sanierte, moderne und leistungsfähige Klinik präsentieren. Das Interesse der Menschen aus Ettenheim und Umgebung war riesig. In die Sanierung der Klinik hat der Kreis über sieben Millionen Euro investiert. Seit 1. Oktober 2008 gibt es in der Klinik zehn Betten zur stationären Behandlung von chronisch Schmerzkranken. Das Schmerzzentrum Ortenau ist eine hochspezialisierte Einrichtung für die schmerztherapeutische Versorgung der Patienten im Ortenaukreis und weit darüber hinaus.

Umweltschonendes Heizen in Offenburg und Wolfach

Seit November 2008 versorgt die Wärmeversorgung Offenburg das Ortenau Klinikum in Offenburg mit Wärme auf Basis umweltschonender Kraft-Wärme-Kopplung. Da die drei Blockheizkraftwerke der Wärmeversorgung Offenburg im Paul Gerhardt Werk nicht voll ausgelastet waren, hat die Gesellschaft für wirtschaftliche Energieversorgung mbH mit der Stadt Offenburg und dem E-Werk Mittelbaden (Gesellschafter der Wärmeversorgung Offenburg) ein neues Energiekonzept entwickelt. Dadurch wird der Bedarf an Gas erheblich reduziert; außerdem werden pro Jahr 350 Tonnen CO₂ Emissionen eingespart.

Seit Oktober 2008 beheizt die Oberwolfacher Kraftwärmanlage das Ortenau Klinikum in Wolfach über eine Wärmeleitung mit Energie aus Holz. Hier liegen die Vorteile in der optimalen CO₂-Bilanz und in der Förderung der heimischen Forstwirtschaft.

Rege Bautätigkeit in den Kliniken

Im Ortenau Klinikum in Achern werden drei Bettengeschosse mit insgesamt 60 Betten, eine Intensivstation sowie neue Räumlichkeiten für die Endoskopie und die Radiologie erstellt. Im vergangenen Jahr wurden die Abrissarbeiten durchgeführt und im Frühjahr 2009 mit den Bauarbeiten begonnen. In einem zweiten Bauabschnitt erfolgen ab 2010 Umbauten im Altbestand. Die Gesamtkosten belaufen sich auf zwölf Millionen Euro.

Im Ortenau Klinikum Kehl wurde der alte Westflügel teilweise abgerissen. Er wird in den Jahren 2009/2010 in neuer Form wieder aufgebaut. Anschließend finden Umbauarbeiten im Altbestand statt. Es werden ein zentraler Aufnahmebereich, eine Intensivstation, neue Operationsräume, ein Aufwachbereich und eine neue Liegendkrankenzufahrt entstehen. Die Maßnahmen werden rund 14 Millionen Euro kosten.

Am 2. Juni 2008 erfolgte im Ortenau Klinikum in Lahr der offizielle Spatenstich zum Neubau des Zentral-OPs (zehn Säle), der Zentralsterilisation mit dreistöckigem Parkdeck und einem Hubschrauberlandeplatz. Durch den Neubau werden die in die Jahre gekommenen und auf drei Ebenen verteilten OP-Säle auf einem Stockwerk zusammengefasst. Die Gesamtkosten liegen bei 31 Millionen Euro. Das Land hat hierzu Fördermittel in Höhe von 13,2 Millionen Euro bewilligt.

Im Herbst 2008 begann der Ortenaukreis auf dem Gelände des Ortenau Klinikums Offenburg mit dem Bau eines Ärztehauses und eines Parkdecks mit 250 Plätzen. Der finanzielle Aufwand beträgt rund zehn Millionen Euro. Die unbefriedigende Parksituation rund um die Klinik wird sich dadurch erheblich verbessern.

Auch in den Kliniken Kehl und Lahr wurde 2008 mit dem Bau von Ärztehäusern begonnen.

Preisverleihung im Europäischen Schülerwettbewerb 2008

Am 28. Mai 2008 fand die Preisverleihung des Europäischen Wettbewerbs im Europapark statt. Der Wettbewerb wird alljährlich unter der Schirmherrschaft des Europarates, des Europäischen Parlaments und der Europäischen Kulturstiftung für Schüler aller Altersstufen in den europäischen Staaten mit gleicher Themenstellung ausgeschrieben und dient der Förderung des Europagedankens in der Schule.

5296 Schülerinnen und Schüler von 56 Schulen aus dem Ortenaukreis haben sich an der 55. Auflage dieses Schülerwettbewerbs beteiligt. Damit können wir uns wieder über die höchste Teilnehmerzahl in Baden-Württemberg freuen. Die Schülerinnen und Schüler sollten sich zum Thema „Dialog der Kulturen“ Gedanken machen und malen, zeichnen oder einen Aufsatz schreiben.

Für 528 Kinder und Jugendliche aus dem Ortenaukreis hat sich die Arbeit besonders gelohnt, denn sie erhielten bei der Feierstunde eine Urkunde und einen Preis. Zum Abschluss des rund zweistündigen Programms, bei dem auch Artisten und Musiker des Europa-Parks auftraten, wartete auf die Kinder und Jugendlichen noch eine weitere Belohnung: auf Einladung des Europa-Parks durften sie den ganzen Nachmittag im Park verbringen und so Europa von einer weiteren Seite kennenlernen.

Eurodistrikt veranstaltet ersten deutsch-französischen Wandertag in Lahr

Am 5. Oktober 2008 waren alle Wanderlustigen, sowohl Familien mit Kindern, Senioren als auch geübte Wanderer eingeladen, ihre Wanderschuhe aus dem Schrank zu holen und mit dem Eurodistrikt Straßburg-Ortenau, dem Schwarzwaldverein, sowie dem Club Vosgien, Lahr und seine nähere Umgebung zu erkunden.

Der erste grenzüberschreitende Wandertag eignete sich bestens dazu, seine Kenntnis der Sprache des Nachbarn zu testen und deutsch-französische Begegnungen zwischen Menschen aller Altersgruppe zu fördern.

Nach der Begrüßung auf dem Lahrer Rathausplatz starteten fünf verschiedene zweisprachig geführte Wanderungen. Die Strecken betrug fünf bis 17 Kilometer und hatten unterschiedliche Schwierigkeitsgrade. Es gab auch unterhaltsame Zwischenstationen, wie zum Beispiel die Vorführung der historischen Hammerschmiede in Reichenbach. Das gemeinsame Ziel aller Wanderstrecken war die Geroldseckerhalle in Reichenbach. Bei Bewirtung, Musik und deutsch-französischer Geselligkeit konnten die Wanderfreunde dort den Tag gemeinsam ausklingen lassen.

Grenzüberschreitende Kooperation zur Behandlung von Hausabfällen

Die Städtegemeinschaft Straßburg und der Zweckverband Abfallbehandlung Kahlenberg, dessen Träger die Landkreise Emmendingen und Ortenaukreis sind, haben im August 2008 einen Kooperationsvertrag über die Behandlung von Hausabfällen abgeschlossen. Die Städtegemeinschaft Straßburg betreibt eine Müllverbrennungsanlage in Straßburg und der Zweckverband Abfallbehandlung Kahlenberg eine mechanisch-biologische Abfallbehandlungsanlage in Ringsheim. Ziel des Vertrages ist es, dass sich die beiden Betreiber bei Kapazitätseinschränkungen, insbesondere bei Anlagenstillständen, gegenseitig helfen. Auch soll der Vertrag es ermöglichen, durch Austausch von geeigneten Abfällen die Energieeffizienz beider Anlagen zu erhöhen. Die Städtegemeinschaft Straßburg und der Zweckverband Abfallbehandlung Kahlenberg sehen diesen Kooperationsvertrag als einen wichtigen Beitrag in der verstärkten Zusammenarbeit im Eurodistrikt „Straßburg/Ortenau“.

Landratsamt saniert weitere Altlastflächen auf dem Flugplatz Lahr

Das Landratsamt Ortenaukreis sanierte von Juli bis Oktober 2008 die nunmehr fünfte Altlastfläche auf dem Flugplatz Lahr. Diese befindet sich im Bereich der sogenannten mittleren Hangartraube auf dem westlichen Flugplatzareal. Die vorangegangenen Untersuchungen in einem ehemaligen Wartungsbereich dokumentierten sowohl im Boden als auch im Grundwas-

ser Verunreinigungen mit Mineralölkohlenwasserstoffen (MKW), Aromatischen Kohlenwasserstoffen (AKW) und Polycyclischen Aromatischen Kohlenwasserstoffen (PAK).

Zunächst wurde ein ehemaliger Splitterschutzwall von etwa 3500 m³ Volumen abgetragen. Anschließend wurden auf einer Fläche von rund 1000 m² die oberen Bodenschichten ausgebaggert und entsorgt. Die höchsten Belastungen befanden sich im darunter anstehenden Grundwasser und wurden dort ebenfalls durch Aushub von etwa 1200 m³ verunreinigtem Kiesbodens saniert. Öl, das auf der hierdurch freigelegten Grundwasseroberfläche aufschwamm, musste abgeschöpft werden. Das verunreinigte Grundwasser wurde abgesaugt, über eine mehrstufige Grundwasseraufbereitungsanlage geführt und anschließend wieder versickert. Die vormals nicht bebaubare Fläche steht nach der Sanierung dem Zweckverband Industrie- und Gewerbepark Raum Lahr zur Weiterentwicklung als Gewerbefläche zur Verfügung.

Auftraggeber für die Sanierung war das Landratsamt. Die Kosten für die Sanierung beliefen sich auf rund 500.000 Euro. Die verursachenden Streitkräfte der Staaten Kanada und Frankreich tragen 75 Prozent und der Bund 25 Prozent der Kosten.

Die Kapelle „Maria-Hilf“ in Hinterohlsbach

Kilian Derdau und die Ohlsbacher Heimatforscher

Wir über uns – Die Forscher

Unsere Gruppe, die „Ohlsbacher Heimatforscher“, ist nicht der „normale“ Heimatverein, den man glücklicherweise in immer mehr Dörfern findet. Wir sind Jugendliche und junge Erwachsene der Jahrgänge 1990–1993. Der Anstoß für unsere gemeinschaftliche Arbeit war ein Schulprojekt, das ein Großteil der Mitglieder in der zweiten Klasse der Ohlsbacher Weinbergsschule gemeinsam mit der damaligen Klassenlehrerin Barbara End durchführte. Es hatte das Leben unserer Großeltern und das Leben im früheren Ohlsbach zum Thema. Uns begeisterte es zu forschen, dass einige Klassenkameraden diese Jugend- (damals noch vielmehr Kinder-)Gruppierung gründeten. Zuletzt waren es Kilian Derdau, Camill Harter, Mathias Kannenberg, Adrian Weigand, Johannes Bukenberger, Florian Wußler, Maik Weigand (nach der Reihenfolge des Gruppenbildes), sowie Jasmin Wußler (nicht auf dem Bild).

Damals, 1999, konnte sich freilich noch niemand von uns vorstellen, dass diese Gruppe neun Jahre lang bestehen wird – sie überdauerte sogar jene Zeit, in der wir verschiedene Schulen besuchten. Unsere Projekte wurden immer nur von uns selbst durchgeführt, die Mitarbeit von Erwachsenen war ausdrücklich nicht erwünscht. Wir holten uns hie und da allerdings Ratschläge. Unser Ziel war es, das frühere Geschehen in unserem Heimatort Ohlsbach zu dokumentieren, wozu wir Interviews mit Großeltern, Führungspersonen im Ort, Besitzern alter Häuser führten sowie Erkundungen im Dorf machten. Die gesamte Arbeit wurde dann schriftlich oder auf Tonbandträgern dokumentiert. Seit Oktober 2002 nahmen wir zudem noch Erkundungen auf, um auch Gegenwärtiges zu dokumentieren. Die Forschungsinhalte wurden bei insgesamt sechs verschiedenen Ausstellungen und Feiern präsentiert. Sicherlich könnte man den Eindruck gewin-



nen, dass eine solche Arbeit auf einem nicht allzu hohen Niveau anzusetzen sei – doch der zweimalige Gewinn des ersten Platzes beim Jugend-Kreativ-Preis der Sparkassenstiftung für Jugend, Kultur und Soziales Gengenbach zeigt das Gegenteil auf. Freilich kam auch der Spaß nie zu kurz, so standen Ausflüge mit kulturellen Highlights nach Freiburg, Basel sowie Strasbourg auf dem Programm.

2005 begann das größte Projekt der gesamten Zeit und mit Sicherheit auch jenes mit dem höchsten forscherschen Niveau. Im Mittelpunkt des „Hinterohlsbach-Projektes“ stand die schmucke Maria-Hilf-Kapelle im Hinterohlsbachtal, die unter dem Motto „Wir bewegen etwas!“ genau unter die Lupe genommen wurde. Das Projekt war insgesamt in zwei Bereiche aufgeteilt. Zum einen gab es einen *theoretischen Teil*. Bei diesem wurde das vorher fast nicht dokumentierte Geschehen rund um die Kapelle in früher und heute näher erforscht. Hierbei wurden viele Interviews geführt, aber auch viele Telefonate und Archivarbeit stand an. Zum anderen gab es aber auch einen *praktischen Teil*. Hierbei hatten wir im Jahr 2005 an sechs Samstagen Helmut Stehle, der den bei der Kapelle so wunderschön gelegenen Kräutergarten seit 1995 betreut, geholfen.

Die Praxis sollte hierbei die Theorie ergänzen, also fast gemäß dem Spruch „ora et labora“. Die ganze Aktion kostete freilich auch eine Menge Geld, wobei uns unsere Partner aus öffentlichem Leben und Wirtschaft zur Seite standen. Hier ist besonders der „Jugendfonds Ortenau“ als Hauptprojektpartner zu erwähnen. Nach drei Jahren entstanden drei prall gefüllte Ordner, die die Ergebnisse beinhalten. Einige Auszüge (!) dieser Forschungen sind nun auch Inhalt dieses Berichtes in der „Ortenau“, in der ich freundlicherweise als Gastautor schreiben darf. Die Forschungen wurden zudem im Rahmen der Ausstellung „Wir bewegen etwas – Kapellengeschichten blühen auf“ im Frühjahr 2008 im katholischen Gemeindehaus präsentiert. Die stellte zugleich eine Verabschiedung in eine langfristige Ruhepause dar, die durch zunehmende Belastung in Schule und Ausbildung nicht mehr zu verhindern war.

Einführung

Die Bezeichnung Kapelle, mit der kleine, kirchliche Räume gemeint sind, stammt von dem lateinischen „capa“ – Mantel – ab und ist als Verkleinerung dieses Begriffs zur „capella“ geworden. „Capella“ – kleiner Mantel also – erlaubt aber auch die spezifische Deutung „Mönchskleid des heiligen Martin“, Nationalheiligtum der Franken. Es wurde von den fränkischen Königen überallhin mitgeführt und hatte als Aufbewahrungsort eigene Räume in den königlichen Pfalzen. Seit der Zeit um 800 verbreitete sich der Begriff „capella“ immer mehr, und gemeint waren damit die immer öfters gebauten Bethäuser.¹ Die kleinen Kirchlein gehen meistens auf Stif-

tungen zurück und wurden zur Ehre Gottes und zum Lobpreis eines Heiligen errichtet. Ab und zu wird in ihnen auch das heilige Messopfer gefeiert. Lange bevor Ohlsbach eine Pfarrkirche bekam, besaß es drei Kapellen. Die waren zwar im Weltgeschehen unwichtig, von den Einheimischen aber innigst geliebt. Eine solche stand im Dorf und im Gewann Büchen. Heute noch steht jene in Hinterohlsbach, über deren Geschichte auf den folgenden Seiten berichtet werden soll. Später kam dann noch die Kapelle „Maria im Weinberg“ hinzu.

Der Ort und der zeitliche Rahmen

Eine Sage meint, dass auf dem Gelände des Brandeckkopfes früher die heidnischen Germanen hausten, wo sie auch ihren Brandaltar hatten, auf welchem sie Wodan blutige Opfer darbrachten. Ein Einsiedler namens Romoaldus hatte auf dem Gebiet der heutigen Kapelle seine Klause aufgeschlagen und sich zum Ziel gesetzt, die in seiner Umgebung hausenden Germanen von der christlichen Religion zu überzeugen. Als die Germanen einstmals von einem siegreichen Kriegszug auf ihr heimatliches Terrain zurückkehrten, stand nach alter Sitte wieder die Opferung Gefangener zu Ehren des Kriegsgottes an. Der Scheiterhaufen flammte schon lichterloh, als Bruder Romoaldus seine Chance ergriff und dem Germanenvolke predigte, dass es beim Christengott keiner Menschenopfer bedürfe und ihm dies sogar missfalle, selbst wenn es sich nur um einen Kriegsgefangenen handelt. Es erschütterte sie zutiefst, dass all ihre bisherigen Opferhandlungen gar nicht nötig gewesen seien. Auf den würdigen Bekehrer folgte Bruder Sebaldu, einer jener Brüder, die sein Vorgänger vom Feuertod errettet hat. Er führte das Werk im Sinne seines Vorgängers fort und soll neben seiner Klause eine Kapelle errichtet haben, welche später vergrößert wurde und eben bis heute in Hinterohlsbach stehen soll.²

Soweit die Sage – doch freilich lässt sich die Geschichte der Kapellenumgebung auch handfest widerlegen³: Auch Ohlsbach verdankt seine Existenz der um die Jahrtausendwende vom 750 gegründeten Kloster Gengenbach durchgeführten Urbarmachung des unteren Kinzigtals, die mit den weiteren Auflagen des fränkischen Königs (Rodung, Erschließung, Besiedlung, Christianisierung) verbunden war. Während in der *ersten Besiedlungsstufe* das Unterdorf „Ohlsbach-Hub“ besiedelt wurde, liegt in der *zweiten Besiedlungsstufe* die Geburt der Besiedlung des Hinterohlsbachtals bzw. „Ohlsbach Forst“. In dieser Stufe wurden die langen, gebirgigen und waldreichen Quertäler auf der Sommerseite der Kinzig erschlossen und besiedelt. Die Grundstücke eines Bauern erstreckten sich damals von der einen Gebirgsspitze des Tales zur anderen. Seit dem 14. Jahrhundert wurde das Gebiet auch als Gebiet der „Geburschaft“ bezeichnet. Dies war eine Gemeinschaft von Bauern, die sich als Zunft zusammenschlossen

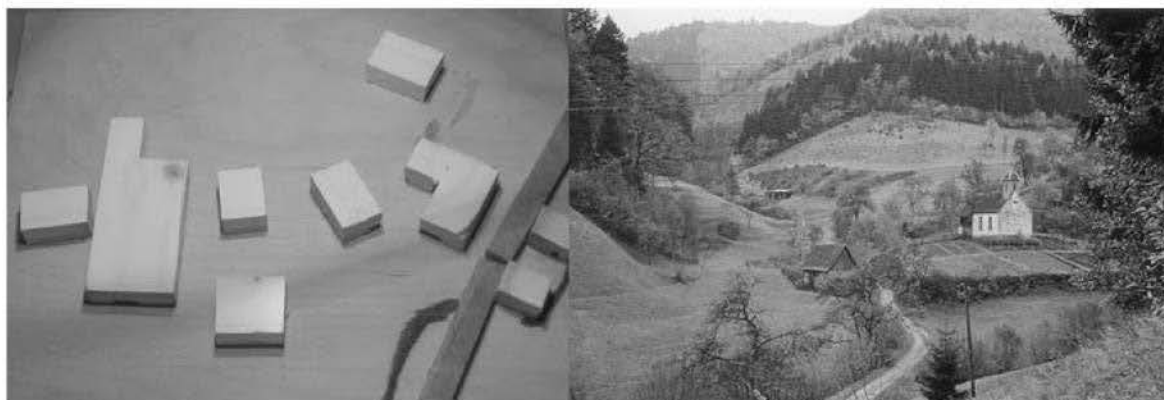
und 1402 als Vertragspartner der Reichsstadt Gengenbach beitraten. Um 1400 galt die Besiedlung von ganz Ohlsbach als abgeschlossen. Es zählte zu einer der größten Curien des Klosters Gengenbach.

So der Grundstock, auf den wir nun im Jahr 1850 aufbauen. Von der evangelischen Kirche (der später fast ganz „Ohlsbach Forst“ gehört) ist in diesem Jahr noch nichts zu finden. Man findet noch viele Höfe, denn damals gab es noch einige Höfe mehr im Hinterohlsbachtal als heute, zu nennen wäre hier der Wußlerhof, der Echtleshof, Huber-Hof sowie der Müllerhof, wovon die beiden letztgenannten heute noch existieren. Der Grundbesitz eines Hofgutes waren rund 30–50 ha. Es wurde noch aktiv Landwirtschaft betrieben, die Hänge waren mit Wiesenwirtschaft bzw. im Reutverfahren bewirtschaftet. Die Talstraße war damals der Handelsdurchgang vom Kinzigtal ins Renchtal, was auch dazu führte, dass sich Tagelöhner, aber auch Wegelagerer, in Hinterohlsbach aufhielten.⁴

Das Terrain der Kapelle – Die Kapellenerbauer

Während man heute nur noch die Kapelle vorfindet und daneben das in den 1960er Jahren erbaute Haus „Hauser“, fand man um 1850 vielmehr einen ganzen Hofkomplex rund um die Kapelle und ein stattliches Anwesen. Aus Plänen⁵ ist ersichtlich, dass mehrere Familien (Kapellenerbauerfamilie Braun sowie die Familien Echtle und Göppert) um die Kapelle lebten. Was mit dem Besitz der Brauns nach dem Tod des Kapellenerbauers und Hofbauers Paul Braun passierte, ist recht ungewiss. Spätestens 1900 jedoch trat der Echtlehof aus dem Hofkomplex aus.⁶ 1913 kaufte die „Evangelische Kirchenschaffnei Rheinbischoffsheim“, wie so vieles, den damals von Bernhard Huber und dessen Frau Caroline (geb. Buss) bewirtschafteten und mit unbezahlbaren Hypotheken belasteten Hof samt dessen Grundbesitz (insgesamt ein Areal von 35 ha) auf.⁷ 1925 ist der Hof abgebrannt. Letztes Zeugnis, neben der Kapelle, war jahrelang das Buchhisli, welches in den 70er Jahren im Rahmen einer Feuerwehrrübung abgebrannt wurde.⁸

Der ehemalige Stammsitz der Braun'schen Familie ging in Flammen auf, denn bereits vor dem Jahr 1786 findet man den Großvater des späteren Kapellenerbauers, Lorenz Braun, der bei der Eheschließung seines Sohnes als „Bauer allda“ bezeichnet wird. Zusammen mit seiner Frau Eva Marx bekamen sie 1758 Laurentius Braun als Kind. Ob es weitere Geschwister gab, ist unbekannt. Laurentius (bzw. Lorenz) Braun, mit Stand „Bauer in Hinterohlsbach“, heiratete am 16. Januar 1786 Magdalena Späth aus Haigerach. Damit verbunden war die Heirat eines besser betuchten Bauern, wie aus dem Graenz-Plan von 1787/88 hervorgeht, der aufgrund der Grenzziehung zwischen Ohlsbach (damals zu Gengenbach gehörend) und den nordwestlich angrenzenden Gemeinden angefertigt wurde.⁹ Das Ehepaar besaß etwas nordöstlich des Standortes der heutigen Kapelle bis zur



Hofmodell nach einem Plan von 1897, Aufnahme aus den 50ern – mit Buchhisli

Grenze Richtung Zell-Weierbach Waldungen sowie ein Stück, das als „Lorenz Braunen Acker“ bezeichnet wurde. Aus der Ehe der beiden sollen insgesamt elf Kinder hervorgehen, unter anderem der spätere Erbauer der Kapelle, der nach 17 Jahren Ehe als Paul Braun, genauer Josef Paul Braun, am 21. Januar 1804 als zweitjüngstes Kind geboren wurde.

Paul Braun wurde später Hofbauer auf dem Hofgut. Er heiratete am 13. August 1827 Magdalena Wußler, die aus einer Schwärzenbacher Bauernfamilie stammte. Das Ehepaar brachte zwei Töchter auf die Welt – Helena und Franziska, nach denen sich die Spuren der Familie verlieren. 1838 dürfte ein Freudenjahr gewesen sein, denn Paul Braun findet sich unter den glücklichen 200 Bürgern, die sich von dort an zu den Genussbürgern zählen durften.¹⁰ In zweiter Ehe heiratet dieser am 27. Mai 1865 Katharina Has, eine zehn Jahre jüngere Frau aus Oberharmersbach. Am 13. April 1888 stirbt Kapellenerbauer und Hofbauer Josef Paul Braun im Alter von 84 Jahren. Ein Jahr später seine zweite Frau.¹¹

Beweggründe für den Kapellenbau

Aus den schriftlichen Unterlagen ist lediglich zu entnehmen, dass der Hofbauer Josef Paul Braun seinem Heimatort eine geistige Wohltat erweisen wollte.¹² Auf einer Tafel bei der Kapelle (Entstehungsdatum unbekannt) steht, dass die Kapelle im Jahre 1850 „zur größeren Ehre Gottes und zur Verehrung der seligsten Jungfrau Maria“ erbaut wurde. Nicht uninteressant ist bei dieser Betrachtung der Aspekt, dass bereits am 25. August 1842 beschlossene Sache war, dass Ohlsbach eine eigene Pfarrkirche bekommen wird. Auch wenn sie aufgrund größerer und kleinerer Widerstände und Probleme erst dreißig Jahre später erbaut wurde, musste auch der damalige Hofbauer Braun von den Planungen gewusst haben, spendete allerdings nicht, sondern baute selbst. Erst 34 Jahre später stellt er 1884 den Antrag, ob man seine Kapelle auf den Gottesacker versetzen könne.¹³ Diesem

Wunsch wurde anscheinend nicht entsprochen, wie die gegenwärtige Situation zeigt.

So weit zum Schriftlichen. Doch auch die mündlichen, nicht nachweisbaren „Gschichtli“ haben so ihren Reiz. Um den Kapellenbau kursieren viele, doch alle haben einen gewissen gemeinsamen Nenner. Eine, die man immer wieder hört, ist folgende: Der Nachbesitzer des Hofes der Brauns wollte den Erdkeller tiefer legen und hat dabei ein Skelett gefunden. Schon vorher hat man sich gewundert, woher der Braunen-Bauer denn auf einmal so viel Geld gehabt hatte, dass er seine Schulden bezahlen konnte. Daher vermutete man, dass Braun einen Tagelöhner auf der Strecke Kinzig-Renchtal umgebracht und in seinem Keller begraben hat. Die Kapelle sollte dann als Sühnekapelle errichtet werden.¹⁴

Die Planungen beginnen

Ab dem 9. Juli 1850 findet man die ersten Schriften zum Bau der Kapelle. An diesem Tag stellte nämlich das Dekanat Offenburg den Antrag beim erzbischöflichen Ordinariat zu Freiburg, das die Bitte des Stadtpfarramts Gengenbach, dem Ohlsbach zur damaligen Zeit noch zugehörig war, zur Erbauung einer Privatkapelle in Hinterohlsbach enthielt. Am 19. Juli 1850 beschloss das erzbischöfliche Ordinariat, nichts gegen den Bau einer Kapelle einzuwenden und sendet dem Großherzoglichen Katholischen Oberkirchenrat in Karlsruhe (die finanzielle Verwaltung der Erzdiözese, das bedingt durch die Säkularisierung ein staatlich/kirchliches Konstrukt war) eine Bittschrift zum Bau der Kapelle. Das Ordinariat schreibt: „Wir unsererseits nehmen nicht nur keinen Anstand die Bitte zu bewilligen, sondern gehen im frommen Plan mit Freuden ein, dessen Ausführung auf Kosten eines Mannes geschieht, der seinem Geburtstort eine geistige Wohltat erweisen will.“¹⁵ Auch der Großherzoglich katholische Oberstiftungsrat in Karlsruhe stimmte zu.¹⁶

Einsegnung und erster Gottesdienst – anderer Kapellenname

Mit einem Brief des erzbischöflichen Ordinariats in Freiburg vom 27. September 1850 wurde dem Gengenbacher Stadtpfarrer Franz Xaver Lender, ein Onkel des späteren berühmten, gleichnamigen Reichstagsabgeordneten¹⁷, „die Vollmacht, die neuerbaute Kapelle, Altar und Glocke in Hinterohlsbach nach Vorschrift einzusegnen“ erteilt.¹⁸ Am 20. Oktober wurde die Kapelle von Stadtpfarrer Lender eingesegnet.¹⁹ Aus dem späteren Stiftungsvertrag geht hervor, dass die Kapelle gar nicht auf den Namen „Maria Hilf“, sondern „zu Ehren des Hl. Apostel Paulus und der Bűberin Magdalena zum gottesdienstlichen Gebrauch“ eingeweiht wurde.²⁰ Diese Be-



Kapellenaufnahme aus den 1970ern (l. und r.) sowie Talansicht auf einer Postkarte aus den 1950er-Jahren

zeichnung wird bis heute in den Büchern des Erzbischöflichen Ordinariats in Freiburg so geführt, auch wenn in Ohlsbach kaum jemand mit diesem Namen etwas anfangen kann.²¹

Die katholische Kirche wird Besitzer – Der „Paulus- und Magdalenenfonds“ wird geschaffen

Nach einer Urkunde vom 8. August 1852 schenkten die Eheleute Braun dem Stiftungsvorstand in Ohlsbach und somit der katholischen Kirche die von ihnen auf ihrem Hofgut erbaute Privatkapelle. In einem detailliert ausgearbeiteten Stiftungsvertrag schrieb der damalige Protokollführer die einzelnen Paragraphen nieder. Zur Stiftung gehörte im Groben die erbaute Kapelle sowie „der Platze worauf die Kapelle steht und dem für jeden Kapellenbesuch nötigen Rechte, den Weg durch unseren Hofgut und zwar über den Hof durch den Schopf angebaut oben an unserem Wohnhaus zu nehmen, sowie die genau jetzt vorhandene innere Einrichtung der Kapelle“. Zudem gehörte zur Stiftung ein ungefähr 100 Quadratruten (ca. 900 m²) um die Kapelle liegendes Gelände im Wert von 700 Fl./Gulden, das Braun allerdings 1865 nach einem langwierigen Schriftwechsel zurückkaufte. Der Grundstock des Fonds sollte neben der „Sachspende Kapelle“ ein Finanzvolumen von 500 Gulden bilden.

Verbunden waren damit die in § 2 der Urkunde niedergeschriebenen Pflichten für den Stiftungsvorstand: Die Erhaltung des baulichen Zustands, sowie eventuelle Neuanschaffungen bei der Inneneinrichtung. Zudem waren damit die nicht zu unterschätzenden Pflichten verbunden, nach dem Ableben des Ehepaares in der Kapelle jährlich eine Gedächtnismesse für sie abzuhalten, die Sorge, dass täglich und dreimalig „pünktlich das Zeichen zum Beten des englischen Grußes gegeben und jeden Sonn- und

Feiertag in dieser Kapelle der Rosenkranz gebetet wird“. Hiermit erklärt sich übrigens auch der noch heute geläufige Namen „Angelusglöckli“ für die Kapellenglocke, der auch im Heimatlied „Mein Ohlsbachtal“ von Arnold Gutmann seine Erwähnung fand.

Während es in § 3 und § 4 um Gelddinge geht, wird es in § 5 wieder interessant. Dort wird nämlich allen künftigen Hofbesitzern das Reinigen der Kapelle, das dreimalige Angelusläuten jeden Tages, die Abhaltung des Rosenkranzes sowie die Herstellung und Sauberhaltung des Weges zur Kapelle als eine „fortlaufende und unablässbare Last“ aufgetragen. Die Steigerung kommt in § 6: „Sollte ein späterer Hofgutbesitzer sich in der § 5 gemachten Auflage einer Nachlässigkeit zu Schulden kommen lassen, so hat der Stiftungsvorstand das Recht die hier auf dem Hofgut aufwendige Verbindlichkeit irgend eines anderen den Stiftungsvorstand beliebigen Person zu übertragen und der Hofgutbesitzer hat hierfür die dem Stiftungsvorstand beliebig festgesetzte jährliche Summe zu entrichten.“²²

Heute ist, wie die meisten Pflichten (außer der baulichen), auch die des Fonds eingeschlafen. Er existiert zwar noch auf dem Papier, hat jedoch keinen finanziellen Wert mehr. Wie so oft verfiel der finanzielle Wert des Fonds bedingt durch die Inflation und nur noch der nackte Grundbesitz ist Inhalt des Fonds.²³

Die Glocke der Kapelle ein historisches Juwel

Zum ersten Mal Erwähnung fand die Glocke in dem Brief des Ordinariats zur Genehmigung der Einweihung der Kapelle.²⁴ Am 8. August 1852 taucht ein „Glockenseil 17 Schuh lang“ sowie eine „Glocke von Composition [Legierung] 160 Pfund schwer“ in dem an den Stiftungsvertrag angeschlossenen „Inventarium“ auf.²⁵ Die erste Glocke sollte nicht lange in Hinterohlsbach verweilen, wie ein Schriftwechsel des Pfarramtes Gengenbach, dem inzwischen Stadtpfarrer Bauer vorstand, mit dem erzbischöflichen Ordinariat Freiburg vom 22. September 1863 verrät: „Dem Erbauer der Kapelle haben wir nunmehr eine zweite, neue Glocke, 85 Pfund schwer von Karl Rosenlächer, Glockengießer in Konstanz gießen lassen. Dieselbe ist bereits nach Hinterohlsbach gebracht und bedarf vor ihrer Aufhängung und ihrer Benutzung der kirchlichen Segnung.“²⁶ Aus den Quellen lässt sich zunächst der Eindruck gewinnen, dass der berühmte Konstanzer Glockengießer Karl Rosenlächer eine neue Glocke für die Maria-Hilf-Kapelle in Hinterohlsbach herstellte. Auf der heutigen Glocke ist aber deutlich die Jahresangabe „1705“ zu lesen und auch die Figuren sowie das Wappen auf der Glocke lassen keinen unmittelbaren Bezug zur Ohlsbacher Kapelle erkennen. Insofern steht der Befund in deutlichem Widerspruch zu der Annahme, dass Karl Rosenlächer die Glocke neu ge-



Wappen des Abtes, Glockenstuhl der Kapelle, Hl. Benedikt

gossen hat. Dies führt zu der Hypothese, dass es sich bei der Glocke um ein gebrauchtes Exemplar handelte, das von Rosenlächer nach Ohlsbach weiterverkauft wurde. Die Praxis, alte Glocken an neuer Stelle wieder zu verwenden, war zur damaligen Zeit sehr verbreitet.²⁷ Die Vermutung wird vom reichhaltigen Figuren- und Bildprogramm bestätigt. Diese bringt die Erkenntnis, dass die Glocke zusammen mit einer zweiten im Jahr 1705 von Franziskus Troger, Abt des Benediktinerklosters Fischingen (Kanton Thurgau, Schweiz), in Auftrag gegeben wurde. Der Bestimmungsort war eine Wallfahrtskapelle des von dem Abt geförderten Idda-Kultes. Der ausführende Glockengießer war Tobias Schalch. Nach der Auflösung des Klosters im Jahr 1848 wurde die größere der beiden Glocken in die Schlosskapelle Gachnang gebracht, während die zweite, kleinere Glocke, in der Schweiz als verschollen galt. Somit ist anzunehmen, dass diese Glocke über Umwege zu Karl Rosenlächer in das benachbarte Konstanz gelangte, der sie dann nach Ohlsbach weiterverkaufte. Damit wäre die Herkunft der Glocke geklärt. Das weitere Zeitgeschehen ist nur noch mündlich überliefert, so diente die Glocke während des Ersten Weltkrieges beispielsweise in der Pfarrkirche als Aushilfsglocke, da dort lediglich die sogenannte Schutzengelsglocke verblieb. In den 1950er Jahren wurde sie erneut zu einer Renovation abgenommen.²⁸

Das reichhaltige Figuren- und Bildprogramm bedarf aber der besonderen Aufmerksamkeit: Die Glocke weist eine umlaufende Schulterinschrift zwischen Steg und Doppelsteg mit dem Text „IESUS + NAZARENUS + REX + IUDAEORUM ANNO 1705“ auf. Übersetzt bedeutet dies „Jesus von Nazareth, König der Juden. Im Jahr 1705“. Die Kreuze zwischen dem Text haben die Form eines lateinischen Kreuzes. Darunter befinden sich tief herabhängende Tuchgirlanden mit zwei verschiedenen großen Fruchtbündeln, ausgehend von Schleifen mit herabhängenden Bändern und Quasten. In einer Akanthuskartusche ist das Wappen des Franziskus Troger, Abt des

Klosters Fischingen (Kanton Thurgau/Schweiz), abgebildet. Unter dem Wappen befindet sich die Unterschrift „FRANCISCUS ABBAS“, was übersetzt „Abt Franziskus“ bedeutet. Neben dem Wappen ist die Figur des heiligen Benedikt mit Kelch und Buch zu erkennen. Die passende Unterschrift lautet „S.P. BENEDICTUS“, was für „SANCTUS PATER BENEDICTUS“, also „Heiliger Kirchenvater Benedikt“, steht. Daneben folgen die beiden Heiligen Johannes und Paulus. Johannes ist als Krieger mit Schwert abgebildet, während Paulus, statt der sonst üblichen Kriegerdarstellung, mit langem Gewand, Monstranz und Schwert verkörpert wird. Unter den beiden Figuren befindet sich die Unterschrift „SS. IOHANNES ET PAULUS MM“, was für „Sanctissimi Iohannes et Paulus Martyres“ steht. In deutscher Übersetzung bedeutet dies „Die Heiligsten Märtyrer Johannes und Paulus“.²⁹

Die Inneneinrichtung der Kapelle

Nicht unwichtig für das ästhetische Wirken auf den betenden Gläubigen ist selbstverständlich die Inneneinrichtung einer Kapelle. In Hinterohlsbach war sie zwar einfach, jedoch geschmackvoll. Vor mehreren Umbauten hatte die Inneneinrichtung 1850 ein komplett anderes Erscheinungsbild. Der Boden war mit naturbelassenen Sandsteinquadern gepflastert, der Innenraum puritanisch eingegipst, ohne jegliches Stuckwerk oder gar Fresken.³⁰ Die Einrichtung im Wert von 330 Fl. wird detailliert in dem 1852 angefertigten Inventarium beschrieben, dessen genaue Auflistung an dieser Stelle nun ausarten würde. Beachtung kann man aber den 26 Votivtafeln aus Glas, einem Marienbild mit dem Christusbild aus Holz sowie zwei Altarkreuzen schenken.³¹ Sicherlich auch spannend ist wohl die Tatsache, dass 1866 ein Altarstein aus dem Erzbistum Strasbourg seinen Weg nach Ohlsbach fand, da in Freiburg keine konsekrierten disponibel waren.³²

Die gesamte Inneneinrichtung hat sich aber wohl mit den Jahren um einiges dezimiert. Zeitzeugen können sich nur noch daran erinnern, dass in den 50er Jahren auf der linken Wandseite (Richtung Talstraße) eine Madonnenfigur aus Holz auf einem Podest angebracht war, die halb sitzend geschnitzt war und das Jesuskind auf ihrem Arm hatte und beide gekrönt waren. Hierbei könnte es sich mitunter auch noch um die im Inventarium genannte handeln. Auf der linken Seite war ein aufgehängtes „Ewiges Licht“ angebracht. Gegenüber von der Tür war früher ein wunderschöner aus Holz gestalteter Marienaltar. Der blau-weiß angemalte Altar, dessen Holzsockel in Marmoroptik gestaltet war, beinhaltete in der Mitte eine Darstellung Mariens, welche leicht seitlich dargestellt war, ein hellblaues Gewand trug und einen Heiligenschein hatte. Die Krönung des Altars, an seiner Spitze, war ein Holzkreuz sowie ein eingebauter, kleiner Tabernakel.³³

Gottesdienste in der Kapelle – Predigertreppe

Neben dem Rosenkranzgebet, welches mit der Zeit einging, finden bis heute noch gelegentlich Gottesdienste in der Kapelle statt. Dies war mitunter nicht immer so. So schrieb das Erzbischöfliche Ordinariat, dass die Abhaltung des Gottesdienstes in der Kapelle nicht eine Pflicht, sondern eine Gefälligkeit des Stadtpfarramts wäre.³⁴ Um 1939 war sogar keine Zelebrationserlaubnis erteilt.³⁵ Wann dies erlaubt wurde, ist indes ungeklärt, der ab 1938 in Ohlsbach tätige Pfarrer Maier hielt jedenfalls jährlich an Christi Himmelfahrt einen Gottesdienst, berichten Zeitzeugen. Viele Menschen kamen zu diesem Gottesdienst, einige vom Dorf, aber auch einige, die kriegsbedingt hier waren, lauschten dem Pfarrer, der zum Predigen eine Treppe im Durchgang nutzte. „Um diese Treppe versammelten sich dann die Gläubigen und Pfarrer Maier sprach mit majestätischen Worten“, kann sich Manfred Marx, der damals als Jugendlicher die Gottesdienste erlebte und heute in Nähe der Kapelle wohnt, noch erinnern. Diese, heute nicht mehr existierende Treppe, war eigentlich praktischer Natur und führte zum bis heute vorhandenen Speicher. Während der Nachfolger Pfarrer Henn vermutlich keine Messen hielt, war unter Pfarrer Walter Kistler (1971–1991 in Ohlsbach tätig) mit den montäglichen Messen der Höhepunkt erreicht. Unter Pfarrer Richard Huber (1991–2009 in Ohlsbach tätig) wurden jährlich nur noch rund sechs Gottesdienste gefeiert.

Der Renovationsreigen beginnt

1900 ist die erste Renovation aufgeführt, mitunter wurden hierbei schon Großteile der ursprünglichen Inneneinrichtung entfernt.³⁶ Auch 1938 wurde vom damaligen Maurermeister Karl Hoferer ein schlechter baulicher Zustand der Kapelle festgestellt, was wohl auch zu Renovationen führen musste.³⁷ 1958 wurde von der Ohlsbacher Jägerschaft und einigen weiteren Ohlsbacher Mitbürgern unter Hauptfederführung von Josef Horn die Kapelle generalsaniert. Die Wände wurden komplett neu verputzt und gestrichen, das baufällige Dach mit grauen Betonziegeln eingedeckt, die Lattenkonstruktion wie auch die Fenstergläser erneuert.³⁸ Eventuell wurde in diesem Zusammenhang auch besagte Predigertreppe entfernt.

Radikale Innenrenovation im Jahr 1975

In den 70er Jahren veränderten alle Sakralräume, die in Ohlsbach Bestand hatten, ihr Gesicht. Nicht nur die Pfarrkirche „Heilige Dreifaltigkeit“ im Dorf wurde hierbei 1972 radikal verändert, sondern auch die Maria-Hilf-Kapelle. Unter Pfarrer Kistler wurde die bisherige Inneneinrichtung entfernt. Wie dem Realschematismus von 2001 zu entnehmen ist, wurden die Arbeiten im Jahr 1975 durchgeführt. Nur diese Zahl sowie weitere mündli-

che Auskünfte belegen diesen Umbau. Schriftliche Dokumente hierzu findet man weder im Pfarrarchiv noch beim Ordinariat in Freiburg. Hiermit tut sich für die alte Inneneinrichtung auch ein Rätsel auf: Was mit ihr passiert ist, weiß niemand mehr – nicht mal der damalige Pfarrer selbst. Den Innenraum sollte von nun an ein massiver und sicherlich auch schöner Altar aus Bruchsandstein schmücken. Ein Ende fanden auch die alten Kapellenbänke, welche durch neuzeitliche Stühle ersetzt wurden. Für die alten Figuren kamen Holzfiguren aus der Pfarrkirche in die Kapelle. Die Holzfiguren der Pfarrkirche – im Vergleich zu den zerstörten Gipsfiguren der Dorfkirche – wurden damals fast alle gerettet. In der Kapelle wurde zentral die Figur „Anna selbdritt“ auf einem Sandsteinsockel angebracht, sowie links und rechts die Figuren Konrad von Parzham und Theresia vom Kinde Jesu. Für die Inneneinrichtung selbst stellte dies eine große Umstellung dar, die in jüngerer Zeit um einen großen Holzrosenkranz, ein Kreuz sowie ein Kruzifix ergänzt wurde.³⁹

Das neuere Geschehen im Zeitraffer

<i>80er Jahre</i>	Die Kapelle erlebt einige Verwüstungen, u. a. auch einen Brand, der gerade noch verhindert werden kann. Die Rußverschmutzung führt jedoch dazu, dass die Sandsteinblöcke von einem Holzkonstrukt mit Teppichboden überzogen werden und eine Holzdecke eingezogen wird. Hierbei half der Rekrutenjahrgang 1967 tatkräftig im Rahmen einer „Guten Tat“ mit. ⁴⁰
<i>1982</i>	Landschaftspflegeaktion der Gemeinde Ohlsbach – Sträucher werden entfernt, ein neuer Außenanstrich wird angebracht. ⁴¹
<i>ab 1990</i>	Eine neue Ära beginnt um diese Zeit. Der Ohlsbacher Bürger Helmut Stehle und seine Frau Maria sowie seine Kartenspielgruppe nehmen sich dem Bauwerk an. Sie betreuen es fortlaufend ehrenamtlich und bringen viel Herzblut ein. Die Bauaktionen werden alle aus Spenden finanziert. Das Ehepaar Marx, welches nahe der Kapelle wohnt, reinigt die Kapelle.
<i>28. Mai 2000</i>	Kapellenfest zum 150. „Geburtstag“
<i>2001/2004</i>	Kapellenfeste
<i>24.8. – 8.9.2001</i>	Neues Dach sowie erneut neuer Außenanstrich
<i>2001</i>	Kapellenbrunnen wurde errichtet
	Renovation der vom Holzwurm befallenen Figuren
<i>2004</i>	Neuer Fliesenboden, die alten Sandsteinblöcke darunter wurden erhalten



Renovation in den 50ern, Figur Anna selbdritt, Rekruten 1967 bei der Arbeit

21. Juli 2007 Neue Tür – nach Vorbild des Originals – wurde eingebaut⁴²

Ein Kleinod ergänzt die Kapelle – der idyllische Kräutergarten

„Es passt ja auch wunderbar zusammen, die Kapelle und der Kräutergarten, es ist eine ideale Kombination in einem so schönen, hinteren Tal!“, so der ehemalige Förster Arthur Wehrle zum Kleinod, das viele inzwischen liebgewonnen haben. Bereits Mitte des 19. Jh. wurde das Gebiet um die Kapelle als Garten genutzt.⁴³ Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde auf dem Areal des heutigen Kräutergartens eine Pflanzschule zur Nachzucht von Forstpflanzen aufgebaut. Diese war im Besitz des evangelischen Stifts.⁴⁴ Die Gemeinde, allen voran der damalige Bürgermeister Otto Stecher, kaufte am 11. Mai 1982 die Grundstücksfläche um die Kapelle auf und wollte das Gebiet gestalterisch aufwerten.⁴⁵ 1982 wurde die Bürgerschaft mehrfach zur „Landschaftspflegeaktion“ aufgerufen – und sie kam und half.⁴⁶ Im Laufe der Pflegeaktion entstand auch die Idee, um die Kapelle einen Kräutergarten anzulegen, deren Entstehung in enger Verbundenheit mit dem Benediktinerabt Dr. Albert Ohlmaier vom Kloster Neuburg stand. Es folgten Orientierungsbesuche in Odilienberg und St. Peter.⁴⁷ Im Oktober 1983 wurden „die Vorbereitungen eingeleitet“. Wobei sich neben dem damals frisch eingetroffenen Förster Wehrle auch Landschaftsgärtner Edwin Schnurr und der Rekrutenjahrgang 1965 besonders für den Garten einsetzten. Hauptfederführend für die Feinarbeit war allerdings Schwester Agnes Lohmüller, welche die Gemeinde Ohlsbach für das Projekt gewinnen konnte.

Mit 200 Kräuterarten, die in jeweilige Krankheitsbilder eingeteilt wurden, schaffte sie eine riesige Vielfalt. Der Garten war eine Bereicherung für ganz Ohlsbach und über die Dorfgrenzen hinaus. Die Kräuterplätze waren zudem mit Metallschildchen bestückt, die über das Kraut nähere Auskunft gaben – neben dem deutschen Namen war auf dem Schild auch der



Schwester Agnes Lohmüller, Kapuzinerkresse & Kräutergerüche, Helmut Stehle

lateinische aufgedruckt, ggf. noch der Zusatz „giftig“. Immer wieder bot die Kneippschwester auch Führungen für Neugierige in ihrem „kleinen Paradies“ an, bei denen sie ihr großes Wissen vermittelte und den Besuchern ihrer Führungen so manche Geschichte oder so manches Rezept mit auf den Weg geben konnte.

Als Agnes Lohmüller den Kräutergarten allerdings 1994 aus gesundheitlichen Gründen aufgeben musste, verfiel und verwilderte der Kräutergarten immer mehr. Ein kleines Team pflegte den Kräutergarten zwar weiterhin, machte jedoch keine Neupflanzungen. Somit kümmerten sich zusätzlich zur Kapelle Helmut und Maria Stehle zusammen mit Hennes Hauser ab 1995 um den Kräutergarten. Leider blieben nicht mehr viele der ursprünglichen Pflanzen übrig. Auch die Krankheitseinteilung blieb nicht erhalten. Dennoch ging der Plan auf, spätestens seitdem seit 2002 mit Andrea Perlich auch wieder eine Kräuterkundige im Garten zu finden ist. Man konnte an alte Erfolge anknüpfen und möchte den öffentlichen Garten mit Aktionen wie der Teilnahme am „Tag der offenen Gartentür“ noch weiter bekannt machen.

Anmerkungen

- 1 Braun, Anita: Ohlsbach, Ferienort zwischen Wald und Reben, S. 79.
- 2 vgl. Keller Willi: Sagen des Kinzitals. Oberkirch, 1994, S. 330–331.
- 3 vgl. Schuck, Hans-Jochen: Ohlsbach in der Geschichte, Ohlsbach, 2003, S. 5 f.
- 4 Die Angaben sind einem „Uebersichtsplan über die Waldungen der evangelischen Kirchenschaffnei Rheinbischoffsheim auf den Gemarkungen Ohlsbach und Reichenbach, gefertigt im Jahr 1897 durch Feldmesser J.A. Schütz“, den ich dankenwerterweise von Arthur Wehrle einsehen durfte, entnommen oder stammen aus Interviews mit Josef Huber sowie Erhard Marx.
- 5 ebd., sowie eine Skizze in den Akten des EAF: „Oberstiftungsrat Specialie Pfarreien F 21025: Ohlsbach, Kapelle, 1812–1939“.
- 6 Interview mit Josef Huber, dessen Hof um 1900 mit Steinen des Echtlehofes unterfangen wurde und welcher bis heute Initialen der Echtle über der Kellertür enthält.
- 7 Telefonat mit Walter Ramm von der Verwaltung der „Evangelischen Stiftung Pflege

- Schönau“, Freiburg, am 11.07.2007; Originaldokumente befinden sich in den Händen der Verwaltung, deren Einsicht allerdings nicht möglich war.
- 8 Interview mit dem ehemaligen Feuerwehrkommandant Josef Wußler.
 - 9 GLA, Bestand H, „Graenz-Plan zwischen dem K.K. Ortenauischen Gericht Ortenberg und der Reichsstadt Gengenbach, aufgenommen und gezeichnet von Valentin Friedrich Schindler, K.K. Ortenauisch Oberamtsregistrator im Jahr 1787 und 1788“.
 - 10 Schülj, Sepp: Blätter zur Ohlsbacher Ortsgeschichte, unveröffentlicht.
 - 11 Die Datenangaben sind den Kirchenbüchern der Pfarrei Gengenbach entnommen.
 - 12 EAF: „Ordinariat Specialie Pfarreien 9336: Gengenbach, Filiale Hinterohlsbach, Erbauung einer Kapelle, 1850–1866“.
 - 13 EAF: F 857/21031 „Ohlsbach, Paulus- und Magdalenenfonds“.
 - 14 Verschiedene Interviews.
 - 15 EAF, a.a.O., 1850–1866.
 - 16 EAF: „Oberstiftungsrat, Specialie Pfarreien, Ohlsbach, Kapelle, 1812–1939“.
 - 17 siehe: Bayer, Josef: Franz Xaver Lender. In: Die Ortenau, 1989.
 - 18 EAF, a.a.O., 1850–1866.
 - 19 Schülj, Sepp, a.a.O., unveröffentlicht.
 - 20 Archivalien des Pfarrarchivs Gengenbach, Recherche durch Frau Dr. Ute Scherb.
 - 21 Telefonat mit Christina Wagner von der Bauwesen-Abteilung des Erzbischöflichen Ordinariats Freiburg (künftig: EOF).
 - 22 Alle Angaben zur Stiftung: insbesondere Pfarrarchiv Gengenbach, a.a.O.; aber auch EAF, a.a.O., 1850–1866; sowie EAF, a.a.O., 1812–1939.
 - 23 Auskunft der Finanz-Abteilung des EOF.
 - 24 EAF, a.a.O., 1850–1866.
 - 25 Pfarrarchiv Gengenbach, a.a.O.
 - 26 EAF, a.a.O., 1850–1866.
 - 27 Auskunft von Kurt Kramer, Glockeninspektion des Erzbistums Freiburg.
 - 28 Interview mit Erhard und Hildegard Marx.
 - 29 Sämtliche Angaben über die Glocke: Bernhard Bischoff und Tilmann Breuer (Hrsg.), Deutscher Glockenatlas – Band 4 – Baden. München, Berlin, 1985, S. 504.
 - 30 Interview mit Josef Huber, Helmut Stehle, Erhard und Hildegard Marx.
 - 31 Pfarrarchiv Gengenbach, a.a.O.
 - 32 EAF, a.a.O., 1850–1866.
 - 33 Interview mit Erhard und Hildegard Marx.
 - 34 EAF, a.a.O., 1850–1866.
 - 35 Realschematismus, EOF, 1939.
 - 36 Ebd.
 - 37 EAF, a.a.O., 1850–1866.
 - 38 Interview mit Albert Stark, Zunsweier, der uns wunderschöne Dias der Renovationsarbeiten zur Verfügung stellte.
 - 39 Mehrere Gespräche, u. a. mit Pfarrer Walter Kistler, dem damaligen PGR-Mitglied Hermann Lehmann – ebenso bin ich Ingrid Benz und Hilde Buß für die Tipps dankbar.
 - 40 Rekrutenzeitung „Rekrutenblitz“ des Jahrgangs 1967, unveröffentlicht, die uns dankenswerterweise Katrin Kiefer einsehen ließ.
 - 41 Gemeinde Ohlsbach, Amtsblatt, 1982.
 - 42 Restliche Angaben bzgl. Kapelle heute: Interview mit Helmut Stehle und Hennes Hauser.
 - 43 EAF, a.a.O., 1850–1866, Planskizze.
 - 44 Interview mit Arthur Wehrle.

- 45 Auskunft des Grundbuchamts der Stadt Gengenbach, Brigitte Lehmann.
46 Gemeinde Ohlsbach, a.a.O., 1982.
47 Interview mit dem ehemaligen Bürgermeister Otto Stecher.

Neben den oben genannten Personen, sind wir und ich vielen anderen zu Dank verpflichtet, insbesondere seien hier genannt:

Barbara End für den wichtigen Impuls und die stetige Beratung bis zum Ende; Helmut Stehle für die vielen Informationen und die freundliche Aufnahme im „Kleinen Paradies“; Tobias Benz für die Mithilfe beim Glockenabschnitt und bei Lateinübersetzungen; Maik Weigand für den Bau des Modells des Hofkomplexes nach Plänen von 1897; Rosel Isenmann und Maria Roth, unsere „Altdeutsch-Übersetzerinnen“; Tobias Schnieders sowie Archivdirektor Dr. Christoph Schmider vom Erzbischöflichen Archiv Freiburg; Andrea Vandrey, Gemeindereferent Achim Schell, Herr Pfarrer Richard Huber vom Pfarrarchiv/Pfarramt der Pfarrgemeinde Heilige Dreifaltigkeit Ohlsbach

Athletenverein Zell am Harmersbach

Claudia Albers

Der Athletensportclub „Germania“ wurde wahrscheinlich am 8. August 1911 gegründet. Wie ein Brief an die Stadt Zell mit den eingereichten Statuten beweist, muss dies wohl der Gründungstag des Zeller Ringervereins sein.



Unterschrieben haben diesen Brief Albert Eisele, der 2. Vorsitzende des Vereins, Schriftführer Erich Ressel. Erster Vorsitzender war Lorenz Echtele. Das erste große Ereignis des Vereins „Germania“ war das IX. Gaufest des Breisgaus des Deutschen Athleten-Verbandes, welches vom 13.–15. Juli 1912 in Zell a. H. abgehalten wurde.

Das Fest begann am Samstagabend, dem 13. Juli, mit einem großen Empfang der auswärtigen Teilnehmer. Es folgte anschließend die Kampfrichtersitzung mit Festbankett im „Badischen Hof“.

Herr Gemeinderat Kopf hieß namens des Athletiksportclubs „Germania“ und der Stadtgemeinde alle herzlich willkommen. In seiner Ansprache hob er das große Interesse der Stadtgemeinde am Gedeihen des noch jungen Vereines hervor, was man auch durch die Stiftung eines Ehrenpreises und die Beflaggung der Hauptstraße bekundet habe.

Der Haupttag des Festes war natürlich der Sonntag, der in der Frühe mit Kanonenschüssen und der Tagwache der Stadtkapelle eingeleitet wurde. Nach dem Abwiegen der Konkurrenten folgte das Klassenstemmen.

Um 10 Uhr begannen die Ringkämpfe, welche einen guten Eindruck über die Körpergewandtheit und Körperkraft der Ringer vermitteln.

Der Nachmittag begann mit einem Festzug vom Vereinslokal „zur Linde“. Acht Vereine mit drei Fahnen, außerdem der Turnverein Zell mit Fahne, der Turnverein Unterharmersbach und der Arbeiter-Radfahrerbund „Solidarität“ mit festlich geschmückten Rädern zogen durch die Hauptstraße zum Festplatz. Dort war alles gerichtet für die Übungen der Musterriegen.

Glanzpunkt des Tages, mit Spannung von allen schon erwartet, waren die Entscheidungsringkämpfe. Teilnehmer waren die Ringkämpfer, welche in den Entscheidungskämpfen des Vormittags als Sieger hervorgegan-

gen waren. Dies waren spannende und interessante Kämpfe, weil sich nun herausstellen musste, wer als Alleinsieger und Träger des Ehrenpreises hervorgehen würde. Gauvorsitzender Weißler von Freiburg nahm abends nach Beendigung der Kämpfe die Preisverteilung und Siegerehrung vor. Er preist das Zeller Sportfest als das schönste, das der Gau bis jetzt abgehalten habe. Der Stadtehrenpreis ging an den Stemm- und Ringerbund Freiburg.

Eine weitere große Sportvorstellung des Athletikclubs „Germania“ fand am Sonntagabend des 15. Dezember 1912 statt. Diese Veranstaltung war verbunden mit einem Konzert der Stadtkapelle Zell a.H. Zwischen den einzelnen Auftritten der Kapelle folgten Darbietungen wie Trapezturnen, Musterriegen, Handstandakrobaten, Preisstemmen und andere Kraftübungen. Höhepunkt des Abends war der Ringerwettkampf der Meisterschaftsringer von Deutschland, dem Athlet A. Sillmann aus Emmendingen und dem Meisterschaftsringer aus Baden, J. Biasizzo, Freiburg.

Ein weiterer sportlicher Höhepunkt des Vereinsgeschehens war der nationale Wettstreit vom 13.–15. Juni 1914, welcher unter der Leitung von August Herrmann stand.

Die Wettkämpfe begannen mit einer Kampfrichtersitzung, ihr schloss sich ein Festbankett an, das mit einem Stimmen der Schwergewichtsklasse bereichert wurde.

Am Sonntag zog ein bunter Festzug mit den medaillengeschmückten Siegern der vormittäglichen Wettkämpfe zum Festplatz hin. Dort legten die Wettkampfriegen noch einmal Zeugnis ihres Könnens ab. Im Gasthaus „Raben“ kam man anschließend nochmals zu einer Siegerehrung zusammen. Der von der Stadt gestiftete Stadtehrenpreis ging an den Athletik-Sportclub Furtwangen. Die Veranstaltung endete mit einem Festball im „Raben“, einem Ereignis, von welchem man noch lange sprach.

Durch den Ausbruch des I. Weltkrieges ging der Verein vermutlich in die Brüche; jedenfalls sind seit diesem Zeitpunkt keinerlei Unterlagen mehr vorhanden.

Erst im Jahre 1921 wurde der Athletiksportclub „Einigkeit“ erwähnt, was wiederum darauf schließen lässt, dass der Verein „Germania“ aufgelöst wurde. Über die Gründung des neuen Vereins „Einigkeit“ ist nichts Belegbares vorhanden. Aber bestimmt wurde er nach dem I. Weltkrieg gegründet.

Nach längerem Tauziehen des wohlloblichen Gemeinderates und mehreren Bittgesuchen des Athletiksportclubs „Einigkeit“ stimmte Ersterer dem Vorschlag zu, in der Kinderschule Übungsstunden abzuhalten. Am 15. Mai 1921 kam es dann zum Mietvertrag, welcher dann eine Miete von 30 M. forderte.

Schon ein Jahr später hatte auch dieser Verein eine besondere sportliche Veranstaltung. Für das vom 13.–15. Mai 1922 in Zell geplante sportliche Ereignis des Athletiksportclubs „Einigkeit“ richtete man ein Bittgesuch an den Gemeinderat der Stadt Zell, wiederum einen Stadtehrenpreis zu stiften. Bei der Gemeinderatssitzung am 3. April 1922 wurden hierfür 500 RM zur Verfügung gestellt. Leider sind über die sportlichen Aktivitäten dieser Veranstaltung keinerlei Unterlagen mehr vorhanden.

Eine öffentliche Veranstaltung des Athletiksportclubs war das Preiskegeln am 2. September 1922. Die sechs Hauptpreise bestanden u. a. aus Bügeleisen, Taschenuhr und einem Paar junger Hasen. Ihr Wert belief sich auf 1690 M. Wettkampfort war das Gasthaus „Zum Raben“.

Ein vereinseigenes Fest war die Fahnenweihe am Ostermontag, dem 28. März 1923. In einem mächtigen Festzug zogen die Athleten durch das Städtlein zur Wallfahrtskirche, wo nach einem imposanten Festgottesdienst die Weihe der Vereinsfahne erfolgte. Nach Ende der kirchlichen Feierlichkeiten ging es zurück zum Rathaus, wo die Fahne des Athletiksportclubs „Einigkeit“ übergeben wurde. Dieses Ereignis feierte man mit Frührschoppen im „Raben“.

Für den Abend war ein Festbankett im Gasthaus „Zum Hirschen“ angesagt, wie es ein Schriftstück des Schriftführers Albert Serg überliefert hat.

Schon 5 Wochen später fand in Zells Mauern das 3. Gaufest des Ortenau-Gaues statt. Für diese Veranstaltung am 7./8. Juli 1923 wurde die Stadt um Bereitstellung des Sportplatzes und Holz und Stangen für Sitzgelegenheiten gebeten.

Beeindruckend und spannend war sowohl für den Verein als auch das Städtchen Zell das XVII. Kreisfest des IV. Kreises Baden-Pfalz. Dieses Kreisfest war verbunden mit dem 15-jährigen Stiftungsfest des Athletiksportclubs „Einigkeit“. Wie einem Zeitungsbericht von Pfingsten 1926 zu entnehmen ist, war das Städtchen Zell in festlichen Flaggenschmuck gekleidet, am Bahnhof und bei der „Sonne“ waren Ehrenpforten errichtet worden. Trotz der damaligen schlechten wirtschaftlichen Lage und der mit einem solchen Fest verbundenen Unkosten waren doch über 300 Athleten aus allen Teilen des Landes und der Umgebung herbeigeeilt, um ihre Kräfte in friedlichem Wettstreit zu messen.

Das im „Badischen Hof“ abgehaltene Festbankett wurde von der Stadtkapelle festlich umrahmt und erfreute sich eines sehr guten Besuchs. Die Grußworte sprach der Vorsitzende des gastgebenden Vereines, Lindenwirt Fehrenbach. Namens der Stadtverwaltung schloss sich Festpräsident Bürgermeister Schäfer an. Die Gründungsmitglieder und alle, welche bereits auf 15-jährige Mitgliedschaft zurückblicken konnten, wurden mit Diplomen und Medaillen ausgezeichnet.

Der sportliche Teil des Festes begann am Sonntagvormittag, wo die ersten Runden der Ringer ausgetragen wurden. Ein Festzug mit vielen Kapellen, 39 Sportvereinen und vielen, vielen, fröhlichen Gästen und Einheimischen leitete den Nachmittag ein, der mit weiteren sportlichen Wettkämpfen fort dauerte. Abends fand im „Hirschen“ ein Festball statt. Am Pfingstmontag waren dann die Entscheidungskämpfe im Stemmen, Ringen und weiteren Wettkämpfen. In 27 Gewichts- und Altersklassen wurde gekämpft. Unter anderem wurde auch ein Damenwettkampf des Sportvereins „Germania Freiburg“ erwähnt. Den Abschluss bildete ein regelrechtes Volksfest mit der Stadtkapelle auf dem Sportplatz, das sich später in den Wirtschaften bis spät in die Nacht fortsetzte.

Und wieder war es ein Fest des Athletikclubs „Einigkeit“, das am 14. und 15. September 1926 auf dem Sportplatz bei der Turnhalle von sich reden machte. Dieser lokale Herbstwettstreit des Ortenauer Gaues war wieder im Programmablauf der früheren Jahre. Von dieser Veranstaltung ist leider nur die Einladung durch den Vorsitzenden Andreas Hermann noch vorhanden.

Einen Brief vom 12. November 1930 an den Gemeinderat der Stadt Zell ist zu entnehmen, dass der Verein Holzschulden in Höhe von 70,20 M hatte. Dieses Holz war für den Bau eines Podiums erforderlich gewesen und der Verein sah keine Möglichkeit, diese Schuld zu begleichen. Da aufgrund dieser miserablen Kassenlage auch die Verbandsbeiträge nicht mehr bezahlt werden konnten, wurde der Verein durch den Verband disqualifiziert und von den Kreisveranstaltungen ausgeschlossen. Man sah vonseiten der Verwaltung ein, dass durch diese Disqualifikation ein enormer Rückschlag sowohl auf die sportliche Seite als auch auf die Mitgliederzahl die Folge sein würde, so ermäßigte man die Schuld auf 40 Mark. In Zell a. H. baute man in diesen Tagen eine neue Markthalle. Durch den Verkauf des bisherigen Übungsraumes an Herrn Willmann, Weinhandlung, stand der Verein ohne Übungslokal da. Aus dieser Not heraus stellte man den Antrag, die neue Markthalle mitbenutzen zu dürfen, um wieder Trainingsstunden durchführen zu können und die Übungsgeräte und Turnmatten, die schon fast ein Jahr in einem kleinen Häuschen beim Sportplatz lagerten, unterzubringen. Jedoch wurde diesem Antrag von Georg Hug nicht stattgegeben, da kein Verein der Schwerathletik zu diesem Zeitpunkt mehr bestand. Aus dieser Antwort muss geschlossen werden, dass der Verein in den vorangegangenen Jahren aufgelöst worden war.

Wie kommt es aber, dass sich ein Mädchen mit diesem Teil unserer Heimatgeschichte befasst, wird sich mancher fragen. Die Lösung ist ganz einfach: Es war mein Großvater Ludwig Gureth, der selbst ein leidenschaftlicher Ringer war, es bis heute geblieben ist und der mir seine lebhaft in Erinnerung gebliebenen Eindrücke und Erlebnisse schilderte:

Mein Großvater Ludwig Gureth wurde am 12. Juli 1904 in Oberentersbach geboren. „1924“, so erzählte er mir, „war ich beim internationalen Ringerwettbewerb in Zell a.H. als Zuschauer.“ Die Erlebnisse dieses sportlichen Großereignisses, die ganze Stimmung, der sportliche Wettkampf, reizten meinen Großvater, der bislang nur Arbeit auf der Landwirtschaft gekannt hatte, so sehr, dass er umgehend in den Kraftsportverein eintrat. Von diesem Tage an war er ein engagierter Ringer, der selbst nach schwerster Tagesarbeit den Weg in die Übungsstunden einschlug, wo er im Trainer Andreas Hermann von Unterharmersbach einen sachkundigen und verständigen Trainer hatte. Wer meinen Opa kennt, glaubt ohne weiteres, dass er im Fliegengewicht trainierte. Die Zusammenkünfte fanden in der Kirchstraße statt, wo der heutige Friseursalon Marie-Louise ist. Familie Graber, welcher der Hof gehörte, ließ die Zeller Ringer dort trainieren, zumal Herr Graber ein guter Kollege meines Opas war. Es wurde dort in der Scheune ein kleiner Raum ausgebaut, in welchem das Training stattfand. Mein Opa fuhr zu vielen Sportwettkämpfen. Sein erster Erfolg war in Unterharmersbach im Jahre 1924 bei den Wettkämpfen anlässlich der Weihnachtsfeier des Vereines. Daraufhin wurde mein Opa erster Wettstreitführer und hatte großen Erfolg bei der Erringung des 1. Platzes seiner Sportkameraden. Der Kampfsportverein verfügte zur damaligen Zeit über 15–20 aktive Mitglieder. Da es zu jener Zeit keine öffentlichen Verkehrsmittel gab, war mein Opa meistens auf sein Fahrrad angewiesen, ab und zu konnte auch das Bähnchen benutzt werden.

Im Jahre 1925 nahm er zum 2. Mal an einem Wettkampf teil und schaffte gegen große Konkurrenz den 3. Platz. Dieser Wettkampf hatte in Schiltach beim Gaufest der Leichtathleten stattgefunden. Mit großem Stolz brachte er seine errungene Medaille in sein Heimattal Oberentersbach zurück.

Im August des Jahres 1926 waren die Zeller Schwerathleten nach Furtwangen zu einem Freundschaftswettbewerb eingeladen. Mein Opa fuhr mit der Eisenbahn bis nach Triberg, von wo sie nach einer Zusage der Sportkameraden aus Furtwangen versetzt worden waren. Man entschloss sich zu einer Abstimmung über das weitere Programm. Einstimmig kam man zu dem Entschluss, nach Furtwangen zu laufen. So war es kein Wunder, dass die Kämpfer nach dieser anstrengenden Fußpartie abgekämpft schließlich in Furtwangen ankamen. Die Zeller Wettkämpfer ließen sich aber dadurch nicht beirren und mit einem überragenden Einsatz und Mannschaftsgeist schafften sie schließlich einen überraschenden Sieg. Die Strapazen hatten sich gelohnt.

Es war, als ob dieses Erlebnis die Mannschaft beflügelt hatte. Von Wettkampf zu Wettkampf waren die Zeller Athleten besser und entwickelten sich zu einem gefürchteten Gegner. Bereits im Jahre 1927 konnte sich mein Opa als bester Zeller Athlet bezeichnen.

Bei einem Wettkampf in Altenheim gelang es dem Verein, drei Pokale auf einmal zu gewinnen, nämlich in den Disziplinen: Musterriegen, Tauziehen und Schönheitswettbewerb. Danach wurde natürlich zünftig gefeiert und so kam es, wie es kommen musste. Die dekorierten und feuchtfrohlichen Athleten verpassten das Schmalspurbähnchen, das sie nach Offenburg bringen sollte. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als auf Schusters Rappen nach Offenburg zu ziehen.

Im Juli 1939 heiratete Ludwig Gureth die Oberharmersbacher Bauerntochter Berta Schnaiter. Als wenig später der II. Weltkrieg ausbrach, bedeutete das auch das Ende des Athletenclubs „Einigkeit“.

Inzwischen sind 40 Jahre ins Land gezogen, mein Opa ist älter geworden, aber wenn er von seinem Athletenclub erzählt, leuchten seine Augen wie damals, wenn er seinen Kontrahenten in Augenschein nahm und den günstigsten Griff überlegte.

Fünf Medaillen aus der damaligen Zeit befinden sich noch in seinem Besitz, und voller Stolz zeigt er sie den Enkeln.

Wenn sich in der Umgebung die Möglichkeit zum Besuch eines Wettkampfes bietet, lässt sich mein Opa trotz seiner 82 Jahre nicht vom Besuch abhalten.

Eines aber darf ich nicht unerwähnt lassen, mein Opa war und ist kein sturer Ringer, er ist seit eh und je für alle Sportarten aufgeschlossen, das können die alten Zeller Fußballer bestätigen. Ob Doppelnelson oder Beckenbauer – der faire Wettkampf war stets das höchste Ziel meines Opas. Ich bin stolz auf ihn!

Die Anregung zu diesem Aufsatz bekam ich von meinem Großvater. Weitere Informationen besorgte mir Herr Kurt Kussi vom Zeller Archiv und der Schwarzwälder Post.

Athletik-Sport-Klub „GERMANIA“
Zell am Harmersbach.



Einladung

am Sonntag den 15. Dezember 1912, abends 1/2 7 Uhr
im Gasthof zum «Bad. Hof» in Zell a. H. stattfindenden

gross. Sportvorstellung

verbunden mit

2009: 100 Jahre „Badische Heimat“

100 Jahre Landesverein Badische Heimat – wir schauen zurück auf eine ereignisreiche Zeit voller historischer und prägender Momente. Im Spannungsfeld zwischen Tradition, Kontinuität und Fortschritt verfolgen wir unsere Ziele wie Schutz der Natur, der Umwelt und der Landschaft, Sicherung der Denkmalpflege, Förderung von Regional- und Landesgeschichte und Volks- und Heimatkunde.

Wir nehmen unser 100-jähriges Jubiläum im Jahr 2009 zum Anlass, einen Blick auf die Geschichte des Vereins zu werfen. In den nächsten beiden Jahren präsentieren wir uns und die Arbeit der letzten 100 Jahre im Rahmen einer Wanderausstellung in zahlreichen badischen Städten. In unserem Jubiläumsjahr werden wir auch eine Chronik herausgeben und es wird zudem ein Registerband erscheinen, der die Beiträge der *Badischen Heimat* für die noch nicht bearbeiteten Jahrgänge zusammenfasst.

Die Wanderausstellung *100 Badische Jahre* wird im Rahmen der Jubiläumsfeierlichkeiten am 27. Februar 2009 im Freiburger Regierungspräsidium eröffnet werden. Schautafeln und Einzelobjekte auf einer Ausstellungsfläche von ca. 100 m² geben Einblicke über den Gang der Vereinsgeschichte, eingebettet in die allgemeine badische Geschichte. Die Ausstellungsreihe steht unter der Schirmherrschaft von Ministerpräsident Günther Oettinger. Die fachliche Einführung wird wie bei den übrigen Ausstellungsorten Bernhard Oeschger geben, der sie federführend vorbereitete.

Zur Ausstellung im Basler Hof in Freiburg – und das wird in anderen Städten genauso sein – wird es ein Rahmenprogramm geben, das Vorträge, Mundartabende und themenspezifische Führungen umfasst.

Die Umriss für die weiteren Ausstellungsorte stehen bereits: Im Karlsruher Schloss wird am 23. April die Ausstellung mit einer Eröffnungsveranstaltung fortgesetzt werden. Auf Karlsruhe werden 2009 voraussichtlich Mannheim, Waldshut-Tiengen und Konstanz folgen. Die erste Ausstellung im Jahr 2010 wird in Schwetzingen sein, gefolgt von voraussichtlich Lahr, Offenburg, Baden-Baden, Donaueschingen, Lörrach und Triberg.

Für die Ausstellung wird ein Katalog zusammengestellt. Dieser wird als Heft 1 / 2009 allen Mitgliedern der *Badischen Heimat* rechtzeitig zur Ausstellungseröffnung zugehen.

Neben der Wanderausstellung bereiten wir ein Jubiläumsband, die Chronik „100 Jahre *Badische Heimat*“ vor, um sie ebenfalls im nächsten Jahr herauszugeben. Wir sind stolz, dass der Direktor des Staatsarchivs in Freiburg, Dr. Kurt Hochstuhl, hier die Gesamtkoordination übernimmt.

Prominente Mitglieder der *Badischen Heimat* beteiligen sich an den einzelnen Abschnitten der Chronik. Die Grobgliederung sieht so aus, dass Wolfgang Hug zu Historismus, vaterländischer Geschichte und Heimatvereinen im wilhelminischen Deutschland einen Beitrag leistet. Gefolgt von Bernhard Oeschger, der die Vereinsentwicklung von 1909 bis 1933 beschreibt. Dann folgt Kurt Hochstuhl mit einer kritischen Bewertung der Jahre 1933–1945. Paul-Ludwig Weinacht schreibt über die Vereinsentwicklung von 194–1970 und Heinrich Hauß, unser Schriftleiter führt uns in die letzten Jahrzehnte von 1970–2008. In der Chronik erhalten dann die Regionalgruppen die Gelegenheit, kurze Abrisse über ihre Geschichte zu geben. Gerhard Kabierske wird zum Haus der *Badischen Heimat* berichten, Anton Burkard über unser Archiv und die Bibliothek. Christoph Strauß vom Staatsarchiv und Angelika Ott werden kurz die einzelnen Vorsitzenden und Schriftleiter porträtieren. Dr. Sven von Ungern-Sternberg wird als Landesvorsitzender die Chronik mit Überlegungen beschließen, inwieweit die Zielsetzung des Badischen Heimatvereins auch in diesem angebrochenen 21. Jahrhundert noch zeitgemäß ist und welche Schwerpunkte sich die *Badische Heimat* in den künftigen Jahren setzen wird, um weiterhin ihren selbst gewählten Auftrag wahrzunehmen.

Wir blicken zurück auf 100 Jahre Vereinsgeschichte und wir schauen voraus, was wird die Zukunft bringen? Zum einen wollen wir weiterhin die Erinnerungskultur pflegen, aber auch im Rahmen einer Bestandsaufnahme überlegen, wie wir die kommenden Jahre gestalten werden. Auf Landesebene werden wir uns mit Natur- und Denkmalschutz befassen, Kultur- und Bildungsfragen erörtern, uns einsetzen für lebendige Geschichte und Geschichten. Zu diesen Themen werden wir Fachgruppen bilden, die überregional arbeiten werden.

Im Frühjahr 2009 lud der Ministerpräsident anlässlich unseres Jubiläums zu einem offiziellen Empfang durch die Landesregierung im Neuen Schloss in Stuttgart ein. Gemeinsam mit uns feiert der „Schwäbische Heimatbund“ ebenfalls sein 100-jähriges Jubiläum.

Wir freuen uns, dass wir für unsere Arbeit vom Land Baden-Württemberg und der Landesstiftung und unseren Sponsoren Unterstützung erfahren. Für unsere zumeist ehrenamtliche Arbeit erhoffen wir uns über das Jubiläumsjahr hinaus gebührende Aufmerksamkeit, einen gesteigerten Bekanntheitsgrad, neue Kontakte und einen notwendigen Schub nach vorne.

Sabine Trunz, Badische Heimat

Israelitische Standesbücher aus Baden und Württemberg

Längst hat sich das Internet als unverzichtbar in vielen Disziplinen erwiesen: die Recherchemöglichkeiten für Genealogen und Historiker sind mittlerweile nahezu unbegrenzt. Wer allein nur die Mormonendatei www.familysearch.org einmal besucht und benutzt hat, kann nur staunen angesichts der Datenfülle. Nun sind weitere Online-Findmittel hier vorzustellen: die Personenstandsregister jüdischer Gemeinden in Württemberg, Baden und Hohenzollern vom 18. bis ins 20. Jahrhundert. Mit der Digitalisation dieser Register ist die Möglichkeit gegeben, eine stark nachgefragte Quelle online auszuwerten.

Die Standesregister der jüdischen Gemeinden, die in Baden und Württemberg seit dem 19. Jahrhundert geführt wurden, und die vor der Einrichtung der staatlichen Standesämter die wichtigsten Quellen für genealogische Untersuchungen darstellten, wurden 1942 vom damaligen NS-Reichssippenamt eingezogen, um sie auf Mikrofilm aufzunehmen. Diese Filme überstanden die Kriegszerstörungen – im Gegensatz zu den Standesregister-Originalen, die als verloren gelten. Doch waren diese Filme von schlechter Qualität, ihre Nutzung im Lauf der Jahrzehnte nur noch eingeschränkt möglich und auch nur mit Spezialgeräten. Erst in den 1980er Jahren begann man, Duplikatfilme herzustellen, die für die Nutzer an Lesegeräten im Lesesaal des Hauptstaatsarchives Stuttgart bereitgestellt wurden. Auch hier war der Umgang mit den Filmen aber noch mühsam, denn es waren zunächst alle rechten, dann alle linken Seiten der Standesregister gefilmt worden. Nun wurden diese Seiten korrekt zugeordnet und sind am heimischen Bildschirm für jeden (kostenlos und ohne Registrierung) sichtbar, der die Internetseite des Hauptstaatsarchives Stuttgart anwählt: www.landesarchiv-bw.de/hstas/findbuch/j386. Eine schnelle Sichtung ergibt bereits, dass auch badische Gemeinden hier vertreten sind. Das Gemeindebuch von Altdorf, Ettenheim (1783–1833), Freistett, Rheinau (1825–1923), mehrere Bücher aus Schmieheim, Kippenheim sind vorhanden. Dabei ist besonders bemerkenswert, dass diese Bücher Seite für Seite vollständig auf dem Bildschirm erscheinen und ausgedruckt werden können, etwa der Gräberplan des jüdischen Friedhofs in Offenburg.

Doch nicht nur im Stuttgarter Staatsarchiv, sondern auch im Freiburger Staatsarchiv sind mittlerweile Standesbücher der israelitischen (aber auch der christlichen) Gemeinden in Baden online sichtbar und zu recherchieren: <https://www2.landesarchiv-bw.de/ofs21/olf/struktur.php?bestand=10028>

Martin Ruch

Zug der Erinnerung

Der „Zug der Erinnerung“ stand vom 23.–26. 3. 2009 im Bahnhof von Offenburg. Sein Thema war die Erinnerung an jüdische Kinder, die – auch aus der Ortenau – mit der deutschen Reichsbahn in die NS-Lager deportiert wurden. Eine bundesweit tätige Initiativgruppe hatte sich dieses Themas angenommen und schließlich erreicht, dass die Deutsche Bahn als Rechtsnachfolger der Reichsbahn sich ihrer Verantwortung bewusst wurde und diesen Zug zusammenstellte. Sein Aufenthalt allerdings musste dann vor Ort von den Kommunen und Vereinen finanziert werden. Allein für den Offenburger Aufenthalt ergaben sich Gesamtkosten von 13.000 €, auf die die Bahn nicht verzichten wollte. Der Historische Verein für Mittelbaden, die St.-Andreas-Stiftung und die Stadt Offenburg übernahmen diese Summe.

Für die deportierten jüdischen Kinder der Stadt Offenburg sprach die eigens aus London angereiste Eva Mendelsson, geb. Cohn. Im Gengenbacher Spital 1931 zur Welt gekommen, lebte sie in der Offenburger Wilhelmstraße bis zur Deportation nach Gurs am 22. Oktober 1940. Auch Dorothea Siegler-Wiegand sprach als Zeitzeugin auf dem Bahnsteig. Ihrer Mutter, der Ärztin Dr. Hertha Wiegand, musste sie damals noch die Fahrkarte bis Karlsruhe besorgen, wo der Deportationszug nach Theresienstadt bereitstand. Doch Dr. Wiegand nahm unterwegs Gift und starb in Karlsruhe.

Eva Mendelsson hielt am 23.3.2009 folgende Ansprache: *„Für mich ist dieser Zug wie ein Brandmal. Und ich brauche auch keine extra Erinnerung, denn an jenem Tag, dem 22. Oktober 1940, habe ich mein Heim, mein Alles verloren. Sie wissen: damals wurden die badisch-pfälzischen Juden in mehreren langen Reichsbahnzügen nach Gurs in Südfrankreich deportiert. Auf den größeren Bahnhöfen wie Mannheim, Karlsruhe, Offenburg und Freiburg machten die Züge Halt und nahmen weitere Menschen auf, insgesamt waren es 6.500 Deutsche, alte und junge. Und deswegen empfinde ich diesen Tag auch heute noch sehr quälend. Ich weiss, es sind viele Jahre verflossen seitdem. Trotzdem kann ich das nicht vergessen und die Erinnerung an jene Ereignisse, an jenen Abtransport wird bei mir bleiben bis zu meinem Tod.“*

Ich durfte seit dem Jahr 1939 nicht mehr in die Schule zuhause in Offenburg gehen, weil ich Jüdin bin und war. So musste ich bei fremden Leuten in Freiburg wohnen unter der Wo-



Ausstellungstafel im Wageninneren



Eva Mendelsson, geb. Cohn

che und dort in eine jüdische Schule gehen. Erst am Freitag kam ich mit meiner Schwester Myriam nach Hause zur Mutter zurück, die schon über ein Jahr allein war. Vater hatte Deutschland verlassen, nachdem er im November und Dezember 1938 im KZ Dachau eingesperrt worden war. Von England aus versuchte er auch uns rauszuholen. Doch der Kriegsbeginn im September 1939 machte das unmöglich, wir saßen fest, gefangen im eigenen Land.

Also dieser Deportationszug kam am 22. Oktober 1940 von Offenburg her in Freiburg nachts um 2 Uhr an. Ich hörte, wie jemand aus dem Zugfenster rief: Eva Cohn mit Zöpfen wird gesucht! So fand ich schließlich meine arme Mutter wieder in einem Abteil mit meiner Schwester Myriam, die 12 Jahre alt war, ich war damals noch nicht zehn Jahre alt. Wie Mutter zu Hause in Offenburg noch gepackt hat für uns, obwohl wir nicht bei ihr waren, das ist mir heute noch ein Rätsel.

Der langsame Zug war 3–4 Tage unterwegs nach Süden. Immer wieder wurde er auf Wartegleise gestellt, bis er weiterfahren konnte. Mutter hatte zwar ein wenig Proviant dabei, der aber nicht ausreichend war für uns drei.

Es gab manchmal Streit unter uns Kindern, wer oben im Gepäcknetz schlafen durfte. Dort war die einzige Möglichkeit, sich einmal ausstrecken zu können – bis ein anderes Kind an die Reihe kam und dort liegen durfte. Und wir waren viele Kinder, ich erinnere mich an die Offenburger: die beiden Hammel-Buben Kurt und Rudolf, 12 und 10 Jahre alt, an Susi Greilshheimer, die am 24. Oktober, also noch unterwegs im Zug ihren 14. Geburtstag feierte, an Ellen und Renate Haberer, 3 und 8 Jahre alt, an Erich Weil, 14 Jahre, und andere. Auch in Erinnerung an sie stehe ich heute hier vor dem Zug der Erinnerung.“

Meine Mutter Sylvia hat übrigens in einem ihrer letzten Gedichte diese Zugfahrt nach Gurs beschrieben mit diesen Worten: ‚So führten dunkle Züge durch rabenschwarze Nacht / in unbekannte Ferne gar traur’ge Menschenfracht. / Wir fuhren und wir fuhren der Tag und Nächte viel / durch Frankreichs schöne Gauen. Da endlich kam das Ziel...‘

Ein letztes Mal musste Mutter dann 1942 in einen Zug steigen. Er brachte sie nach einem Zwischenstop in Drancy bei Paris direkt nach Auschwitz. Auch meine älteste Schwester Esther wurde dort zwei Jahre später getötet. Auch ihr Zug fuhr fahrplanmäßig und so furchtbar pünktlich auf der Rampe in Auschwitz ein.



Zug der Erinnerung im Bahnhof Offenburg, 23.3.2009



Dorothea Siegler-Wiegand

Sie sehen, wie konkret meine Erinnerungen an die Züge leider geblieben sind und bleiben werden. Geliebte Menschen meiner Familie, Freunde und Bekannte wurden mit ihnen deportiert und vertrieben. Und Sie verstehen deshalb, dass diese Wunde immer noch schmerzt und dass dieser Zug der Erinnerung für mich nie an einem Endbahnhof angelangt ist.

Aber dass Sie die Erinnerung an die Züge wachhalten und das Wissen darüber weitergeben an eine junge Generation, dafür danke ich Ihnen.“

Zur Ausstellungseröffnung am 24.3.2009 morgens um 9 Uhr waren viele Besucher gekommen, darunter auch viele Schüler. 74 Klassen aus der ganzen Ortenau hatten sich zum Besuch der Ausstellung in den drei Tagen des Aufenthaltes im Bahnhof Offenburg angemeldet.

Martin Ruch

Gottlieb Konrad Pfeffel zum 200. Todestag (1. Mai 2009)

Wilhelm Kühlmann (Germanistisches Seminar Universität Heidelberg) und Achim Aurnhammer (Deutsches Seminar Universität Freiburg) luden am 4. und 5. Mai 2009 zu einem Kolloquium in die Münsterstadt. In mehreren Vorträgen wurde an das bedeutende Schaffen des Spätaufklärers Gottlieb Konrad Pfeffel am Oberrhein erinnert. Der früh erblindete Pfeffel gründete in Colmar eine protestantische Erziehungsanstalt, die Schüler aus Frankreich und dem europäischen Ausland anzog und aus der bedeutende Persönlichkeiten hervorgingen. Auch wichtige französische Militärs waren unter den Schülern Pfeffels – Grund genug eigentlich, dass sich französische Institutionen an der Einladung zum Kolloquium hätten beteiligen können. So aber spielte sich das Treffen in Freiburg innerdeutsch ab, obgleich Pfeffel aus dem Französischen und ins Französische übersetzte, somit zum wichtigen Vermittler zwischen deutschem und französischem Lesepublikum wurde. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zählte Pfeffel zu den bekanntesten deutschsprachigen Dichtern, mehrbändige Werksammlungen erschienen damals. Er zählt zum kulturellen Erbe des Oberrheinlandes und dessen „Bardenhains“ und hat die Erinnerung verdient.

Ein Beispiel aus Pfeffels satirischen, ironischen „Poetischen Versuchen“ (die im Internet leicht zu googeln sind...):

Das Johanneswürmchen

*Ein Johanneswürmchen saß
Seines Demantscheins
Unbewußt im weichen Gras
Eines Bardenhains.*

*Ach was hab ich dir gethan?
Rief der Wurm ihr zu.
Ey, fuhr ihn das Unthier an,
Warum glänzest du?*

*Leise schlich aus faulem Moos
Sich ein Ungethüm,
Eine Kröte, her und schoß
All ihr Gift nach ihm.*

Ein Aufklärer am Oberrhein – diesem Aspekt des Dichterlebens und seinem Nachwirken galten die Vorträge: Pfeffel und Beethoven: „Der freie Mann“. Zur Ästhetik des politischen Liedes (Günter Schnitzler, Freiburg); Pfeffel und Johann Georg Jacobi: Eine Dichterfreundschaft am Oberrhein um 1800 (Achim Aurnhammer, Freiburg); Pfeffels Kant-Rezeption: „Das kritische Prinzip der reinen Stiefellehre“ in „Der Major und der Schuster“ (Hanna Klessinger, Freiburg); Die Ruhe der Vernunft: Aufklärungskritik in Pfeffels „Briefen aus der französischen Schreckensepoche“ (Philipp Riedl, Freiburg); Pfeffels Andenken an Fenelon: Facetten und Kontexte (Björn Spiekermann, Heidelberg); Pfeffel als Epigrammatiker (Hermann Wiegand, Mannheim); Pfeffel und sein Kreis in der Perspektive eines reichsdeutschen Elsässers – Zu Friedrich Lienhards Erfolgsroman „Oberlin“ (1910) (Wilhelm Kühmann, Heidelberg); Pfeffels Reise nach Mannheim: Eine politische Reiseskizze (Volker Hartmann, Heidelberg); Victorine, eine savoyardische Novelle (Lea Marquart, Karlsruhe); Pfeffels Verdienste um die Rückgewinnung der 1796 von der Revolutionsarmee in Freiburg beschlagnahmten Altartafeln (Walter Ernst Schäfer, Baden-Baden). *Martin Ruch*

Grimmelshausen-Kongress 2010

Vom 8. bis 11. Juli 2010 findet in Oberkirch, Renchen und Offenburg ein Kongress der Grimmelshausen-Gesellschaft statt: „Wort – Bild – Ton. Grimmelshausen und die Medien.“ Das Rahmenthema des Kongresses verbindet zwei für Grimmelshausens Werk und seine Fortwirkung wesentliche Aspekte: zum einen die Frage nach dem Verhältnis, das der Bestseller-Autor Grimmelshausen zu den Medien seiner Zeit hatte, zum anderen die Frage, wie sein Werk bis in unsere Gegenwart hinein in den unterschiedlichen Medien aufgenommen und bewertet wurde.

Les Amis du Vieux Strasbourg – Freunde Alt-Straßburgs

Die Gesellschaft fördert historische und aktuelle Arbeiten zu Geschichte und Gegenwart der Elsassmetropole, aber auch deren Umgebung links und rechts des Rheins. Im Jahr 2007 feierten die Freunde Alt-Straßburgs ihr 50-jähriges Bestehen, und sie stifteten zu diesem Anlass den Preis „Eurodistrikt Strasbourg – Ortenau“. Erster Preisträger war Philippe Fleck, der in einem Bildband Städte, Dörfer und Schlösser der Ortenau vorstellte. Im November

2008 konnten erneut sieben Preise vergeben werden an Autoren und Künstler. Der Präsident der Gesellschaft, Prof. Bernard Vogler, begrüßte bei diesem Anlass besonders auch den Präsidenten und den Vorstand des Historischen Vereins für Mittelbaden. Herausragender Preisträger des Abends war der Bischof von Straßburg, Monsigneur Doré, der stellvertretend für eine Vielzahl von Menschen für den Kampf um den Erhalt des Münsters gewürdigt wurde.

Wer findet den Offenburger Ölberg-Meister H.R.V.M.?

Eine der schönsten spätgotischen Skulpturengruppen am Oberrhein ist der Offenburger Ölberg, der auf das Jahr 1524 datiert wird. So meldete es jedenfalls die Chronik der Stadt Biberach a. d. Riß, die übrigens erst im Jahr 1618 von dem Maler Lucas Seidler geschrieben wurde, also nicht von einem Zeitzeugen stammt und damit nicht als absolut sichere Datierung zählen kann: „In der Statt Offenburg, zwuo meil ob strasburg ist dis Jar 1521 auff dem Pfarckirchoff ein schens Crucifix aus Stain gehauen auffgerichtet worden. Hernach ist anno 24 der Elberg auf gemeltem freithof gemacht worden.“ Der Offenburger Ölberg war also immerhin als künstlerisch so bedeutsam angesehen worden, dass man ihn auch in der entfernten Reichsstadt Biberach registrierte. Ölberge entstanden damals in nahezu jeder Gemeinde, zumeist auf dem Friedhof, dem Gottesacker, oft unmittelbar angebaut an eine Totenkapelle, die zugleich Gerner (Beinhaus) war. So auch in Offenburg, wo eine Michaelskapelle unmittelbar an den Ölberg grenzte. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde sie abgerissen (s. Ruch, Martin: Die Michaelskapelle in Offenburg. Ortenau 1991, 436–447). Wie eine Originalsituation damals aussah, davon kann man sich heute noch ein Bild auf dem Friedhof in Obernai machen, wo ebenfalls eine Ölberggruppe an die Friedhofskapelle grenzt. Wenige Jahre vor dem Offenburger Ölberg entstanden in Straßburg (Veit Wagner, 1498) und in Obernai (Paul Windeck, 1517) sehr verwandte Darstellungen, ebenfalls in Stein, ebenfalls in herausragender Qualität.

Fast alle diese Ölberggruppen gehen in der Anlage auf einen Kupferstich aus der Passionsfolge von Martin Schongauer zurück. Wenig später hat auch Albrecht Dürer die Passionsszenen nachempfunden und gezeichnet, auch seine Ölbergvariation wurde populär und in Reliefs oder Skulpturen umgesetzt.



Steinmetzzeichen Achern



Steinmetzzeichen Offenburg

Deshalb ist es ganz unverständlich, wenn der Offenburger Ölberg leider immer noch als „seitenverkehrte Kopie“ des Straßburger Ölbergs denunziert wird. Dabei ist der Offenburger im Gegensatz zum Straßburger Verwandten unverändert an seiner Originalstelle auf dem Friedhof verblieben, während jener bereits mehrmals von seinem anfänglichen Standort auf dem Friedhof der St. Thomaskirche auf andere Plätze umziehen musste und dabei teils gravierende, nachweisbare Veränderungen erfuhr. Also: Der Offenburger Ölberg ist das einmalige Original eines hervorragenden Meisters.

Dessen Meisterzeichen, ein kleiner Wappenschild mit erhabenem Zeichen, ist zwar bescheiden, aber deutlich sichtbar im Netzgewölbe angebracht – und wurde bislang nicht identifiziert. Eines steht fest: Es ist kein einfaches Steinmetzzeichen, mit dem die jeweilige Produktion eines Arbeiters quasi zur Abrechnung gezeichnet wurde. Sondern es ist das selbstbewusste Zeichen für einen Künstler und seine gesamte Werkstatt. Nur: Wer war dieser Mann?

Der Zufall oder sein Gegenteil führte mich vor die Acherner Pfarrkirche, an deren Außenmauer zwei Steine angebracht sind, die von einer abgerissenen Vorgängerkirche der Spätgotik stammen (Reinfried, K.: Zur Geschichte der katholischen Pfarrkirche Achern. In: Freiburger Diözesan-Archiv, NF 10, 1909, 125: „Auch die zwei Wappen, welche anlässlich der Restaurationsarbeiten [Sommer 1907] an der Außenseite der Kirche freigelegt wurden, gehörten der alten Liebfrauenkapelle an“).

Einer dieser Steine trägt exakt das Zeichen des Offenburger Ölbergmeisters, diesmal aber vermehrt um die Signatur: H.R.V.M.

Steinmetzzeichen, vor allem die Werkstatt- und Meisterzeichen waren immer geschützte Zeichen, sie waren individuelle Zeichen. Dass es zwei Meister mit dem gleichen Zeichen zur gleichen Zeit gegeben haben könnte, ist ausgeschlossen. Die Bauhütten standen untereinander in Verbindung und erkannten sich an ihren Zeichen, ja, sie legten sogar Sammlungen mit den Zeichen an. Manche solcher Steinmetz-Tafeln sind erhalten, etwa jene der Wiener Bauhütte. Für die Straßburger ist leider nichts dergleichen zu melden, eine Recherche in der dortigen Bauhütte erbrachte zwar über tausend Zeichen, aber nicht den Fund des Offenburger Meisters. Ein sehr ähnliches Zeichen schmückt zwar als Schlussstein den Chor der Ottersweierer Wallfahrtskirche Maria Linden – aber eine entscheidende Kleinigkeit, nämlich der exakte Winkel, fehlt dort. Zumindest aber befinden wir uns hier in der Nähe der Werkstatt.

Nun also der Aufruf an die Leser der Ortenau, nach diesem Zeichen und/oder der Signatur in Mittelbaden und im Elsass Ausschau zu halten.

Martin Ruch

Neue Literatur

Deigendesch, Roland / Morrisey, Christoph: *Kleine Geschichte der Schwäbischen Alb. Leinfelden-Echterdingen, 2008, 278 S., Abb.*

Ehmer, Hermann: *Kleine Geschichte der Evangelischen Kirche in Württemberg. Leinfelden-Echterdingen 2008, 190 S., Abb.*

Weber, Reinhold: *Kleine Geschichte der Länder Baden und Württemberg, 1918–1945. Leinfelden-Echterdingen, 2008, 254 S., Abb.*

Meier-Braun/Weber: *Kleine Geschichte der Ein- und Auswanderung in Baden-Württemberg. Leinfelden-Echterdingen, 2009, 190 S., Abb.*

Berner / Sieber-Lehmann / Wichers: *Kleine Geschichte der Stadt Basel. Leinfelden-Echterdingen, 2008, 256 S., Abb.*

In der gemeinsamen Reihe des DRW-Verlages und des G. Braun Buchverlages erscheinen mit beeindruckender Konsequenz regelmäßig weitere Bände zum Themenblock „Regionalgeschichte – fundiert und kompakt.“ Es sind neue interessante Themenaspekte zu registrieren, die nun –zusätzlich zur bereits etablierten Reihe zu Städten im Südwesten – hier vorgestellt werden, darunter eine Geschichte der Schwäbischen Alb. Was liegt näher, als auch zu den anderen Kultur- und Naturlandschaften in der Südwestecke Folgepublikationen anzustoßen, etwa eine Kleine Geschichte der Ortenau für Neubürger und Alteingesessene? Also: Dem Verlag wird der Stoff nicht ausgehen und dem Leser nicht die Freude am Umgang mit diesen auch haptisch ausnehmend gut gemachten Büchern, die hier

nur summarisch genannt werden können. Es sind allesamt gut geschriebene und konzentrierte Einführungen in die jeweiligen Themen, selbstverständlich basierend auf der neuen Literatur.

Martin Ruch

Bihrer, Andreas / Kälble, Mathias / Krieg, Heinz (Hg.): *Adel und Königtum im mittelalterlichen Schwaben. Festschrift für Thomas Zotz. Stuttgart, 2009, 440 S., Abb.*

Wann beginnt die Geschichte der Alemannen? Dieter Geuenich stellt in der vorliegenden Festschrift die frühesten Nennungen des Namens zusammen, interpretiert sie und kommt abschließend zum Ergebnis, dass vor der Unterwerfung unter die Franken um 500 wohl nicht von der Existenz eines „Volkes“ gesprochen werden kann. Weitere Beiträge zum frühmittelalterlichen Südwesten fassen ebenfalls konzentriert neueste Ergebnisse zusammen, die sich natürlich nicht auf unsere heutige „Schwaben“-Definition beziehen, sondern dieses schwäbische Territorium viel weiter fassen. Das frühmittelalterliche Elsass, die Welfen, die Häuser Baden und Wittelsbach und andere haben hier stets mitgedacht zu werden, wie die Beiträge in dieser wichtigen Festschrift zeigen. Die Einleitung der Herausgeber ist unbedingt all jenen Lesern zu empfehlen, die im „Schnellkurs“ die Herrschaftslage in unserem Raum im Frühmittelalter kennenlernen wollen. Und den anderen bietet der Band eine Vielzahl von Aspekten und Themen.

Martin Ruch

Breitkopf, Bernd (Bearb.): Frauenalb. Streifzug durch 800 Jahre Geschichte. (Beiträge zur Geschichte des Landkreises Karlsruhe, Bd. 7). Ubstadt-Weiher, 2008, 224 S., Abb., Pläne.

Nur noch eine Ruine zeugt von der über 800-jährigen Geschichte dieses Benediktinerinnenklosters im Nordschwarzwald, das 1802/03 aufgehoben wurde. Geschichte, Denkmalpflege und Kulturwissenschaft widmen sich im vorliegenden Buch diesem Kloster, das um das Jahr 1190 von den Grafen von Eberstein gestiftet wurde. Den Mönchen wurde gleichzeitig das Kloster Herrenalb übergeben. In seiner Blütezeit hatte Frauenalb bis zu 30 Konventualinnen aufgenommen, übte die Ortsherrschaft über zahlreiche Gemeinden aus und war mit vielen Rechten und Gerechtigkeiten ausgestattet. Nach der Aufhebung der Klosterherrschaft wurde die Siedlung Frauenalb zum Experimentierfeld für Industrielle, Abenteurer und Spekulanten, bis ein Großbrand 1853 dem Treiben ein Ende setzte. Seit 1959 werden die Ruinen aus Mitteln der Denkmalpflege saniert. Heute erfreut sich Frauenalb als Veranstaltungsort kultureller Ereignisse großer Beliebtheit.

Martin Ruch

Hansjakob, Heinrich: Aus den Ferien. Erinnerungen an Land und Leute. Herausgegeben von Heinrich Lehmann und Peter Schäfer. Mit einem Nachwort von Manfred Hildenbrand und biographischen Texten zu Hansjakobs Illustratoren von Kurt Klein. Freiburg 2008, 96 S., viele Abb.

Der Hansjakob-Gesellschaft ist erneut die Herausgabe einer kleinen und besonderen Schrift des Pfarrers zu danken: „Aus den Ferien“ ist ein Frühwerk, das Hansjakob in den Osterferien 1867 verfasste und das 1868 erschien. Anlässlich einer Reise in das heimatliche Kinzigtal notierte er, was ihm unterwegs bei Begegnungen mit den Menschen dieser Land-

schaft auffiel. Erstmals taucht er hier auf als Chronist der kleinen Leute, schildert ihr Denken, ihren Glauben, ihr Leben – und die oft äußerst harten Lebensumstände, unter denen sie ihr Auskommen suchen mussten. Hansjakob erprobt sich in den anschaulichen Texten als Erzähler und spricht vieles erstmals an, was er in den folgenden Jahrzehnten ausführlich weiterführen wird. So erweist sich diese kleine Schrift als Beitrag zur Alltags- und Sozialgeschichte des Kinzigtales. Ein informativer wie fundierter Kommentar von Hansjakob-Kenner Manfred Hildenbrand ergänzt die Edition. Und Kurt Klein stellt in Kurzbiographien die Illustratoren des Volksschriftstellers vor, die schließlich nicht unwesentlich zum großen Erfolg seiner Bücher beigetragen haben. Hansjakob verstand etwas vom Marketing: Bücher müssen schließlich auch äußerlich gefallen! Eine kleine Korrektur wäre anzuzeigen: S. 64 werden zwei Porträts irrtümlich Hasemann zugeschrieben, obwohl sie von Carl Sandhaas stammen.

Rapp Buri, Anna: Jüdisches Kulturgut in und aus Endingen und Lengnau. Ubstadt-Weiher, 2008, 324 S., viele Abb.
Stein, Peter: Lebendiges und untergegangenes jüdisches Brauchtum. Brauch gestern und heute, Brauch hier und dort, mit besonderer Berücksichtigung der schweizerischen Judendörfer Endingen und Lengnau. Ubstadt-Weiher, 2008, 132 S., viele Abb.

Gleich zwei Publikationen sind dem Erbe der Schweizer Judendörfer Endingen und Lengnau gewidmet. Beide Gemeinden gehörten zu den wenigen Gemeinden in der alten Eidgenossenschaft, in denen sich Juden niederlassen konnten. Die jüdische Bevölkerung lebte hier im Surbtal, zwischen der Bäderstadt Baden und dem Marktflecken Zurzach, lange Zeit im Status niedergelassener Fremder, Juden waren nicht als Bürger anerkannt. Schutzbriefe über die Laufzeit von 16 Jahren ge-

währten ihnen das Aufenthaltsrecht. Auch in der Schweiz also bietet sich das bekannte Bild vom unterprivilegierten Leben des alemannischen Landjudentums, wie wir es aus dem Elsass und Baden kennen. Das bezieht auch massive antijüdische Krawalle mit ein, etwa den „Bändeli- oder Zwetschgenkrieg“ von 1802, in dessen Verlauf es auch zu Zerstörungen jüdischen Eigentums in der helvetischen Republik kam. Und erst 12 Jahre nach dem Großherzogtum Baden garantierte die Verfassung von 1874 auch in der Schweiz die völlige Glaubens- und Gewissensfreiheit. Mit der Erlangung des allgemeinen Bürgerrechts wurde die Abwanderung aus den Landgemeinden in die Städte eingeleitet. Lebten um 1850 in Endingen noch 1500 Juden, so sind es heute noch zwei Familien. Vom einstigen Leben der Juden auf dem Lande zeugen die beiden vorliegenden Publikationen. Anna Rapp stellt in ihrem voluminösen und durchwegs farbigen Katalog in über 300 Objekten das materielle Kulturgut vor, der Band wird somit zum wichtigen Bestandsdokument. Peter Stein schildert anschaulich und unterstützt durch interessantes und rares Bildmaterial die jüdische Alltagswelt in den Dörfern, blickt aber darüber hinaus allgemein auf Vergangenheit und Gegenwart jüdischen Brauchtums. Auch die badische Nachbarschaft wird erwähnt: aus Offenburg stammt die Abbildung einer Jahrzeittafel von 1884 für Fanny Kahn (am Jahrestag des Todes von Vater und Mutter wird des Verstorbenen gedacht, wobei die sich in jüdischer Zählung jährlich ändernden Daten für kommende Jahrzehnte exakt auf einer Tafel angegeben werden). Beide Bücher bereichern die Forschung und werden sich als unverzichtbar erweisen für das Wissen über das Judentum am Oberrhein.

Martin Ruch

Werner, Johannes: Würmersheim. Ein badisches Dorf im Wandel der Zeit. Ubstadt-Weiher, 2008, 144. S., viele Abb.

„Das Unbekannte kann nicht Heimat sein“, so der Autor, und er sagt damit, an wen sich dieses ortsgeschichtliche Werk primär richtet: an die Menschen, die heute hier wohnen und sich in der Heimat heimisch fühlen wollen. Aus diesem, aber auch aus anderen Gründen ist diese Orts-geschichte beispielhaft zu nennen und empfehlenswert. Der erfahrene und lang-jährige Autor zahlreicher Beiträge auch in der Ortenau (seit 1972!) zeigt hier, wie man anschaulich und wissenschaftlich zugleich die Geschichte eines Gemeinwessens schreiben kann. Alltags- und Religionsgeschichte, Architektur und Natur, Mundart und Gewerbe und viele weitere Aspekte werden in ihrer historischen Entwicklung beschrieben. Angenehm fällt besonders auf, dass der andernorts meist etwas ausufernde „Vereinsteil“ knapp und sichtlich um Gleichberechtigung bemüht geschrieben ist. Faszinierende Einblicke in eine dörfliche Welt im Windschatten der Weltgeschichte bietet der schöne Band. „War es nötig, die Geschichte von Würmersheim zu schreiben?“ fragt der Autor im Nachwort. Ja, allein schon um zu lernen, dass die gute alte Zeit gar nicht so gut war. Es ist zu hoffen, dass diese Chronik beim Leser die Neugier nicht stillt, sondern weckt. Und ein Beispiel gibt für nachfolgende Autorengenerationen.

Martin Ruch

Grimmelshausen, Johann Jakob Christoffel von: Simplicianische Jahreskalender. Europäischer Wundergeschichten Calender 1670 bis 1672 (Nürnberg), Schreib-Kalender 1675 (Molsheim). Faksimiledruck der vier Kalenderjahrgänge erstmals neu herausgegeben und kommentiert von Klaus Matthäus und Klaus-Dieter Herbst. Erlangen und Jena, 2009, 370 S.

„Weil man noch alle Jahr Calender von ihm sehe“ könne der alte Simplicissimus nicht gestorben, in fremde Länder abgereist oder gar im Mummelsee bei seinen Sylphen sein.“ So endet eine Gesprächsrunde im neu aufgefundenen Molsheimer „Schreib-Kalender“. Und so ist es in der Tat: so lange eine leidenschaftliche Forscher- und Verehrergemeinde Grimmelshausen und seinem Wirken auf der Fährte bleibt, wird er nicht sterben und wird man alle Jahr Kalender von ihm sehen und daraus Neues über ihn erfahren. Etwa, dass die neu aufgefundenen Jahrgänge des „Europäischen Wundergeschichten Calender“ von dem „weit und breit bekannten Simplicissimus“ auch wichtige Hinweise zum Autor des „Ewigwährenden Calenders“ als produktiver Schreiber für andere Kalender seiner Zeit liefern. Die aufwendig und großzügig gestaltete Faksimile-Edition gibt jedem Grimmelshausen-Leser die Möglichkeit, die Argumente nachzuvollziehen und kritisch zu werten.

Martin Ruch

Simpliciana. Schriften der Grimmelshausen-Gesellschaft, XXX. Jahrgang (2008). 350 S.

Mit zuverlässiger Regelmäßigkeit informiert die Grimmelshausen-Gesellschaft in ihren Jahresbänden seit nunmehr 30 Jahren über neue Forschungen und Gedanken zu Grimmelshausen. Der vorliegende 30. Jahrgang erscheint unter der Ägide des neuen Präsidenten Peter Heßelmann (Münster), der nach Günther Weydt (1977–1986), Rolf Tarot (1986–1998) und Dieter Breuer (1998–2007) die Gesellschaft vertritt. Zahlreiche Tagungen und über 500 Beiträge in den *Simpliciana* zu Grimmelshausen und zur Literatur der frühen Neuzeit kann die Gesellschaft mittlerweile vorweisen. Immer haben bedeutende Erkenntnisse und Funde in ihren Schriften ein Forum gefunden, zuletzt anlässlich der Tagung „Grimmelshausen als

Kalenderschriftsteller“ (2008). Ein glücklicher Fund brachte damals einen Jahrgang eines bisher unbekanntes *Simplicianischen* Jahreskalenders ans Tageslicht (s.o.). Aus der Fülle der Themen im vorliegenden Jahresband sei besonders hervorgehoben der Beitrag von Walter E. Schäfer über ein deutsch-französisches Wörterbuch Moscheroschs, das dieser für jene schrieb, die „auff den Teutschen Gräntzen gegen Franckreich wohnen“ und die doch ständig „in ihrem reden an sich halten“, da sie die Sprache des Nachbarn nicht verstehen. Allein schon diese Motivation Moscheroschs lässt ihn hochaktuell erscheinen, da doch in den Schulen der „Metropolregion Oberrhein“ eher das Englische denn das Französische gelehrt und gelernt wird.

Martin Ruch

Kühlmann, Wilhelm: Grimmelshausen. An- und Absichten eines vormodernen Modernen. Heidelberg, 2008, 144 S.

Der Heidelberger Germanist und Frühneuzeitforscher Kühlmann stellt im vorliegenden Band seine Vorträge aus mehreren Jahren zu einem Grimmelshausen-Band zusammen. Kleinere Schriften des Dichters werden dabei ebenso berücksichtigt wie der monumentale *Simplicissimus-Roman* und das epische Spätwerk. Eindrucksvoll gelingt es Kühlmann, ein Bild des großen, hintergründigen Autors zu zeichnen, der wie kein anderer das deutsche Barockjahrhundert in der Weltliteratur repräsentiert. Aus der Vielzahl der Aspekte seien herausgehoben die Untersuchungen zur Darstellung der Alltagsmagie bei Grimmelshausen. Dieser, Amtmann und Schultheiß in der Ortenau und damit „nah bei den Menschen“, hat in seiner nächsten Umgebung schließlich vielfältige Beispiele magischen Denkens und Handelns gefunden und notiert, beispielsweise in der kleinen Schrift vom „Galgen-Männlin“, der Alraune. Hier werden Meißenheim und „eine Reichsstadt, deren

Nahme mit O anfahet“ (Offenburg) genannt, aber auch Gelnhausen, wo Grimelshausen die Hinrichtung eines Zaubers erlebte „als ich noch ein Schul-Knab war“. Dass er möglicherweise selbst prophetische Gedanken anstellte, das könnte jene Szene im Ewigwährenden Kalender belegen, als der Gelnhäuser Musketier einen im Offenburger Mühlbach gefangenen Schellfisch als wunderbares Zeichen deutet. Denn daraus schloss er, dass so lange Reinhard von Schauenburg in Offenburg sei, die Stadt vom Feind nicht eingenommen werde.

Das ansprechend gestaltete Werk ist als kenntnisreiche Führung durch die Vielfalt der simplicianischen Welt unbedingt zu empfehlen.

Martin Ruch

Smolinsky, Heribert (Hg.): Geschichte der Erzdiözese Freiburg. Bd. 1: Von der Gründung bis 1918. Freiburg, 2008, 654 S.

Am 21. Oktober 1827 wurde die Erzdiözese Freiburg durch die feierliche Inthronisation des ersten Erzbischofs Bernhard Boll errichtet. Damit erlosch zugleich die alte, große Diözese Konstanz, die vom schweizerischen Gotthard bis Stuttgart, von Breisach bis Ulm reichte und bei Fischerbach in der Ortenau an das Bistum Straßburg grenzte. Warum diese spektakuläre Aktion geschah, wer die treibenden Kräfte dahinter waren, wie sich die Neugründung bis heute entwickelt hat, darüber gibt nun dieser erste von zwei Bänden eines Jahrhundertwerkes Auskunft. Zwar ist die Zahl der Arbeiten zur Bistumsgeschichte wie zur regionalen und lokalen Kirchengeschichte längst Legion. Doch eine synthetische Zusammenführung dieser vielfältigen Einzelstudien wurde bislang schmerzlich vermisst. Es ist dem verdienstvollen kirchengeschichtlichen Verein unter seinem früheren Vorsitzenden Prof. Heribert Smolinsky zu danken, dass diese große Aufgabe bestens

bewältigt werden konnte. Eine Reihe kompetenter Autoren hat dazu beigetragen, jeweils zentrale Aspekte der Bistumsentwicklung darzustellen, so etwa das Wirken der neu entstehenden (Barmherzige Schwestern) und der „alten“ (Benediktiner u. a.) Ordensgemeinschaften. Herausgestellt werden soll auch der Beitrag von Christine Schmitt, der die Diözesan- und Landespatrone, die Patrozinien und Eigenfeiern behandelt. Kirchenbau und religiöse Kunst, Caritas und Ökumene, Volksmission und Kulturkampf – wer den aktuellen Stand des Wissens über die Geschichte der Erzdiözese in konzentrierter und gleichwohl lesbarer Form kennen will, wird gern zu diesem Kompendium greifen, und wird den Herausgebern Respekt und Anerkennung für eine großartige Leistung nicht verwehren.

Martin Ruch

Geroldsecker Land, Jahrbuch Nr. 51 „Himmel und Hölle“. 2009. Hrsg.: Ortenaukreis. 173 S.

In drei Arbeiten wird über die neomanische Pfarrkirche in Schuttertal berichtet, die in diesem Jahr ihr Jubiläum nach hundert Jahren feiern kann. Über die Baugeschichte und das alte Hochaltarbild von 1670 (St. Antonius der Einsiedler) schreibt Gerhard Finkbeiner. Werner Scheurer stellt die drei Schnitz-Altäre der Gebrüder Moroder vor, die als Nachfolger der Kunstwerkstätte von F. J. Simmler in Offenburg tätig waren. – „Der Himmel entriss mir die Welt, meine Reise geht in die Hölle“ – eine passende Überschrift zum Thema des Jahrbuches. Bernhard Uttenweiler hat sie von einer Napoleon-Karikatur übernommen. Ein Bezug auf Ettenheim ist in einigen dieser Karikaturen durch den durch Napoleon umgebrachten Herzog von Enghien gegeben. Auch Dieter Weis bezieht sich mit seinen Beschreibungen von zwei Portefeuilles aus jener Zeit auf Ettenheim. – In einer Arbeit über Flurnamen (G. Kreutz) wird festgestellt,

dass die Namen Himmel und vor allem Hölle in der Ortenau im Süden deutlich seltener vorkommen. – Eine sehr aufschlussreiche Arbeit über die drei Friedhöfe in Ottenheim hat Martin Frenk vorgestellt, denn „nirgendwo ... wird Geschichte so facettenreich und lebendig aufgeblättert wie auf einem Friedhof“. Recht informativ sind dazu auch die ausführlichen Anmerkungen, in denen beispielsweise von Kleindenkmälern an der Michaelskirche berichtet wird. Ekkehard Klem geht auf ein Totengedenkmal im Wald von Heiligenzell ein. Um dieses „Soldatengrab“ hat sich vor wenigen Jahren eine Diskussion wegen der Inschrift ergeben, die zumindest als mehrdeutig anzusehen ist.

Karl-Heinz Debacher spricht über die Landschaftsgeschichte am Rhein im Taubergießen, die sich von der Rektifikation Tullas vor fast 200 Jahren bis zum heutigen „Integrierten Rheinprogramm“ und der „Revitalisierung Taubergießen“ erstreckt. Aus dem Arbeitskreis Heimatmuseum Oberschopfheim entstand eine Arbeit über den Tabakanbau und die Zigarrenproduktion in Oberschopfheim, die die „Ortschronik“ von 1978 ergänzen soll. Es ist eine gute Anregung, auch andere sog. Ortschroniken nach Jahrzehnten zu aktualisieren. – Spannend ist ein weiterer Beitrag von M. Frenk, in dem die Erschließung der Tiefen-Erdwärme durch eine Vertikalbohr-Technik vorgestellt wird. Der bisherige Erfolg der horizontalen Tunnelvortriebssysteme von Herrenknecht in Schwanau lassen Hoffnungen auf die neue Technik der Tochterfirma aufkommen; allerdings werden auch Unwägbarkeiten und Risiken angesprochen. Besonders hilfreich sind in dem Beitrag die ausführlichen Anmerkungen. Hier wird auch ein Ausblick auf die in Neuried geplante Verbindung von zwei Energiearten gegeben: Biogas und Geothermie.

Das Bild vergangener Zeiten wird immer wieder faszinierend durch das Auswerten von Archivalien. Das ländliche Le-

ben in Hugsweier wird anhand von Kirchenvisitationen im 17. Jahrhundert durch Walter Caroli veranschaulicht. – Das romanische Tympanon in Haslach im Kinzigtal mit der Darstellung um den Sündenfall wird von Ulrike Kaufmann eingehend ikonografisch untersucht. Aus der Stiftskirche von Lahr werden von Martin Straßburger zwei Kelche beschrieben. – Eine Szene aus dem Leben des Lahrer Oberamtmannes und Naturforschers Langsdorff (C. Seidensticker) sowie eines Astrologen, der drei Jahre in der Ortenau lebte, (U. Schellinger) fanden als Personen ebenso Aufnahme wie der Nachruf für den ersten Landrat des Ortenaukreises, Gerhard Gamber (K. Brodbeck). Wie in allen Jahren zuvor gab es auch eine Übersicht über die Kreispolitik, vor allem der südlichen Ortenau.

Gernot Kreutz

Anton Schindling, Gerhard Taddey (Hrsg.): 1806 – Souveränität für Baden und Württemberg. Beginn und Modernisierung? Stuttgart, 2007, 215 S.

Das Jahr 1806 brachte das Ende des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Davon profitierten u. a. die beiden südwestdeutschen Territorien Baden und Württemberg. Sie erlangten die staatliche Souveränität und traten dem von Frankreich dominierten Rheinbund bei. Für ihre Politik wurden sie mit dem Erwerb ehemals reichsständischer Territorien und Tellerhöhungen belohnt.

In diesem Aufsatzsammelband beleuchten daher verschiedene Autoren die Zeit, als Baden Großherzogtum und Württemberg Königreich wurden. Sie versuchen dabei in den verschiedenen Aufsätzen die Licht- und Schattenseiten der napoleonischen Ära in Staat, Gesellschaft und Wirtschaft zu beschreiben.

Anton Schindling geht zunächst der grundsätzlichen Frage nach dem Beginn der Modernisierung im deutschen Südwesten nach. Dieter Langewiesche be-

schreibt das Alte Reich nach seinem Ende. Klaus-Peter Schrader behandelt die Auswirkungen der Mediatisierung anhand einer Reichsstadt. Armin Kohnle schreibt über die Modernisierungspolitik und Integration am Beispiel der Kurpfalz. Bernd Wunder schildert die Entstehung einer modernen Verwaltungsstruktur. Ute Planert beschäftigt sich mit der Kehrseite der Souveränität, die mit finanziellen Belastungen, Stellen von Truppen politischer Einflussnahme durch Frankreich teuer erkaufte wurde. Dagegen untersucht Gert Kollmer-von-Oheimb-Loup in seinem Aufsatz die ungleiche Ausgangslage beider Länder anhand der wirtschaftlichen Entwicklung nach 1815. Katharina Weigand widmet sich abschließend der Frage, welche Rolle die Dynastien im Entscheidungsjahr 1806 spielten.

Den Aufsätzen ist eine umfangreiche Auswahlbibliographie vorangestellt. Mehrere Abbildungen begleiten die Texte und machen sie anschaulich. Man hätte freilich die Bilddoppelseiten besser zu „Bildblöcken“ zusammenfassen sollen, um damit den Textfluss weniger zu unterbrechen. Die Texte selbst sind gut lesbar und mit Anmerkungen versehen. Wer sich mit der napoleonischen Zeit in Baden und Württemberg näher befassen will, findet hier den aktuellen Forschungsstand und Anregungen über weitere Literatur zu diesem Thema.

Cornelius Gorka

Landesarchiv Baden-Württemberg (Hrsg.): Vorderösterreichische Regierung und Kammer 1753–1805. Oberämter Bregenz, Tettngang, Winnweiler und Offenburg. Bearbeitet von Konrad Krimm, Petra Schön und Peter Steuer. Stuttgart, 2008, 395 S.

Die neueste Veröffentlichung des Landesarchivs Baden-Württemberg ist in der Reihe „Gesamtinventar der Akten und Amtsbücher der vorderösterreichischen Zentralbehörden in den Archiven der

Bundesrepublik Deutschland“ erschienen. Es handelt sich um eine Auflistung von Archivalien der ehemaligen vorderösterreichischen Oberämter Bregenz, Tettngang, Winnweiler und Offenburg, die in verschiedenen Archiven aufbewahrt werden.

Das Buch ist wie andere publizierte Archivinventare aufgebaut: Einleitend wird zunächst die Territorial- und Verwaltungsgeschichte beschrieben, bei der man nähere Informationen zu den vorderösterreichischen Ämtern erhält. Dabei ist gerade das Oberamt Offenburg für den mittelbadischen Leser von großem Interesse, denn sein Amtsbezirk umfasste das Gebiet der Reichslandvogtei Ortenau. Die Leser erfahren einige Informationen „zur Überlieferungsgeschichte des vorderösterreichischen Schriftguts“, indem der Weg der Akten in die verschiedenen Staatsarchive Augsburg, Karlsruhe, Speyer und Stuttgart beschrieben wird. Auch die frühe archivische Bearbeitung wird erläutert, die teilweise zu einer Aufteilung der Oberamtsakten in verschiedene Archivbestände führte. Diese Zersplitterung wird mit dem vorliegenden Archivinventar zumindest virtuell etwas bereinigt. Mit zahlreichen Literaturhinweisen über die Geschichte Vorderösterreichs und seiner Verwaltung schließt die Einleitung ab.

Der Hauptteil des Buches besteht aus den jeweiligen Archivinventaren der vier Oberämter. Es handelt sich hierbei um keine Findbücher, sondern um eine sachthematische Zusammenstellung der Akten und Amtsbücher, die von den Oberamtsverwaltungen überliefert sind. Die Archivalien werden mit Aktentitel, Laufzeit, Vermerken, Umfang und Fundstelle näher beschrieben. In einigen Sachrubriken sind die Akten nach Ortsbetreff sortiert. Aus dem Archivinventar des Oberamts Offenburg geht dabei hervor, dass es überwiegend Unterlagen aus dem 18. Jahrhundert enthält. Die Landvogtei Ortenau wurde erst ab 1771 der Provinz Vorderösterreich zugeschlagen und der Regierung und Kammer in Freiburg unterstellt. Wer wei-

tere Archivalien aus der Landvogtei Ortenau sucht, sollte daher zusätzlich noch in anderen Archivbeständen recherchieren. Das Buch endet schließlich mit ausführlichen Orts- und Personenindizes.

Die vorderösterreichischen Oberämter waren untere Verwaltungsbehörden und enthalten zahlreiche Informationen zur Orts- und Regionalgeschichte. Anhand des publizierten Archivinventars können sich die Heimatforscher vorab über bestehende Quellen informieren und den Archivbesuch besser vorbereiten. Insofern ist das Buch für jeden Heimatforscher ein brauchbares Hilfsmittel bei der historischen Quellensuche.

Cornelius Gorka

Gartner, Suso / Uhl, Stefan: Beiträge zur Geschichte der Windecker und ihrer Burgen. Die Hinterlassenschaft des Wolf von Windeck. Zur Baugeschichte von Alt- und Neuwindeck. Herausgeber Historischer Verein Bühl e.V. Bühl 2008. 267 S. mit zwei am Ende eingebundenen Grundrissplänen von Neu- und Altwindeck.

Im ersten Teil des Buches (13–212) beschäftigt sich Suso Gartner mit der Hinterlassenschaft des Wolf von Windeck, im zweiten Teil (213–267) erläutern Suso Gartner die Geschichte und Stefan Uhl die Baugeschichte von Alt- und Neuwindeck.

Nach einem Vorwort (3) gibt die Einleitung (7–9) zunächst einen kritischen Überblick über die bisherige Forschungsliteratur zu den beiden genannten Burgen.

Im anschließenden Kapitel „Wolf von Windeck“ (10–12) sind die wichtigsten nachweislichen Daten zu dessen Leben zusammengetragen, eine nicht zu unterschätzende Arbeit, die beste Kenntnisse des Stammbaumes der Windecker voraussetzt.

Der Teil I (13–167) beinhaltet die buchstabengetreue Edition eines im Generalandesarchiv Karlsruhe aufbewahrten, in frühneuhochdeutscher Schreibung ab-

gefassten Papierfaszikels (neue Signatur 72/9039), welches ein „Inventar der Hinterlassenschaften des 1542 verstorbenen Wolf von Windeck und seiner Frau Johanna von Thann (Dahn) enthält“ (13). In den umfangreichen Listen dieser Handschrift aus dem 16. Jahrhundert findet sich die gesamte liegende und fahrende Habe des Windeckers aufgezählt: Kleider, Schmuck, Hausrat, Waffen, Bücher und Urkunden. Der größte Teil besteht jedoch in der Auflistung der Güter und Abgaben, die Wolf von Windeck meist von Leuten in und um Bühl, aus der Ortenau und dem Elsass zu erhalten hatte. So erfährt man wertvolle Details über die Vermögensverhältnisse und den Besitz eines führenden Adligen der Ortenau, der bis zu seinem Tode als Hofmeister und Amtmann in den Diensten des Bischofs von Straßburg stand. Aus den Texten lassen sich interessante Schlüsse über den damaligen Zustand der Burg Altwindeck, die Wohnsitze, Häuser und Rebhöfe in und um Bühl, Renchen, Oberkirch, Offenburg und über die wirtschaftlichen Verhältnisse des Niederadels um die Mitte des 16. Jahrhunderts ziehen.

Eine „Übersicht der Aufteilung“ (168) der Hauptgüter auf die sechs Kinder des Windeckers und zwei Register mit über 1000 Orts-, Flur-, Hof- (170–184) und Personennamen (186–201) erschließen die Liste. Ein Glossar (202–204) erläutert heute nicht mehr geläufige Ausdrücke und Fachwörter von ablösen bis Zwehel.

Der zweite Teil des Buches befasst sich mit der Geschichte von Alt- und Neuwindeck und dem Baubestand der beiden Burgen bei Bühl und Lauf.

Suso Gartner gibt einen Einblick in die urkundlichen Belege zu den beiden Burgen (213–216), in die historischen Ereignisse um die Fehde der Windecker 1370/71 mit der Stadt Straßburg (216–220), verzeichnet urkundlich belegte Bauteile der beiden Burgen (z. B. die Burgkapellen) und fasst die Geschichte von Altwindeck von der Zeit der Romantik bis

heute zusammen (223–229) und erweitert sie um die von Neuwindeck (253–255).

Der ausgewiesene Bauforscher Stefan Uhl erläutert auf dem Hintergrund neuer Analysen (z. B. der Georadaruntersuchung der Burg Altwindeck aus dem Jahre 2002) in umfassenden und gründlichen Beschreibungen die einzelnen Bauteile der jeweiligen Burgen, die beide bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts genutzt wurden. Er fügt den sachlich und fachlich präzisen Einzelbeschreibungen jeweils einen äußerst lesenswerten Überblick über die Baugeschichte von Alt- (249–252) und Neuwindeck (261–262) an. Hervorzuheben ist, dass Stefan Uhl bei der dürftigen Befund- und Quellenlage stets zurückhaltend und vorsichtig interpretiert. Dennoch gelingt es ihm, neue und gut begründete Einsichten anschaulich und plastisch zu vermitteln.

Den vorderen Einband des Buches ziert das farbige Wappen des Wolff von Windeck. Die zahlreichen, teilweise auch ganzseitigen Farbfotos der Burgruinen, die Abbildungen von Baudetails und archäologischen Funden, die alten Stiche, Pläne und Karten, die Grundrisse und Konstruktionszeichnungen veranschaulichen und vervollständigen den Inhalt in gelungener Weise.

Das umfassende Werk erweist sich für Forscher und Interessierte als eine Fundgrube an Daten und Fakten zum Adelswesen der frühen Neuzeit und zu zahlreichen Themen der Orts- und Regionalgeschichte der nördlichen Ortenau.

Ewald Hall

Wöhrle, Tobias: Leo Wohleb. Eine politische Biografie. „Treuhand der alten badischen Überlieferung“. Karlsruhe 2008. 495 S., 13 Abb.

Die beim Braun Buchverlag neu erschienene Publikation geht aus der Dissertation des Autors „Treuhand der alten badischen Überlieferung“ Leo Wohleb (1888–1955). Eine politische Biographie“

hervor, die im Sommersemester 2006 an der Philosophischen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg als Promotionschrift angenommen wurde. Wöhrle setzt sich mit dem badischen Staatspräsident auseinander, der zu den umstrittensten Politikern der südwestdeutschen Zeitgeschichte zählt. Sie umfasst einen Zeitraum von nicht ganz sieben Jahren mit einem Nachspiel von etwas drei Jahren bis zu seinem Tod im Jahr 1955. Das Wohlebild ist vor allem durch die Veröffentlichungen des angesehenen Politikwissenschaftlers Theodor Eschenburg geprägt, die Wohle als „gnomhafte Erscheinung“, „ängstlich“ und „gefügig gegenüber der französischen Besatzungsmacht“ beschreiben, einen „Autokraten mit demokratischen Umgangsformen“. (S. 9f.) Zeitgenössische Schriften, die auf dem Höhepunkt der Volksabstimmung über den Südwest-Staat 1951 erschienen, kommen zum Schluss: „Wohle ein Hinterwäldler mit Format.“

Der Autor beschäftigt sich mit dem „ganzen“ Wohle und zeichnet akribisch dessen Lebensweg nach. Er geht der Frage nach, wo die geistigen Grundlagen und Prägungen für das politische Agieren des badischen Politikers begründet liegen. Er beschreibt das katholische Milieu Freiburgs und die Ideenwelt des katholischen politischen Katholizismus, der stark vom Kulturkampf geprägt war. Es herrschte ein „populärer katholischer, partikularistischer Anti-Borussismus mit z. T. konservativen oder demokratischen Elementen.“ (S. 30) Wöhrle ortet Wohle in den linken liberalen Flügel des badischen politischen Katholizismus ein und sieht ihn stark von der katholischen Friedensbewegung beeinflusst, in der Tradition des 1921 ermordeten Finanzministers Erzberger. Um Wohlebs politische Agenda jener Zeit zu verdeutlichen, zitiert Wöhrle drei überlieferte Reden, die er in seiner Funktion als Direktor des Gymnasiums Donaueschingen gehalten hatte. 1930 kritisierte er die Kriegsbegeisterung und -befürwortung

Deutschlands und hob den November 1918 als „Schlußstrich unter die wilhelminische Periode“. Dabei hob er Friedrich Eberts große Verdienste hervor. Bei der Verfassungsfeier 1932 warnte er vor „politischen Wunderheilem“. Ausführlich untersucht Wöhrle Wohlebs Verhalten während des Dritten Reichs. Wohleb schwankte zwischen Anpassung und Opposition, nachdem er 1934 vom Ministerialdienst suspendiert und an eine andere Schule zwangsversetzt wurde.

Der Autor setzt sich mit den einzelnen Stufen der Wohleb'schen Nachkriegskarriere auseinander: als Abteilungsleiter der nach 1945 gegründeten südbadischen Kulturverwaltung, dann seine Parteikarriere und die Regierungszeit als badischer Staatspräsident und Kultusminister. Wöhrle beschäftigt sich eingehend mit der Frage, woran es liegt, dass Wohleb es gelang, nach 1945 schnell politisch Karriere zu machen. Neben dessen politischen Erfahrungen am Ende der Weimarer Republik und während des Dritten Reiches sieht er einen Hauptgrund in der politischen Übereinstimmung zwischen den katholisch-konservativen Ansichten Wohlebs und der Haltung der französischen Militärregierung, insbesondere in der antipreußischen Haltung. Die „antipreußische Grundhaltung half vielen nach dem Ende des Dritten Reiches, vor allem im katholisch-konservativen Lager, sich eine Entlastungsphilosophie zurechtzulegen. Dabei wurden häufig die Begriffe Nationalsozialismus, Preußentum und Protestantismus vermischt oder sogar gleichgesetzt.“ (S. 122f.) Dies führte zu der irrigen Behauptung, der „katholische Süden habe keinerlei Mitschuld am Nationalsozialismus“.

Ein weiteres Argument für die 1946 erfolgte Wahl Wohlebs zum Präsidenten des Staatssekretariats war dessen Unterstützung, mit Sozialdemokraten und Kommunisten eine Regierungskoalition einzugehen. Auslöser war jedoch die Tatsache, dass sein direkter Konkurrent, der Chef der Justiz, Paul Zürcher, nach dem

Freispruch beim Offenburger Erzbergerprozess bei den Franzosen in Ungnade gefallen war.

Wöhrle verfolgt Wohlebs Regierungszeit bis zur Niederlage bei der Volksabstimmung im Dezember 1951 und beschreibt seine Haltung zur neugegründeten Bundesrepublik und Europa, ebenso die wichtigsten Reformprojekte der direkten Nachkriegszeit in Baden, die von der Besatzungsmacht angestoßen wurden. Dazu zählen das Agrarreformgesetz, das Betriebsrätegesetz und das Sozialversicherungswesen. Die Bilanz der wenigen Jahre, in denen die Regierung Wohleb im Amt war, fällt für Wöhrle insgesamt positiv aus. Er hebt dabei auch die Lösung der sog. „Kehl-Frage“ hervor, bei der es ihm gelang, die Rückgabe aller Stadtteile zustande zu bringen. Kritisch betrachtet Wöhrle Wohlebs Haltung bei der Entnazifizierung. Zunächst unterstützte er die Einrichtung deutscher Spruchkammern, als er jedoch die öffentliche Kritik vernahm, rückte er davon ab. „So wie er vielen Bekannten und Kollegen trotz ihrer nationalsozialistischen Verstrickungen ‚Persilscheine‘ ausgestellt hatte, so macht er sich 1947 Forderungen nach einer gemäßigteren Entnazifizierung mit Amnestieregeln zu eigen. In der politischen Auseinandersetzung folgte Wohleb „nicht immer demokratischen Spielregeln und umging, zur Durchsetzung von bestimmten Projekten, beispielsweise Parteigremien oder sogar Abteilungen von Landesministerien. Dies komme insbesondere bei der Südweststaat-Frage zum Ausdruck, die der Autor in einem Kapitel untersucht. Hier kamen eigenmächtige Entscheidungen und Vorgehensweise von Wohleb am Deutlichsten zum Vorschein. Wöhrles Biografie schließt mit dessen Zeit als deutscher Botschafter in Portugal, von wo er einen zaghaften Versuch unternahm, politisch als Bundestagsabgeordneter noch einmal Fuß zu fassen. Er scheiterte und starb unerwartet am 12. März 1955.“

Wolfgang Gall

Ciz, Dr. Carl (Red.): Klöster, Kirchen, Wallfahrten, geistliche Zentren und Kapellen des Renchtals. Ausstellung im Heimat- und Grimmelshausenmuseum Oberkirch, 2009. 148 S.

Viele namhafte Autoren haben an diesem Begleitheft zur Ausstellung mitgewirkt. So entstand eine mustergültige Darstellung der religiösen Topographie des Renchtals vom Mittelalter bis zur Gegenwart, von den Oberkircher Beginen (1316) bis zur Schönstattbewegung. Gleich vier Wallfahrten hat das Tal aufzuweisen und ebenso viele Klöster waren hier angesiedelt. Informative Einführungen schildern ihr Inneres und Äußeres, würdigen Kunst und Architektur, weiterführende Literatur ist genannt. Ein interessanter Abriss von Heinz G. Huber zur Geschichte der Renchtäler Katholiken im NS-Staat sei zur Lektüre besonders empfohlen. Wie mutig sich manche Kirchenmitglieder hier verhalten haben, verdient in die Geschichtsbücher aufgenommen zu werden.

Martin Ruch

Maier, Dr. Günther; Die Mundart der Gemeinde Appenweier. Muttersprach-Gesellschaft Offenburg/Abbewihr, 2009. 240 S.

Im Eigenverlag hatte Dr. Günther Maier 1981 sein Buch „Die Mundart der Gemeinde Appenweier“ vorgelegt und ihm 1984 einen Nachtrag beigegeben. Maier, langjähriger Gruppenleiter der Appenweierer Muttersprach-Gesellschaft, wünschte damals in seinem Vorwort, „daß viele Mitbürger die Ausdrücke lesen und sie in ihren Familien, am Arbeitsplatz, in den Vereinen wieder verwenden: unsere Mundart soll nicht untergehen! Die Gefahr dafür ist groß!“ Dr. Maier starb im Jahr 1994. Nun hat die Erbgemeinschaft unter tatkräftiger Mithilfe des Bruders Karl Maier eine zweite Auflage der Sammlung herausgebracht. Bei den Vorarbeiten musste Karl Maier aber traurig

feststellen, „wie viele Wörter seit dem Erscheinen der ersten Auflage aus dem aktiven Wortschatz der Bevölkerung verschwunden sind.“ Das Verschwinden der Mundart, wie ist es aufzuhalten? Ratlos blättert man in der schönen, mit Redensarten und Versen ergänzten Sammlung und wünscht, dass der Gaißeschinder, die Glibberle oder der Pfeddrick nicht aussterben mögen. Wenigstens festgehalten sind sie nun zwar im ansprechend gemachten Wörterbuch, aber wer lässt sie lebendig bleiben?

Martin Ruch

Schwarzmaier, Hansmartin: Die Welt der Staufer. Wegstationen einer schwäbischen Königsdynastie. (= Bibliothek Schwäbischer Geschichte 1) Leinfelden-Echterdingen 2009, 240 S., Abb.

Für die Geschichte Deutschlands und ganz Europas ist jenes hochmittelalterliche Herrschergeschlecht, das sich nach seiner schwäbischen Stammburg Hohenstaufen Staufer nannte, von außerordentlicher Bedeutung gewesen. Sein Kernland waren Schwaben und das Rheingebiet mit einem Schwerpunkt hier am Oberrhein, im Elsass, im Land der Pfalzen Hagenau, Schlettstadt usw. Viele Burgen entstanden damals, Marktorte wurden zu Städten, viele Adelshäuser traten erstmals ins Licht der Geschichte. Wer die schwer zu durchschauenden Verwandtschaftsverhältnisse der staufischen Herrscher, ihre Kämpfe mit- und gegeneinander, ihre jeweiligen Leistungen und Fehlleistungen in vorsichtiger, wohlthuend nüchterner Abwägung kennenlernen will, der muss zu diesem Buch greifen. Der langjährige Direktor des Generallandesarchivs Karlsruhe hat eine bewundernswert flüssig und kompetent geschriebene Bilanz jener Familiengeschichte vorgelegt. Allen existierenden Spekulationen weist er die Tür. Gleichwohl hat er eine eigene Meinung, die sich auf tiefgehendes Urkundenstudium gründet.

Martin Ruch

Hildenbrand, Manfred: Haslach im Kinzigtal – Geschichte einer alten Marktstadt. 4 Bd. Hansjakob-Verlag der Stadt Haslach, 2009, 1156 S., viele SW- und Farb-Abb.

Die Bilanz eines langjährigen Ehrenamtes liegt nun vor: eine Stadt erhält ihre erste und komplette Geschichte. Eine solche Leistung kann man nicht vergüten, und so ist es nur billig, dass Manfred Hildenbrand aus Anlass des Erscheinens der vierbändigen Chronik auch die Ehrenbürgerwürde Haslachs erhielt. 1963 kam Hildenbrand als Lehrer in die Kinzigstadt. Seither hat er nicht nur das Stadtarchiv zu einem mustergültigen Zentrum lokaler Geschichtsforschung gemacht, er hat zu Carl Sandhaas und Heinrich Hansjakob grundlegende Arbeiten geschrieben und die Werke von Künstlern und Schriftstellern betreut und herausgegeben. Die vorliegende Chronik zeichnet aus, dass sie selbstverständlich den alten Urkundenbestand über die Fürstenbergische Anfangsjahre systematisch und wissenschaftlich exakt auswertet, dass sie aber gerade die Alltagsgeschichte, die „Geschichte von unten“ ins Zentrum der Darstellung rückt, stets hinterfragend und mit Quellen abgesichert. Dass auch Zeitzeugen zu Wort kommen, die Hildenbrand im Lauf der Jahre befragt hat, macht die Arbeit zudem

authentisch, weil so das Kleinstadtleben mit seinen vielen Nuancen durchschimmert. Hildenbrand hat mit dieser Arbeit Maßstäbe gesetzt, auch was die Lesbarkeit angeht: sie ist bei aller historischen Präzision stilsicher und lebendig geschrieben. Band 1 widmet sich der Ur- und Frühgeschichte, den Römern und Alemannen, der Stadtwerdung im Jahr 1240 unter den Zähringern, der Reformation bis hin zu den Ereignissen der Jahre 1848, die den Haslachern den Ruf besonderer Rebellen eintrugen. Im zweiten Band wird die sich anschließende Alltagsgeschichte bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges vorgestellt, und auch dieser Band ist angereichert mit hervorragendem und überraschendem Bildmaterial. Es schließt sich im dritten Band die Phase des demokratischen Neubeginns nach 1945 an, und dieser Teil wendet sich schließlich der unmittelbaren Gegenwart zu, bevor die Ortsteile Schnellingen und Bollenbach komprimiert in ihrem historischen Werdegang zu Wort kommen und Haslacher Persönlichkeiten skizziert werden. Ein äußerst reichhaltiges Quellen- und Literaturverzeichnis mit den Anmerkungen und einem sehr willkommenen Register schließt im vierten Band das Opus Magnus ab.

Martin Ruch

Jahresversammlung des Historischen Vereins in Steinbach

Am 5. Oktober 2008 fand in Baden-Baden-Steinbach die Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden statt. Präsident Dr. Wolfgang M. Gall begrüßte dabei etwa 100 Vertreter aus den Mitgliedergruppen des Vereins sowie Vertreter des elsässischen Geschichtsverbandes. Einen besonderen Gruß richtete er an den anwesenden Präsidenten des Landesvereins „Badische Heimat“, Herrn Dr. Sven von Ungern-Sternberg, sowie an den Ortsvorsteher von Steinbach, Ulrich Hildner. Danach begrüßte auch die Vorsitzende der gastgebenden Mitgliedergruppe Yburg, Frau Heike Schnitzer, die Anwesenden und erläuterte das weitere Tagesprogramm.

Präsident Dr. Wolfgang M. Gall berichtete anschließend über die Tätigkeiten des Vorstands im vergangenen Geschäftsjahr. Dazu gehörte unter anderem die Vertretung des Vereins nach außen, die Zusammenarbeit mit aus- und inländischen Geschichtsvereinen und eine verbesserte Außendarstellung des Vereins. Er freute sich, dass sich der Verein bei der Eröffnung der Oberrheinhalle (am 6. Juli 2008) gut präsentieren konnte. Auch die Vereinshomepage werde schrittweise ausgebaut. Als neue Serviceleistungen sollen verschiedene historische Informationen in Datenbanken gesammelt und der Forschung zur Verfügung gestellt werden. Außerdem werde man 2010 das 100-jährige Jubiläum des Historischen Vereins festlich begehen. Ein entsprechendes Festprogramm sei in Arbeit. Wolfgang Gall be-



*Der Vorstand des Historischen Vereins für Mittelbaden (von links):
René Siegrist, Dr. Martin Ruch, Gabriele Ibach, Dr. Cornelius Gorka, Dr. Wolfgang
M. Gall, Klaus G. Kaufmann, Alexander Vallendor*



Ernennung von Ursula Schäfer zum Ehrenmitglied

richtete außerdem von Vorstandswechseln in Kehl, Nordrach und Oberharmersbach. Neu gegründet wurde die Fachgruppe „Frauen in der Ortenau“, die von Dr. Ute Scherb geleitet wird.

Geschäftsführer Alexander Vallendor informierte in seinem Kassenbericht über die finanzielle Lage und die Mitgliederbewegung des Gesamtvereins. Die Mitgliederzahl ist 2007 um 76 Personen (2 %) weiter auf insgesamt 3.161 Personen zurückgegangen. Angesichts der momentan aktuellen Finanzkrise konnte er die Versammlung überzeugen, dass die Vereinsgelder sicher sind, da man konservative Anlagearten bevorzuge. 2007 hatte es 73.360 EUR Einnahmen gegeben, davon 1840 EUR als Zuschuss vom Ortenaukreis. Dem standen Ausgaben in Höhe von 67.598 EUR gegenüber. Größter Ausgabeposten bleibe die Herausgabe der „Ortenau“. Durch Ersparnisse konnte man nicht unerhebliche Zuwächse verzeichnen. Die Kassenprüfer bescheinigten dem Geschäftsführer eine einwandfreie Kasselführung, so dass die Versammlung einstimmig die Entlastung erteilte.

Redakteur Dr. Martin Ruch stellte den neuen Ortenau-Band 2008 mit dem Schwerpunktthema „Alte und neue Bräuche“ vor. Er dankte allen Autoren und ermunterte die Mitglieder, auch für das nächste Jahrbuch (mit dem Schwerpunktthema „Sportgeschichte“) eifrig Beiträge zu liefern. Martin Ruch kündigte außerdem an, dass 2010 die „Ortenau“ im neuen Gewande erscheinen werde.

René Siegrist berichtete von den verschiedenen grenzüberschreitenden Aktivitäten, an denen er beteiligt war. Dazu gehörte vor allem die Teilnahme an Veranstaltungen und Tagungen sowie die Hilfe bei der Quellensuche in elsässischen Archiven und Bibliotheken. Auch die Vereinshomepage hatte er ins Französische übersetzt, wofür ihm der Verein dankte.

Bei den Neuwahlen des Gesamtvorstands gab es eine Veränderung: Frau Ursula Schäfer kandidierte nicht mehr als 1. Stellvertreterin und wurde feierlich mit der Verleihung der Ehrenmitgliedschaft verabschiedet. Für sie rückt Gabriele Ibach in den Vorstand nach. Zu Vorstandsmitgliedern des Historischen Vereins wählte die Versammlung einstimmig: Dr. Wolfgang M. Gall (Präsident), Klaus G. Kaufmann (1. Stellvertreter), Dr. Cornelius Gorka (2. Stellvertreter), Gabriele Ibach (3. Stellvertreter), Alexander Vallendor (Geschäftsführer), Dr. Martin Ruch (Redakteur) und René Siegrist (grenzüberschreitender Koordinator). Für die überregionale Mitgliedergruppe wurden Alexander Vallendor als Sprecher und Dr. Cornelius Gorka als Stellvertreter einstimmig gewählt.

Der Präsident des Landesvereins Badische Heimat und frühere Regierungspräsident Sven von Ungern-Sternberg dankte in seinem Grußwort für die gute Zusammenarbeit der beiden Geschichtsvereine. Er würdigte das Engagement der zahlreichen Mitglieder und nahm manche Anregungen für die Arbeit des eigenen Vereins mit.

Im Anschluss an die Festsitzung folgte zunächst ein Empfang der Stadt Baden-Baden. Danach berichtete Prof. Dr. Konrad Krimm in seinem Festvortrag über „Steinbach und die Markgrafen von Baden“. Die Hauptversammlung klang dann am Nachmittag mit Führungen durch das „Steinbacher Städtl“ und durch das Reblandmuseum aus.

Dr. Cornelius Gorka

Prof. Dr. Rolf Kruse 80 Jahre

Wenn in der Ruhe die Kraft liegt, dann gilt das in besonderer Weise für den früheren Chefarzt der Epilepsie-Kinderklinik in Kork und ehemaligen Präsidenten des Historischen Vereins Kehl, Rolf Kruse.

Konsequent, voller Arbeitseifer und von großer geistiger Beweglichkeit beschreiben ihn Weggefährten. Und man darf hinzufügen: Bei allen seinen Verdiensten, die er sich erworben hat, ist er doch immer der freundliche und bescheidene „Herr Kruse“ geblieben.

Zwei Menschen haben die Grundlagen dafür geschaffen, dass aus den Korker Anstalten von einst heute die Spezialeinrichtung geworden ist, die europaweit als Zuflucht für epilepsiekranken Kinder, Jugendliche und Erwachsene bekannt und anerkannt ist: Ansgar Matthes und Rolf Kruse. 1969 war Kruse seinem Kollegen und Freund Matthes nach Kork gefolgt; gemeinsam bauten sie auf, was heute als „Epilepsiezentrum Grad IV“ die Voraussetzungen für den höchstmöglichen europäischen Standard eines solchen Zentrums erfüllt. „Mit vollem Recht kann Herr Professor Dr. med. Rolf Kruse zu den Pionieren der pädiatrischen Epileptologie (der wissenschaftlichen Erforschung kindlicher Epilepsien) in der deutschen Nachkriegszeit gezählt werden“, würdigte ihn der frühere Ärztliche Direktor in Kork, Hansjörg Schneble, vor wenigen Jahren.

Geboren in Leipzig, wo er zu seiner Schülerzeit im berühmten Thomanerchor sang, studierte Rolf Kruse zuerst vier Semester Musik, ehe er zur Medizin wechselte. Studienorte waren Leipzig, Hamburg und Heidelberg. Dort ließ er sich Anfang der 60er Jahre zum Facharzt für Kinderkrankheiten ausbilden. In seiner Habilitationsschrift analysierte und erklärte er eine bis damals rätselhafte Form kindlicher Epilepsien, die 1967 mit dem namhaften Preis der Stiftung Michael ausgezeichnet wurde.

Zehn Jahre später wurde ihm der Friedrich-von-Bodenschwingh-Preis verliehen. Akribisch forschend hatte Kruse die Erklärung dafür gefunden, warum Epilepsiekranken, die über lange Zeit anfallhemmende Medikamente einnehmen müssen, Gefahr laufen, an einer Art Knochenerweichung zu erkranken. Die wirksame Therapie lieferte Rolf Kruse gleich mit.

Der Mediziner veröffentlichte zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten. 1983 wurde er zum Präsidenten der „Deutschen Liga gegen Epilepsie“ gewählt. Und 1994 ernannte ihn die „Gesellschaft für Neuropädiatrie“, die er mitgegründet hatte, zu ihrem Ehrenmitglied.

Neben dem Forscher und Hochschullehrer stand der Arzt und Mensch, der vielen epileptischen Menschen Beistand und Helfer war. So war es für den Historischen Verein in Kehl ein echter Glücksfall, als Kruse nur zwei Jahre nach seiner Pensionierung als Chefarzt im Jahr 1993 das Präsidentenamt übernahm.

Er lenkte den Blick der Mitglieder grenzüberschreitend auf den historisch bedeutsamen Raum Straßburg. Er regte die Intensivierung der Zusammenarbeit zwischen Verein und Kehler Schulen an; so wurde für die Kehler Realschule ein Preis ausgelobt, der die beste Leistung im Fach Geschichte würdigen sollte. Ein besonderes Anliegen war und ist ihm aber die Auseinandersetzung mit der Zeit des Dritten Reiches. „Wir dürfen uns nicht drücken um die Geschichte des Dritten Reiches und um die Geschichte der Juden; das ist die Geschichte, die bewusst werden sollte“, wies er nicht nur dem Historischen Verein in Kehl mit dieser Aussage die Richtung. Jahrelang setzte er sich dafür ein und arbeitete daran, dass das schriftliche Vermächtnis des früheren jüdischen Mitbürgers in Kehl, Nicolas Rosenthal, als Buch („Hagada des 20. Jahrhunderts. Ein Vermächtnis“) herausgegeben werden konnte.

Wesentlich auf Rolf Kruses Anregung geht die Gründung eines bundesweiten Arbeitskreises „Epilepsie in der erzählenden Literatur“ zurück. Hier ist es die Verbindung zwischen wissenschaftlicher und literarischer Perspektive, die ihm am Herzen liegt; in seiner Tätigkeit als Mediziner in Kork war es die Verknüpfung zwischen musikalischer und medizinischer Arbeitswelt, die ihm vor Ort unverzichtbar war. So leitete der leidenschaftliche Musiker bei Festlichkeiten im Epilepsiezentrum häufig den Mitarbeiterchor.

Dem Vater nachgeeifert

Rolf Kruse, der Mediziner, Historiker und Musiker ist immer Mensch geblieben. Und es mag ihm als eine Güte des Schicksals erscheinen, dass seine drei Söhne, jeder auf seine Weise, dem Vater nachgeeifert sind: einer als Musiker, einer als evangelischer Theologe und der älteste Sohn als Historiker.

Edgar Bassler

Bürgermedaille der Stadt Zell a. H. für Franz Breig

Beim Silvesterempfang der Stadt Zell a. H. am 31.12.2008 erhielt das langjährige Mitglied des Historischen Vereins für Mittelbaden die 2005 eingeführte Bürgermedaille für seine besonderen Verdienste um Stadtgeschichte und Archiv. „Franz Breig ist so etwas wie die wandelnde Datenbank in Fragen der Geschichte unserer Stadt und dieses Landstrichs“, sagte Bürgermeister Hans-Martin Moll bei dem Festakt. In vielen Funktionen und Ehrenämtern hat Franz Breig sich um dieses Wissen verdient gemacht. Bekannt ist Breig auch als kenntnisreicher und unterhaltsamer Stadtführer. Seine abendlichen „Stammtischtouren“ haben sich zu einer touristischen Zugnummer entwickelt. Viele Jahre hat Franz Breig als Vorsitzender der Mitgliedergruppe Zell a. H. entscheidende Weichen in der Stadt gestellt. Straßennamen und Bildstöcke, Grenzsteine und Wegkreuze – alle hat der Geehrte erfasst und dokumentiert und sich so große Verdienste beim Erhalten kultureller Zeugnisse erworben. Nach seiner Zuruhesetzung im Handwerkerberuf hat er sich die Betreuung des Zeller Stadtarchivs zur Aufgabe gemacht und hier bei der Sichtung und Ordnung von Aktenbergen bereits wichtige Ergebnisse erzielt.

Martin Ruch

Gerhard Finkbeiner

Lehrer, Heimatforscher, Denkmalpfleger



Am 8. April 2009 starb in Schuttertal Gerhard Finkbeiner. Ohne Vorwarnung ging er mitten aus einem erfüllten, aktiven Leben, ließ Familie, Freunde, Gleichgesinnte bestürzt und ratlos zurück. Er wurde nur 68 Jahre alt.

Wie niemand zuvor hatte er sich um die Bewahrung der Kulturlandschaft des Schuttertals bemüht, hatte als Denkmalpfleger das Bewusstsein für die Schönheit der alten, oft bescheidenen und deshalb wenig geachteten bäuerlichen Architekturdenkmale geweckt und mehr als 40 Jahre lang für ihren Erhalt gekämpft.

Der 1940 geborene Lörracher kam zusammen mit seiner Frau Marlies 1964 nach Schuttertal und unterrichtete dort an der Grund- und Hauptschule. Von Anfang an gehört neben dem Lehramt sein Interesse, oder besser gesagt seine Leidenschaft der Schwarzwaldlandschaft mit ih-

ren alten historischen Bauernhäusern und deren Nebengebäuden. Und das in einer Zeit, in der manches einem falschen Fortschrittsverständnis geopfert wurde.

Sein Engagement blieb nicht unbemerkt. Bereits Anfang der 70er Jahre wurde Gerhard Finkbeiner vom Landesdenkmalamt zum „ehrenamtlichen Beauftragten für die Denkmalpflege im Bereich der Gemeinden Schuttertal und Seelbach“ berufen. Mit Beharrlichkeit und Ausdauer, oft mit Hartnäckigkeit nahm er dieses Amt wahr. Und dank seiner unermüdlchen Überzeugungskraft gelang es ihm, einen Bewusstseinswandel herbeizuführen, die Besitzer der Objekte von der Schönheit ihrer oft genug gering geachteten, unspektakulären Baudenkmale zu überzeugen. Dazu gehörten neben den Schwarzwälder Bauernhäusern Kornspeicher, Kapellen und vor allem Hofmühlen. Sieht man sich um im Schuttertal: Eine Vielzahl renovierter Höfe samt ihren Nebengebäuden zeugen von seinem Wirken. Dazu gehören auch die sorgsam restaurierten Bildstöcke und Wegkreuze, für deren Erhalt er sich viele Jahre lang einsetzte und deren Erfassung in dem schönen Buch „Wenn Steine reden“ (1988) ihren Niederschlag fand.

Aber mehr noch als den steinernen Zeugen der Vergangenheit gehörte Gerhard Finkbeiners Interesse den Menschen des Tales und ihrer Herkunft. Die Geschichte der Dörfer, der einzelnen Höfe und ihrer Familien, speziell aber die Erforschung der Auswanderung waren sein großes Thema. Dabei genügte es ihm nicht, die Auswanderungswellen in den Balkan und nach Nordamerika zu dokumentieren. Er stellte Verbindungen her zu den Nachfahren der Schuttertälern, die in Zeiten bitterster Not ihre Heimat verließen. Ein Ergebnis dieser Forschungsarbeit ist die Patenschaft Schuttertals für die Heimatgemeinschaft Modosch/Banat.

Auch mit den Nachkommen der im 19. Jahrhundert nach Nordamerika ausgewanderten Schuttertäälern nahm er Kontakt auf, reiste mehrmals nach Ohio, Indiana und Oregon. Traf die Nachfahren der Familien, die vor 150 Jahren die Reise ins Ungewisse angetreten hatten, weil ihnen die Heimat keine Lebensgrundlage mehr bieten konnte. Seiher klopfen immer wieder Besucher aus Amerika an seine Tür, die nach ihren „roots“ in der Heimat ihrer Vorfahren suchten.

Und er verstand es, Geschichte greifbar zu machen. Die Gestaltung der Ortsjubiläen im Tal – 700 Jahre Schuttertal (1970), 750 Jahre Dörleinbach (1975), 800 Jahre Seelbach (1979) – wurde wesentlich von ihm beeinflusst. Sorgfältig recherchierte Ortschroniken entstanden zu diesen Anlässen.

Schließlich war Gerhard Finkbeiner Mitherausgeber und Gestalter umfangreicher Orts-sippenbücher von Schuttertal, Dörleinbach und Schweighausen. Dazu befähigte ihn unter anderem seine Tätigkeit als Lehrer, der nicht nur im Tal wirkte, sondern auch wohnte (ein Umstand, der heute leider nicht mehr selbstverständlich ist). In vielen Familien Schuttertals waren es zwei Generationen, die bei ihm die Schulbank drückten.

Zu guter Letzt betrieb er auch Familienforschung in eigener Sache: die weit verzweigte Sippe der Finkbeiners stammt aus dem Hochschwarzwald, aus der Gegend um Freudens-tadt.

Es ist fast selbstverständlich, dass Gerhard Finkbeiner auch der Mitgliedergruppe Seel-bach-Schuttertal des Historischen Vereins für Mittelbaden eng verbunden war: 1980 als Gründungsmitglied und seit 1988 als ihr Vorsitzender.

Und noch ein sichtbares Zeugnis seines unermüdlichen Wirkens gibt es: das „Bahn-höfle“ in Seelbach, einst Endstation der Schmalspurbahn von Lahr ins Tal. Die Rettung des jahrelang zum Abbruch vorgesehenen Gebäudes ist im Wesentlichen ihm zu verdanken. Und auch, dass es wieder mit Leben erfüllt wurde: 19 Ausstellungen über Leben und Kultur in Seelbach und im Schuttertal wurden von der „Kommission Bahnhöfle“, deren Ideengeber er war, zwischen 2002 und 2009 gestaltet.

Politisch hat sich Gerhard Finkbeiner nur einmal engagiert, aber das im richtigen Au-genblick: In der turbulenten Zeit der Gemeindereform rief er eine Bürgerinitiative ins Le-ben gegen die Eingemeindung der drei Obertalgemeinden nach Seelbach. Damals, 1973/74, als ganz junger Lehrer noch hat er sich gegen die etablierten Autoritäten gestemmt und die Entwicklung in die richtige Richtung geschoben.

Bei so viel Einsatz konnten Ehrungen nicht ausbleiben. 1996 erhielt Gerhard Finkbeiner von der damaligen Kultusministerin Annette Schavan die „Medaille für Verdienste um die Heimat Baden-Württemberg“, 2005 ehrte ihn seine Heimatgemeinde als Ersten mit der neu-geschaffenen Schuttertäler Bürgermedaille.

Ein Satz Gerhard Finkbeiners sei an den Schluss dieser Zeilen gestellt: „Ohne Tradi-tion, ohne die Kulturwerte unserer Vorfahren, ohne das geschichtliche Wissen um unsere Vergangenheit wäre unser Leben wesentlich ärmer.“ Er hat es uns mit seinem Wirken be-wiesen.

Erich Krämer

Veröffentlichungen:

- 700 Jahre Schuttertal (1970)
- 750 Jahre Dörleinbach (1975)
- Seelbach im Schuttertal, Marktflecken und Luftkurort im Geroldseckerland (1979), Re-daktion
- Erinnerungen an vergangene Tage – Die Gemeinde Schuttertal in alten Fotos 1850–1959 (1986)
- Wenn Steine reden (1988), Mitverfasser: Gernot Kreutz
- Lahr und das Schuttertal in alten Ansichtskarten (1988), Mitverfasser Hans-Peter Mölders
- Mitverfasser der Ortssippenbücher von Schuttertal, Dörleinbach und Schweighausen
- Schweighausen im Schuttertal – ein Dorf in schwerer Zeit (1938 bis 1948), Aufzeichnun-gen des Pfarrers Erich Reitingen über die Pfarrgemeinde Schweighausen, Redaktion und Herausgeber

- Die Revolution von 1948/49 in der Fürstlich von der Leyenschen Standesherrschaft Hohengeroldseck
- Zahlreiche heimatgeschichtliche Aufsätze in den Jahrbüchern „Geroldseckerland“ und „Ortenau“ und in den lokalen Tageszeitungen

Manfred Hildenbrand

Verfasser der Haslacher Stadtchronik und neuer Ehrenbürger der Stadt

Ein gewaltiges Lebenswerk wurde am Freitag, den 24. Juli 2009 in der Haslacher Stadthalle der Öffentlichkeit vorgestellt. Vor über 300 geladenen Gästen konnte Haslachs Bürgermeister Heinz Winkler stolz verkünden, dass das „Opus Magnum“, die vierteilige Haslacher Stadtchronik nach 35-jähriger Arbeit vollendet worden sei. Vielseitige andere Aufgaben und Projekte des Autors, Manfred Hildenbrand, hatten eine frühere Vollendung verhindert. Über 40 Jahre ist der 74-jährige Realschulkonrektor i.R. Manfred Hildenbrand für die Stadt Haslach ehrenamtlich tätig. Seit 1968 Leiter des Stadtarchivs, nach Aussage des ehemaligen Kreisarchivars Dieter Kauß, das am besten geführte und ausgestattete Archiv zwischen Offenburg und Villingen. Leiter des Heinrich Hansjakob-Museums und -Archivs, seit 1978 ehrenamtlicher Denkmalschutzbeauftragter der Stadt und der Raumschaft Haslach. Er gibt Werke Hansjakobs im städtischen Verlag heraus. Die vielbeachtete Hansjakobbiografie „Rebell im Priesterrock“ floss ebenfalls aus der Feder des profundesten Kenners der Person und des Werkes des berühmtesten Sohnes der Stadt Haslach. Mit Martin Ruch veröffentlichte er eine umfangreiche Carl Sandhaas-Monografie. Carl Sandhaas, der „narrische Maler von Hasle“, verkannt und verarmt, wurde durch die beiden Autoren wieder einer breiteren Öffentlichkeit bekannt und damit auch wieder hoffähig gemacht. Eine späte Rehabilitation! Über 400 Publikationen belegen den Schaffensdrang des verdienten Pädagogen. Ohne



*Ehrenbürger Manfred Hildenbrand mit Ehefrau
Eva Hildenbrand und Bürgermeister Heinz Winkler.*

Foto: Manfred Pagel

diesen Heimathistoriker, hob Bürgermeister Heinz Winkler in seiner Laudatio hervor, sähe Haslach anders aus. Dass dies wörtlich zu nehmen ist, kann man aus den vielen Auseinandersetzungen um die Anwendung der Altstadtsatzung, sowie um seinen denkmalpflegerischen Anspruch, ersehen. Auch persönliche Anfeindungen ließen ihn nicht wankelmütig werden. Dies insbesondere bei den Recherchen um die Geschehnisse unter der Nazi-Diktatur. War doch in Haslach an drei Standorten ein Außenlager des Nazi-Konzentrationslagers Natzweiler-Struthof untergebracht. Dort und auf dem Gelände der ehemaligen Hartsteinwerke „Vulkan“ vegetierten in den letzten beiden Kriegsjahren viele hunderte Häftlinge und viele starben. Sie sollten für kriegswichtige Industrien unterirdische, bombensichere Fertigungsstellen errichten. Die Aufarbeitung dieses Stückes Zeitgeschichte führte zur Gründung eines „Arbeitskreises Vulkan“ unter dem Dach des Historischen Vereins Haslach und in der Konsequenz zur Errichtung eines Ehrenmals und einer Gedenkstätte. Diese wieder war ein äußeres Zeichen der Aussöhnung, besonders für die vielen Häftlings- und Nachkommentreffen der ehemaligen Lagerinsassen, aber auch für die vielen jungen und älteren Besucher, die heute die Gedenkstätte besuchen.

Es ist das Verdienst des Haslacher Heimathistorikers Manfred Hildenbrand, alle Bereiche Haslacher Geschichte bearbeitet und veröffentlicht zu haben. Kritisch, mit dem Blick für Geschichte von unten, mit dem Blick für Menschlichkeit und christlichen Glauben und den Ansprüchen einer demokratischen Gesellschaft, setzte er unbeirrt sein Ziel in die Tat um: Den Menschen, und hier vor allem den jüngeren Menschen, die Geschichte Haslachs und der Region näher zu bringen, denn ohne Vergangenheit – keine Zukunft! Er hat das „Langzeit-Gedächtnis“ der Stadt Haslach klarer und verständlicher gemacht. In 26 Archiven hat Manfred Hildenbrand geforscht, am ergiebigsten war wohl das von ihm ehrenamtlich geführte Haslacher Stadtarchiv.

In einer kurzen Würdigung lobte der Präsident des Historischen Vereins für Mittelbaden, Wolfgang Gall die „titanenhafte“ Leistung des Historikers und Chronisten, die seinesgleichen sucht. Manfred Hildenbrand war schon vor vielen Jahren als langjähriger Schriftführer und Vizepräsident mit der Ehrenmitgliedschaft des Vereins geehrt worden.

Etliche Sponsoren, die Sparkasse Haslach-Zell, die PRINZBACH Kultur-Stiftung und die Stadtwerke Haslach als Eigenbetrieb, haben es durch ihre Spendenbereitschaft ermöglicht, das vierbändige Werk zu einem erschwinglichen Preis erwerben zu können (49,50 €).

Als Krönung seines Schaffens, für die Leistung als Chronist, Historiker, Archivar, Museumsleiter und Denkmalpfleger für Stadt und Region Haslach wurde Manfred Hildenbrand auf Beschluss des Stadtrates von Bürgermeister Heinz Winkler die Ehrenbürgerwürde der Stadt Haslach im Kinzigtal verliehen. Stehende Ovationen ehrten den neuen und damit einzig lebenden Ehrenbürger der Stadt, der in seiner Dankesrede darauf hinwies, dass er seiner Ehefrau Eva vieles verdanke und er ihr auch diese Chronik gewidmet habe. Umrahmt wurde die Chronikvorstellung von der Stadtkapelle Haslach. Zum krönenden Abschluss spielte die Haslacher Gruppe „Speck und Freibier“, die schon 1998 im Theaterstück „Neun Zehntel der Haslacher waren repuplikanisch verrückt...“ über die „Badische Revolution 1848“, mitgewirkt hatte, Revolutions- und Freiheitslieder. Auch dieses Stück hatte Manfred Hildenbrand nach Originaldokumenten geschrieben.

Der gebürtige Karlsruher, der in Hofstetten wohnt, dem „Paradies“ Heinrich Hansjaks, hat sich um die Stadt Haslach und seine Bürger verdient gemacht. Welcher Verein kann schon von sich behaupten, dass er in seiner bald 100-jährigen Geschichte, der Historische Verein Haslach feiert 2012 sein 100-jähriges Bestehen, ein Vorstandsmitglied in seinen Reihen hat, das über ein Drittel der hundert Jahre diesen Verein führte.

Unserem Ehrenbürger und Ehrenvorsitzenden Manfred Hildenbrand herzlichsten Dank und unsere höchste Anerkennung.

Klaus G. Kaufmann

Berichte der Mitgliedergruppen

Bühl

Vorträge

über die Entwicklung des Christentums im frühmittelalterlichen Alemannien (Dr. Niklot Krohn), über Keramikfunde bei Alt- und Neuwindeck, Brigittenschloss (Hohenrode) und Bärenstein (Dipl.-Ing. Ute Matt und Detlef Franz), zur Bühler Industriegeschichte USM Haller mit Werksbesichtigung (Bernd Rinschler), über Ministerialiensitze adliger und nicht-adliger Personen im Kraichgau und in Franken (Dr. Kurt Andermann), die Rheinkorrektion von Tulla (Oberarchivrat Dr. Herwig John) sowie von Prof. Dr. Albrecht Greule über die Namenforschung am Oberrhein und in Mittelbaden stießen auf reges Interesse unserer Mitglieder.

Exkursionen

führten nach Breisach und Biesheim; ins Elsass zur Maginotlinie nach Schoenenbourg und nach Weißenburg sowie zur Hochburg bei Emmendingen. Den letzteren Ausflug wie auch die Wanderung entlang eines Teils der Bühler Gemarkungsgrenze unternahmen wir zusammen mit dem befreundeten Schwarzwaldverein. Vier gut besuchte Stammtische rundeten das Programm 2008 ab.

Neuwahlen

Bei der Jahresversammlung im Februar brachten die Neuwahlen in der Vorstandschaft keine Veränderungen.



Abriss des seit fast drei Jahrhunderten bezeugten „Gasthaus Schützen“ beim „Unteren Tor“ in Bühl



Veröffentlichung

Unter Mitarbeit des Vorstands und einiger Mitglieder konnte das vom 1. Vorsitzenden Dr. Suso Gartner und Dr. Stefan Uhl verfasste burgenkundliche Quellenwerk „Beiträge zur Geschichte der Windecker und ihrer Burgen. Die Hinterlassenschaft des Wolf von Windeck. Zur Baugeschichte von Alt- und Neuwindeck“ in kleiner Auflage veröffentlicht werden. (Bestellungen über den Buchhandel oder den Bühler Verein.)

Stadtmuseum

Viele unsere Mitglieder haben sich ehrenamtlich zur Mitarbeit beim neu eröffneten Bühler Stadtmuseum, das sich guter Resonanz erfreut, sowohl bei der Aufsicht als auch bei der Führung zur Verfügung gestellt. Der 1. Vorsitzende und Kassierer Egon Schempp gehören dem Museumsförderverein an.

Stadtentwicklung

Durch Zeitungsartikel, in persönlichen Gesprächen und Informationsveranstaltungen hat sich der Verein – gemäß seiner Satzung – mit der Entwicklung der von der Stadt Bühl geplanten Gebäudeabrisse und Veränderungen auseinandergesetzt. Die Chance, für die Stadtgeschichte wichtige Gebäude wie das Gasthaus Schützen zu erhalten oder wie im Fall des neuen Stadtmuseums zu restaurieren, wurde wie schon zuvor bei der Güterhalle am Bahnhof nicht genutzt. Die von der Mehrheit der Gemeinderäte unterstützte Abrisspolitik geht auch 2009 weiter und droht, ohne zwingende verkehrstechnische Notwendigkeit, das seit Jahrhunderten überlieferte Stadtbild entscheidend zu verändern.

Dr. Suso Gartner

Ettenheim

Unser bis ins hohe Alter heimatgeschichtlich aktives Mitglied Dipl.-Landwirt Emil Schwendemann aus Münchweier verstarb am 9. April 2008 im Alter von 101 Jahren in seiner Wahlheimat Murg am Hochrhein. Die Persönlichkeit und das Werk dieses lebenswürdigen und stets bescheidenen Mundart- und Heimatforschers würdigte der Vorsitzende in der Ortenau von 1997 und 2007 aus Anlass dessen 90. und 100. Geburtstages.

Die Bürgermeister von Ettenheim und Schuttertal, Bruno Metz und Carsten Gabbert, hatten im September 2008 zu einem Treffen mit „Ettenheimer Wein und Schuttertälere Wildbret“ am sagenumwobenen Kreuzstein eingeladen. Gerhard Finkbeiner beleuchtete den geschichtlichen Hintergrund der Sage, die von einer Schuttertälere Theatergruppe in Szene gesetzt wurde.

Die Stadt Ettenheim feierte am 17.10.2008 das 250-jährige Bestehen und gleichzeitig die Renovierung und Erweiterung des Rathauses. Aus diesem Anlass wurde eine ausgezeichnete bebilderte Broschüre mit ausführlichen Informationen zum Umbau und zur Geschichte des Rathauses veröffentlicht.

Bei der Renovierung erhielt der Bürgersaal ein moderneres Aussehen, wurde mit einer für Ausstellungen geeigneten Beleuchtung und mit einer Verdunklungsmöglichkeit für Lichtbildvorträge ausgestattet. Leider wurden die von Kunstmaler Kurt Bildstein bei der Erweiterung des Saales 1964 in den Fensterwölbungen gemalten Wappen der früher zum Bistum Straßburg gehörenden Gemeinden des Südbezirks überstrichen.

Aus Anlass des 300. Geburtstages von Joann Conrad Machleid im Oktober 2008 stellte Dr. Franz Michael Hecht in einem lebendigen und informativen Vortrag Person und Werk dieses für die Geschichtsschreibung in der Rohanzzeit bedeutenden Chronisten vor. Der am 18.10.1708 in Villingen geborene Machleid ließ sich nach einer Ausbildung als Chirurg 1735 in Ettenheim nieder. In zwei umfangreichen eng beschriebenen Tagebüchern oder „Diarien“ berichtete er ab 1755 bis zu seinem Tod am 09.10.1794 über alle wichtigen Ereignisse, so z. B. über den Bau der Kirche und des Rathauses und über die Flucht von Kardinal Rohan 1790 von Saverne nach Ettenheim. Christoph Heizmann ergänzte die Ausführungen des Referenten mit einer Lesung aus den anschaulichen Aufzeichnungen des Chronisten zur Huldigungsszene für Kardinal Constantin Rohan, die 1758 vor dem neuen Rathaus stattfand. Außerdem trug er den Machleid'schen Bericht über die Verurteilung und Hinrichtung des „Roten Peters“ im selben Jahr vor. Dank des Entgegenkommens der Familie Machleid konnten an diesem Abend die „Diarien“ ausgestellt werden. Der Vorsitzende wird bei der Stadt die Anbringung einer Gedenktafel am Wohnhaus des Chronisten in der Friedrichstraße beantragen.

Unser Mitglied Ralph Goldschmidt aus Münchweier wurde vom Regierungspräsidium Freiburg im Januar 2009 zum ehrenamtlichen archäologischen Denkmalpfleger für den Raum Ettenheim ernannt. Schon jetzt hat er bei seinen Begehungen den einen oder anderen Fund machen können. So fand er auf der Gemarkung von Münchweier eine Dechsel-Klinge (Vorläufer eines Steinbeils) aus der Jungsteinzeit.

Literatur: Im Geroldsecker Land, Jahresband Nr. 51 von 2009, sind mehrere für Ettenheim und Umgebung beachtenswerte Aufsätze erschienen. Karl-Heinz Debacher: Vater Rhein – ein anstrengender Nachbar. Bernhard Uttenweiler: Napoleon und der Herzog von Enghien in Karikaturen des frühen 19. Jahrhunderts. Dieter Weis: Die rote Brieftasche des Kardinals Louis de Rohan. Außerdem: Die Brieftasche des Herzogs von Enghien. Gernot Kreutz: Himmel und Hölle in den Flurnamen der südlichen Ortenau. In der Broschüre der Stadt Ettenheim zur Neueröffnung und zum 250-jährigen Jubiläum des Rathauses veröffentlichte Bernhard Uttenweiler: Die Geschichte der Ettenheimer Verwaltungsgebäude:

Rathaus, Haus Kern, Haus Blank/Forsch, Palais Rohan. Auch weiterhin lohnt sich die Volltextsuche im ständig anwachsenden Online-Projekt von Dr. Jörg Sieger (www.joerg-sieger.de).

Bernhard Uttenweiler

Gengenbach

Das Jahr war zum großen Teil bestimmt durch eine lebhaft und teilweise kontroverse Diskussion über Denkmalpflege, Bewahrung des Stadtbildes und Verantwortung für das historische Erbe der ehemaligen Reichsstadt. Die Mitgliedergruppe sieht in diesem Zusammenhang mit Sorge zwei Entwicklungen.

Einmal die zunehmende Kommerzialisierung, in Besonderheit die Tatsache, dass die Altstadt immer häufiger als Staffage für Verkaufsaaktionen mit Erlebnisaspekten und zugehörigem Werbeaufwand vereinnahmt wird. Dieser Trend, in Gengenbach u. a. manifestiert in der Marketingoffensive „Almabtrieb“ mit an jeder Ecke postierten und als Werbeträger bemalten Kühen, betrifft in mancherlei Formen vor allem die heimeligen Städte mit historischem Flair. Er wird in seinen Auswüchsen als „Verrümpelung“ und Verengung des öffentlichen Raums beschrieben und ist inzwischen landesweit in die Kritik der Denkmalpfleger und Kunsthistoriker geraten.

Zum anderen ist nach Jahren relativer Ruhe ein neuer Interessenkonflikt zwischen wirtschaftlichen Zielsetzungen und Schutz des Altstadtbildes entstanden. Konkret geht es um das Sanierungs- und Bebauungskonzept Löwenbergareal im Herzen der Innenstadt, dem bereits im November 2008 das Hintergebäude zum Löwenbergpalais und das Fischer-Hinterhaus weichen mussten. Insbesondere der Abriss des aus dem Ende des 18. Jh. stammenden Fachwerkhauses, des hinteren Teils eines ortstypischen denkmalgeschützten Ackerbürgerhaus-Ensembles, rief deutliche Kritik nicht nur des Historischen Vereins Gengenbach hervor. Die einvernehmliche städtebauliche Planung der Jahre 2002/03 beruhte auf maßvoller Bebauung im Einklang mit der sensiblen Umgebung und Erhalt des Fischer-Hinterhauses zu einer möglichen öffentlichen Nutzung. Von diesem Konsens ist in den neuen, gründlich geänderten Plänen nicht mehr die Rede. Stattdessen sollen zwei überdimensionierte, auf wirtschaftlichen Ertrag gerichtete Blöcke mit maximalen Wohn- und Geschäftsflächen entstehen. Das vorgesehene doppelstöckige Parkdeck mit 38 Stellplätzen im mittelalterlichen Zwingerbereich und in unmittelbarer Nähe zum Kinzigtorturm liefert überdies noch weiteren Diskussionsstoff.

Mehr Erfolg ist in Sachen Nepomukbrunnen zu vermelden. Das von Peter Schwab 1765 geschaffene Werk am heutigen Kreisverkehr der L99 nach Offenburg wollten Stadtverwaltung und Stadtpfarrer gern auf das neue Brückenbauwerk über Kinzig und B33 (Flößerbrücken) versetzen. Dem widersprach die Mitgliedergruppe zum einen aus historischen Gründen. Der jetzige Standort an einer ehemaligen Brücke über den einstmals hier verlaufenden nördlichsten Kinzigarm mit alten Eiben und Pampasgras gehöre untrennbar zum denkmalgeschützten Objekt und sei selbst schutzwürdig. Zum anderen aus Sicherheitserwägungen. Schleudernde Autos auf der vereisten Stahlbetonbrücke würden ein hohes Risiko für den Heiligen bedeuten. Man einigte sich: Das Denkmal wird restauriert und die Figur am alten Ort höhergestellt, um besser wahrgenommen zu werden.

An Bildungsveranstaltungen wurden u. a. zwei Vorträge und eine Studienreise angeboten.

Bernhard Wink berichtete über die Restaurierungsarbeiten an Kunstwerken in Gengenbach (linker Seitenaltar in St. Martin), Ortenberg (Altar der Bühlwegkapelle) und Offen-

burg (Figur des Dionysos im Zwingerpark), die alle in 2008 Opfer von Vandalismusanfällen mit Schwefelsäure bzw. Farbe geworden waren. Der Vortrag zeigte, dass neben Kunstgeschichte und dem Wissen um Materialien und Maltechniken der Künstler zu ihrer Zeit eine gehörige Portion Chemie zum Handwerkszeug eines Restaurators gehört.

Dr. Heiko Wagner, Archäologe und Historiker, befasste sich in einem weiteren Vortrag mit dem Spitztannenbergraben bei Haigerach. Bisher nicht geklärt war die Frage nach der zeitlichen Einordnung des Erdwerks (Schanze oder Teil einer früheren Kultstätte) auf der nach „Lothar“ freien Bergkuppe, 1996 von Josef Naudascher u. a. in der „Ortenau“ vorgestellt. Die Antwort des Referenten: Es handelt sich um eine Schanze aus der Zeit des Türkenlouis, Ende des 18. Jhs. Er begründete das Ergebnis seiner Untersuchungen mit (wenigen) Funden und der Tatsache, dass der Spitztannenbergraben in einer gedachten Verteidigungslinie weiterer Schanzen der Barockzeit mit gleichen charakteristischen Merkmalen liegt, von denen er einige ebenfalls erkundet hatte und zum Beweis seiner These anhand von Dias vorstellte: „Auf der Schanz“ bei Strohbach, „Auf'm Schänzle“ bei Danterbach, „Paulischänzle“ bei Bergach. Der häufige Name „Schwedenschanze“ weist weder auf Erbauer, Verteidiger noch Erstürmer der Bollwerke hin, er ist erst später aus der Erinnerung an den 30-jährigen Krieg entstanden.

Eine zweitägige Studienfahrt gemeinsam mit dem Katholischen Bildungswerk führte zu den Karolingern und Staufern und den von ihnen geprägten Wirkungsstätten Worms, Mainz, Kloster Eberbach, Ingelheim und Königshalle Lorsch.

Am 14. September, Tag des offenen Denkmals, stand das Anwesen Hauptstraße 9 angrenzend an das umstrittene Löwenbergareal für interessierte Besucher offen. Es handelt sich dabei um eines der wenigen noch gut erhaltenen typischen Ackerbürgerhäuser mit Vorder- und Hinterhaus, kleinem Innenhof und umlaufender Galerie, nach 1789 erbaut und dem benachbarten Fischerhausensemble ähnlich.

Der geplante und wenige Wochen später vollzogene Abriss des unmittelbar angebauten Fischer-Hinterhauses sorgte für eine etwas ungewöhnliche und höchst aktuelle Situation. Bei den Führungen durch das mit großem Aufwand liebevoll und denkmalgerecht sanierte Haus und den begleitenden Informationen anhand von Plänen, Bildern und Computersimulationen entwickelten sich rege Diskussionen über die anstehenden, strittigen Neubaumaßnahmen.

Als Ergebnis des Denkmaltages kam es auf Initiative des Vorstands der Mitgliedergruppe zu einem Pressegespräch mit dem OT am inzwischen freigeräumten Bauplatz und in der Folge zur politischen Einmischung der Öffentlichkeit in Form einer Bürgerinitiative mit Unterschriftenaktion und zahlreichen Leserbriefen. Aufgabe des Vereins und gleichgesinnter BürgerInnen wird es jetzt sein, auf Einhaltung der Altstadtenschutzverordnung ohne Wenn und Aber zu bestehen.

Die Wahlen in 2008 ergaben folgende Zusammensetzung des Vorstands: Vorsitzender: Bernhard Wink (Wiederwahl); neuer stellvertretender Vorsitzender: Alexander Bächle; Schriftführer: Hans-Jochen Schuck (Wiederwahl); neue Rechnerin: Elke Lang. Neben einem wachsamen Auge auf das Baugeschehen im Stadtkern wird der Vorstand die ehrenvolle Aufgabe haben, das 100-jährige Jubiläum der Mitgliedergruppe am 17. Juli 2010 zu organisieren.

Hans-Jochen Schuck

Haslach im Kinzigtal

In Kooperation mit der VHS Ortenau fanden in Haslach folgende Veranstaltungen im Bürgersaal des Bürgerhauses bzw. im Refektorium des alten Kapuzinerklosters statt:

- 20.10.2008 Vortrag von Dr. Dieter K. Petri, Zell a. H.
„Franz Joseph Ritter von Buß – Sozialer Vordenker im 19. Jahrhundert“
 Das Nachbarstädtchen Zell am Harmersbach, der ehemals kleinsten „Freien Reichsstadt“ ehrt ihn als seinen berühmtesten Sohn. Pfarrer Hansjakob hat als Theologiestudent den geistreichen Professor an der Universität Freiburg bewundert. Deutschlandweit bekannt wurde Buß als Präsident des Ersten Deutschen Katholikentags in Mainz 1848. In der Frankfurter Nationalversammlung hat er für seine Idee von der Einigung Deutschlands gekämpft. Die nachhaltigste Beachtung fand seine „Fabrikrede“ im Badischen Landtag. Die darin erhobenen sozialen Forderungen zu Beginn der Industrialisierung sind bis heute aktuell geblieben.
- 17.11.2008 Vortrag von Dr. Ewald M. Hall, March-Hugstetten *„Kaspar Hauser vertauschter badischer Erbprinz, raffinierter Betrüger oder depperter Bankert?“*
 Der mit zahlreichen Bildern untermalte Vortrag über Kaspar Hauser fasste zunächst alte Wahrheiten zusammen, ging dann aber auch auf die jüngeren und jüngsten DNA-Analysen zum Beweis der Herkunft des 1828 aufgetauchten angeblichen Erbprinzen von Baden ein. Am Ende blieb es wohl dem Zuhörer überlassen, welcher Wahrheit er in Zukunft anhängen wird. Spannend war dieser nie endende Kriminalfall (Ferdinand Mehle) allemal. Die Zuhörer wurden ermuntert, sich aktiv mit ihrem Wissen, ihren Meinungen und ihren Fragen in den Vortrag einzubringen.
- 26.01.2009 Vortrag von Karl Bühler, Freiburg
„Herrschafts- und Siedlungsgeschichte des mittleren Kinzigtals bis zur Gründung der Stadt Haslach“
 Der Referent behandelte die Zeit der Kelten, Römer, Alemannen und Franken. Herrschaftsverhältnisse unserer Region zur Zeit der Zähringer, Staufer und frühen Fürstenberger wurden erörtert. Hierbei waren die Römerstraße, die Gründung und Grenzen des Klosters Gengenbach, Verkehrs- und Siedlungsverhältnisse im Hochmittelalter, romanische Flurnamen und Bergbau wichtige Schwerpunkte. Das Referat suchte Antworten auf die Fragen: In welchem Interesse lag die Besiedlung des mittleren Kinzigtals, wem nutzte dies und wer war mächtig genug dazu? Mit diesen Antworten zu den Ursachen und Zusammenhängen der Gründung Haslachs zeigte der Referent eine andere mögliche Deutung, die auf den Zollhoheiten fußt. Mit einbezogen wurden die Nachbargemeinden Mühlenbach, Hofstetten und Fischerbach sowie die Stadtteile Bollenbach und Schnellingen.
- 16.03.2009 Jahreshauptversammlung
 Mitgliederversammlung mit Rechenschaftsbericht des Vorsitzenden sowie des Kassierers Norbert Mickenautsch und dessen Entlastung.
 Im Anschluss daran hielt der 2. Vorsitzende, Alfred Buchholz, einen Kurzvortrag: „Fischerbach – Aus zwei Vogteien, vier Herrschaftsgebieten und vier verschiedenen Pfarreizugehörigkeiten wird ein Dorf“



Haus Schwendemann

Patenschaft „Haus Schwendemann“

Durch Straßenbauarbeiten und einer Überschwemmungskatastrophe in Haslach, auch auf dem Grundstück des Vorsitzenden, haben wir unser Jahresziel nur sehr begrenzt erreicht.

Der Boden des ehemaligen Schlafzimmers wurde von alten maroden Belägen befreit, so dass der Holzdielenboden sichtbar und behandelbar wurde. Bei einer Ortsbesichtigung mit Stadtbaumeister Roland Wacker wurde der Eckständler und der Zustand des Mauerwerks beim Toreingang begutachtet. Er war durch einen verstopften Fallrohranschluss bei Regenfällen ständigem Wasser ausgesetzt, das beim angrenzenden Mauerwerk, wie dem Eckständler, Schäden verursachte. Dennoch wurde, nachdem das Fallrohr bereits umgeleitet worden war, kein dringender Handlungsbedarf gesehen. Das 2. Obergeschoss harrt noch seiner Entrümpelung und das gesamte Haus bedarf einer Generalreinigung, bevor man an die „Äußerlichkeiten“ gehen kann.

Klaus G. Kaufmann

Hornberg-Triberg

Der *Historische Verein Hornberg e. V.* beendete anfangs September des vergangenen Jahres seine Freilichtbühnen-Saison 2008 so erfolgreich wie nie zuvor in den 50 Jahren seit seiner Gründung. Vorsitzender Patrick Schweizer konnte mit berechtigtem Stolz bekannt geben,



*Im Stadtmuseum Hornberg:
Blick in das Arbeitszimmer von
Wilhelm Hausenstein, dem
Hornberger Schriftsteller und
Diplomaten (1882–1957)*

Foto: Wolfgang Neuß

dass zum ersten Mal in der Geschichte des Vereins die „Schallmauer“ von insgesamt über 10.000 Besuchern auf der Storenwald-Bühne „geknackt“ wurde, obwohl das Wetter nicht immer mitspielte.

Das Heimatspiel von Erwin Leisinger „Das Hornberger Schießen“ hat in dem halben Jahrhundert seines Bestehens nichts von seiner Attraktivität eingebüßt; das Märchenspiel „Das Dschungelbuch“ von Rudyard Kipling sah in allen zehn Aufführungen vor allem von Kindern dicht besetzte Zuschauerränge, und gleichermaßen wurde der Horror-Klassiker „Dr. Jekyll & Mr. Hyde“ von Robert Louis Stevenson sechsmal mit großem Erfolg aufgeführt.

Diese beeindruckende Bilanz der Freilichtspiele ist nur dadurch möglich geworden, so der Vorsitzende, dass alle 130 Akteure und ihre Helfer hinter der Bühne eine großartige Gemeinschaft bildeten, wie das bekanntermaßen beim Historischen Verein in all den Jahren eine Selbstverständlichkeit war und ist.

Klein, aber fein präsentierte sich im September die Trachtentanzgruppe des Vereins, die ihr 50-jähriges Bestehen mit einem unvergesslichen Jubiläumsabend in der vollbesetzten Stadthalle von Hornberg feierte. Ein besonderer Höhepunkt war dabei der fulminante Auftritt befreundeter Trachtenträger aus dem elsässischen Berstett.

Auch der *Förderverein Stadtmuseum Hornberg/Verein für Heimatgeschichte e. V.* kann unter der Leitung seines rührigen Vorsitzenden Wolfgang Neuß auf ein arbeits- und veranstaltungsreiches Jahr 2008 zurückblicken. Neben der Betreuung des Stadtmuseums, der Abhaltung mehrerer Heimattreffs und der intensiven Forschungstätigkeit auf dem Gebiet der Hei-



Der in Hornberg geborene und in Konstanz wohnhafte Botschafter a.D. Dr. Wolfram Dufner (vorn rechts) besuchte mit pensionierten Diplomaten und Angehörigen deutscher Botschaften aus dem badischen „Ländle“ am 9. Oktober 2008 seine Geburtsstadt und insbesondere das Museum mit dem Wilhelm-Hausensein-Gedenkraum, herzlich begrüßt vom Leiter des Museums, Wolfgang Neuß (hinterste Reihe, Zweiter von rechts). Foto: Adolf Heß

matgeschichte, vor allem der Frühgeschichte und des Hohen Mittelalters, standen einige besonders erwähnenswerte Veranstaltungen auf dem Jahresprogramm.

Auch im vergangenen Jahr konnten mehrere Besuchergruppen aus allen Himmelsrichtungen im Museum begrüßt werden. Prominenteste Gäste waren zweifellos die von Botschafter a. D. Dr. Wolfram Dufner geleiteten und im Ruhestand lebenden Diplomaten aus dem badischen „Ländle“.

- Im Frühjahr wurde das Museum teilweise umstrukturiert und übersichtlicher ausgestaltet.
- Mit großem Interesse folgten zahlreiche Geschichtsfreunde den Ausführungen des Vorsitzenden Wolfgang Neuß, der in einem bemerkenswerten Lichtbildervortrag über das Thema „Neue Erkenntnisse über den Stammvater der Herren von Hornberg“ sprach.
- Die Feierlichkeiten zum 20-jährigen Bestehen des Vereins und zum 10-jährigen Jubiläum des Museums am 29. März bildeten unbestritten den Höhepunkt des Vereinsjahres mit der Teilnahme zahlreicher Heimat- und Geschichtsfreunde und mit Persönlichkeiten des Öffentlichen Lebens. Eine Reihe von verdienten und langjährigen Mitarbeitern wurde zu Ehrenmitgliedern ernannt.
- Der im Rahmen des Stadtfestes am 8. Juni veranstaltete Tag der offenen Tür verzeichnete eine unerwartet große Zahl von Besuchern.
- Am 2. September bereicherte die Führung einer Gruppe von aufgeschlossenen Jungen und Mädchen durch das Museum das Kinderferienprogramm der städtischen Tourist-Information.

- Der Jahresausflug des Vereins am 27. September führte die zahlreichen Teilnehmer nach Rastatt, wo die Markgräfliche Barockresidenz und das Wehrkundliche Museum besichtigt wurden. Ein Erlebnis besonderer Art war der Besuch der Erlebnisgastronomie „Lindenhof“ mit ihrer Kamel- und Straußenfarm.
- Die Jahresabschlussfeier fand in vorweihnachtlicher Atmosphäre statt. In ihr wurde auch der geänderte Museumsbesuchsplan für 2009 bekannt gegeben und der neu gestaltete Prospekt vorgestellt.

Adolf Heß

Kehl

Im Frühjahr 2008 hat der Historische Verein Kehl turnusgemäß seinen Vorstand neu gewählt. René Siegrist, 2. Vorsitzender, und Klaus Gras, Schatzmeister, sind im Amt geblieben. Der 1. Vorsitzende Wolfdietrich Elbert hat nicht wieder kandidiert, sondern sein Amt nach einer Nachwahl im Mai an Hans-Ulrich Müller-Russell abgegeben. Die Schriftführer-Aufgaben hat Ingrid Hahn, Willstätt, von Hans Hollweck übernommen.

Die Vereinsaktivitäten waren im ersten Halbjahr noch wesentlich von den Vorarbeiten des „alten“ Vorstands bestimmt. So konnte der neue Vorstand auf einer soliden Grundlage ans Werk gehen. Der Mitgliederbestand ist fast konstant geblieben, die Finanzlage ist ebenfalls unverändert erfreulich. Ende 2008 hatte der Verein 403 Mitglieder, darunter 23 körperchaftliche Mitglieder, vor allem Schulen und Vereine. Zu wünschen bleibt, dass sich dem Verein mehr jüngere Freunde der Orts- und Regionalgeschichte anschließen. Der Vorstand hat wiederholt erörtert, wie Jüngere für den Verein gewonnen werden können. Eine Lösung könnte in einem Wechsel der Veranstaltungsformen liegen; die herkömmliche Vortragsform ist älteren Mitgliedern vertraut, jüngere ziehen gerne andere Formen der Wissensvermittlung vor.

Im Kalenderjahr 2008 haben wiederum zwei Studienreisen stattgefunden, vom 18. bis 24. Mai in die Picardie, vom 16. bis 19. Oktober in die Wallonie. Die Resonanz war positiv, beide Reisen waren so gut wie ausgebucht. Bei der Planung der Reisen stellt sich mehr und mehr die Kostenfrage: Wie kann einerseits ein ausreichender Komfort gewährleistet werden und andererseits ein Kostenrahmen gewahrt bleiben, der es möglichst vielen Mitgliedern erlaubt mitzureisen? Mit dem Seniorenbüro Kehl hat sich der Historische Verein darauf verständigt, die Reiseplanungen aufeinander abzustimmen, um zeitliche und thematische Überschneidungen im Programmangebot zu vermeiden.

2008 hat der Verein Ausstellungen und Museen in Karlsruhe, Badenweiler, Heitersheim und Strasbourg besucht. Themen waren Grünwald und seine Zeit, die Römer am Oberrhein, Strasbourg um 1400 und 100 Jahre Hochkönigsburg. Eine weitere Halbtagsfahrt führte nach Diersburg. Am 7. Dezember haben die Vereinsmitglieder Hans Herrmann und Helmut Schneider die Gäste aus Montmorency, die zur Feier „40 Jahre Partnerschaft Kehl – Montmorency“ angereist waren, durch Kehl bzw. durch die Citadelle in der Strasbourger Esplanade geführt. Gäste aus Montmorency haben über Vauban und seine Festungen referiert.

In den übrigen Vorträgen ging es 2008 um die Reichspogromnacht in Kehl, das Zusammenleben der Elsässer und Deutschen im Elsass der Jahre 1871 bis 1918, die Aufgaben einer Stadtarchivarin, um den Revolutionär Eulogius Schneider, die Gotik in der Picardie, Vaubans Festungen am Oberrhein, Lazarus Schwendi, die Wallonie, Bodo Ehardt und die Hochkönigsburg, Napoleon III. und um Eisenbahnen im Hanauerland. Diese Vortragsveranstaltungen waren durchweg gut besucht.



Dr. Fritz Fluhr, am 13.01.1919 in Karlsruhe geboren, wuchs im Hegau auf und blieb ein Leben lang seiner badischen Heimat treu. Als Tierarzt ist er 1959 nach Linx gekommen und hat dort bis zum Ruhestand seine Praxis geführt. Auf Grund seiner regen Mitarbeit im Historischen Verein Kehl-Hanauerland wurde er 1986 zum 1. Vorsitzenden gewählt. Er hat dieses Amt über drei Wahlperioden sehr erfolgreich ausgeübt. Der Jubilar lebt heute in guter geistiger Verfassung in Linx. Der Historische Verein Kehl hat ihm zu seinem 90. Geburtstag herzlich gratuliert. Das 1995 beim Amtswechsel im Vorstand entstandene Foto zeigt von links nach rechts Dr. Fritz Fluhr – Klaus Gras – Rudolf Zwahl – Carl Helmut Steckner – Prof. Dr. Rolf Kruse

Foto: Rolf Hoffmann

Als neue Veranstaltungsform stand im Dezember 2008 eine Podiumsdiskussion zur 68er-Bewegung im Programm. Diese Veranstaltung war schlecht besucht. Der Vorstand erwägt dennoch, nach Prüfung der möglichen Ursachen diese Veranstaltungsform auch in Zukunft zu verwenden, wenn sich das Veranstaltungsthema dafür eignet.

Hilfreich war für die Vorstandsarbeit und für einzelne Veranstaltungen die Kooperation mit dem Fachbereich Kultur der Stadt, dem Stadtarchiv, der VHS Ortenau – Außenstelle Kehl –, dem Arbeitskreis „27. Januar“ und der Bürgervereinigung ASSER in Strasbourg. Dieser Kooperationspartner ist im Mai 2008 neu hinzugekommen. Der Historische Verein verdankt ihm manche Anregungen für die Programmgestaltung. ASSER hat am 20.11.2008 in Strasbourg das auch vom Historischen Verein Kehl geförderte Buch „Glück, ganz besonderes Glück“ vorgestellt, in dem Karl Britz die Lebensgeschichte des deutsch-elsässischen Ehepaars Denise und Julius Kaufmann erzählt, das die nationalsozialistische Judenverfolgung überlebt hat.

Die Zusammenarbeit mit Einrichtungen der Kehler Stadtverwaltung war angenehm. Die Stadtverwaltung unterstützt den Verein auf vielfältige Weise bei der Vorbereitung und Durchführung von Veranstaltungen, vor allem in der Stadthalle. Die Förderrichtlinien der Stadt erleichtern die Vereinsarbeit sehr; es bleibt zu hoffen, dass sich daran auch in Zeiten knapper Kassen im Prinzip nichts ändert. Sehr fruchtbar war vor allem die Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv und dem Hanauer Museum.

Weil Kehl nur wenige geschichtlich bemerkenswerte Gebäude und Gebäudereste hat, meldet der Verein sich zu Wort, wenn ortsgeschichtlich bedeutsame Gebäude abgerissen oder erheblich umgebaut werden. Ein Thema war in diesem Zusammenhang 2008 der Abriss der Gaststätte „Zur Vereinigung“. Er ließ sich nicht verhindern; allerdings konnte nicht belegt werden, dass die Gaststätte mit der Vereinigung von Kehl-Stadt und Kehl-Dorf vor nunmehr fast 100 Jahren mehr gemein hatte als den Namen.

Überraschend stark war das Interesse vieler alter Kehler an der Wiederherrichtung und Freigabe eines Tunnelabschnitts nahe der Villa Schmidt. Dieses Projekt ist ganz wesentlich von Mitgliedern des Historischen Vereins initiiert und verwirklicht worden. Vielleicht war es dieses starke Engagement, das die Stadtverwaltung bewogen hat, das Projekt zu unterstützen.

Die Bücherkiste hat sich 2008 finanziell über Wasser gehalten. Das war nicht einfach, und allen Vereinsmitgliedern und Nichtmitgliedern, die sich dafür tatkräftig eingesetzt haben, sei auch an dieser Stelle herzlich gedankt. Der – wenn auch bescheidene – Erfolg war ganz und gar nicht selbstverständlich: Während des Umzugs Anfang 2008 und in den ersten Wochen der Neuorientierung in der Schulstraße 27 entging der Bücherkiste wertvoller Umsatz. Inzwischen hat sie sich in der Schulstraße etabliert; sie hat einige Stammkunden, die für regelmäßige Einnahmen sorgen.

Hans-Ulrich Müller-Russell

Lahr-Friesenheim

Das Projekt „Schauplätze und Spuren – Jüdisches Friesenheim“ konnte nach Startschwierigkeiten anlaufen. Mit Hilfe von Schülerinnen und Schülern des Bildungszentrums Friesenheim werden die heute noch vorhandenen Spuren der jüdischen Gemeinde sowie die Schicksale der jüdischen Bevölkerung recherchiert und aufbereitet. Die Ergebnisse der Geschichtswerkstatt sollen im Jahr 2009 präsentiert werden und in der Broschürenreihe „Orte jüdischer Kultur“ publiziert werden. Die Aktion wird finanziell durch die Landeszentrale für politische Bildung und weiteren Sponsoren unterstützt.

Am 21. Juni 2008 fand in Lahr bereits der *Sechste Ortenauer Geschichtstag* statt. Es handelt sich um eine Tagung des Stadtarchivs Lahr zu Problemen der Ortenauer Geschichte und Geschichtsschreibung für Heimat- und RegionalhistorikerInnen. Schwerpunkt der Tagung war die Auseinandersetzung mit der Dorf- und Agrargeschichte. Viele Mitglieder des Gesamtvereins möchten dieses Angebot nicht mehr missen. Die Themen des Jahres 2009 werden sich mit der Spitallandschaft der Ortenau befassen. Zum Siebten Ortenauer Geschichtstag, der vom Stadtarchiv Lahr und der Mitgliedergruppe Lahr-Friesenheim ausgerichtet wird, sollen alle Mitglieder des Historischen Vereins für Mittelbaden eine Einladung erhalten.

Unter der Federführung der Mitgliedergruppe Lahr-Friesenheim konnte die Generalsanierung der Wallfahrtskapelle „Brudertal“, im Friesenheimer Wald bei Lahr-Kuhbach angestoßen werden. Durch Spenden und Zuschüsse sollen die Sanierungsarbeiten mit einem Gesamtaufwand in Höhe von 118.000 EUR finanziert werden.

Jeden ersten Dienstag im Monat trifft sich im Stadtarchiv Lahr unter Federführung von Stadthistoriker Thorsten Mietzner der Arbeitskreis 18. Jahrhundert in Lahr. Der Arbeitskreis macht Archivarbeit und arbeitet an der Aufarbeitung der Geschichte der Stadt Lahr.

Die Mitgliedergruppe Lahr-Friesenheim zählt derzeit 93 Mitglieder.

Ekkehard Klem

Neuried

Arbeitskreis Altenheim

Das Heimatmuseum Neuried fand im Jahre 2008 erfreulichen Zuspruch. Hierzu trug zunächst die Sonderausstellung mit handgefertigten Bären bei, die in den neu gestalteten Räumen des Museums (ehemaliger Farrenstall) besichtigt werden konnte.

Waren die zahlreichen Bären zunächst noch in Weihnachtsstimmung, so verwandelten diese sich bald darauf in Fastnachtsnarren. Auch zur Osterzeit fanden die fleißigen Damen unter der Leitung von Erna Roth die passenden Kostüme für ihre „Bärenkinder“. In den eigentlichen Räumen des Heimatmuseums war die Ausstellung „Kleider machen Leute“ zu bewundern. Ländliche Sonn- und Festtagstrachten aus edlen Stoffen sowie die dazugehörigen Halstücher und Schürzen stießen auf reges Interesse. Auf den Adventsmarkt hin wurde die Sonderausstellung „Weihnachten wie bei Großmutter“ vorbereitet, die bei den vielen Besuchern Kindheitserinnerungen weckte. Insgesamt hatte das Heimatmuseum an 37 Sonntagen geöffnet. Außerdem fanden 13 Sonderführungen statt, darunter waren auch Schulklassen und Kindergartenkinder. So besuchte eine Grundschulklasse aus Ichenheim mit ihrem Lehrer Willi Ohlerth das Museum, um Teile für einen Film über die „Kindheit am Oberrhein – damals und heute“ zu drehen.

Für ganzjährige Beschäftigung sorgte die weitere Sanierung und Renovierung des Scheunenbereiches. Damit sollen auch zusätzliche Ausstellungsräume geschaffen werden. Die Arbeiten wurden von der Gemeinde Neuried als Gebäudeeigentümer dankenswerterweise durchgeführt. Der Verein half, soweit möglich, mit Eigenleistungen. Der Boden wurde ausgehoben und gepflastert, neue Fenster und ein neues Scheunentor eingebaut. Am Dachgestühl waren statische Sicherungsmaßnahmen erforderlich. Dabei wurde im Giebel eine Holzschalung im Stile eines Tabakschopfes angebracht. Auch Blechner- und Elektroarbeiten wurden ausgeführt. Im Schopf wurde das zuvor recht unebene Pflaster schön verlegt, dabei konnte auch eine ordnungsgemäße Entwässerung sichergestellt werden. Außerdem wurde die Alarmanlage auf die neu renovierten Räumlichkeiten erweitert.

Rektor Claus J. Flaith führte einen Kurs über die Sütterlin-Schrift in den Räumen seiner Schule durch. Die wissbegierigen „Schüler“ im bis auf den letzten Platz besetzten Klassenzimmer zeichneten sich durch besonders aufmerksames Verhalten aus. Dadurch konnten die Teilnehmer zum Kursende in Sütterlin geschriebene Texte zur Schulgeschichte entziffern. Zum Abschluss wurde das Schulmuseum in Zell-Weierbach besichtigt und eine historische, recht gestrenge Schulstunde abgehalten.

Der Altenheimer Friedhof war Thema einer Führung am 28. Juni. Michaela Karl und Willi Fischer erläuterten die geschichtlichen Hintergründe des Geländes im Gewann „Streng“, nachdem zuvor die Toten in unmittelbarer Nachbarschaft der Kirche bestattet wurden („Kirchhof“). Gerade bei den historischen Grabsteinen gab es manche Geschichte über die Verstorbenen und deren Familie zu berichten.

Als Bestandteil des Neurieder Ferienprogramms organisierte Michaela Karl am 11. August eine Dorfrallye quer durch Altenheim. Dabei gab es verschiedene Aufgaben und Rätsel

zu lösen. Zum Abschluss wurde im Museum ein Vesper mit Bauernbrot und „Schleckl“ geboten.

Kathy Wurth aus St. Louis, USA, besuchte am 6. Oktober Altenheim, aus dem ihre Vorfahren stammen. Beate Adam und Lieselotte Adam begleiteten den amerikanischen Gast zur Kirche, auf den Friedhof und ins Heimatmuseum, sodass Kathy Wurth mit vielen neuen Eindrücken zurückreisen konnte.

Die historische Exkursion führte am 26. Oktober nach Baden-Baden und Steinbach. In der Kurstadt warteten zwei Führerinnen auf den voll besetzten Bus. Der Rundgang führte zu den weltbekannten Sehenswürdigkeiten, aber auch zu manch eher verborgenen Stelle in der historischen Bäderstadt. Beim Mittagessen konnten sich die Ausflügler von den gastronomischen Vorzügen des Badner Reblandes überzeugen. Am Nachmittag war Steinbach, eine Stadtgründung der badischen Markgrafen aus dem Jahre 1258, das Reiseziel. Unsere Kassiererin Brigitte Mußler hatte sich bestens vorbereitet, um Geschichte und Geschichten aus ihrem Heimatort näherzubringen.

Einen festen Bestandteil im Jahreskalender nimmt der Altenheimer Adventsmarkt ein, der immer am Samstag vor dem ersten Advent stattfindet. Der Vereinsstand unmittelbar vor dem Heimatmuseum war den ganzen Tag über bei bestem Winterwetter gut besucht. Fleißige Hände der Bastelgruppe hatten wieder Kränze, Gestecke und Dekorationsartikel vorbereitet. Auch das kulinarische Angebot fand regen Absatz.

Arbeitskreis Dundenheim

Hans Mild dokumentierte die Entwicklung Dundenheims von einem reinen Bauerndorf mit 211 landwirtschaftlichen Betrieben im Jahre 1920 zu einer modernen Gemeinde des 21. Jahrhunderts.

Ludwig Schneider untersuchte die Beteiligung Dundenheims bei den früheren Herbstmessen in Offenburg mit den Festwagen „Der Lichtgang“, „Unser täglich Brot“, „Feierabend einst und jetzt“. In einer Zeitreise von 1868 bis 2008 beleuchtete er außerdem verschiedene wichtige Ereignisse aus seinem Heimatdorf.

Alte Bilder zur Dorfgeschichte wurden gesammelt. Dabei konnte auch eine Privatsammlung erworben werden. Die Hobbyfilmer Erich Spengler und Günter Seidel haben mit einer 8-mm-Kamera gedrehte Filme auf Disketten übertragen. Damit wurden die Aufnahmen über die Schmiede Bär und den Hanfanbau in Altenheim gesichert.

Arbeitskreis Ichenheim

In 45 regulären Arbeitstreffen und in einer Vielzahl von zusätzlichen Arbeitsstunden führte der von Barbara Lacombe geleitete Arbeitskreis die Archivierungsarbeiten fort. Außerdem wurden die Ausstellungen „Handwerk, Handel und Gewerbe im Wandel der Zeit“ sowie „Kirchenbücher und Hochzeitsbilder“ vorbereitet.

Am 18. April fand die sehr gut besuchte Eröffnungsveranstaltung zur Ausstellung „Handwerk und Handel im Wandel der Zeit“ statt. Die Volksbank Ichenheim stellte hierfür wieder ihre Räumlichkeiten zur Verfügung. Für den musikalischen Rahmen sorgte der Sing- und Spielkreis Ichenheim. Thorsten Mietzner, Stadthistoriker der Stadt Lahr, hielt einen sehr interessanten Vortrag zum Ausstellungsthema.

Am 8. Juni führte eine Exkursion zum Ortenberger Schloss. Die sachkundige Führung übernahm Friedrich Stigler.

Viele Besucher fanden den Weg zur alten Schule, als an drei Sonntagen im September die erweiterte Ausstellung „Handwerk, Handel und Gewerbe im Wandel der Zeit“ besichtigt werden konnte.

Am 23. und 30. November wurden im Rathaussaal Kirchenbücher und Hochzeitsbilder ausgestellt. Dazu wurden von der evangelischen Kirchengemeinde verschiedene Tauf-, Trau-, Familien- und Totenbücher zur Verfügung gestellt. Das älteste Buch reichte bis in das Jahr 1633 zurück.

Trachtengruppe

Bei hochsommerlichen Temperaturen nahm die von Ute Scheidecker geleitete Trachtengruppe am Festumzug des Ortenauer Kreistrachtenfestes in Dörlinbach (29. Juni) teil.

Goldscheuer feierte im Juli sein 725-jähriges Bestehen. Als gute Nachbarn war es für die Neurieder Trachtenträger eine Ehrensache, mit einer großen Abordnung den Festumzug zu bereichern.

Nur eine Woche später fuhr die Trachtengruppe nach Gundelfingen, das ebenfalls ein Ortsjubiläum (1000 Jahre) feierte.

Inge Roth, Jochen Strosack

Oberharmersbach

23. Januar Jahreshauptversammlung mit Neuwahlen der Vorstandschaft

Neue Vorstandschaft:	1. Vorsitzende	Cornelia Lehman
	2. Vorsitzende	Ursula Kasper
	Geschäftsführer	Meinrad Bruder
	Vertreter Gemeinde	Bgm. Siegfried Huber
	Vertreter Kirche	Wolfgang Lehmann
	Vertreter Schule	Monika Bleier
	Beisitzer	Ehrenmitglied Otmar Ritter

23. Januar Der 27. Band des jährlich erstellten Jahresrückblicks mit einer Auflage von 400 Stück wird in der Hauptversammlung vorgestellt. Er wird von unserem Mitglied Hermann Kornmayer gestaltet und erstellt.

Pfingstmontag	Deutscher Mühlentag	Speicher und Mühle sind geöffnet
2. Sonntag im September	Tag des offenen Denkmals	Speicher und Mühle sind geöffnet

15. August Teilnahme am Kindersommerprogramm – Besichtigung der Gallussäge und anschließendes Bastelprogramm

Die stark beschädigten Kreuzwegtafeln der Kreuzwegstationen „Beim Kreuz“ wurden entfernt. Aus den vorhandenen fotografierten Vorlagen wurden nach erfolgter digitaler Bearbeitung die neuen Tafeln hergestellt. Die Anbringung erfolgt im Frühjahr 2009.

Cornelia Lehmann

Oberkirch

Tätigkeitsbericht 2008

- Samstag, 26. Januar Tagesfahrt nach Karlsruhe
Führung im Badischen Landesmuseum durch die Ausstellung „Schönheit im alten Ägypten“. Nachmittags durch die Ausstellung „Grünwald und seine Zeit“, zusammengestellt durch die Staatl. Kunsthalle Karlsruhe und dem Unterlindenmuseum Colmar.
- Mittwoch, 06. Februar Aschermittwochs-Halbtages-Räselfahrt
Fahrt nach Offenburg. Dort Führung im ehemaligen Franziskanerkloster aus dem 13. Jahrhundert.
- Samstag, 08. März Tagesfahrt nach Pforzheim
Besichtigung in der Fachhochschule für Gestaltung.
Nachmittags Führung im Schmuckmuseum.
- Jeweils Donnerstag, 03., 10., 17., 24. April Seminar „Wir erspüren Oberkircher Geschichte und lesen die Original-Handschrift des Oberkircher Vertrages von 1815“
Referent Dr. Dieter Kauss
- Samstag, 12. April Tagesfahrt nach Freiburg
Vormittags Führung mit Herrn Archivdirektor Dr. Schmider durch das Erzbischöfliche Ordinariat. Nachmittags Stadtführung in Freiburg.
- Samstag, 03. Mai Tagesfahrt zum Schloss Wolfegg und an den Bodensee
Vormittags Führung im Schloss Wolfegg; mittags Führung in Langenargen, Residenz der Grafen von Montfort.
- Mittwoch, 28. Mai Nach Nussbach und Lautenbach
In Nussbach führt uns Herr H. G. Huber in der dortigen Kirche; in Lautenbach spricht Herr Rudolf Huber über die Fenster der Wallfahrtskirche.
- Samstag, 14. Juni Tagesfahrt zum Kloster Bronnbach und nach Wertheim
Führung in dem exzellent renovierten Kloster Bronnbach, nachmittags Führung in Wertheim.
06. – 13. Juli 8-Tagefahrt nach Ungarn „Budapest und Umgebung“
1. Tag: Anreise über Landshut, Stadtführung und Mittagessen
Weiterfahrt zur Krainerhütte im Helenental, dort erste Übernachtung
2. Tag: Weiterfahrt nach Budapest über Győr (Raab), Bischofsitz, dort Stadtführung. Weiter zur Erzabtei Pannonhalma, Mittagessen. Danach Führung in der Benediktinerabtei. Weiterfahrt nach Budapest
3. Tag: Stadtrundfahrt, Rundgang in Budapest; Besichtigungen und Freizeit
4. Tag: Fahrt zum Donauknie, Führung Esztergom; Dom, Schatzkammer; Mittagessen in Visegrád. Besichtigung der Reste des Königspalastes. Abendliche Schifffahrt ins beleuchtete Budapest.
5. Tag: Morgens Fahrt nach Gödöllő, dort Schlossbesichtigung, danach weitere Führung in Budapest. Gegen Abend Besichtigung des ungarischen Parlamentsgebäudes.

6. Tag: Rückreise ins Helenental; 2 x Halt am Balaton (Plattensee). Morgens in Tihany Besichtigung der Klosterkirche. Mittagessen in Keszthely sowie Stadt- und Schlossführung.
7. Tag: Vom Helenental Fahrt nach Eisenstadt. Stadt- und Schlossführung im dortigen Esterházy Schloss. Nachmittags Fahrt auf dem Neusiedler See nach Podersdorf zur Erholung.
8. Tag: Rückfahrt nach Oberkirch vom Helenental aus, Halt in Artstetten. Besichtigung des Schlosses von Erzherzog Franz Ferdinand, dessen Ermordung in Sarajevo den 1. Weltkrieg auslöste. Mittagessen in Petzenkirchen, danach Heimfahrt.
- Samstag, 06. September Tagesfahrt nach Bad Mergentheim und Schloss Weikersheim Führung im Deutschordens-Schloss Mergentheim, sowie mittags Schloss- und Gartenbesichtigung in Weikersheim, einer der Residenzen der Fürsten zu Hohenlohe.
- Jeweils Donnerstag, 09., 16., 23., 30. Oktober Seminar „Wir lesen in der Oberkircher Stadtrechnung von 1816“ Referent Dr. Dieter Kauss
- Samstag, 11. Oktober Tagesfahrt nach Breisach und Neuf-Brisach Führungen in beiden Orten.
- Samstag, 08. November Tagesfahrt nach Baden-Baden Stadtführung, mittags Besuch der Kirche St. Johannes Baptista in Forbach.
- Samstag, 06. Dezember Jahresabschluss im Hotel-Gasthaus „Renchtalblick“, Oberkirch.

Horst Schneider

Grimmelshausen – Gesprächsrunde in Oberkirch – Gaisbach

228. / 12.02.2008 „Die literarische Gattung Idylle mit Beispielen von Gessner, Kleist und Goethe“
Hans Jörg Mussler, Ortenberg
229. / 04.03.2008 „Straßburg – ein Ort europäischer Literatur“
Vortrag mit der Europa Union Oberkirch
Dr. Stefan Woltersdorf
230. / 01.04.2008 „Neues über Wolfhag – erste Ergebnisse aus Archivforschungen“
Dr. Dieter Kauss, Oberkirch
231. / 06.05.2008 „Das Weltkind in der Mitten“
Simplicissimus zwischen Herzbruder und Olivier in Grimmelshausens Simplicissimus Roman
Prof. Dr. Klaus Haberkamm, Münster
232. / 03.06.2008 „Christian Weise – Pädagoge und Dichter zwischen Barock und Aufklärung“
Prof. Dr. Eberhard Mannack, Heikendorf
233. / 02.07.2008 „Glanz und Niedergang der Grafen von Eberstein“
Dr. Kurt Andermann, Studensee
- August/September keine Vorträge
234. / 07.10.2008 „Mönch, Literat, Mörder – Dr. Jakob Eulogius Schneider in Straßburg“
Prof. Dr. Wilhelm Kühlmann, Heidelberg

235. / 04.11.2008 „Afra – Ein Blick in Hansjakobs Schreibwerkstatt am Beispiel der leidvollen Geschichte der Juditha Oberföll und ihrer Töchter“
Götz Bubenhofer, Achern
236. / 02.12.2008 „Alt und nuwe schloß, burge und stette ...“
Herrschaftsdarstellungen in Residenzbauten
Die Entwicklungsachse Baden-Baden – Rastatt
Johannes Mühlan, Sasbach

Dr. Heermann

Offenburg

Am 12. Februar hielt der Vorsitzende des Historischen Vereins Achern, Johannes Mühlan, einen Vortrag zum Thema „König – Dame – Türme ... Mittelalterliche Burgen der Ortenau im Schachspiel der Macht“.

Am 1. April referierte der Gengenbacher Restaurator und Leiter der Fachgruppe Wandmalerei, Bernhard Wink, über „Farb- und Säureanschläge auf Kunstwerke. Die Restaurierung des Altars der Bühlwegkapelle, der Dionysos-Figur in Offenburg und eines Altarblattes in der St. Martinskirche, Gengenbach.“

Am 17. Juni hielt Dr. Jürgen Collmann einen Vortrag zum Thema „Die Geschichte der Roten Armee Fraktion (RAF).“

Am 14. Oktober referierte der Historiker zum Thema „Der Fall des Offenburger Studienrats Zind“. Am gleichen Abend wählten die Mitglieder mit Dr. Jürgen Collmann einen neuen Vorsitzenden. Der bisherige Vorsitzende Dr. Wolfgang Reinbold trat nicht mehr zur Wahl an. Dr. Wolfgang M. Gall, Michael Hauser und Regina Heilig wurden in ihren Ämtern wieder gewählt.

Dr. Wolfgang M. Gall

Oppenau

Tätigkeitsbericht 2008

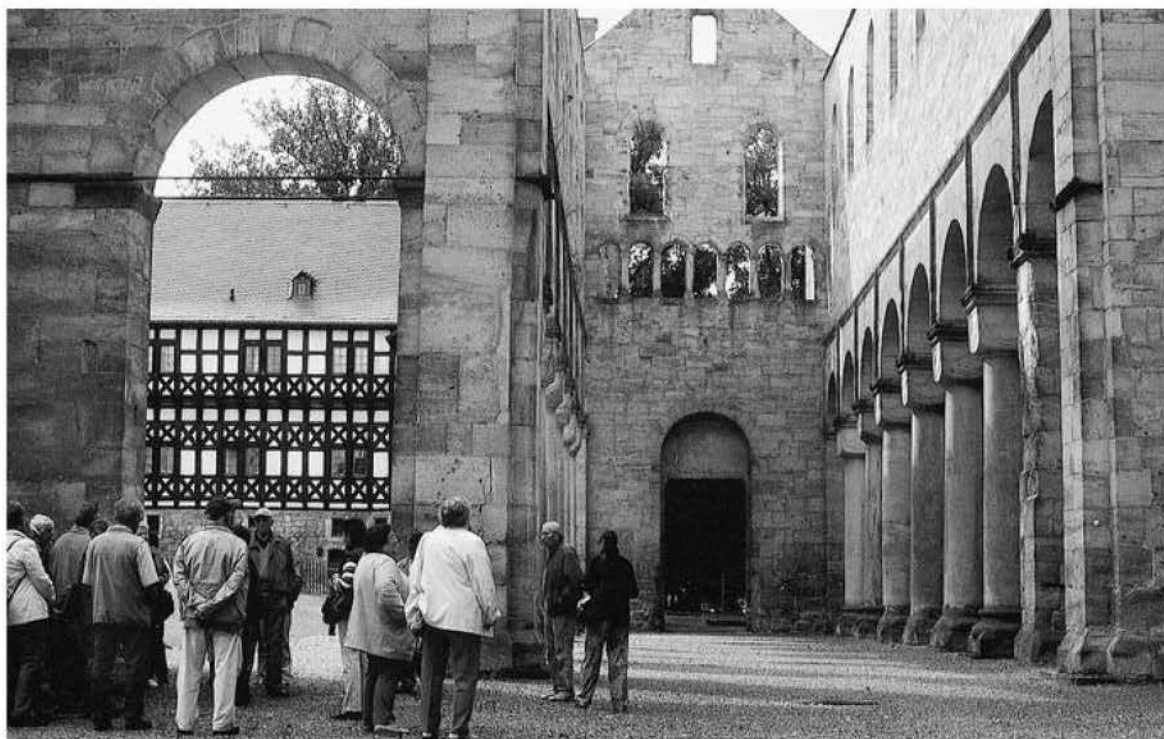
- Januar Mitgliederversammlung 2007
Nach dem geschäftlichen Teil folgte eine Präsentation von Klaus Bentrup: „Grimmelshausen und seine Zeit“
- Februar August-Ganther-Abend im Josefshaus Oppenau: Mundartgedichte
Vortragende war Anita Wiegele aus Oberkirch
Musikalische Begleitung: Agnes Dufner mit der Gesangsgruppe des Frauentreffs Oppenau
- April Halbtagesfahrt nach Wolfach: Stadt und Schlossführung
In Oberwolfach Führung durch das Mineralienmuseum
Abschluss in der Linde in Oberharmersbach
- Mai Halbtagesfahrt nach Schuttern:
Führung durch die ehemalige Klosterkirche und die archäologischen Ausgrabungen unter dem Kirchenschiff.
In Seelbach Besichtigung der historischen „Glatze Mühle“ und ihrer Anlagen.

- Juni Halbtagesfahrt nach Hausach
Besichtigung des Museums Erzpoche; Führung in der Dorfkirche und Abschluss bei den Nillhöfen.
- Juli Halbtagesfahrt in den Breisgau
Besichtigung des Städtchens Burkheim mit Schloss, Kirche und Kräuterhof. Danach Besuch der Wallfahrtskirche St. Ottilien bei Freiburg, wohin sich die Hl. Ottilia geflüchtet hatte, um einer Heirat zu entgehen.
- September Tagesfahrt in das Elsass
Besichtigung der ab 1893 von Kaiser Wilhelm II. erbauten „Kaiserfestung“ in Mutzig. Sie war damals die modernste Festungsanlage in Europa. Am Nachmittag Fahrt durch die Vogesen nach Marmoutier. Dort Besichtigung der Krypta der romanischen Abteikirche St. Martin und Führung durch das Heimatmuseum.
- Oktober Halbtagesfahrt zum Schloss Favorite:
Führung durch das Schloss der Markgräfin Sibylla Augusta mit seiner Porzellansammlung, der Schauküche und der Eremitage. Autogeschichte erlebten die Heimatfreunde danach im Unimog-Museum Gaggenau.
- November Präsentation von Wolfram Brümmer in der Günter-Bimmerle-Halle „Gastliches Oppenau: Die bewegte Geschichte der Gastwirtschaften in Oppenau“.

Rainer Fettig

Rheinau

8. Februar Mitgliederversammlung mit Neuwahlen – Dia-Vortrag Hermann Kiefer „Erinnerungen“



Die Mitgliedergruppe Rheinau beim Besuch der Klosterruine Paulinzella

- | | |
|-----------------|--|
| 28. Februar | Vortrag Helmut Mink „Rheinauer Familiennamen – woher sie kommen und was sie bedeuten“ |
| 1. März | Führung in der Münsterkirche Schwarzach |
| 5. April | Besuch der Ausstellung „Ursprünge der Seidenstraße“ im Reiß-Engelhorn-Museum in Mannheim |
| 24. April | Vortrag Elmar Gschwind „Der Acherner Franz Ignaz Derendinger – Pionier des nordelsässischen Hopfenanbaus im 19. Jahrhundert“ |
| 31. Mai | Studienfahrt nach Badenweiler und Schloss Bürgeln |
| 4.–7. September | Studienfahrt nach Leipzig mit Besuch der Klosterruine Paulinzella, Wittenberg und Wörlitzer Park |
| 18. Oktober | Studienfahrt nach Straßburg mit Besuch des Historischen Museums und des Tomi Ungerer Museums |
| 30. Oktober | Vortrag Bernhard Kehres „Der spanische Jakobsweg“ |
| 27. November | Vortrag Karl Britz und Gerd Hirschberg „Das Judentum im Hanauerland und sein Ende“ |
| 11. Dezember | Besuch der Ausstellung „Homer“ im Reiß-Engelhorn-Museum in Mannheim
Herausgabe der Broschüre „Aus der Stadt Rheinau – Kirchen in Rheinau“ |
- Renate Demuth*

Schapbach

Größtes Anliegen war in 2008 die Renovierung des Innern der Pfarrkirche St. Cyriacus. In 1923 bis 1928 wurde der Bau unter Pfarrer Emil Rudolf Hefter wesentlich erweitert. Gefragt war nun insbesondere die farbliche Gestaltung des vorhergehenden Altbaues. Gesuchtes Bildmaterial konnte zur Klärung einiger Fragen gereicht werden. Ein kaum lesbares Dokument wurde aufbereitet. Mit großem Interesse und entsprechendem zeitlichen Aufwand hat Erich Bächle die Renovierungsarbeiten durch Nachforschungen im Pfarrarchiv begleitet. Dabei konnten zahlreiche historische Details zu Tage gefördert und durch eine Reihe von Veröffentlichungen in der örtlichen Presse der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden, so die Stifter und der Maler des Kreuzweges (gestiftet von Dr. Siegfried Aram und Heinrich Grünwald, gemalt von Bernhard C. Lucki) der Maler der Deckengemälde (Joseph Mariano Kitschker), des Stuckateurs (Konrad Beyerlein bzw. Bayerlein), sowie des Malers der Altarbilder der beiden Seitenaltäre (Rudolf Thoma, Kunstmaler und „Kanonen“-Wirt in Haslach) mit den entsprechenden Jahresdaten.

Der Umgang mit Kleindenkmälern beschäftigt den Vorstand immer wieder, so dieses Mal der Bildstock am I-Weg. Dessen Inschrift ist geklärt. Der Bildstock unterm Schloßle stammt aus dem Schempfen. Auch hier wurden die zugehörigen Personendaten erfasst.

Bei Wanderungen z. B. des SWV wurden historische Gegebenheiten gerne angesprochen.

Bittere familiäre Ereignisse veranlassten Betroffene, nach Umständen bei den Vorfahren zu fragen. Einige Male konnten Ursachen nachgewiesen werden.

Der Bereich der Zü- und Abwanderungen muss weiter bearbeitet werden.

Chroniken:

Viel Zeit wurde auf den wenig bekannten Wolfshof im Schwobbach verwendet.

Zur Geschichte der Papiere stellte Familie Leuthner (Wildsee) Dokumente zur Verfügung.

Veröffentlichungen:

Zum Schapbacher Schlössle: H. Nienhaus, Bottrop, in Badische Heimat Heft 3/2008

Ziviler Katastrophenschutz: R. B. Herden, in Jahrbuch FDS 2009

Pfr. Hefter und Mario Kitschker in Obereschach: Ch. Nack, Königfeld, in Almanach 2009 Schapbacher als Söldner 1780 in Piemont: W. Vökt, Murg, in Geschichtsverein Hochrhein Heft 2008

J.J. Hoffmann war Lehrer in Schapbach (1888–1889). Die Urenkelin Rosemary Schneider Smith aus Columbia USA besuchte Schapbach mehrmals, brachte Bilder und Bücher. Die Tätigkeit Hoffmann war vielseitiger und umfangreicher, als sie in der Schapbacher Chronik von 1989 (S. 99–105) dargestellt werden konnte. Eine Gedenktafel für J.J. Hoffmann wäre am alten Schulhaus durchaus angebracht. Man sucht noch Spenden.

Johannes Furtwängler

Schiltach

Im Frühjahr 2007 bildete sich ein Initiativkreis, um der örtlichen Mitgliedergruppe neue Impulse zu geben und anstehende Aufgaben tatkräftig anzupacken. Im zweiten Jahr des Bestehens waren die Mitglieder dieses Kreises wiederum äußerst aktiv, brachten Gedanken und Ideen zu vielerlei Themen ein und boten der Öffentlichkeit interessante Veranstaltungen an.

Ein Wunsch der Gruppe war es von Beginn an, die Möglichkeiten der modernen Informationstechnologien für die Vereinsarbeit zu nutzen und – gerade auch im Hinblick auf die Erreichbarkeit der jüngeren Generation – im Internet präsent und mit aktuellen Informationen vertreten zu sein. Seit Februar 2008 stehen unter www.geschichte-schiltach.de Vorträge, Audiomitschnitte, Buchvorstellungen, Berichte und Informationen zu Veranstaltungen für alle an der Historie Schiltachs und des Oberen Kinzigtals Interessierten bereit. Das Angebot wird ständig aktualisiert und soll in den nächsten Monaten weiter ausgebaut werden. Zur Einrichtung, Pflege und Weiterentwicklung konnte dazu Michael Buzzi als sechstes Mitglied des Initiativkreises gewonnen werden.

Die Gestaltung und Entwicklung der Städtischen Museen ist weiterhin ein zentrales Anliegen des Vereins. Zusammen mit der Geschäftsführung der Weißgerberei Trautwein, der letzten verbliebenen Schiltacher Gerberei, wurde im Februar das brachliegende Gerber-Museum besichtigt. Der überarbeiteten Konzeption folgt eine Neugestaltung der Ausstellungsräume unter Berücksichtigung von Geräten und Maschinen verschiedener Epochen sowie erklärender Texte. Die eingeleiteten Maßnahmen werden dabei helfen, den Besuchern ein fast erloschenes Handwerk zu erschließen und sie, wo dies möglich ist, in das Geschehen einzubeziehen.

Im gleichen Monat boten wir in Kooperation mit der örtlichen Volkshochschule einen Vortrag zum Thema „Der vergessene Bergbau in der Region um Schiltach“ an. Frieder Wolber (Schiltach-Lehengericht) und Wolfgang Strittmatter (Oberndorf/N.), zwei anerkannte Experten auf diesem Gebiet, referierten vor über 80 interessierten Zuhörern über die Geologie des Mittleren Schwarzwaldes, berichteten über ehemalige Bergbauaktivitäten auf den Gemarkungen Reichenbächle, Lehengericht, Schramberg, Schenkenzell und Kinzigtal-St. Roman. Sie zeigten dabei äußerst seltene Aufnahmen aus kaum bekannten Stollen und Schächten des Oberen Kinzigtals und berichteten über die vielfältigen Mühen und Gefahren, die mit dem Erzabbau tagtäglich verbunden waren.

Im März haben wir unsere „Überlegungen zu den Städtischen Museen und Depots in Schiltach“ erarbeitet und Herrn Bürgermeister Haas als Leitlinie zur anstehenden Neukonzeption des „Museum am Markt“ und zur Aufarbeitung der Depotbestände übergeben. Zwischenzeitlich fanden hier mit der Landesstelle für Museumsbetreuung Gespräche statt, deren Ergebnisse in die geplanten Maßnahmen einfließen werden.

Im Rahmen der Schiltacher Kulturnacht, der „*SchiltNacht*“, präsentierte Dr. Hans Harter Anfang Juni im Lesesaal des Lehengerichter Rathauses eine weitere fundierte Veröffentlichung aus der Reihe *Beiträge zur Stadtgeschichte*. Das außerordentlich ansprechend gestaltete Buch mit dem Titel „Die Herzöge von Urslingen in Schiltach“ beleuchtet die Zeit des ausgehenden 14. Jahrhunderts. Der Band wurde bereits im Jahrbuch 2008 der „Ortenau“ vorgestellt.

Wie im Vorjahr erforderte auch die „Willenburg“ wieder unsere Aufmerksamkeit. Die Besichtigung mit den zuständigen Behörden im Juni und die daraus resultierenden Überlegungen dienten vorrangig dazu, die Burganlage nachhaltig zu sichern und zu erhalten sowie der Frage, mit welchen Maßnahmen dieses Ziel am zweckmäßigsten zu erreichen wäre.

Zu einem weiteren hochinteressanten und gut besuchten Vortragsabend konnten wir im September zusammen mit der VHS den Leiter des Arbeitskreises Archäologie, Prof. Dr. Ing. Rolf Pfefferle aus Wolfach gewinnen. Unter dem Titel „Die Römer im Kinzigtal“ berichtete der Referent über Forschungsergebnisse zum Verlauf der um 73/74 n. Chr. erbauten römischen Straße vom antiken Argentorate (Straßburg) nach Arae Flaviae, dem heutigen Rottweil und veranschaulichte dies durch eindrucksvolle Bilddokumente. Mit einigen Mitarbeitern konnte Pfefferle vor Jahren selbst Reste der Römerstraße um Wolfach und jüngst bei Steinach nachweisen. Unser besonderes Augenmerk galt seinen Ausführungen über den vermuteten Verlauf im Oberen Kinzigtal hinauf zur ehemaligen Straßenstation auf dem Brandsteig.

Zur Vertiefung luden wir tags darauf wiederum unter der Leitung von Prof. Pfefferle zu einer Exkursion zum Römerkastell Waldmössingen ein, an der etwa 20 Interessierte teilnahmen. Nach Besichtigung des kleinen Kastellmuseums erkundeten wir den antiken Straßenverlauf zum Kinzigtal hin. Die Tour führte uns auf der fast schnurgeraden, ehemaligen Römerstraße in Richtung Röttenberg, wo wir dann auf ein von einem Waldstück geschütztes, dammartiges Teilstück der alten Straße stießen. Nach Besichtigung der bei der evangelischen Kirche Röttenberg aufgestellten römischen Sandsteinsäulen ging es zum Brandsteig, wo nahe der Fundstelle heute ein liebevoll gestaltetes kleines Ensemble an die römische Vergangenheit erinnert. Die spannende Frage, welche Trasse die Römerstraße vom Kinzigtal Richtung Brandsteig tatsächlich nahm, muss dagegen z. Z. noch unbeantwortet bleiben, zahlreiche Argumente sprechen jedoch für einen Verlauf durch das Kaibachtal.

Im Dezember beschloss der Schiltacher Gemeinderat, das Städtische Archiv professionell aufarbeiten zu lassen, was dem vorhandenen Aktenbestand nach zu urteilen eine Zeitspanne von etwa vier Jahren in Anspruch nehmen dürfte. Wir freuen uns und sind der Stadt Schiltach gegenüber sehr zum Dank verpflichtet, dass dieser zukunftsgerichtete Schritt nun vollzogen wird und damit unersetzliche Zeitzeugnisse und wertvolle Dokumente der Nachwelt erhalten und schwer durchschaubare geschichtliche und familiäre Zusammenhänge künftig leichter erschlossen werden können.

Die Teilnahme an der Frühjahrstagung und der Hauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. im Herbst rundeten unsere Aktivitäten ab. Der für das zu Ende gehende Jahr 2008 geplante Infoabend für Mitglieder und Freunde wurde aus terminlichen Gründen auf Januar 2009 verlegt.

Reinhard Mahn

Schutterwald

Im vergangenen Jahr begeisterte uns Herr Helmut Schneider aus Kork mit seinem Vortrag „Straßburg, Stadt zwischen zwei Nationen“. Um diesen Themenkomplex fortzuführen und weiter zu vertiefen, lauschten wir am Montag, den 10. März 2008, im Martinskeller seinem weiteren Vortrag „Belagerung der Stadt Straßburg 1870/71“.

Eine themenbezogene Besichtigung der Stadt Straßburg – ebenso von Herrn Schneider durchgeführt – fand dann am 12. April 2008 statt.

Herr Schneider hat uns mit seinem umfassenden Wissen und seinen ausführlichen Erläuterungen die spezielle Lage der Straßburger und der gesamten elsässischen Bevölkerung in den Jahren seit 1870 bis zum 2. Weltkrieg eindrucksvoll nähergebracht.

Die diesjährige Studienreise von Sonntag, den 8. bis Freitag, den 13. Juni 2008 führte uns nach Mecklenburg-Vorpommern.

Da wir auf der Hinfahrt am Sonntag gut in der Zeit lagen und das Wetter schön war, besuchten wir außerplanmäßig die hübsche Stadt Celle am Rand der Lüneburger Heide, bevor es weiter zu unserem Standort Wismar ging.

In den nächsten beiden Tagen lernten wir bei Stadtführungen die alten und ehemals mächtigen Hansestädte Wismar und Rostock kennen. Wir besichtigten die Häfen und bewunderten die herrlichen Giebel in der sogenannten Backsteingotik, die gewaltigen Kirchen und andere sehenswerte Gebäude. Erholung fanden wir bei Ausflügen auf die Insel Poel und in die Badeorte Kühlungsborn und Warnemünde mit ihren wunderbaren Strandpromenaden. Den kleinen Ort Heiligendamm haben wir nur kurz besucht, um uns die herrschaftlichen Hotels anzuschauen und uns ein Bild von dem Ort zu machen, in dem Bundeskanzlerin Merkel den amerikanischen Präsidenten George W. Bush empfangen hatte. Schließlich besichtigten wir noch das berühmte Münster von Bad Doberan, bevor wir wieder das Hotel in Wismar ansteuerten.

Höhepunkt der Reise war jedoch die Tagesfahrt auf die Insel Rügen. Neben den bekannten Badeorten wie z. B. Binz besuchten wir natürlich bei kleinen Spaziergängen die berühmten Kreidefelsen, den Königsstuhl und – leider bei Regen – auch das Kap Arkona. Wir wohnten auch kurzzeitig den Proben zu den Störtebeker-Festspielen bei, was sehr beeindruckend war.

Das Abendessen nahmen wir in Stralsund ein, genau gegenüber dem wunderschönen Rathaus.

Am folgenden Tag besuchten wir die Hauptstadt Mecklenburg-Vorpommerns, Schwerin. Wir bummelten durch die historische Altstadt und erfreuten uns an dem einmaligen Ensemble von Landschaft und Architektur und dem einmaligen Märchenschloss mit seinen vielen Türmen.

Am Schweriner See entlang ging es dann weiter nach Neukloster mit seiner herrlichen Zisterzienserinnen-Abtei.

Hier feierten wir dann Abschied von einer kulturell und landschaftlich sehr eindrucksvollen Gegend, bevor wir am nächsten Tag die Heimfahrt antraten.

Die diesjährige Herbstfahrt am 12. Oktober 2008 führte uns nach vielen Jahren wieder einmal nach Colmar, wo wir uns hauptsächlich der Besichtigung des berühmten Isenheimer Altares von Matthias Grünewald im Unterlindenmuseum widmeten. Nach einer wundervollen Fahrt durch die Vogesen statteten wir dem hübschen Städtchen Eguisheim, das seinen mittelalterlichen Charakter bewahrt hat, noch einen kurzen Besuch ab.

Die jährliche Mitgliederversammlung fand schließlich am 17. November 2008 im Martinskeller statt.

Elke Semmler

Seelbach-Schuttertal

Tätigkeitsbericht 2008

Ausstellungen

20. April – 4. Mai Ausstellung im Bahnhöfle Seelbach: „Naturerlebnis Schwarzwald“ – Fotografien von Stefan Arend. (Die Ausstellung war u. a. Thema in der SWR-Landesschau. Reporter Thomas Miltner)
- 5.–19. Oktober Ausstellung im Bahnhöfle Seelbach: „Hofmühlen im Schwarzwald – Bauernmühlen im Schuttertal“. In Verbindung mit der Ausstellung fand ein Volksliederabend mit Bernhard Dufner, Ettenheim, „in’s Glatze Mühle“ in Seelbach statt.

Denkmalpflege/Archäologie

Sitzung der Fachgruppe „Denkmalpflege/Ortsgeschichte“ am 28. Oktober, 14.00–19.00 Uhr im Bahnhöfle Seelbach mit folgender Tagesordnung:

- Führung durch das Franziskanerkloster Seelbach mit Wolfgang Möschle
- Besichtigung der Ausstellung im Bahnhöfle: „Hofmühlen im Schwarzwald – Bauernmühlen im Schuttertal“
- Diskussion zum Thema: Ist der Fischkastenhof im Ortsteil Schönberg noch zu retten?

Info-Tafeln auf dem Kreuzstein

Erarbeiten von zwei Info-Tafeln betr. „Die Sage vom Kreuzstein“

Aufführung der „Sage vom Kreuzstein“ am Freitag, 25. Juli, 18.00 Uhr in Zusammenarbeit mit der Theatergruppe des Musikvereins Schuttertal. Inhalt der Sage: Streit zwischen Ettenheimer Bürgern und Schuttertäler Bauern um Grenzverlauf und Waldnutzungsrechte im Ettenheimer Genossenschaftswald. (Vgl. Die Ortenau 1985/65.)

Publikationen

Gerhard Finkbeiner: „Die Tracht, festlicher Ausdruck bäuerlicher Kultur – Erinnerungen an das ‚einstige‘ Bauerndorf Schuttertal.“ In: Die Ortenau 2008/88, S. 147–168.

Gerhard Finkbeiner: „Vor 100 Jahren wurde die neuromanische Kirche St. Antonius in Schuttertal erbaut – Ein Sakralbau des Baumeisters Raimund Jeblinger (1853–1937).“ In: Geroldsecker Land 51/2009.

Gerhard Finkbeiner: „Der hl. Antonius im Kampf mit den dämonischen Mächten – Das alte Hochaltarbild von 1670 in der Pfarrkirche Schuttertal ist ein kunstgeschichtlich wertvolles Zeugnis christlicher Überlieferung.“ In: Geroldsecker Land 51/2009.

Werner Scheurer: „Die Moroder-Altäre der St.-Antonius-Kirche in Schuttertal.“ In: Geroldsecker Land 51/2009.

Jahresversammlung

Donnerstag, den 20. November, 20.00 Uhr, im Alten Rathaus in der „Modoscher Heimastube“ in Schuttertal. Ergebnis der Neuwahlen: Vorsitzender: Gerhard Finkbeiner, Schuttertal; Schatzmeister: Klaus Müller, Schuttertal; Stellvertreter: Günter Steuert, Dörllinbach; Beisitzer: Erich Krämer, Oberkirch; Hans -Peter Kopp, Seelbach; Hermann Ohnemus, Dörllinbach; Albert Stöhr, Schuttertal; Josef Wagner, Wittelbach; Eberhard Glatz, Seelbach; Josef Singler, Schweighausen.

Gerhard Finkbeiner (†)

Steinach

Veranstaltungen

Gemeinschaftswanderung „Auf historischen Pfaden“ in langjähriger Kooperation mit dem Verschönerungsverein Steinach.

Vom Treffpunkt *Adlerplatz* in Steinach ging die Wanderung zuerst durchs Dorf an der *Oberen Mühle* vorbei Richtung *Artenberg*, auf dem *Trümmeleweg* und an der linken Welschensteinacher Talseite entlang zur *Grischthütte*. Nach einer angenehmen Rast führte die Route hinunter ins Tal und bei der *Meßmer-Säge* auf dem neuen Wander- und Radweg nach Steinach zurück. Während dieser Wanderung erfuhren die Teilnehmer manches Wissenswerte über Flurnamen wie *Einert*, *Harrantsmatt*, *Käpellin am Artenberg*, *Schwenden*, *Timmättle*, *Allmend*, *Halde*, *Grischt*, *Klettner*, *Birlinsbach*, *Silberberg* und *Rebenrain*, von *Schanzen* und *Wällen*, sowie geschichtliche Daten über *Welschensteinach*. Nach einer kurzen Einkehr wurde diese interessante Wanderung beendet. Die gewohnt gute Resonanz dieser gemeinschaftlichen Aktion wird für die Veranstalter wieder Anlass genug sein, auch künftig eine „historische“ Wanderung durchzuführen.

Teilnahme an der Hauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. in Baden-Baden-Steinbach.

Teilnahme an sonstigen Veranstaltungen, Vorträgen und Ausstellungen.

Einladung an die Museumsdienstmitarbeiter zu einem geselligen Abend als Dank für ihren ehrenamtlichen Dienst im Heimat- und Kleinbrennereuseum.

Diverse Arbeitseinsätze

Heimat- und Kleinbrennereuseum Steinach

Sauberhaltung des Gebäudes innen und außen, Reparaturen, Konservierungs- und Säuberungsarbeiten an verschiedenen Utensilien und Integration neu erhaltener Exponate.

Auf- und Abbau der saisonal wechselnden Sonderausstellung zum Thema: „*Wo wir Bürger wohnen – Straßennamen in unserer Gemeinde*“, eine sehenswerte, interessante und historisch aufschlussreiche Ausstellung.

Auf- und Abbau einer zusätzlichen Sonderausstellung in der Advents- und Weihnachtszeit mit verschiedenen kleinen und großen Weihnachtskrippen sowie alten Adventskalendern.

Museumsdienst (Sonntag/Mittwoch/Freitag/Sonderführungen).

Brauchtum

Planung, Vorbereitung und Durchführung von:

„*Die Drei Weisen mit König Herodes*“: Altes Krippenspiel, Aufführung in der Hl.-Kreuz-Kirche in Steinach am 6. Januar (vor dem Hauptgottesdienst).

Mitwirkung bei der Herstellung kunstvoll gestalteter, großer „*Palmstangen*“, einem alten christlichen Brauch, aufgestellt am Palmsonntag in der Hl.-Kreuz-Kirche in Steinach.

„*Klausenbigger*“: Umgang vom 3. bis 5. Dezember in Steinach mit zwei Gruppen. Altes und urwüchsiges Brauchtum in Steinach.

Bernd Obert

Wolfach/Oberwolfach

Mitgliederversammlung

Die Jahreshauptversammlung 2008 fand am Mittwoch, den 27. Februar ab 19.30 Uhr in Wolfach im Nebenzimmer des Gasthauses Kreuz statt. Die Versammlung begann mit einem Vortrag von Rolf Pfefferle: „Planung und Bau römischer Wasserleitungen“, mit vergleichenden Untersuchungen der Baumerkmale des Trinkwasserstollens der Brauerei Ketterer beim Windkapf (Hornberg).

Im Anschluss an den Vortrag begann die Mitgliederversammlung nach den Regeln der Satzung, wie die Tätigkeitsberichte der Vorstandschaft, dem Kassenbericht und der Entlastung des Vorstandes. Vorgestellt wurde das neue Bulletin Nr. 11 mit den Beiträgen: Der Schwarze Tod in Wolfach – 1635 (Disch), Johann Gottfried Tulla – der Bändiger des wilden Rheinstromes (R. Pfefferle), Monatsnamen römisch? Tagesnamen germanisch? Wo kommen unsere Zeitbegriffe her? (V. Müller), Fundbericht: Fundamente der äußeren Stadtmauer in Wolfach. (R. Pfefferle), Grabungsbericht: Gebäude der Römerzeit bei Oberweier. (R. Pfefferle), Streit um die Lage des Bahnhofes Schiltach. (Autor nicht bekannt) und Vespasian (R. Pfefferle).

Die Bulletins werden ins Internet unter der Homepage www.rolf-pfefferle.net gestellt.

Exkursionen

Am 29. Februar 2008 besuchte die Mitgliedergruppe mit Gästen die Ausstellung „Grünwald und seine Zeit“ in der Kunsthalle Karlsruhe.

Zusammen mit der Fachgruppe Archäologie wurde am Samstag 12.04.2008 ein Ausflug nach Erstein unternommen. Besucht wurde die Merowinger-Ausstellung im Stadtmuseum, und das Schloss des Barons von Sonnenberg von außen besichtigt.

Am 12. Oktober 2008 fand eine Exkursion ebenfalls mit der Fachgruppe Archäologie nach Straßburg statt. Besichtigt wurde das neu eröffnete Musée Historique, das die Geschichte der Stadt Straßburg zum Thema hat.

Die Tätigkeiten der Fachgruppe Archäologie der Mitgliedergruppe sind im Bericht der Fachgruppe Archäologie der Ortenau aufgeführt.

Rolf Pfefferle

Yburg

Das Jubiläumsjahr 2008 „750 Jahre Stadtrecht Steinbach“ (1258–2008) wurde mit großem Elan der aktiven Mitglieder, aber auch mit regem Interesse der Bevölkerung gefeiert.

Die Mitgliedergruppe Yburg nahm sowohl in aktiver wie auch in beratender Funktion an vielen Sitzungen, in denen das Jubiläumsjahr geplant wurde, teil.

Mittelpunkt der Feierlichkeiten waren das Reblandmuseum und die mittelalterliche Bausubstanz im „Städtl“ innerhalb der fast völlig erhaltenen Stadtmauer. Die Bevölkerung Steinbachs verstand es mit viel Begeisterung und gefühlvollem Aufwand dieses Festjahr zu feiern.

Veranstaltungen

10. Februar Die Sonderausstellung zum Jubiläumsjahr „Steinbach – Stadtgründung und Stadtgründer“ wurde mit einem Sektempfang eröffnet, und Willi Daferner

- führte eine große Menge interessierter Besucher durch die Ausstellung. Diese Führung wurde anlässlich der monatlichen Öffnung des Reblandmuseums sowie beim Stadtmauerfest und den Winzertagen wiederholt.
13. März Vortrag „Steinbach – Stadtgründung und Stadtgründer“ im Marienhaus in Steinbach von Willi Daferner im Rahmen der Zusammenarbeit Bildungswerk Rebland und Historischer Verein Yburg.
6. April An diesem Tag wurde mit einer feierlichen Zeremonie das Jubiläumsjahr an der Stadtmauer eröffnet. Der Fanfarenzug „Markgraf Rudolf“ spielte im strömenden Regen, während von der Stadtmauer Fahnen entrollt wurden. Die Mitgliedergruppe Yburg war an diesem Tag für die Bewirtung der Gäste zuständig. Im von Wolfgang Riekenberg und Karl Burkart überdachten Museumshof bot unser Koch Josef Engler mittelalterliche Speisen an. Sowohl der Hof als auch das Reblandmuseum selbst waren mit feiernden Gästen mehr als gut gefüllt. Für ihre Kooperation bei den Feierlichkeiten zum Stadtjubiläum wurden die Grund- und Hauptschule Steinbach und die Mitgliedergruppe Yburg von der „Stiftung Kulturelle Jugendarbeit“ durch Hartmuth Hahn vom Ministerium für Kultus, Jugend und Sport Baden-Württemberg geehrt.
4. Mai Karl Schwab führte im Rahmen der Zusammenarbeit Bildungswerk Rebland und Historischer Verein Yburg eine große Zahl Interessierter durch das Steinbacher Städtl.
8. Mai Bei der Mitgliederversammlung wurden alle Vorstandsmitglieder in ihrem Amt bestätigt. Der Oberbürgermeister der Stadt Baden-Baden, Wolfgang Gerstner, überreichte der langjährigen Vorsitzenden Ursula Schäfer die Lan-



Der Vorstand der Mitgliedergruppe Yburg in mittelalterlichen Gewändern beim Stadtmauerfest am 6. April 2008.



Überreichung der Urkunde der „Stiftung Kulturelle Jugendarbeit“. v.l.n.r. Rektor Joachim Gerstner (GHWRs Steinbach), Heike Schnitzer (Vorsitzende der Mitgliedergruppe Yburg), Hartmuth Hahn (Ministerium für Kultus, Jugend und Sport Baden-Württemberg), Wolfgang Gerstner (Oberbürgermeister der Stadt Baden-Baden) und Ulrich Hildner (Ortsvorsteher des Baden-Badener Reblandes)

desehrenadel für ihre ehrenamtliche Arbeit. Karl Schwab wurde für seine 50-jährige aktive Mitgliedschaft im Historischen Verein geehrt. Er ist in vielfältiger Weise für den Verein tätig, so z. B. als Museumsleiter, aber auch als Autor für die Ortenau.

Willi Daferner hielt seinen Vortrag „Steinbach – Stadtgründung und Stadtgründer“.

25. Mai Konrad Velten bot im Rahmen der Zusammenarbeit Bildungswerk Rebland und Historischer Verein Yburg eine Führung auf der Yburg an, die großen Anklang fand.

2. Juni Willi Daferner stellte im Reblandmuseum seine Festbroschüre „Steinbach – Stadtgründung und Stadtgründer“ vor.

23. August Am Jahrestag der Unterzeichnung der Stadtrechtsurkunde durch König Richard von Cornwall im Jahre 1258 fand auf der Yburg ein Festakt statt. Die Mitgliedergruppe Yburg beteiligte sich mit einem Verkaufsstand mit Literatur zur Geschichte Steinbachs. Karl Schwab und Willi Daferner nahmen am Theaterspiel teil. Konrad Velten führte die Festbesucher durch die Yburg und brachte ihnen deren Geschichte näher. Heike Schnitzer bot Führungen für Kinder an.

14. September Am „Tag des offenen Denkmals“ bot Karl Schwab eine Führung in der Steinbacher Jakobuskirche mit Turmbesteigung an. Der Titel seines Vortrages lautete: „Tausend Jahre Baugeschichte“.
5. Oktober Die Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden fand im Marienhaus in Steinbach statt. Im Anschluss an die Sitzung begrüßte der Oberbürgermeister der Stadt Baden-Baden, Wolfgang Gerstner, die Gäste. Den Festvortrag mit dem Thema „Steinbach und die Markgrafen von Baden“ hielt Prof. Dr. Konrad Krimm vom Generallandesarchiv Karlsruhe. Am Nachmittag bot Ursula Schäfer eine Führung durch das Steinbacher Städtl an. Konrad Velten führte eine Besuchergruppe durch das Reblandmuseum.

Regelmäßig an jedem zweiten Dienstag im Monat fand der von Tirza und Konrad Velten organisierte und stets gut besuchte Stammtisch im Reblandmuseum statt.

Am 11. November trafen sich die Vorstandsmitglieder und alle aktiv im Jubiläumsjahr Beteiligten zu einem Essen, das von Josef Engler für uns zubereitet wurde.

Reblandmuseum

Im Januar wurde die Sonderausstellung „Steinbach – Stadtgründung und Stadtgründer“ eingerichtet. Die Exponate sind zum großen Teil Ergebnisse und Produkte aus der Festbroschüre von Willi Daferner; es wurden aber auch Teile der Dauerstellung zur Geschichte Steinbachs neu arrangiert.

Im März wurde der historische Pferdestall als Museumsdepot eingerichtet.

Das Reblandmuseum war an jedem ersten Sonntag des Monats von 15 bis 17 Uhr geöffnet. Ebenso an folgenden Tagen:

- 9./15. Januar Konrad Velten führte zwei Schulklassen durch das Reblandmuseum.
31. März Das DRK Neuweier/Varnhalt besuchte das Museum und wurde von Konrad Velten geführt.
5. Juni Konrad Velten führte die Klassen 3 b der GHWRS Steinbach durch das Museum.
- 6.–8. Juni Wie in jedem Jahr war das Reblandmuseum an den „Mittelalterlichen Wintertagen“ geöffnet und wurde von der Bevölkerung rege besucht. Rund um das Reblandmuseum boten die Schüler der GHWRS Steinbach verschiedene Mitmachaktionen mit mittelalterlichem Handwerk an und wurden dabei organisatorisch vom Historischen Verein Yburg unterstützt. Einige Ergebnisse der Projektwoche in der GHWRS Steinbach wurden im Reblandmuseum ausgestellt.
21. August Konrad Velten führte eine Schulklasse durch das Museum.
14. Oktober Ursula Schäfer führte eine Gruppe durch das Steinbacher Städtl. Anschließend hieß Konrad Velten die Gruppe im Museum willkommen.
26. Oktober Der Historische Verein Neuried wurde von Karl Schwab durch das Reblandmuseum und das Steinbacher Städtl geführt.
23. November Willi Daferner führte durch die Sonderausstellung „Steinbach – Stadtgründung und Stadtgründer“.
26. November Öffnung des Museum am Steinbacher „Katharinenmarkt“

Heike Schnitzer

Jahresbericht der Fachgruppe „Archive“ für 2008

Die Fachgruppe „Archive“ hat 2008 ihre beiden halbjährlichen Sitzungen abgehalten, bei denen archivfachliche Fragen besprochen wurden. Teilnehmer waren vor allem ehrenamtliche Betreuer von kleinen Ortsarchiven oder Sammlungen. Am 8. April 2008 traf sich die Fachgruppe zu ihrer Frühjahrssitzung in Friesenheim-Oberweier. Dort führte uns Herr Josef Eisenbeis durch das Friesenheimer Heimatmuseum und die Ausstellung über die Säkularisation des Klosters Schuttern. Ausstellungen können bekanntlich eine Werbung für die Archivarbeit sein. Auch können sie manchen Bürger ermuntern, dem Ortsarchiv bzw. Heimatmuseum eigene Dokumente zu überlassen. Daher haben wir uns im Anschluss daran mit dem Hauptthema „Nachlässe im Archiv“ befasst. Dabei ging um verschiedene Fragen zur Nachlassübernahme, bspw. Rechtsfragen, Übernahmeverträge, Nutzung, Lagerung, Ordnung und anderes mehr.

Die Herbstsitzung fand am 21. Oktober 2008 in Offenburg-Zell-Weierbach statt. Thema war die „Präsentation von Archiven in den Medien“ über das zunächst Herr Michael Seidl vom SWR referierte. Eine gute Darstellung in den Medien kann dabei helfen, um das Archiv und die eigene Arbeit bekannter zu machen. Die Teilnehmer erhielten dabei Anregungen und Ratschläge zur Pressearbeit. In der anschließenden Diskussion wurde ferner über Erfahrungen und Erwartungen bei der Öffentlichkeitsarbeit gesprochen.

Ich bedanke mich bei allen Teilnehmern, die durch eigene Rede- und Diskussionsbeiträge oder auch als Gastgeber zum Gelingen der Sitzungen beigetragen haben.

Dr. Cornelius Gorka

Fachgruppe Kleindenkmale

Im Ortenaukreis sind im Rahmen des landesweiten Projekts der Erfassung von Kleindenkmalen – ohne die historischen Marksteine – 5800 erfasst und dokumentiert. Berichtigungen und neue Erkenntnisse werden nachgetragen ebenso die Aufnahme von neu erstellten Kleindenkmalen. In einigen Orten sind Aktivitäten entstanden, die sich der Erhaltung von Kleindenkmalen annehmen, indem über sie berichtet wird und konservierende und gegebenenfalls restaurierende Maßnahmen durchgeführt werden, wie etwa in Achern-Fautenbach oder in Offenburg-Zell-Weierbach.

Im Jahresband Geroldsecker Land wurde von E. Klem 2009 eingehend über ein Totengedenkmal berichtet – das „Soldatengrab“ im Wald von Friesenheim-Heiligenzell. (Vom gleichen Verf. wurde 2007 über das Erinnerungsmal von der Vertreibung der Juden aus Friesenheim berichtet.) In den Gengenbacher Blättern erschien 2008 ein Aufsatz über den Stationenweg auf das Bergle – eine Dokumentation über eine sehr seltene Kleindenkmal-Art. Von Hofstetten und Nordrach sind 2006 Monographien über die Kleindenkmale erschienen.

Vorbereitungen für eine Datenbank sind angelaufen. Die Erfassungsbögen der zwölf Gemarkungen von Offenburg sind EDV-mäßig aufgearbeitet (H. Meyer); viele aktuelle Fotos wurden dazu von K. Schlessmann erstellt.

Am Tag des offenen Denkmals wurde diesmal in Ettenheim ein Gang über den sehenswerten Friedhof angeboten. In Seelbach wurden auf dem Friedhof historische Grabdenkmale dokumentiert und denkmalpflegerisch behandelt. In „D'r Windschläger Bott“ (2006 und 2007) berichtet K. Joggerst über historische Grabdenkmale, die teilweise bisher in die Friedhofsmauer eingelassen waren und nun nach Auffinden der Inschriften und Erforschung ihrer Geschichte einen besonderen Platz erhalten haben – ein wertvoller Beitrag, der beispielhaft für andere Vorhaben hinsichtlich der Erhaltung unserer Friedhofskultur gelten kann.

G. Kreutz

Fachgruppe Archäologie

Veranstaltungen

Am Samstag, den 9. März 2008 fand die Jahresversammlung der Fachgruppe im Handwerker-museum von Kehl / Kork statt. Zur Einführung hielt der Unterzeichner einen Vortrag: „Planung und Bau römischer Aquäduktleitungen“. Es folgte der Tätigkeitsbericht im Jahr 2008. Danach hatten die Teilnehmer der Versammlung Gelegenheit, ihre Tätigkeiten und Lesefunde vorzustellen.

Exkursionen

Die beiden in der Ortenau 2008 angekündigten Exkursionen einmal nach Erstein (F) am 12.4.08 zur Merowingerausstellung sowie der Schlossbesichtigung des Barons von Sonnenberg und nach Straßburg ins neu eröffnete Musée Historique am 12.10.07 wurden durchgeführt.

Für das Jahr 2009 sind abermals zwei Exkursionen geplant:

Am Sonntag, den 7. Juni nach Emmendingen zu einer geführten Besichtigung der Hochburg und am

Samstag, den 17. Oktober zum archäologischen Rundwanderweg bei Saverne im Elsass.

Tätigkeiten

Frühgeschichte

Triberg am 09.05.08: es wurde ein pyramidenähnliches Felsgebilde und eine mutmaßliche Kultstätte in der Nähe der Straße von Triberg nach Schonach gemeldet. Es handelt sich jedoch geologisch um eine kleine, alte Felsformation, die sich infolge einer sogenannten „Wollsackverwitterung“ gebildet hatte. Dabei verwittern natürliche Felsrisse so, als ob wollsackähnliche Gebilde fugengenau geschichtet worden wären. Eine alte Kultstätte konnte nicht nachgewiesen werden.

Römerzeit

Waldmössingen am 24.07.08: Erforschung des Verlaufes der römischen Straßen im Bereich des Kastells Waldmössingen. In der topographischen Karte sind drei Straßenabschnitte als römisch eingetragen. Ein Abschnitt, von der Brandsteig kommend bis zum Kastell, ein weiterer vom Kastell nach Norden Richtung Sulz (Kastell am Neckar) und der dritte von Dunningen nach Rottweil, teilweise auf der Trasse der Bundesstraße B 462 verlaufend. Diese römische Straße zweigt sehr wahrscheinlich am Riederwald, der Trasse K 5540 folgend, über Zimmern Richtung Rottweil-Altstadt (Arae Flaviae) ab. Am mittelalterlichen Gerichtsplatz (Gerichtslinde) schwenkt sie nach Süden und führt das Hochgestade des Neckars hinunter zur Altstadt, heute noch als Hohlweg begehbar (siehe Abb. 1).

Steinach – Zunsweier am 17.09.08, 24.09.08 und 17.10.08: Es ist zu vermuten, dass die römische Kinzigtalstraße ständig linksseitig entlang den Berghängen in hochwasserfreier Höhe durch das Kinzigtal gebaut wurde. Dort wo Prallhänge der Kinzig eine sichere Straßenlage nicht gewährleisten konnten, wurden diese steilen Felswände überquert, wie z. B. über den Hohen Stein bei Schiltach und über den Galgenbühl bis zur Sankt Jakobskapelle bei Wolfach. Nach Studium der Literatur von Tulla über seine Korrektur der Nebenflüsse und des Rheins selbst war keine landwirtschaftliche Nutzung der Ebene, der sogenannte „Schwemmebene“, möglich. Die „wilde Kinzig“ verlegte bei jedem Hochwasser ihren

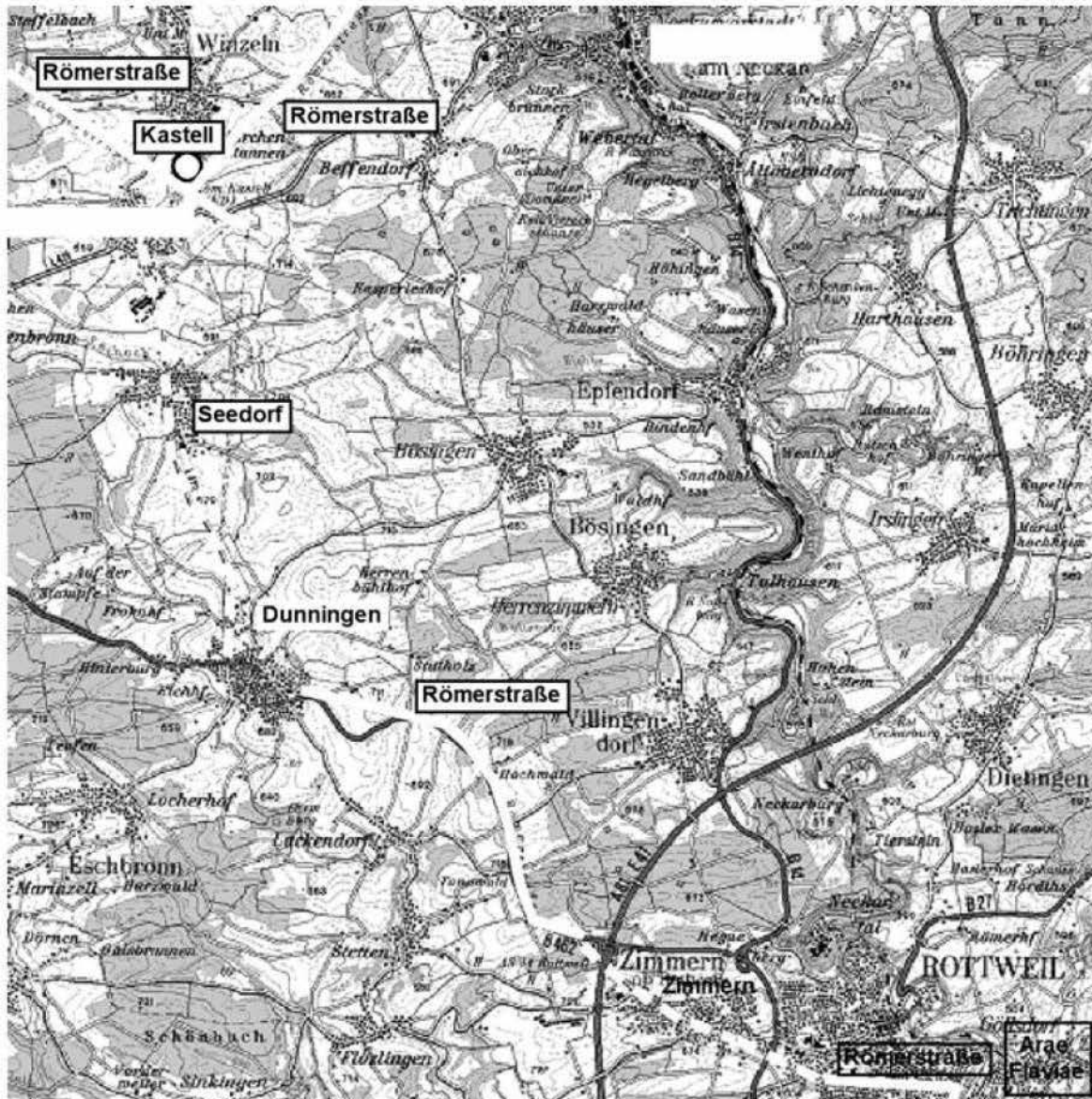
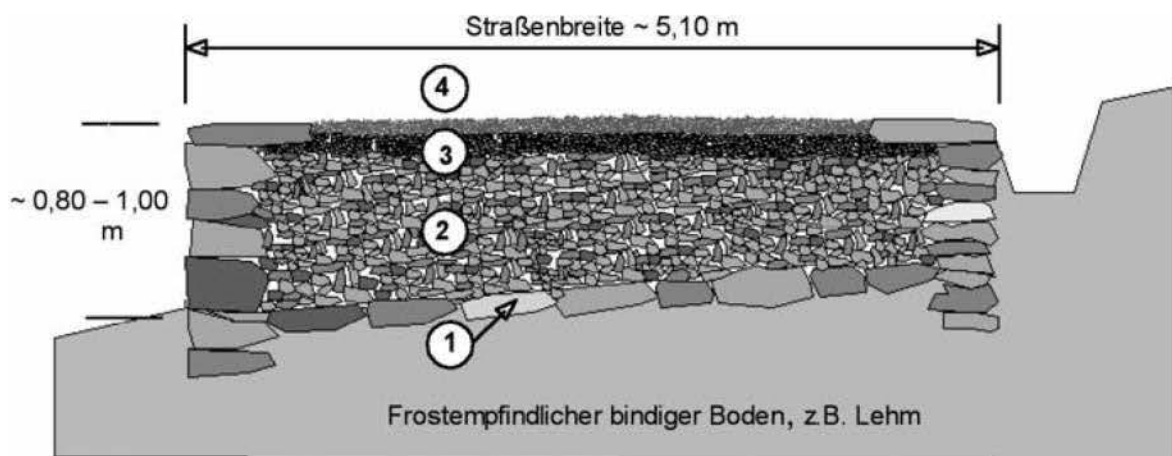


Abb. 1: Streckenübersicht und mutmaßlicher Verlauf der römischen Straßen beim Kastell Waldmössingen

Flusslauf mit zahlreichen Seitenarmen und Kiesbänken ihren Verlauf, jedes Hindernis abtragend. Tulla schreibt, wenn ein Landwirt trotzdem glaubte, die Ebene agrarwirtschaftlich nutzen zu können, wurde bald eines Besseren belehrt. Aus diesem Grund gab es vermutlich auch wenige Brücken, die den Fluss überquerten. Wolfach, dessen Stadt beiderseits der Kinzig liegt, hatte früher nur zwei Holzstege, von den einer über die Wintermonate abgebaut wurde, um einen Verlust des Bauholzes zu vermeiden. Die bergseitige Strecke von Steinach bis Zunsweier wurde an den genannten drei Tagen begangen, um später genauere Untersuchungen vornehmen zu können.

Es wurden Steigungsmessungen an den mutmaßlichen Römerstraßen „Alter Siechenwaldweg“ (Wolfach) mit GPS am 03.09.08 und „Brandsteig“ (Schiltach) am 05.09.08 vorgenommen. Es zeigte sich, dass beide Trassen eine verschiedene, aber weitgehend einheitliche Steigung besitzen, „Alter Siechenwaldweg“ 15 % und Brandsteig 8,5 %, obwohl die Straßenoberfläche weitgehend abgetragen oder nicht mehr sichtbar ist.



Marcus P. Vitruvius

- ① „statumen“
② „ruderalio“

- ③ „nucleus“
④ „summa crusta“

Abb. 2: Rekonstruktion des Unterbaus der römischen Kinzigtalstraße bei Wolfach aus den Sondierbeobachtungen in Zusammenarbeit mit Prof. Dr. Fingerlin, Leiter der Archäologie am ehemaligen Landesdenkmalamt Freiburg.

Mittelalter und Neuzeit

Wolfach: Bei Sanierungsarbeiten der Altstadt von Wolfach wurden bei Grabungsarbeiten zur Verlegung neuer Versorgungsleitungen weitere Beobachtungen unternommen. Dabei wurde im Bereich des alten Flößerhafens ein massiver Stein mit einem zum Teil abgebrochen Eisenhaken und einem Eisenring freigelegt. Diese dienten zum „Anmähren“ (Festbinden) oder „Aneseln“, der im Binden befindlichen Flöße bis zu deren Talfahrt.

Rolf Werner Pfefferle



Abb. 3: Massiver Stein mit Eisenhaken (zum Teil abgebrochen) und Eisenring zum Festbinden von Flößen.

Fachgruppe Wandmalerei

Nachdem wir 2007 im Hanauerland, der Region um Kehl am Rhein gegenüber von Straßburg, die evang. Pfarrkirche in Leutesheim, erwähnt 1434 mit älterem Chorturm, die evang. Pfarrkirche in Linx, Chor wohl Mitte 14. Jh., und die evang. Filialkirche St. Jacobus, St. Maria Magdalena und St. Nikolaus in Hausgereut mit Fresken aus dem 2. Drittel des 15. Jh. besucht hatten, wollten wir 2008 einen Blick nach Straßburg selbst werfen. Fresken, vermutlich aus dem frühen 14. Jh. in Saint-Pierre-Le-Jeune protestante/Jung-Sankt-Peter evangelisch waren unser Ziel (in Straßburg gibt es noch die Alt-Sankt-Peterskirche und die Jung-Sankt-Peterskirche katholisch!). Einen Kontakt vermittelte uns René Siegrist, unser Koordinator für grenzüberschreitende Aktivitäten. Am 28.6.2008 bekam unsere Gruppe von ca. 15 Personen vormittags eine sehr ausführliche Führung von Pfarrer F. Westphal, außerdem wurde uns von Organist Philipp Reichert die Silbermann-Orgel vorgeführt.

Wir trafen einen außerordentlich reichen und vielschichtigen Freskenbestand an, der jedoch stark überlagert von den Restaurierungen und Interpretationen um die Jahrhundertwende 19./20. Jh. war. 1898, anlässlich des Abrisses der Trennwand zwischen Chor und Schiff, die bis dahin den katholischen vom evangelisch genutzten Teil der Simultankirche trennte, wurden die Fresken entdeckt und von Carl Schäfer von der Technischen Hochschule Karlsruhe restauriert und überarbeitet. Eine Richtlinie zur Beurteilung der Wandmalereien war für uns ein Artikel von Hans Zumstein, erschienen im Jahreshft 1996 der „Société pour la Conservation des Monuments Historiques“, in dem die wieder entdeckten Zeichnungen Schäfers zum Vorzustand der Fresken nach der Freilegung, aber noch vor der umfangreichen Retusche, abgedruckt waren. Leider konnten wir im Rahmen der Führung nicht mit unserem üblichen Instrumentarium, Tageslichtlampen, Streiflicht und anderen optischen Hilfsmitteln zur makroskopischen Untersuchung tätig werden.

Besonders beschäftigte uns der sogenannte „Zug der Nationen zum Kreuz“, der sich auf der Zwischenwand zur Johanniskapelle befindet. Diese Wand wurde 1827 für einen Durchgang durchbrochen und 1898 im Zuge der Schäfer'schen Restaurierungen wiederhergestellt. Ein Blick auf die Zeichnung Schäfers lässt erkennen, dass tatsächlich aufgrund einer Bordüre aus Weinblattranken die Fragmente rechts und links des wieder verschlossenen Durchgangs zusammengehören und auch die Pferde des Reiterzugs lassen sich links und rechts identifizieren, die Interpretation als Nationengemeinschaft ist allerdings hypothetisch. Sie lag dem national gesinnten 19. Jahrhundert eben näher als Reiterheilige und ultramontane Päpste, die vermutlich ursprünglich dargestellt waren. Die Darstellung Polens durch den deutschen Restaurator zu einer Zeit, da Polen von der Landkarte verschwunden war, inspirierte 1997 die Regierung des entsprechenden Landes zur Finanzierung einer Restaurierung des Reiterzugs. Der sehr interessante Restaurierungsbericht mit Angaben zu Festigungs- und Reinigungsmethoden von Ewa Swiecka lag uns in französischer Sprache vor.

Am nachmittäglichen Besuch in der Ausstellung „Straßburg 1400“ nahmen nicht mehr alle Mitglieder teil. Hier bekamen wir Einblicke in die hauseigenen Sammlungen zur sogenannten „Internationalen Gotik“ im 14. und 15. Jh., angereichert durch viele Leihgaben anderer Museen, innerhalb eines Gebäudes, das selbst schon einer Besichtigung wert gewesen wäre.

Bernhard Wink, Regine Dendler

Fachgruppe Flurnamen und Mundart

Der in Band 88 der Zeitschrift *Die Ortenau* veröffentlichte Beitrag „Zur Galloromania im Mittleren Schwarzwald und in der nördlichen Ortenau“ von Wolfgang Kleiber veranlasste den Fachgruppenleiter zur nochmaligen Durchsicht der Flurnamenbücher Kehl, Willstätt, Rheinau und der Flurnamensammlung der Stadt Lichtenau im Hinblick auf die nordwestgermanischen (niederfränkischen) Reliktnamen in diesem Gebiet. Hierbei fielen vor allem die zahlreichen Flurnamen auf, die den sogenannten Hlar-Namen zugeordnet werden können. Diesen Namen soll ein kurzer Aufsatz gewidmet werden. Interessant dürfte auch die Frage sein, ob die Hlar-Namen auch im elsässischen Teil des Hanauerlandes vorkommen.

Anknüpfend an einen Vortrag des Fachgruppenleiters über die Namensschichten auf der Baar im Rahmen der Tagung „Die Königslandschaft Baar“ des Alemannischen Instituts Freiburg beschäftigte sich dieser weiter mit dem sogenannten gallo-keltischen Namenbündel *briga „Berg“ um den Ursprung der Donau. Die Verbreitung dieser Namen erstreckt sich über Ost- und Mittelfrankreich, Nordwest- und Mittelspanien bis in den Süden Portugals. Den namenkundlichen und geschichtlichen Zusammenhängen, die sich, ausgehend von den beiden Quellfüßen der Donau, der Brigach und der Breg, hierbei ergeben, soll unter Berücksichtigung der neuen spanischen und portugiesischen Forschung zu diesem Thema nachgegangen werden.

Zur Diskussion gestellt wurde in diesem Zusammenhang auch nochmals der Flussname Donau, dessen Etymologie erneut überprüft werden sollte. So ergibt sich aus der mundartlichen Aussprache als *Dune* dieses Flussnamens in der Baar eine bisher nicht geklärte Übereinstimmung mit den slawischen Donau-Namen auf dem Balkan. Aus diesem Befund muss nochmals die These der keltischen Herkunft und Verbreitung des Namens Donau, ausgehend von dessen Quellgebiet bis über ganz Osteuropa, diskutiert werden.

Am 28. Februar 2009 erhob der Fachgruppenleiter die mundartliche Aussprache der Flurnamen von Großweier (Stadt Achern). Die Datenbasis der rezenten wie auch historischen Flurnamen war von Herrn Federle (Bühl) bestens vorbereitet worden.

Zwei Vorträge, einer an der Volkshochschule Haslach zur Mundart des Kinzigtals und einer in Kappelrodeck zum Fall Kaspar Hauser, ergänzten das Programm des Fachgruppenleiters.

Vorgesehen sind eine Zusammenstellung und ein Aufsatz zu den oben erwähnten Hlar-Namen und die Erhebung der mundartlichen Aussprache des Donau-Namens von Donaueschingen bis nach Wien, d. h. im gesamten deutschsprachigen Gebiet.

Ewald Hall

Fachgruppe jüdische Geschichte und Kulturgeschichte

Die Fachgruppe engagiert sich an der Weiterentwicklung des Internetauftritts des Hauptvereins. Insbesondere ist daran gedacht, interaktive Nutzungsmöglichkeiten für Mitglieder zu schaffen. Ein entsprechendes Datenbankkonzept wird derzeit von dem Vorstandsmitglied Frau Gabrielle Ibach entwickelt. Da es nicht möglich sein wird, diese in allen Bereichen des Historischen Vereins gleichzeitig und flächendeckend einzuführen, wurde mit der „Fachgruppe jüdische Geschichte und Kulturgeschichte“ ein Pilotprojekt gestartet, in dem erste Erfahrungen gesammelt werden sollen. Ziel ist es, in eine Maske relevante Daten, Dokumente und Bilder zur Geschichte der jüdischen Gemeinden einzupflegen, die später von Interessierten, Lehrerinnen und Lehrern, Schülern und Schülerinnen usw. genutzt werden kann.

Diese Aufgaben sollen von den Mitgliedergruppen geleistet werden, die dafür aus ihren Reihen fachkundige Mitglieder benannt haben. Diese trafen sich zu einer Auftaktveranstaltung mit Frau Ibach und Präsident Dr. Wolfgang Gall, wo das Konzept der Datenbank vorgestellt und diskutiert wurde. Eine erste Stichwortsammlung wurde erarbeitet, die die jüdische Ortenau abbilden soll. Bis zu Installierung der interaktiven Nutzungsmöglichkeit wird das Sammeln der relevanten Daten zur jüdischen Ortsgeschichte im Vordergrund der Aktivitäten der Fachgruppe stehen.

Verwandt mit diesem Projekt ist das „Buch der Gemeinden“, das auf Initiative des Fördervereins Ehemalige Synagoge Kippenheim entsteht. Auch dieser großformatige Bildband wird gemeinsam mit den fachkundigen Mitgliedern der Mitgliedergruppen erarbeitet. Das Buch ist gedacht als Unikat, das in der Ehemaligen Synagoge Kippenheim und an einigen anderen Stellen in der Ortenau ausliegen wird.

Jürgen Stüde

DER HISTORISCHE VEREIN FÜR MITTELBADEN e.V.

gibt in Form eines Jahresbandes seit 1910 die Zeitschrift „Die Ortenau“ heraus.

Ur- und Frühgeschichte, die Entwicklung zur Gegenwart, Siedlungs- und Ortsgeschichte, Kultur-, Sozial- und Technikgeschichte, Familienforschung und Flurnamen, Kunst und Sprache, Sage und Brauchtum, Lebensgeschichten mittelbadischer Persönlichkeiten können Aufnahme finden.

„Die Ortenau“ fördert das historische Arbeiten bei der Jugend und nimmt deshalb in jeden Jahresband auch „Junge Autoren“ auf.

Anmeldungen zum Verein nehmen die Geschäftsstelle und die Vorsitzenden der Mitgliedergruppe entgegen, sind aber auch über die Homepage: <http://www.historischer-verein-mittelbaden.de> möglich.

Zu Vorstand, Fachgruppen und Beirat gehören:

Geschäftsstelle:

Historischer Verein für Mittelbaden e.V.

c/o Stadtarchiv Offenburg, Ritterstr. 10, 77652 Offenburg

Tel. 0781/822557, Fax 0781/827521

Präsident: Dr. Wolfgang M. Gall, Max-Immelmann-Str.2,

77654 Offenburg Tel. 0781/37739, E-Mail: wolfgang.gall@offenburg.de

Erste Stellvertr. Präsidentin:

Ursula Schäfer, Sommerstr.34, 76354 Baden-Baden-Steinbach,

Tel. 07223/58982

Zweiter Stellvertr. Präsident:

Klaus Kaufmann, Neue Eisenbahnstr. 11, 77716 Haslach i.K.,

Tel. 07832/5461 E-Mail: Klaus.G.Kaufmann@web.de

Dritter Stellvertr. Präsident:

Dr. Cornelius Gorka, Kreisarchiv, Lange Straße 51, 77652 Offenburg,

Tel. 0781/8059400, E-Mail: cornelius.gorka@ortenaukreis.de

Redakteur der „Ortenau“

Dr. Martin Ruch, Waldseestr. 53, 77731 Willstätt, Tel. 07852/6335

E-Mail: ruch@kulturagentur.de

Kassen- und Geschäftsführung:

Alexander Vallendor, Bühlstr. 8, 77948 Friesenheim, Tel. 07808/914744

E-Mail: Alexander.Vallendor@vr-web.de

Koordinator für grenzüberschreitende Aktivitäten:

René Siegrist, Neufeldstr. 2, 77694 Kehl, Tel. 07851/72900

E-Mail: ren.sieg@gmx.de

Koordinator der Vereinsbibliothek:

Dr. Dieter Kauß, Vereinsbibliothek Handwerksmuseum in Kehl/Kork,

Oberdorfstrasse 8, 77694 Kehl-Kork,

Info: Tel. 07851/885099 Öffnungszeiten: Samstag 10-16 Uhr

Leiter der Fachgruppen:

Fachgruppe Archäologie:

Prof. Dr. Ing. Rolf Pfefferle, Kinzigstr. 5, 77709 Wolfach,

Tel. 0 78 34 / 4 77 94, E-Mail: RPfeffe@aol.com

Fachgruppe Archive:

Dr. Cornelius Gorka, Kreisarchiv, Lange Straße 51, 77652 Offenburg,

Tel. 07 81 / 8 05 94 00, E-Mail: cornelius.gorka@ortenaukreis.de

Fachgruppe Frauen in der Ortenau

Dr. Ute Scherb, Archiv und Museum, Friedhofstraße 5, 77694 Kehl,

Tel. 07851/78783, E-Mail: u.scherb@stadt-kehl.de

Fachgruppe Denkmalpflege/Ortsgeschichte:

Heinrich Meyer, Techn. Rathaus, 77654 Offenburg, Tel. 07 81 / 82 23 22

Fachgruppe Museen:

Thomas Hafen, Schwarzwälder Freilichtmuseum Vogtsbauernhof,

Tel. 07831 /935613, E-Mail: t.hafen@vogtsbauernhof.org

Fachgruppe Kleindenkmale:

Dr. Gernot Kreutz, Obertal 23, 77654 Offenburg/Zell-Weierbach,

Tel. 07 81 / 3 03 65

Fachgruppe Flurnamen und Mundart:

Dr. Ewald Hall, Ludwig-Reithmayer-Straße 20, 79232 March-Hugstetten,
Tel. 0 76 65 / 4 06 66, E-Mail: emh_hall@gmx.de

Fachgruppe Jüdische Geschichte in der Ortenau:

Jürgen Stude, Friedenstr. 25, 77743 Neuried,
Tel. 0 78 07 / 95 76 13, E-Mail: juergen.stude@t-online.de

Fachgruppe Bergwesen:

Helmut Decker, Hausäcker 12, 77883 Ottenhöfen, Tel. 0 78 42 / 13 68

Fachgruppe Wandmalerei:

Bernhard Wink, Victor-Kretz-Str. 13, 77723 Gengenbach
Tel. 0 78 03 / 60 02 24, E-Mail: restauro@email.de

Beiräte:

Horst Brombacher, Großsteinfeld 1, 77856 Achern
Prof. Dr. Rolf Kruse, Korker-Wald-Str. 1, 77694 Kehl-Kork
Thorsten Mietzner, Stadtarchiv, 77933 Lahr
Josef Naudascher, Schmiedeweg 23, 77972 Mahlberg
Rainer Fettig, Bismarckstr. 2, 77704 Oberkirch
Martin Walter, Herrenstr. 15, 76437 Rastatt
Renate Demuth, Oberfeldstr. 7, 77866 Rheinau-Freistett
Ralf-Bernd Herden, Haus im Rinken, 77776 Bad Rippoldsau-Schapbach

Mitgliedergruppen:

- 77855 Achern: Johannes Mühlán, Bälgenstr. 2a, 77880 Sasbach,
Tel. 0 78 41 / 42 46
- 77767 Appenweiler: Ottmar Brudy, Dorfstr. 113, Tel. 0 78 05 / 52 55
- 77740 Bad Peterstal-Griesbach: Siegfried Spinner, Renchtalstr. 17,
Tel. 0 78 06 / 5 33
- 77781 Biberach i. K.: Wolfgang Westermann, Sonnenhalde 7,
Tel. 0 78 35 / 83 09
- 77815 Bühl/Baden: Dr. Suso Gartner, Bühler Seite 4,
Tel. 0 72 23 / 2 35 01, Homepage: www.historischer-verein-buehl.de
- 77955 Ettenheim: Bernhard Uttenweiler, Sonnenberg 14,
Tel. 0 78 22 / 58 00
- 77723 Gengenbach: Bernhard Wink, Victor-Kretz-Str. 13,
Tel. 0 78 03 / 60 02 24
- 77716 Haslach i. K.: Klaus Kaufmann, Neue Eisenbahnstr. 11,
Tel. 0 78 32 / 54 61
- 77756 Hausach: Bernd Schmid, Dietersbach 47a, Tel. 0 78 31 / 89 12
- 77749 Hohberg: Sascha Heinen, Hindenburgstr. 20/22, 77654 Offenburg,
Tel. 07 81 / 9 48 51 23,
Homepage: www.historischer-verein-hohberg.de

- 78132 Hornberg-Triberg: Wolfgang Neuß, Hohenweg 46, Hornberg,
Tel. 0 78 33 / 66 31
- 77694 Kehl-Hanauer Land: Hans-Ulrich Müller-Russel,
Am alten Sportplatz 18a, Tel. 07851/71374
Homepage: www.historischer-verein-kehl-hanauerland.de
- 77933 Lahr/Friesenheim: Ekkehard Klem, Jasminstr. 28,
77948 Friesenheim, Tel. 0 78 21 / 6 22 02
- 77974 Meißenheim: Kontakt über den Hauptverein (s.u.)
- 77743 Neuried: Beate Adam, Vogesenstr. 53, Tel. 0 78 07 / 32 46
- 77787 Nordrach: Herbert Vollmer, Im Dorf 27, Tel. 07838/96969
- 77784 Oberharmersbach: Cornelia Lehmann, Zuwald 11,
Tel. 07837/1327,
Homepage: www.historischer-verein-oberharmersbach.de
- 77704 Oberkirch: Horst Schneider, Stadtgartenstr. 7, Tel. 0 78 02 / 46 29
- 77654 Offenburg: Dr. Wolfgang Reinbold, Franz-Ludwig-Mersy-Str. 30,
Tel. 07 81 / 7 40 10
- 77728 Oppenau: Rainer Fettig, Bismarckstr. 2, 77704 Oberkirch,
Tel. 0 78 02 / 70 11 37
- 76437 Rastatt: Martin Walter, Herrenstr. 15, Tel. 0 72 22 / 38 53 56
- 77866 Rheinau: Renate Demuth, Oberfeldstraße 7, Rheinau-Freistett,
Tel. 0 78 44 / 25 42
- 77836 Rheinmünster: Ernst Gutmann, Leiberstunger Str. 3,
77836 Rheinmünster-Stollhofen, Tel. 0 72 27 / 58 32
- 77871 Renchen: Doris Schlecht, Tulpenstr. 7, Tel. 0 78 43 / 10 44
- 77776 Schapbach: Johannes Furtwängler, Festhallenstr. 1,
77776 Bad Rippoldsau 2, Tel. 0 78 39 / 3 78
- 77761 Schiltach: Peter Rottenburger, Tannenstr. 30,
Homepage: www.geschichte-schiltach.de

-
- 77746 Schutterwald: Konrad Oßwald, Ritterstr. 18, Tel. 07 81 / 5 26 16
- 77960 Seelbach-Schuttertal: Gerhard Finkbeiner, Modoscher Str. 24,
77978 Schuttertal, Tel. 0 78 23 / 6 04
- 77790 Steinach: Peter Schwörer, Im Kirchgrün 17, Tel. 0 78 32 / 86 56
- 77709 Wolfach-Oberwolfach: Prof. Dr. Ing. Rolf Pfefferle, Kinzigstr. 5,
Tel. 0 78 34 / 4 77 94
- 76534 Yburg: Heike Schnitzer, Humboldtstr. 24, 76131 Karlsruhe,
Homepage: historischer-verein-yburg.de
- 77736 Zell a. H.: Bertram Sandfuchs, Bergstr. 6, 77736 Zell a. H.,
Tel. 0 78 35 / 34 48, Homepage: historischer-verein-zell.de
- Überregionale Mitgliedergruppe (früher Hauptverein): Alexander Vallendor,
Postfach 15 69, 77605 Offenburg, Tel. 0 78 08 / 91 47 44

Redaktionsrichtlinien für Beiträge in der „Ortenau“

Sie erleichtern die redaktionelle Bearbeitung Ihres Beitrags, wenn Sie folgende Hinweise beachten:

Texte bitte als Ausdruck und wenn möglich mit Diskette oder als E-Mail-Anhang in gebräuchlichem Format (Word bevorzugt) an:

Dr. Martin Ruch, Waldseestr. 53, 77731 Willstätt, ruch@kulturagentur.de.

Manuskriptaufbau:

- a) Texte bitte ohne Silbentrennung und Formatierungen schreiben. Besondere Formatierungen (fett, kursiv etc.) mit verschiedenen Farben im Ausdruck kennzeichnen.
- b) Im laufenden Text sollen Abkürzungen tunlichst vermieden werden, ausgenommen gebräuchliche Abkürzungen: usw., etc., bzw.
- c) Zahlenangaben ab der Zahl „13“ in Ziffern schreiben, eins bis zwölf in Worten.

Bilder:

- a) Bildvorlagen (Fotoabzüge, Diapositive, Kopien etc.) müssen reprofähig sein. Bitte tragen Sie Sorge dafür, dass Sie die Bildrechte besitzen, bzw. ersuchen Sie um die Druck-erlaubnis durch den Rechteinhaber.
- b) Bildunterschriften und Abbildungsnachweis bitte fortlaufend am Ende des Beitrags.
- c) Markieren Sie im Textausdruck, wo bestimmte Abbildungen platziert werden sollen.

Anmerkungen:

- a) Die Anmerkungen für den gesamten Text durchlaufend nummerieren und als Endnoten bearbeiten.
- b) Die Endnotenziffern sind im Text ohne Klammer hochgestellt und stehen ohne Zwischenraum hinter dem Interpunktionszeichen. Beispiel: Wie wir sehen,¹ funktioniert das einwandfrei.²
- c) Die Endnotenziffern sind in den Anmerkungen am Ende des Beitrages ebenfalls hochgestellt. Es folgt ein Leerzeichen. Jede Anmerkung beginnt in der Regel mit einem Großbuchstaben und endet mit einem Punkt. Beispiel: ² Freundliche Mitteilung von Frau Weber.

Literaturzitate:

- a) Autoren und Herausgebernamen (Hrsg.): Nachnamen und (soweit bekannt) Vornamen ausschreiben, danach „Doppelpunkt“ setzen.
- b) Titel der Monographie oder Artikel ohne Abkürzung ausschreiben. Bei Aufsätzen danach „Punkt“ In: Zeitschrift/Reihe/Katalog (nicht abkürzen!).
- c) Bei Monographien und Katalogen Erscheinungsort und -jahr in Klammern. Bei Zeitschriften Bandzählung, anschließend „Komma“, Leerzeichen und Erscheinungsjahr.
- d) Seitenzahlen mit „Komma“ anschließen.
- e) Danach Hinweise auf Abbildungen (Abb.) oder Tafeln (Taf.). Beispiel: Hinn, Friedrich: Als noch viele Fluren bewaldet waren. In: Herbolzheimer Blätter 3, 1995, 18–23. Abb. 2.
- f) Insbesondere bei Bänden mit thematischem Schwerpunkt werden häufig zitierte Werke abgekürzt, um den Anmerkungsapparat zu straffen: Nachname, Leerzeichen, Jahr. Beispiel: Hinn 1995.
- g) Diese Titel sind als Literaturliste am Ende des Beitrags aufzuführen.

Für die Inhalte der Beiträge und Rezensionen sind ausschließlich die Autorinnen und Autoren verantwortlich. Bitte Originale im eingeschriebenen Brief an die Redaktion, ansonsten kann keine Haftung übernommen werden.

Beiträge für unser Jahrbuch „Die Ortenau“ sind bis spätestens 1. April jeweils an die Schriftleitung zu richten. Bitte nur druckfertige Originalbeiträge! Über die Annahme und den Zeitpunkt der Veröffentlichung eines Beitrages entscheidet die Redaktion, gegebenenfalls in Absprache mit dem Vorstand oder einem Gutachter. Der Abdruck aus der „Ortenau“ ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet, die sich alle Rechte vorbehält. Für unverlangte Manuskripte und Besprechungsstücke kann keine Haftung übernommen werden. Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt. Besprechungsstücke sind ebenfalls an die Schriftleitung zu senden.

Die Verfasser erhalten 10 Autorenexemplare ihrer Beiträge unberechnet.

Bestellungen auf noch lieferbare Jahrbücher nimmt die Geschäftsleitung (Postfach 15 69, 77605 Offenburg) entgegen, soweit noch Exemplare vorhanden sind.

Damit unsere Jahresbände, aber auch andere für unsere Vereinsbibliothek wertvolle Literatur aus Nachlässen verstorbener Mitglieder nicht verlorengehen, bitten wir die betreuenden Erben, sich mit unserer Geschäftsstelle in Verbindung zu setzen. Wir könnten dann auch den zahlreichen Wünschen auf Lieferung früherer Jahrbücher besser nachkommen.

Laut Beschluss der Jahresversammlung 2001 beträgt der Jahresbeitrag derzeit:

18,- EUR für natürliche Personen und Schulen

26,- EUR für juristische Personen und Körperschaften

Spenden sind erwünscht und werden dankbar angenommen. Entsprechende Zuwendungsbestätigungen kann der Verein seit 1.1.2000 selbst ausstellen.

Der Historische Verein für Mittelbaden e.V. ist nach dem Freistellungsbescheid des Finanzamtes Offenburg vom 15. Juli 2004 nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 KStG von der Körperschaftsteuer befreit, weil er ausschließlich und unmittelbar steuerbegünstigten gemeinnützigen Zwecken im Sinne der §§ 51 ff. AO dient.

Die Mitglieder der Mitgliedergruppen entrichten den Jahresbeitrag an deren Rechner, die Mitglieder der überregionalen Mitgliedergruppe (die also keiner Mitgliedergruppe angehören) überweisen auf die Konten des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. (Volksbank Offenburg: Nr. 6 295 509, BLZ 664 900 00, Sparkasse Offenburg/Ortenau: Nr. 00-361 618, BLZ 664 500 50).